Aus dem Liebesleben Napoleon I.

Roman von E. M. Oettinger.

Reich illustriert.

Biblioteka Sejmu Śląskiego

Berlin-Schöneberg
Verlagsanstalt Minerva G. m. b. H.

MICHAŁ LITYŃSKI

28494
II
Lityńska Katowice 18.8.33
cena 2 zł.
x-63324
28494 II
Biblioteka Śląska
Biblioteka Sejmu Śląskiego

Gräfin Kielmannsegge

Erstes Kapitel.

Am 16. September des Jahres 1776 herrschte am kurfürstlichen Hofe zu Dresden große, peinlich auffallende Unruhe. Vom Oberhofmarschall, Karl Friedrich von Schönberg auf und zu Maxen, bis herab zum Hausmarschall, Peter August von Schönberg auf und zu Neusalz, rannte der vielköpfige und dennoch größtenteils kopflose Schwarm der Hofschranzen in den vielen Gängen und Vorzimmern der kurfürstlichen Residenz unruhig hin und her. Der Hofmarschall, Otto Christian von Schönberg auf und zu Bornitz, kratzte sich abwechselnd mit der Rechten die weingerötete Nasenspitze und mit der Linken seine ziemlich umfangreichen Ohren, während er sich diplomatisch leise und vorsichtig mit dem General-Postmeister, Geheimen Rate und Ritter des Danebrog-Ordens, Adam Rudolph von Schönberg, unterhielt, welcher kurz vorher den kurfürstlichen Befehl erhalten hatte, ungesäumt im Schlosse zu erscheinen. Der Ober-Kammerherr, Graf Ludwig Siegfried Vitzthum von Eckstädt, Ritter des kaiserlich-russischen Sanct Andreas-Ordens, hielt den Kämmerer und Günstling des Kurfürsten, den wirklichen Geheimen Rat und Ritter des toscanischen Sanct Stephan-Ordens, Grafen Camillo Marcolini, an einem der unzählig vielen Knöpfe seiner krebsroten Uniform fest und goß einen wahren Platzregen heimlich geflüsterter Worte in das aufmerksam gespitzte, trichterartig geformte Gehörsorgan des schlauen Italieners, der von der Spitze seiner weißgepuderten Perücke bis herab zur Sohle seiner mit silbernen Schnallen geschmückten Schuhe ganz Ohr war. Der Ober-Stallmeister

Graf Heinrich Gottlieb von Lindenau, wirklicher Geheimer Rat und Ritter des russischen Sanct Alexander-Newsky-Kreuzes, der Oberhofjägermeister Karl Sigismund von Schirnding, der Ober-Küchenmeister Melchior Heinrich von Breitenbauch, der Reisemarschall und Kammerherr Graf Johann Caspar Gottlieb von Rex, und der Directeur des plaisirs Friedrich August von Koenig standen sprachlos wie versteinerte Götzenbilder und erwarteten, wie die Anderen, in sichtbarer Aufregung die Ankunft des Beichtvaters Seiner kurfürstlichen Hoheit, des von Gottes Gnaden regierenden Kurfürsten Friedrich August von Sachsen. Dieser Beichtvater gehörte dem Orden Jesu an und hieß Reverendus Dominus Pater Franciscus Herz.

Eine halbe Stunde vorher war dem kurz zuvor neuernannten Hauptmanne der Schweizer-Garde, Freiherrn Johann Joseph von Forell, der Befehl erteilt worden, sämtliche Ein- und Ausgänge des Schlosses und vorzugsweise die Türen der von der Kurfürstin-Mutter bewohnten Gemächer zu besetzen, Niemand hinaus- und keinen Andern einzulassen, als den R. D. P. Franciscus Herz, der, beiläufig erwähnt, schon länger als zwanzig Minuten vergeblich auf sich warten ließ.

Während dieser Zeit hatte die Unruhe, die sich im Innern des Schlosses kundgab, auch außerhalb desselben raschen Wiederhall gefunden. An der katholischen Hofkirche, in der Schloß- und Sophien-Straße hatten sich dichte Gruppen neugieriger Spießbürger gebildet, die — weil sie sämtliche Eingänge des Schlosses durch die schon damals nicht sehr beliebten Rotröcke besetzt sahen — auf die abenteuerlichsten Mutmaßungen gerieten, sich Geschichten der unglaublichsten Art ins Ohr raunten und ungeduldig der Dinge harrten, die nun geschehen sollten.

Der Kurfürst selbst, der sechsundzwanzigjährige Sohn und Nachfolger seines am 17. Dezember 1763 heimgegangenen Vaters Friedrich Christian und der kurbayerschen Prinzessin Maria Antonia Walpurgis, saß, umgeben von seinem Rate, der aus den sieben Konferenz-Ministern: Rupert Florian von Wessenberg Freiherrn von Ampringen, Ritter des polnischen weißen Adler-Ordens, seinem Bruder Philipp Carl,

Ritter des kurpfälzischen Löwen-Ordens, Hieronymus Friedrich von Stammer, Landvogt der Ober-Lausitz, Friedrich Ludwig von Wurmb, Kommandeur des k. k. Sanct Joseph-Ordens, dem Grafen Andreas von Riaucourt, dem Freiherrn Christian Gotthelf von Gutschmid und dem Grafen Adolph Heinrich von Schönberg bestand. Diese Herren wurden vom Volke der Rat der bösen Sieben genannt.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß unter dem früher aufgezählten Schwarme von Hof-Chargen sich nicht weniger als Vier aus dem Geschlechte derer von Schönberg befanden. Man hieß sie das vierblätterige Kleeblatt.

Jeder dieser Herren von Schönberg (sie stammen alle aus Meißen her) hatte die ziemlich abgeschmackte Angewohnheit, sich mit seiner Abkunft von jenem Nikolaus von Schönberg zu brüsten, welcher — geboren am 23. August 1472 — einziger Sohn des kursächsischen Rats und Hofmarschalls Dietrich von Schönberg — auf der Universität Pisa studiert hatte und dort, durch die Predigten des hochgelahrten Dominikaner-Mönchs Girolamo Savonarola zum Katholizismus bekehrt, in dem Dominikaner-Orden des Klosters San Marco in Florenz aufgenommen worden war. Bald darauf hatte er den Kummer gehabt, seinen Lehrer und Bekehrer Savonarola, der den sittenlosen Lebenswandel Alexanders VI., gebührend an den Pranger gestellt und dessen schamlosen Umgang mit der römischen Buhlerin Rosa Vanozza rücksichtslos gebrandmarkt hatte, dafür in's Gefängnis geworfen, dort auf die Folter gespannt und auf Befehl jenes Papstes zum Feuertode verdammt zu sehen, welche Strafe an Savonarola auf dem öffentlichen Markte zu Florenz am 23. März 1498 vollzogen ward. Niemand war darüber untröstlicher gewesen, als sein dankbarer Freund und Schüler, Nikolaus von Schönberg, welcher blutige Tränen vergoß, als der durch römisches Gold erkaufte Pöbel die ehrwürdige Asche des auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannten Märtyrers jauchzend in die Arno warf. — Acht Jahre nach dem Tode Savonarola's wurde Nikolaus von Schönberg zum Prior seines Klosters, bald darauf zum Provinzial seines Ordens

in Jerusalem und 1508 zum General-Prokurator der Dominikaner am römischen Hofe erwählt. Bei Papst Julius II., dem Nachfolger des dritten Pius, wie bei Leo X., dem Nachfolger des zweiten Pius, stand er wegen seiner Klugheit und Gelehrsamkeit in so hohem Ansehen, daß letzterer ihn zum Erzbischofe von Capua erhob. — Später bekleidete er das Amt eines päpstlichen Nuntius am Hofe zu Madrid und in Ungarn. Von Clemens VII. wurde er an König Franz I. nach Paris geschickt, um zwischen diesem und Kaiser Karl V. den Frieden zu vermitteln. In Folge dieser Sendung hatte Nikolaus von Schönberg das Unglück gehabt, auf Befehl des altchristlichen Königs von Frankreich und Navarra in Avignon verhaftet und dann erst in Freiheit gesetzt zu werden, als im Jahre 1529 der sogenannte Damenfriede von Cambray zu Stande kam, auf welchem nun auch Monsignore Schönberg als Abgesandter des heiligen Vaters erschien. — Nach dem am 25. September 1534 erfolgten Ableben Seiner Heiligkeit Clemens VII. waren für unsern deutschen Landsmann die Chancen so günstig gewesen, daß dessen Erwählung zum Papste und Statthalter Christi so zu sagen nur an einem Haare hing. — Nachdem Paul III. den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte, beeilte er sich, seinen Freund und Ratgeber, Nikolaus von Schönberg, — im Jahre 1535 — zum Kardinal zu ernennen. Als solcher starb unser Landsmann zu Rom am 9. September 1537, im fünfundsechzigsten Jahre seines vielbewegten Lebens, und hinterließ den Ruf eines ebenso gewandten Staatsmanns wie ausgezeichneten Kanzelredners.

Sothaner Kardinal war der Stolz und die Freude derer von Schönberg, die sich in jeder Pore geschmeichelt fühlten, daß einer ihrer Vorfahren Freund und Ratgeber so vieler Päpste und selbst nahe daran gewesen war, auch *sein* Haupt mit der Tiara geschmückt zu sehen. Leute, die kein eigenes Verdienst haben, pflegen sich um so eifriger mit jenem ihrer Urahnen zu schmücken, und so geschah es auch hier, daß jeder der vier Herren von Schönberg im Hofstaate des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen bei jedem Anlasse zu sagen pflegte, daß einer der ihrigen *Kardinal*,

und daß ein anderer ihrer Vorfahren, Heinrich Graf von Schönberg, der sich später Schomberg genannt, zur Zeit Ludwigs XIII. Marschall von Frankreich und Gouverneur von Languedoc gewesen war.

Während dieser kurzen, durchaus nicht unwichtigen Abschweifung vom eigentlichen Laufe unserer Erzählung hat sich im kurfürstlichen Schlosse der ehrwürdige, mit profaner Ungeduld erwartete Beichtvater Friedrich Augusts endlich eingefunden und sich, schweißtriefend, nach dem Konferenzsaale begeben, um der Einladung Seiner kurfürstlichen Hoheit pflichtschuldigst nachzukommen.

„Wir haben Euch rufen lassen, ehrwürdiger Vater," begann der Kurfürst, der inmitten der Räte seines Kabinetts auf einem grünsamtenen mit dem goldgeschmückten Wappen Kursachsens gezierten Lehnstuhle saß, „um auch Eure Meinung zu vernehmen über einen seltenen, vielleicht noch niemals dagewesenen Fall, der Unser kurfürstliches Gewissen dermaßen beunruhigt, daß es Uns schier an Mut gebricht, Euch diesen unerhörten Fall mitzuteilen."

„Ich bitte und beschwöre Ew. kurfürstliche Hoheit im Namen unseres glorreichen Heilands und Erlösers, mir nichts von allem, was Euer erlauchtes Gewissen molestieret, verschweigen zu wollen."

„Dann höret aufmerksam zu, ehrwürdiger Vater," fuhr Friedrich August fort. „Ihr kennt Unsere hochverehrte Frau Mutter . . ."

„Ich kenne und verehre sie als eines der hellleuchtendsten Vorbilder aller christlichen Tugenden und weiblichen Vollkommenheiten," unterbrach ihn R. D. P. Franciscus Herz, sich demütig verneigend.

„Wir ersuchen Euch, frommer Vater, Uns nicht zu unterbrechen, weil Wir sonst leicht aus dem Konzepte kommen. Wo also waren Wir stehen geblieben?" fragte der heute mehr als jemals zerstreute Kurfürst seinen Ministerrat.

„Bei Höchstdero durchlauchtigsten Frau Mutter," antworteten gleichzeitig die sieben Konferenz-Minister, die in ihren mit langen Locken reichgezierten Staatsperücken und ihren mit buntfarbigen Ordensbändern ausstaffierten Staats-

kleidern den chinesischen Pagoden in der Meißner Porzellan-Fabrik auffallend ähnlich sahen.

„Ganz recht, bei Unserer Frau Mutter," wiederholte der Kurfürst. „Könnt Ihr wohl glauben, ehrwürdiger Vater, daß Unsere durchlauchtigste Frau Mutter, die ehr- und tugendsame Witwe Unseres, seit dreizehn Jahren im Schooße Gottes ruhenden Herrn Vaters, daß die Frau Kurfürstin Maria Antonia Walpurgis, die Ihr soeben ein Musterbild aller christlichen Tugenden und weiblichen Vollkommenheiten genannt habt, daß Unsere durchlauchtigste Frau Mutter — Uns schaudert die Haut, es aussprechen zu müssen! -- eine Hochverräterin ist?" fragte Friedrich August und riß dabei gleichzeitig Mund und Augen dergestalt auf, als ob er seinen Beichtvater, welchem er nicht allzusehr zu trauen schien, mit Gürtel und Kutte, mit Haut und Haaren verschlingen wollte.

„Durchlauchtigster Herr Kurfürst," entgegnete der jesuitische Fuchs mit lammfrommer Miene, „das, was ich soeben aus Höchstdero Munde vernommen habe, klingt — verzeiht mir gnädigst meine kindliche Offenherzigkeit! — dermaßen fabelhaft, daß ich, mit Eurer kurfürstlichen Permission, unmöglich daran glauben kann."

„Und dennoch ist es wirklich wahr!" beteuerte der Kurfürst. „Unsere durchlauchtigste Frau Mutter — fast scheuen Wir Uns, es zu wiederholen — hat sich des Verbrechens des Hochverrates gegen ihren in Gott ruhenden Herrn und Gemahl, gleichwie gegen Uns, den erstgeborenen, ihrer in rechtmäßiger Ehe erzeugten Söhne schuldig gemacht."

„Und wodurch?" wagte Pater Franciscus Herz mit anscheinend großer Gemütsruhe zu fragen.

„Dadurch, daß sie einen ihrer vertrautesten Vertrauten, den Schloßhauptmann Unserer Schweizergarde, den Marchese Pietro Alvise d'Agdolo, den Freund und Ratgeber Unseres Oheims und frühern Vormundes, des Prinzen Xaver, vor ungefähr sechs Monaten, hinter Unserm kurfürstlichen Rücken, ohne Unser Wissen und Wollen, zum Reichstage nach Regensburg geschickt hatte mit dem geheimen Auftrage, dort in ihrem und des Prinzen Xaver Namen die beispiellos frevelhafte Erklärung abzugeben, daß Wir, Friedrich August, von

Gottes Gnaden Kurfürst von Sachsen und Vikar des heiligen römischen Reichs, keineswegs — staunet und entsetzt Euch, frommer Vater! — ihr rechtmäßiger ehelicher Sohn, sondern — o Schmach über Schmach! — ein ihr unrechtmäßig untergeschobenes Kind armer bürgerlicher Eltern sind."

„Kurfürstliche Hoheit," unterbrach ihn der Jesuit, „auch dies klingt unglaublich . . ."

„Ist aber leider trotzdem wahr!" beteuerte der Kurfürst, der darüber hochentrüstet war.

„Und was haben Ew. kurfürstliche Hoheit in Folge dessen huldreichst zu beschließen beschlossen?" fragte R. D. P. Franciscus Herz.

„In Bezug auf den elenden Abenteurer, der sich, undankbar und nichtswürdig über alle Maßen, zu dieser hochverräterischen Sendung und verleumderischen Anklage wider Uns bereitwillig hergegeben, haben Wir in Huld und Gnaden verfügt, ihn einstweilen als Unsern Gefangenen nach der Festung Königstein abführen und allda so lange sitzen zu lassen, bis er, durch Hunger und Durst mürbe gemacht, alles eingestehen wird, was Unsere durchlauchtigste Frau Mutter ihm in Bezug auf die wahrscheinlich nur von ihm ersonnene Kabale, in bezug auf Uns und Unsere jüngeren Brüder Karl und Anton aufzutragen für gut befunden hat. Wir hoffen, ehrwürdiger Vater, daß Ihr diesen Akt der Gerechtigkeit, der vor einer Stunde an dem sogenannten Marchese d'Agdolo auf Unsern Befehl vollzogen worden ist, vollständig billigen und zweifelsohne gutheißen werdet."

„Was nicht mehr als gesetzlich ist," fügte der schlaue Jesuit hinzu.

„Jetzt aber," fuhr der kurfürstliche Ankläger fort, „befragen Wir schließlich auch Euch um Rat, wie Unsere durchlauchtigste Frau Mutter für den beispiellosen Frevel, den sie sich Unserm hochseligen Vater und Uns gegenüber hochverräterisch zu schulden kommen ließ, zu bestrafen sei?"

„Kurfürstliche Hoheit," entgegnete der Schüler Loyolas, „es kann unmöglich im Bereiche der Pflichten Eures demütigen Beichtvaters liegen, Euch zu raten, wie sich in solchem, nirgends vorhergesehenen Falle ein Sohn seiner Mutter gegen-

über zu verhalten habe. Wozu, kurfürstliche Hoheit, habt Ihr Eure Minister? Und warum geruht Ihr nicht, lieber sie als mich um Rat zu befragen?"

„Ihren Rat haben Wir bereits vernommen . . ."

„Und wozu, kurfürstliche Hoheit, raten sie?"

„Sie sind fast einstimmig der Ansicht gewesen, daß Wir vollständig befugt und berechtigt sind, Unsere durchlauchtigste Frau Mutter, trotz aller kindlichen Liebe und trotz allen Gehorsams, den Wir ihr schuldig zu sein glauben, gerichtlich zur Verantwortung ziehen und sie von rechtswegen bestrafen zu lassen dafür, daß sie Uns, den ältesten ihrer Söhne, zu einem untergeschobenen Kinde bürgerlichen Ursprungs zu erniedrigen, Uns dadurch Unsere Rechte auf den fernern ungestörten Besitz des väterlichen Thrones streitig zu machen wagt und an Unserer Stelle ihren Lieblingssohn — Unsern Bruder Karl — als eigentlich rechtmäßigen Erben der kurfürstlichen Krone anerkannt wissen will. Dies alles, ehrwürdiger Vater, ist ein heilloser Skandal, wie er vielleicht noch an keinem andern Hofe bisher vorgekommen sein mag, ein unerhörter Fall, daß eine Mutter ihren rechtmäßigen Sohn zu verleugnen und ihn zu Gunsten seines jüngern Bruders als bürgerlichen Findling hinzustellen sich erkühnt. Ich frage Euch jetzt auf Ehre und Gewissen, ob nicht auch Ihr, frommer Vater, die Ansicht und den Rat Unserer hier versammelten Minister teilt, daß dieser beispiellose Hochverrat von rechtswegen, eben so streng wie jedem Andern gegenüber, auch Unserer Mutter gegenüber gebührend zu bestrafen ist?"

„Kurfürstliche Hoheit," erwiederte Pater Franciscus Herz, „leider bin ich zu wenig Rechtskenner, um diese höchst verwickelte und darum äußerst schwierige Frage auch nur einigermaßen richtig beantworten zu können. Mögen Eure hochweisen Räte Euer gutes Herz, Euer kindliches Gemüt zu gesetzlicher Strenge antreiben, ich aber, Euer demütiger Beichtvater, muß Euch im Namen Gottes und des Heilands zu christlicher Milde ermahnen und Euch im Interesse Eures Seelenheiles kniefällig bitten und beschwören, gerade in diesem Falle Gnade vor Recht ergehen zu lassen und, falls Eure durchlauchtigste Frau Mutter sich — was ich aber noch keines-

wegs zugebe — wirklich an Euch so schwer versündigt haben sollte, ihr lieber hochherzig verzeihen, als sie lieblos bestrafen zu wollen."

„Und was meint nun Ihr dazu?" fragte Friedrich August, welcher unentschlossen hin und her zu schwanken schien, den Rat der bösen Sieben.

Die Herren Minister geruhten zu schweigen.

„Glaubt Ihr Herren da, Wir bezahlen Euch dafür, daß Ihr, wenn Wir Euren Rat verlangen, einstimmig das Maul halten sollt?" rief der über ihr Schweigen mit vollem Rechte aufgebrachte Kurfürst. „Wir fragen Euch in Gegenwart Unsers Beichtvaters zum letzten Male, ob Wir unserer Mutter verzeihen oder ihr den Prozeß machen sollen?"

„Wir stimmen für Verzeihung," rieten Rupert Florian und Karl Philipp von Wessenberg.

„Wir stimmen für Bestrafung," riefen die Andern.

„Und ratet Ihr Uns, ehrwürdiger Vater," fragte Friedrich August, der bereits milder als kurz vorher gestimmt zu sein schien, „daß auch in so außergewöhnlichem Falle das Los des Schuldigen wie in gewöhnlichen Fällen durch Stimmenmehrheit entschieden werde?"

„Kurfürstliche Hoheit," entgegnete der schlaue Beichtvater mit echt jesuitischer Sophistik, „die Mehrzahl des Menschengeschlechts im allgemeinen, wie jeder Versammlung im einzelnen betrachtet, hat, wie tausendjährige Erfahrung uns belehret, weniger gesunden Menschenverstand, weniger Geist und Urteilskraft, als jenes kleine Häuflein Auserwählter, aus welchen, hier wie überall, jetzt wie zu allen Zeiten die Minderzahl des Ganzen zu bestehen pflegt. Aus diesem und keinem andern Grunde gehört meine demütige Wenigkeit zu denen, die in den meisten Fällen dieses trügerischen Lebens mit der Majorität zu stimmen gewöhnt sind."

„Ihr habt nicht unrecht, frommer Vater! Auch Uns, Ihr Herren, drängt Unser kindliches Gemüt, Uns diesmal ausnahmsweise dem milden Urteile der Minderzahl Unseres Ministerrats anzuschließen und, dem Winke der Milde nachgebend, Unserer durchlauchtigsten Frau Mutter, wie schwer sie auch gegen Uns gefehlt haben mag, in Huld und Gnaden

zu verzeihen und nur Jenen exemplarisch zu bestrafen, welcher nach Unserm Dafürhalten der eigentliche Urheber und Anstifter dieser abscheulichen Intrigue ist und der als Hochverräter sondergleichen nach Unserer Ansicht keine mildere Strafe als lebenslängliches Gefängnis verdient."

„Mit ihm macht, was Euch beliebt," sagte der Jesuit.

„Und seid auch Ihr mit der Strafe, die Wir dem treulosen Hochverräter Agdolo zugedacht haben, einverstanden?"

„Ja!" antworteten einstimmig fast alle, bis auf die beiden Herren von Wessenberg, welche diese Frage zu verneinen wagten.

Diesmal aber geruhte Seine kurfürstliche Hoheit, sich, vielleicht nur abwechslungshalber, dem strengen Urteile der Mehrzahl seiner bösen Sieben anzuschließen.

„Die Sitzung, Ihr Herren, ist nun aufgehoben," erklärte Friedrich August. „Ihr alle werdet — nur allzudeutlich sieht man's Euren Mienen an — Hunger und wohl gar auch einigen Durst verspüren. Und darum geht in Gottes Namen! Freiherr Rupert von Wessenberg," fuhr er fort, „Euch geben Wir hiermit die Weisung, dem Freiherrn von Forell in Unserm Namen den Befehl zu erteilen, seine Wachtposten schleunigst zurückzuziehen, dieweil es Unser kurfürstlicher Wille ist, daß von jetzt an weder der Austritt aus Unserm Schlosse, noch der Eintritt in dasselbe keinem Unserer lieben und getreuen Untertanen fernerhin verwehrt sein soll."

Die sieben Minister, begleitet von dem Beichtvater, verließen gebückt und geräuschlos den Konferenzsaal und gleich darauf das Schloß.

Die Wachen aber wurden ungesäumt zurückgezogen. Die maulaffende Menge ging ruhig auseinander; die sieben Herren Minister verfügten sich teilweise zu Fuß, teilweise zu Wagen, in ihre Wohnungen. Nur der ehrwürdige Pater Franciscus Herz — er war der letzte, welcher das Schloß verließ — begab sich ... das Wohin wird man später erfahren.

Zweites Kapitel.

Der sogenannte Marchese Pietro Alvise d'Agdolo, den man auf eigenmächtigen Befehl des Kurfürsten zwei Stunden zuvor in seiner Wohnung festgenommen und als Hochverräter unverhört nach der Veste Königstein abgeführt hatte, war der einzige Sohn eines kursächsischen, bei der Republik Venedig beglaubigten Residenten, welcher, bürgerlichen Ursprungs, Agostino Giorgio Agdolo hieß und in Venedig nebenbei auch Handelsgeschäfte mit Deutschland und der Levante betrieb. Die Frau dieses Venezianers soll nach der Aussage einiger, welche sie in ihrer Jugend gekannt haben wollen, eine der saubersten Hetären der frivolen Markusstadt, nach der Behauptung anderer aber (was ziemlich auf eins hinausgeht) als fünftes Rad an einem der unzählig vielen Ballettkarren, welche ganz Italien durchziehen, unter dem Spitznamen der „schwarzen Marietta" bekannt, wegen ihres mehr als leichtsinnigen Lebenswandels ziemlich anrüchig, aber nach ihrer Verheiratung mit Agostino Agdolo — wie dies bisweilen zu geschehen pflegt — sehr tugendsam, ja sogar fromm geworden sein.

Der Sohn dieser frommen Mutter, geboren zu Venedig um das Jahr 1732, war frühzeitig nach Sachsen gekommen und hier während des siebenjährigen Krieges als Freiwilliger in ein sächsisches Ulanen-Regiment eingetreten, dessen Kommandant der damalige Obrist Adam Burkhardt Christoph von Schiebell gewesen war, welcher sich des jungen Italieners freundlichst angenommen und ihn auffallend protegiert haben soll.

Agdolo, welcher bald Gelegenheit gefunden hatte, sich im Kriege durch Mut und Tapferkeit auszuzeichnen, war rasch zum Leutnant vorgerückt und in einer der vielen Schlachten damaliger Zeit so stark verwundet worden, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit den Abschied nahm und sich in Dresden niederließ.

Ein Jahr darauf (1761) erschien daselbst ein blutiges Pasquill, dessen Inhalt großes Aufsehen erregte, weil der anonyme Verfasser mit juvenalischer Laune und martialischer Schärfe gegen die Ausschweifungen der vornehmsten Damen des Hofes der regierenden Kurfürstin Maria Antonia Walpurgis aufgetreten war und mehr als einen Namen der hohen Gesellschaft mit beispielloser Rücksichtslosigkeit gebrandmarkt hatte.

Zu diesen Gebrandmarkten gehörte vor allen Andern auch Louise Amalie Gräfin Rutowska. Diese Dame, geboren zu Warschau am 3. März 1722, war eine Tochter des polnischen Fürsten Jacob Alexander Lubomirski und der sächsischen Gräfin Friederike Charlotte Vitzthum von Eckstädt, deren Vater, Graf Friedrich, Ober-Kammerherr und Geheimer Kabinetts-Minister König Augusts des Starken von Polen und Kurfürsten von Sachsen gewesen war. Prinzessin Louise Amalie Lubomirski hatte sich, siebzehn Jahre alt, am 4. Juni 1739 mit dem Grafen Friedrich Rutowski vermählt. Ihr Gemahl — geboren zu Dresden am 19. Juni 1702 — war eines der 354 unehelichen Kinder, welche August der Starke mit seinen zahllosen Maitressen und diesen Sohn mit der schönen Fatime, der später sogenannten Frau von Spiegel, huldreichst zu erzeugen geruht hatte. — Die junge Gräfin Rutowska, in deren Adern das polnische Blut ihres Vaters und die deutsche Liebessehnsucht ihrer Mutter floß, hatte schon vor ihrer Verheiratung eine ziemlich lange Reihe geheimnisvoller Abenteuer gehabt, durch welche sie frühzeitig genug in jenen Ruf zweideutiger Galanterie gekommen war, den sie bis ans Ende ihres Lebens genoß.

Der namenlose Autor jener oben erwähnten Schmähschrift hatte vorzugsweise über Gräfin Rutowska allerhand Dinge erzählt, die so empörender Natur waren, daß die Be-

leidigte im ersten Aufglühen ihres Zornes, im gerechten Unwillen ihrer tiefverletzten Eitelkeit, ihm blutige Rache gelobt hatte.

Jeder, welcher jemals das unaussprechliche Glück gehabt hat, das „urgemütliche" Dresden etwas mehr als blos oberflächlich kennen gelernt zu haben, wird sehr leicht begreifen, wie sehr es sich damals den Kopf zerbrach, um herauszubringen, wer der Verfasser jenes unverschämten Pasquills sei, das bald nach seinem Erscheinen von der hochlöblichen, für den guten Ruf der kurfürstlichen Hofdamen wohl nicht mit Unrecht ängstlich besorgten Polizei konfisziert worden war.

Man hatte hin und her geraten und war endlich darin übereingekommen, daß der Verfasser jenes schamlosen Pasquills kein anderer als der durch seine zahllosen Liebesabenteuer, durch die Masse seiner unbezahlten Schulden wie durch seine sprichwörtlich gewordene Keckheit berüchtigte Ex-Leutnant Agdolo sei, der sich eines schönen Tags aus eigener Machtvollkommenheit in den Adelstand erhoben und seitdem Marchese d'Agdolo genannt hatte.

Auch Gräfin Rutowska, die in jenem Pasquill am schlimmsten weggekommen, war endlich so fest überzeugt davon gewesen, daß sie eines Abends bei Hofe in Gegenwart vieler anderen, nicht minder boshaft angegriffenen Hofdamen — unter diesen hatte sich auch die Gemahlin des Hausmarschalls Peter August von Schönberg befunden — ganz unverholen geäußert haben soll:

„Wenn der Ex-Leutnant Agdolo die Frechheit haben sollte, mich noch fernerhin wie bisher zu besuchen, dann würde ich mich genötigt sehen, ihn durch meine Dienerschaft zur Treppe hinunterwerfen, durch meinen Schweizer ohrfeigen und durch meinen Läufer verdientermaßen durchprügeln zu lassen."

Nachdem der Ex-Leutnant Agdolo — Don Juan und Taugenichts erster Klasse — jene Ausbrüche des hochgräflichen Ingrimms erfahren hatte, war er vor seinen Spiegel getreten, hatte sich trällernd sein schwarzgelocktes Haar gekämmt und hohnlachend zu sich selbst gesagt: „Warte nur,

kleine Gräfin! Jene Drohungen sollen Dir teuer zu stehen kommen."

Und Agdolo war ein Mann, der in solchen und ähnlichen Fällen, in denen es nicht darauf ankam, Spiel- oder andere Schulden zu bezahlen, in der Regel Wort zu halten pflegte.

Und auch diesmal hielt er Wort. Denn nachdem die grundgütige Vorsehung am 10. März 1764 — drei Jahre nach dem Erscheinen jener Schmähschrift — den längst gehegten Wunsch der galanten Gräfin huldreich erfüllt und sie nach fünfundzwanzigjähriger, beiderseits unglücklichen Ehe zur Witwe gemacht hatte, erinnerte sie sich ihres Gelübdes und übte an dem Beleidiger ihrer sogenannten Ehre die blutigste Rache dadurch aus, daß sie sich, kaum fünf Monate nach dem unbeweinten Heimgange ihres gichtbrüchigen Gemahls, mit dem Ex-Leutnant und sogenannten Marchese d'Agdolo heimlich vermählte, was ihr, wie dieser ihr vorausgesagt, sehr teuer zu stehen kam, da sie sich schon acht Tage nach der Trauung genötigt sah, die kolossalen Schulden ihres geheimen Gemahls bei Heller und Pfennig bezahlen zu müssen. Die Trauung selbst war unter dem Schutze der Kurfürstin-Witwe, in deren Kapelle und im Beisein des Jesuiten-Paters Guarini am 9. August 1764 vollzogen worden.

Kaum vermählt, hatte Marchese d'Agdolo, der sich nun im Besitze der dazu nötigen Geldmittel sah, eine Menge neuer, mehr oder minder kostspieliger Liebschaften angeknüpft, zu welchen auch sein ziemlich offenkundiges Verhältnis mit der blühend-jungen Witwe eines uralten, unlängst verstorbenen Geheimen Rats, mit der ältesten Tochter des Geheimen Kammerrats von Ferber, mit der jüngsten Schwester des Referendars Friedrich Adolph von Burgsdorf und mit der italienischen Opernsängerin Signora Teresa Albuzzi-Todeschini gehörte, welche noch kurze Zeit vorher eine der beiden Gunstdamen des allmächtigen, am 28. Oktober 1763 gestorbenen Premier-Ministers Grafen Heinrich Brühl gewesen war. Aber auch dafür hatte seine ihm heimlich angetraute Frau sich, ihrem Charakter getreu, blutig gerächt dadurch, daß auch sie ihrerseits fortfuhr, eine ziem-

lich beträchtliche Anzahl mehr oder minder kostspieliger Liaisons hinter dem Rücken ihres in diesem Punkte ziemlich duldsamen Gemahls fortzuspinnen.

Im Jahre 1769 war Marchese d'Agdolo nach Paris geeilt, um sich dort dem Gefolge des Prinzen Xaver anzuschließen, welcher — ein Sohn König Augusts III. — von 1763 bis 1768 während der Minderjährigkeit des Kurfürsten Friedrich August der Administrator Kursachsens gewesen und, weil er sich mit seinem Neffen überworfen hatte, unter dem Namen eines Grafen von der Lausitz nach Frankreich gegangen war. Hier hatte sich Agdolo durch seine allezeit bereite Dienstwilligkeit dem Prinzen so angenehm, nützlich und unentbehrlich zu machen gewußt, daß ihm — als er nach Dresden zurückkehrte — auf Empfehlung des Prinzen Xaver eine Offiziersstelle mit Hauptmannsrang in der Schweizer Garde zuteil ward.

Als solcher hatte Agdolo seinen frühern Lebenswandel fortgesetzt und allen Damen des Hofes, aber mit auffallender Bevorzugung der jungen bildhübschen Gemahlin des Hausmarschalls Peter August von Schönberg, den Hof gemacht, die sich auch ihrerseits für den hübschen Italiener in nicht geringem Grade zu interessieren schien, was ihr um so leichter werden mußte, als Frau von Schönberg — eine der anscheinend tugendhaftesten Frauen des Dresdner Hofes — die erbittertste Feindin der durchaus nicht prüden Witwe des Grafen Rutowski war.

Agdolo aber, dessen kühner Ehrgeiz ihn rastlos von Stufe zu Stufe trieb, hatte es endlich auch gewagt, sein sündiges Auge zu der Kurfürstin-Witwe zu erheben, die so herablassend gewesen war, sich die Huldigungen des schmucken Gardehauptmannes insoweit gefallen zu lassen, daß sie ihn endlich in die Zahl ihrer Vertrauten aufzunehmen geruhte.

Maria Antonia Walpurgis, älteste Tochter des bayerschen Kurfürsten und nachmaligen deutschen Kaisers Karl VII. — geboren zu München am 18. Juli 1724 — hatte sich am 20. Juni 1747 mit dem sächsischen Kronprinzen und spätern Kurfürsten Friedrich Christian vermählt und mit demselben

im Laufe ihrer sechzehnjährigen Ehe vier Söhne und zwei Töchter gezeugt.

Der älteste dieser Söhne war Friedrich August, der, geboren am 23. Dezember 1750, unter Vormundschaft seines Oheims, des früher erwähnten Prinzen Xaver, succediert war, aber erst am 16. September 1768 selbständig die Regierung übernommen und sich vier Monate später, am 17. Januar 1769 mit der Prinzessin Maria Amalie Auguste, ältesten Tochter des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, vermählt hatte.

Aber bald nach seiner Verheiratung war zwischen der Gemahlin des Kurfürsten und ihrer Schwiegermutter ein Zerwürfnis eingetreten, das, von Jahr zu Jahr zunehmend, um jene Zeit, in welcher unser Roman beginnt, seinen Gipfelpunkt erreicht hatte.

Infolge dieses Zerwürfnisses war bald auch zwischen Sohn und Mutter eine Erkaltung eingetreten, die sich nach und nach bis zum Hasse gesteigert hatte. Die Kurfürstin-Witwe, die in dem Rufe stand, eine der gelehrtesten Frauen ihrer Zeit zu sein, schien darauf so eitel zu sein, daß in ihren Augen die junge Kurfürstin eine große Ignorantin war, welcher sie dies bei jeder Gelegenheit deutlich genug zu verstehen gab.

Maria Antonia Walpurgis war in der Tat eine vielseitig gebildete, in allen Sphären der Künste und Wissenschaften gut bewanderte Fürstin, ein wahrer Phönix unter den Prinzessinnen ihrer Zeit. Sie besaß eine ungewöhnlich große Begabung für Musik, Poesie und Malerei. In ihrer Vaterstadt München hatte sie Unterricht beim Kapellmeister Giovanni Ferrandini, später in Dresden bei dem kurfürstlichen Kapellmeister Johann Adolph Hasse, bei Johann Gottlieb Naumann und bei dem Hoforganisten Giovanni Antonio Ristori genossen. Sie sang und spielte die Laute. Sie glänzte als Dichterin und Komponistin. Die beiden Hauptwerke, durch welche sie sich einen musikalischen Ruf in ganz Europa errungen, waren zwei nach den Vorbildern Metastasios und Hasses in italienischer Sprache und in italienischem Stile gedichtete Opern, von denen die eine „Talestri, Regina delle

Amazone", die andere „Il Trionfo della fedeltà" hieß. Außerdem hatte sie eine Menge von Canzonetten und Liedern gleichzeitig gedichtet und in Musik gesetzt. — Als Dichterin Friedrich Auguſt. Ihr alle werdet — nur allzudeutlich sieht trat sie auch in französischer Sprache in den „Sentimens d'une ame pénitente sur le psaume miserere" und in den „Principes de morale chretienne" auf. Letztere hatte sie ihrem Sohne, dem Prinzen Anton, in die Feder diktiert. Metastasio's „Demetrius", von ihr ins Französische übersetzt, wurde 1751 am Hofe zu Dresden von Dilettanten aufgeführt. — Die Verdienste, welche sie sich um die italienische Poesie erworben, waren dadurch belohnt worden, daß die gelehrte Gesellschaft der Arcadier zu Rom sie im Jahre 1747 unter dem Namen Ermelinda Talea, Pastorella Arcada, in die glänzende Reihe ihrer Mitglieder aufgenommen hatte.

Ihr kurfürstlicher Gemahl, Friedrich Christian, welcher schon sieben Jahre zuvor in den Schoß der Arcadier aufgenommen war, hieß als solcher „Lusatius Argireus". Außerdem war sie auch Ehrenmitglied der kurpfälzischen Akademie zu Mannheim.

Friedrich der Große, welcher sie zu Dresden im Jahre 1756 kennen gelernt, hatte sie einen Tag nach dem Friedensschlusse zu Hubertusburg am 16. März 1763 im Schloß Moritzburg wiedergesehen. Sechs Jahre später, nachdem sie Kurfürstin geworden war, besuchte sie ihn in Potsdam, wo sie von ihm vielfach ausgezeichnet ward. Seit jener Zeit unterhielten beide einen Briefwechsel, der vom 27. April 1763 bis zum 28. Dezember 1779 wenige Monate vor ihrem Tode währte.

Die Kurfürstin-Witwe, die nichts so sehr als Aufwand liebte, und „deren immer offene Hand vielleicht mißbraucht worden war," hatte sich durch ihre Großmut nach und nach eine gewaltige Schuldenlast aufgebürdet. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie außer den von ihr mitgebrachten Diamanten, deren Wert auf vier Millionen Taler abgeschätzt worden war, eine bare Summe von 500 000 Talern und außerdem das in den Ehepakten festgesetzte Witwengehalt von 60 000 Talern erhalten. Aber weil sie damit nicht aus-

gekommen war, hatte sie ihren kurfürstlichen Sohn so lange gedrängt, bis letzterer trotz seines Geizes sich endlich doch genötigt sah, 1769 das jährliche Wittum seiner über alle Maßen verschwenderischen Mutter auf 130 000 Taler zu erhöhen. Da jedoch auch diese Summe nicht hinreichend gewesen war, alle Bedürfnisse dieser prachtliebenden Fürstin zu bestreiten, hatte sie sich gezwungen gesehen, während einer ihrer Reisen durch Italien ihren Diamantenschmuck in Genua für 800 000 Taler zu verpfänden. Im Jahre 1775 war dieser Schmuck zwar wieder eingelöst, aber bald darauf in Rom — gegen geringern Zinsfuß — aufs neue versetzt worden.

Der von ihren Gläubigern immer mehr und mehr gedrängten Kurfürstin-Witwe blieb endlich kein anderer Ausweg als der: sich an die Großmut ihres Sohnes zu wenden und ihn um Bezahlung ihrer Schuldenmasse zu bitten. Da aber Friedrich August, der, wie gesagt, ein großer Knicker war, das Gesuch seiner Mutter kurz und bündig ein für alle Mal abgeschlagen hatte, war ihr von Agdolo, der ihr ganzes Vertrauen besaß, geraten worden, dem Kurfürsten als Entschädigung für die Bezahlung ihrer Schulden die Abtretung ihres Familienschmucks anzubieten. Weil aber der Kurfürst auch darauf nicht eingegangen war, hatte sich ihre Abneigung gegen ihn bis zu dem Grade gesteigert, daß sie, aufgestachelt durch die boshaften Einflüsterungen Agdolos und ihres Kammerzahlmeisters, des kurbayerschen Legationsrates Xaver Heewald, wie auch auf wiederholtes Anraten des mißvergnügten und deshalb nach Frankreich ausgewanderten Ex-Administrators, des Prinzen Xaver, sich endlich bereit finden ließ, auf die von jenen Drei gemeinschaftlich ersonnene Intrigue einzugehen und erstern zu Anfange des Jahres 1776 mit der bewußten Erklärung auf den Reichstag nach Regensburg abzuschicken.

Die Folge davon war, daß der sogenannte Marchese d'Agdolo wenige Tage nach seiner Rückkehr von Regensburg, auf speziellen Befehl des Kurfürsten, am Morgen des 16. Dezember 1776 durch den Geheimen Rat Freiherrn Adolph Alexander von Zehmen und durch den diensthabenden General-Adjutanten, General-Major Adam Burkhardt

Christoph von Schiebell — Agdolos frühern Vorgesetzten und Beschützer — in seiner Wohnung verhaftet und — nachdem sie sich aller seiner Papiere bemächtigt und dieselben, fünffach versiegelt, ungesäumt dem Kurfürsten überschickt hatten — unter starker Bedeckung nach der Veste Königstein abgeführt wurde.

Abends vorher war Agdolo, wie gewöhnlich, bei der Hausmarschallin von Schönberg gewesen und hatte ihr diesmal auf so ungestüme Weise den Hof gemacht, daß sie ihn mehr als einmal bei der Ehre ihres Gemahls, dessen Rückkehr aus Pillnitz sie jeden Augenblick erwartete, bitten und beschwören mußte, ihre Grundsätze nicht länger auf so harte Probe zu stellen und sie augenblicklich zu verlassen. Nachdem aber der kecke Abenteurer immer zudringlicher geworden war und sie zuletzt kniefällig beschworen hatte, dem aufrichtigen Flehen seiner Liebe huldreich Gehör zu schenken, war sie doch so schwach gewesen, seinen stürmischen Bitten und der Drohung, sich — falls sie ihn auch diesmal nicht erhören würde — vor ihren Augen zu erschießen, endlich nachzugeben und gestattete ihm, bei ihr zu bleiben bis zur Rückkehr ihres Gatten, der unglücklicherweise erst am andern Morgen im Gefolge des Kurfürsten von Pillnitz zurückkam.

Es scheint uns hier am rechten Orte, die Leser mit den Lebensverhältnissen dieser Dame etwas näher bekannt zu machen.

Die Gemahlin des Hausmarschalls Peter August von Schönberg hieß Charlotte Dorothea und war (geboren am 5. Januar 1743) die einzige Tochter des kursächsischen Kammerherrn Karl Gotthelf Grafen von Hoym auf und zu Güteborn. Mehr schön als geistreich, mehr prüde als tugendhaft, hatte sich Komtesse Charlotte Dorothea von Hoym in ihrem einundzwanzigsten Jahre (am 19. August 1764) gegen ihre Neigung mit dem um zwanzig Jahre ältern, in jeder Beziehung uninteressanten, stark bornierten, aber schon damals reichbegüterten Hausmarschall Peter August von Schönberg auf und zu Neusalz vermählt und sich seit dieser Zeit in dem von keiner Seite angetasteten Rufe einer der

fleckenlosesten Damen des damaligen Hofstaates behauptet. Frau von Schönberg hatte zwar eine Masse von Anbetern gehabt, aber keinem von allen war es eingefallen, sich der kleinsten Gunstbezeugung zu rühmen. Und aus diesem Grunde galt die Frau Hausmarschallin in der Stadt wie bei Hofe für eine Tugend von reinstem Wasser.

Wir kehren nun zu Agdolo zurück.

Am 20. September — vier Tage nach seiner Gefangennehmung — wurden die Herren von Zehmen und Schiebell als kurfürstliche Kommissarien nach Königstein geschickt, um dem daselbst verhafteten Ex-Hauptmann der Schweizer-Garde ein vom Kurfürsten eigenhändig abgefaßtes und versiegeltes Schreiben zu überbringen. Eine Stunde später nahmen beide Herren die in ihrer Gegenwart aufgesetzte und dann gleichfalls versiegelte Antwort Agdolos in Empfang und eilten damit ungesäumt nach Pillnitz zurück.

Nachdem Agdolo einige Wochen in einem der düstersten Kerker auf dem Königsteine zugebracht hatte, steigerte sich, wie unsere gutunterrichtete Quelle erzählt, durch den Einfluß der dortigen rauhen Bergluft ein bei ihm schon längst vorhandenes Brustleiden zu einem gefahrdrohenden Bluthusten. Infolgedessen wurde der Gefangene auf Befehl des Kurfürsten, (der — beiläufig erwähnt — beim Durchlesen jenes Antwortschreibens in Tränen ausgebrochen sein soll) nach Pirna gebracht und blieb daselbst, von einem Offizier, drei Korporalen und sechs Artillerie-Soldaten bewacht, bis zum 21. April 1777, an welchem Tage er wieder nach dem Königsteine zurückgebracht ward.

Während dieser Zeit befand sich die Kurfürstin-Witwe bei ihren Verwandten in München. „Von Zeit zu Zeit, berichtet unser Gewährsmann, wurde ihre Ankunft in Dresden angekündigt, aber immer wieder auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, bis endlich niemand mehr an ihre Rückkehr glaubte. Da langte kurz vor dem 21. Dezember 1777 die Nachricht an, daß sie an diesem Tage in Dresden eintreffen werde. Ernstes Andringen des mit Innehaltung ihres Wittums drohenden Kurfürsten, verbunden mit beruhigenden

Zusicherungen inbetreff ihrer Stellung in Dresden, sollen ihrer Rückkehr vorausgegangen sein."

Die Gräfin Rutowska, Agdolos geheime Gemahlin, welcher allerdings viel daran gelegen war, ihren Gatten als ein Opfer der Kurfürstin darzustellen, versicherte, sie selbst habe einen an Agdolo gerichteten (jedenfalls älteren) Brief der Kurfürstin gelesen, welcher die Worte enthalten habe: „sie hoffe, ihr Haus in Padua bald vollendet zu sehen; dann wolle sie von dem ihr verhaßten Sachsen und von ihrem Sohne, den sie auch nicht liebe, für immer Abschied nehmen." Aber dessenungeachtet blieb die Kurfürstin-Witwe in Dresden.

Wir kehren zum R. D. P. Franciscus Herz zurück.

Nach dem Schlusse jener im vorhergehenden Kapitel beschriebenen Sitzung hatte sich der Beichtvater des Kurfürsten geraden Weges in die Behausung seiner geheimnisvollen Flamme begeben. Sie hieß Maria Anna Gozza und war die „vorgegebene" Ehefrau des in dieser Hofkabale mitverwickelten, schon früher erwähnten Kammerzahlmeisters und Legationsrats Xaver Heewald, der vier Monate nach Agdolos Gefangennehmung (am 26. Januar 1777) in Begleitung seiner angeblichen Frau gleichfalls nach dem Königstein gebracht, am 9. März 1778 aber wieder entlassen und in Bautzen interniert wurde.

Drittes Kapitel.

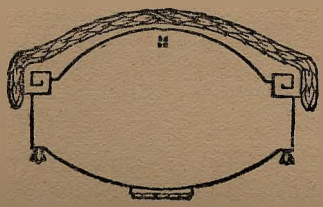
Am 8. Mai 1777 — kaum acht Monate nach der Verhaftung des sogenannten Marchese Pietro Alvise d'Agdolo — wurde die Hausmarschallin Charlotte Dorothea von Schönberg, geborene Gräfin von Hoym, damals vierunddreißig Jahre alt, zur freudigen Ueberraschung ihres äußerst gutmütigen, aber maßlos beschränkten Herrn Gemahls und zu nicht geringem Erstaunen derer drei andern Herren von Schönberg von einem etwas allzufrühzeitig in die Welt geeilten, übrigens kerngesunden, wohlgeformten, schwarzäugigen (der chor papa hatte wasserblaue Augen) und schwarzhaarigen Töchterlein entbunden, das in der acht Tage darauf im Schlosse zu Neusalz vollzogenen Taufe die Vornamen „Auguste Charlotte" erhielt.

Die drei Taufzeugen waren der Herr Ober-Hofmarschall Karl Friedrich von Schönberg auf und zu Maxen, der Herr Hofmarschall Otto Christian von Schönberg auf und zu Bornitz und der General-Postmeister Adam Rudolph von Schönberg.

„Schade," sagte der letzte zum erstgenannten, „daß dieses voreilige Mägdlein kein Knabe ist; vielleicht wäre dann aus ihm auch so ein Kardinal wie unser Vorfahr Nikolaus von Schönberg, oder auch so ein tapferer Haudegen wie weiland Marschall Heinrich von Schönberg geworden."

„Auch aus dem Mädchen kann etwas werden," meinte der Hofmarschall Otto Christian, der sich wieder abwechselnd mit der Rechten seine Nasenspitze und mit der Linken das Ohr kratzte.

Sechs Wochen nach der Entbindung der Frau Hausmarschallin von Schönberg erhielt die überaus glückliche Mutter von ihrem durch dies unerwartet schnell eingetretene Familienereignis nicht minder hochbeglückten, tiefentzückten Herrn Gemahl als Zeichen dankbarer Anerkennung einen nagelneuen, höchst prachtvollen, mit ihrem bunten Wappenschilde geschmückten, freilich erst halbbezahlten Staatswagen, in welchem sie zum ersten Male nach der evangelischen Hofkirche fuhr, um dort am Altare des gemeinschaftlichen Vaters aller sterblichen Menschenkinder inbrünstig zu danken für das Geschenk des wunderlieblichen, zusehends gedeihenden Töchterleins **Auguste Charlotte von Schönberg.**



Biblioteka Śląska

Viertes Kapitel.

Man begleite uns jetzt nach dem Königstein.

Diese zwei Stunden hinter Pirna und dem Sonnenstein am rechten Elbufer gelegene Bergveste, die von einem 1400 Fuß hohen, auf drei Seiten senkrecht aufsteigenden Felsen mit drohend ernster Miene auf uns herniederblickt und die man nur auf der vierten Seite auf einem ziemlich steilen Wege Apareille genannt — ersteigen kann, ist Sachsens Tower, Bastille und Spielberg.

In derselben Gefängniszelle, in welcher ein halbes Jahrhundert früher dem „Goldmacher" und Schwindler von Klettenberg das Todesurteil verkündet worden war, saß jetzt der Exhauptmann Agdolo, der — ein nicht geringerer Abenteuerer — sich hier einzig und allein mit der Auffindung einer Kabbala beschäftigte, mit deren Hilfe er, sobald er die Freiheit wiedergewönne, alle Spielbanken Europas zu sprengen gesonnen war.

Agdolo saß hier bereits neun volle Monate, ohne trotz der angestrengtesten Berechnungen jene emsig gesuchte Kabbala entdeckt zu haben.

Am 30. Juni des Jahres 1777 war es eben Nacht geworden, als Marchese d'Agdolo, seit frühem Morgen mit der Auffindung jenes Geheimnisses beschäftigt, beim kargen Scheine seiner Lampe die knarrende Tür seiner Zelle aufgehen hörte und eine vom Scheitel bis zur Schuhsohle in dunkle Schleier gehüllte Frauengestalt still und geräuschlos wie ein unheimliches Gespenst in sein Gefängnis eintreten sah.

„Wer seid Ihr?" fragte der Gefangene, der sich trotz des Schreckens, welcher sich seiner bemächtigt hatte, einen gewissen Anschein von Beherztheit zu geben verstand.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Marquis," erwiderte die Unbekannte mit absichtlich verstellter Stimme. „Eine hochgestellte Dame, die an Ihrem Schicksale aufrichtigen Anteil nimmt, hat alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel erlaubter und unerlaubter Ueberredungs- und Bestechungskunst in Bewegung gesetzt, um mir, der Vertrauten aller ihrer Geheimnisse, die Tore, Türen und Riegel Ihres Kerkers zu öffnen und in ihrem Namen Ihnen mitzuteilen, daß sie fest entschlossen ist, alles, was im Bereiche ihrer Macht liegt, aufzubieten, um Sie sobald als möglich entweder durch List oder nötigenfalls durch Gewalt aus den Banden Ihrer Gefangenschaft zu befreien."

„Bevor ich ein Wort von dem allen, was Sie mir soeben gesagt haben, glauben darf, muß ich Sie bitten, mir zu sagen, wer Sie sind, wie Sie heißen?"

„Mein Name muß ein Geheimnis bleiben, das Sie um keinen Preis der Welt erfahren dürfen. Vorläufig habe ich keinen andern Auftrag als den: Sie im Namen jener Dame, die Ihnen herzlich zugetan ist (diese Worte betonte die Unbekannte mit einem auffallend gerührten Ausdruck) inständig zu bitten, sich bis zum Augenblicke Ihrer Befreiung in Geduld zu fassen und, falls Sie wider Erwarten endlich doch verhört werden sollten, nicht das Geringste von dem, was nur Ihnen allein bekannt ist, einzugestehen . . ."

„Wie aber, wenn ich's dennoch täte?"

„Dann würden Sie rettungslos verloren sein! Und darum beschwöre ich Sie im Auftrage jener Dame, die Sie über alles liebt, keine Person, sie heiße wie sie wolle, durch eines Ihrer Geständnisse zu kompromittieren. Nur unter der Voraussetzung, daß Sie ihr unverbrüchliche Verschwiegenheit geloben, will sie keinen Schritt unversucht lassen, um Sie aus Ihrem Kerker zu befreien und Ihre Flucht aus Sachsen auf jede erdenkliche Weise zu begünstigen."

„Wie aber, Madame, wenn ich nicht fliehen mag und um jeden Preis in Sachsen bleiben will?"

„Dann wäre Ihnen nicht zu helfen; dann würden Sie bis ans Ende Ihrer Tage als Gefangener, lebendig tot, hier auf dem Königsteine begraben bleiben."

„Sagen Sie Ihrer Dame, daß ich es vorziehe, hier lieber lebenslänglich eingesperrt zu sein, als feige, wie ein Dieb die Flucht zu ergreifen. Ich will, ich muß verhört werden!"

„Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß weder der Kurfürst noch jene Dame dies jemals zugeben werden."

„Ich will doch sehen," entgegnete Agdolo in drohendem Tone, „ob es am Hofe von Dresden noch einen Schatten von Gerechtigkeit gibt, und ob es möglich ist, daß hier zu Lande jemand ohne Verhör zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilt werden darf."

„Im Namen jener Dame, die es mit Ihnen gut und ehrlich meint, habe ich Sie wohlwollend gewarnt. Tun Sie nun, was Sie wollen!"

„Sagen Sie Ihrer Auftraggeberin, daß Marchese d'Agdolo fest entschlossen ist, alles zu gestehen, was inbezug auf gewisse Personen und Dinge nur er allein wissen kann. Sagen Sie Ihrer Dame, daß ich nicht großmütig oder einfältig genug bin, um als ein Opfer ihrer Rache zu fallen. Der Kurfürst soll alles, alles erfahren."

„Ich warne Sie zum letzten Male!"

„Und ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ich unbeugsam fest entschlossen bin, den Schleier gewisser Geheimnisse ohne Rücksicht auf Namen und auf Stand zu lüften."

„Dann, Marquis, sind Sie rettungslos verloren! Ich gehe und kehre niemals wieder," sagte die geheimnisvolle Erscheinung und verschwand geräuschlos wie ein Schattenbild.

Agdolo war wieder allein mit sich. Er warf sich auf sein Strohlager und dachte mit halbgeschlossenen Augen über diese Erscheinung und über den Inhalt alles dessen nach, was er aus ihrem Munde vernommen hatte. Aber trotz allen Hin- und Herdenkens konnte er nur zu allerhand Vermutungen und Zweifeln, aber zu keiner Art von Gewißheit gelangen, wer dieser nächtliche Besuch und wer jene Dame sei, in deren Auftrage dieser Besuch bei ihm gespensterartig eingetreten

und spurlos verschwunden war. Vermutungen hatte er allerdings, aber keine von allen war dazu angetan, das undurchdringliche Dunkel dieser Erscheinung aufzuklären. Wäre es die Kurfürstin-Witwe selbst gewesen, so würde er sie trotz aller Schleier an ihren Manieren, vor allem am Dialekte ihres Vaterlandes, sofort erkannt haben. Oder sollte es nur eine ihrer Hofdamen gewesen sein? Letzteres erschien ihm wahrscheinlicher als ersteres; aber trotz allen Nachdenkens vermochte er nicht zu erraten, welche von deren Hofdamen es gewesen sei, die sich zu dieser Sendung habe gebrauchen lassen. Er dachte der Reihe nach an alle und zuletzt auch an die Hausmarschallin von Schönberg, an die er, obgleich er noch am Vorabende seiner Verhaftung so wahnsinnig in sie verliebt zu sein schien, seit jener Zeit nicht mehr gedacht hatte, weil er in seinem Gefängnisse mit nichts anderm, als der Auffindung der bewußten Kabbala beschäftigt war.

Am andern Morgen wandte sich Agdolo schriftlich an den Kurfürsten mit der Meldung dessen, was sich nachts zuvor in seiner Zelle ereignet hatte, und mit dem untertänigst wiederholten Gesuche, ihn endlich nach neunmonatlicher Gefangenschaft entweder verhören oder in Freiheit setzen zu lassen.

Der Gefangene wartete einen ganzen Monat. Er erhielt keinen Schatten von Antwort und geriet darüber so außer sich, daß er seine Spielkarten auf die Erde warf und mit dem Kopfe unter lauten Verwünschungen aller Art an die Mauer seines Kerkers rannte. Wozu half aber diese ohnmächtiger Wut? Er blieb unverhört gefangen wie bisher.

Unterdessen hatten sich bei Hofe und in gewissen Kreisen der Stadt inbezug auf jenen nächtlichen, durch Agdolos Meldung bekannt gewordenen Besuch vier verschiedenartige Gerüchte als unverbürgte Vermutungen verbreitet. Nach einem dieser sich heimlich zugeflüsterten on dit sollte jene schwarzverschleierte Dame, die auf so unerklärbare Weise Einlaß in dessen Kerker gefunden hatte, keine andere als die Kurfürstin-Witwe, nach einem zweiten Gerüchte aber nur deren Vertraute, die ins Komplott mitverwickelte „vorgegebene" Ehefrau des Legationsrats Heewald, die heimliche Dulcinea

des jesuitischen Beichtvaters, gewesen sein, die zu derselben Zeit auf dem Königsteine gefangen saß. Eine dritte Vermutung glaubte aus besserer Quelle zu wissen, daß hinter jenem dichten Schleier die Gräfin Rutowska, die geheime Gemahlin des Gefangenen, versteckt gewesen sei. Nach einem vierten Gerüchte aber, welches sich die Miene gab, mehr als bloße Vermutung zu sein, war jene Dame, die im Auftrage einer andern — worunter man Maria Antonia Walpurgis verstand — als Warnerin erschienen, mit ziemlich positiver Gewißheit wohl keine andere gewesen, als die Hausmarschallin Charlotte Dorothea von Schönberg, die Mutter der sechs Wochen vorher in die Welt geeilten Auguste Thorlotte.

Jeder glaube davon, was ihm gefällt!

Fünftes Kapitel.

Am 6. Januar des Jahres 1779 wurde mit hoher kurfürstlicher Erlaubnis im Zwinger-Theater zu Dresden der erste Maskenball zur Einweihung des Karnevals abgehalten. Unter den zahlreichen Besuchern dieser äußerst glänzenden Maskerade befand sich auch der Herr Hausmarschall Peter August von Schönberg auf und zu Neusalz und dessen Gemahlin, die, auch darin ihrem Hange zur Prüderei nachgebend, in dem einfachen Kostüme einer römischen Vestalin erschienen war, während ihr höchst gutmütiger und äußerst leichtgläubiger Tölpel von Gemahl in der von Samt und Seide, Gold und Silber strotzenden Maske eines türkischen, mit drei Roßschweifen und einem Walde von Federn geschmückten Paschas auf- und abstolzierte.

Der einzige Spaßvogel, welcher in den ziemlich tristen Schwarm dieser Masken etwas Leben und Heiterkeit zu bringen versuchte, war der königlich preußische Kammerherr und Envoyé extraordinaire, Philipp Karl von Alvensleben, der im königlich preußischen Staatsgeruche stand, ein ebenso geistreicher als boshafter Spötter zu sein.

Er hatte seine diplomatische Haut in ein struppiges Bärenfell gesteckt und nahm sich in seiner Bärenhülle mehr Freiheit, als jede der andern Masken heraus. Mit einem Claquehute unter'm Arme und einer Lorgnette in der rechten Tatze wußte er sich mit Hilfe seiner beiden Ellbogen brummend Platz zu machen durch den dichten Maskenknäuel und von einem Ende des Saales bis zum andern durchzudringen, überall anstoßend, hier auf ehrwürdige Hühneraugen tretend,

dort liebäugelnd mit einer alten Kokette, die, als Frau Venus verkleidet, Jagd zu machen schien auf irgend einen wagehalsigen Tannhäuser, der so viel Mut und Selbstverleugnung besaß, sich durch ihren geschminkten Liebreiz in die Falle locken zu lassen.

Herr von Alvensleben, der unter allen Masken zuerst den Hausmarschall von Schönberg an der beträchtlichen Peripherie seines Schmerbauchs und an der Plumpheit seiner Elefantenfüße erkannt hatte, stürzte sich auf den Pascha mit drei Roßschweifen, hielt ihn mit der rechten Tatze an dem Ledergürtel fest und sagte zu ihm mit honigsüßer Freundlichkeit:

„Ich kenne Dich, meine schmucke Maske!"

„So?" fragte der Hausmarschall, welcher nicht erkannt zu werden wünschte. „Nun, Bärchen, wer bin ich denn?"

„Du bist Pascha von drei Roßschweifen."

„Guter Bär, das sieht jedes Kind!"

„Ich sehe aber außerdem noch einen vierten Roßschweif an Dir."

„Wo denn?" fragte Herr von Schönberg.

„Er hängt hinten auf Deinem Rücken. Gewiß hat Dir diesen Schweif da kein anderer als Dein braves Weibchen angeheftet, das derlei harmlose Spielereien sehr zu lieben scheint."

„Bär, was willst Du damit sagen?" fragte der empörte Pascha.

„Etwas, was Du leicht erraten kannst ... Dein Frauchen, dicke Exzellenz, ist zwar unausstehlich prüde, aber darum doch entsetzlich fromm und tugendhaft ..."

„Mir scheint, Du verkennst sowohl sie wie mich ..."

„Nein, nein, ich irre mich nicht," beteuerte der Bär.

„Nun, wer bin ich denn in Wirklichkeit?"

„Du bist eine dicke, windgefüllte Null, und Dein schmuckes Frauchen ist die Eins, welche aus der Null eine ziemlich respektable Zehn macht."

„Du bist ein grober, unverschämter Bär!" sagte der Pascha, der sich loszumachen versuchte.

„Ja, das bin ich, teure Exzellenz!" gestand der Bär, der ihn am Ledergurte wie einen Mops am Halsbande festzuhalten fortfuhr. „Und dennoch liebe ich Dich und meine es gut mit Dir. Und darum, bedauernswürdiger Pascha mit drei Roßschweifen, rate ich Dir, vor allem mehr auf Deine Stirn zu achten und nicht zuzugeben, daß der erste beste Abenteurer Dir ungestraft einen neuen Kopfputz aufsetzen darf."

„Du sprichst in Rätseln, guter Bär!" entgegnete der angstschwitzende Hausmarschall.

„Dein Frauchen kann sie Dir lösen," sagte der vierfüßige Diplomat, schlug mit seinem Claquehut etwas unsanft auf den Kürbisbauch Seiner Exzellenz und verschwand.

„Dieser Patron ist ein höchst impertinenter Bär oder, richtiger gesagt, dieser Bär ist ein bodenlos unverschämter Patron," monologisierte Herr von Schönberg, wischte sich mit dem Rücken seiner Linken den Angstschweiß von seiner federgeschmückten Stirn und verlor sich dann als Null in der Masse der Andern seinesgleichen.

Unterdessen hatte sich der diplomatische Bär auf seinen beiden Hintertatzen so leise als möglich in die Nähe der als keusche Priesterin der Göttin Vesta verkleideten Frau Hausmarschallin geschlichen und dann eine seiner beiden Vordertatzen behutsam auf die halb nackte Schulter der Vestalin niedergleiten lassen mit dem ihr leise ins Ohr gemurmelten Namen „Agdolo".

„Jesus, Maria und Joseph!" rief die Hausmarschallin, tief erschreckt sich umkehrend und den Bären erblickend, der mit zärtlich verzerrter Miene dicht hinter ihr stand. „Wie kommen denn Sie hierher?" wagte sie erstaunt zu fragen.

„Ich bin mit Gefahr meines Lebens meinem Käfig entsprungen, um endlich nach so ewig langer Zeit mein angebetetes Lamm wiederzusehen und es noch einmal, wie damals, an mein langsam verblutendes Herz zu drücken."

„Reden Sie nicht so laut, Marquis! Wie leicht könnten wir belauscht werden! Seien Sie doch etwas vorsichtiger und schonen Sie . . ."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach sie der

schlaue Bär und verschwand urplötzlich wie der Mond hinter Wolken.

„Wo mag er sein?" fragte Frau von Schönberg, ängstlich um sich blickend und bald darauf, um sich von ihrem Schrecken zu erholen, an ihrem mit Kölnischem Wasser gefüllten Flacon riechend. „O!" stöhnte sie, „hätte ich diesen Mann doch niemals kennen gelernt! Ich fürchte nichts so sehr, als seine Indiskretion," sagte die Hausmarschallin und suchte ihren Gatten auf, der in diesem Augenblick nicht zu finden war.

Er befand sich im Büffetzimmer und verschlang dort, wie ein auf Hungerkur gesetzter Vielfraß, verschiedene Eissorten und Kuchengattungen, als der königlich preußische Bär ihn von neuem ergatterte und mit den Worten ansprach:

„Soll ich Dir einen guten Rat geben?"

„Nun, Bär, was rätest Du mir?" fragte der eisschlürfende Pascha.

„Ich rate Dir, so schnell als möglich Dein junges Fräuchen aufzusuchen, das, als Colombine verkleidet, am Arme eines äußerst zärtlichen Harlekins soeben — die Götter mögen wissen, wohin? — verschwunden ist."

„Ist dies Wahrheit?" fragte der Hausmarschall.

„Auf Bärenwort!" beteuerte der Ankläger. „Und damit Du selbst, Exzellenz, Dich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen kannst, will ich Dir einen vernünftigen Vorschlag machen. Wir tauschen in einem der vielen Garderobezimmer — im Dunkeln, damit uns Niemand sehe! — unsere Masken. Du hüllst Dich in meine Bärenhaut, ich werfe mich in Deine Pascha-Uniform. Dann suchst Du in der völlig unverdächtigen Bärenmaske Dein braves Fräuchen auf und ertappst sie am Arme ihres Harlekins, den Du, wenns Dir beliebt, mit Deinen, oder, richtiger gesagt, mit meinen Tatzen zerfleischen kannst."

„Aber so viel ich weiß, teilnehmender Bär, ist meine Frau als Vestalin und keineswegs als Colombine hier."

„Vor einer Viertelstunde hat sie, vermutlich nur in der Absicht, von Dir nicht erkannt und gestört zu werden, auf Rat ihres äußerst schlauen Harlekins mit einer Vertrauten

Hofball.

desselben die Maske getauscht, und schäkert jetzt mit ihm als Colombine umher. Du hast keine Zeit zu verlieren, Exzellenz; es ist Gefahr im Verzuge, denn jener höchst gefährliche Harlekin, mit welchem sie verschwunden zu sein scheint, ist kein anderer, als .... rate einmal wer?"

„Etwa gar der Kurfürst?" fragte der Pascha, der durch diese höchst gewagte Vermutung sehr geschmeichelt zu sein schien.

„Du irrst Dich, meine teure Exzellenz! Jener Harlekin ist ... der Hauptmann Agdolo."

„Der gefangen auf dem Königsteine sitzt?" fragte Herr von Schönberg hocherstaunt.

„Und der heute Morgen aus seinem Kerker entsprungen ist, einzig und allein darum, um Dein braves Frauchen nach so langer Trennung endlich einmal wiederzusehen."

„Guter Bär, mich trifft der Schlag!" stöhnte der Hausmarschall, der zum ersten Male in seinem vertrauensvollen Leben eine Anwandlung höllischer Eifersucht empfand. „Sprich, wo ist das treulose Weib?" rief er, zornsprühend um sich blickend. „Wo finde ich meine Lotte, um ihr zu sagen, daß ich sie und ihn umbringen will?"

„Zuvor, teure Exzellenz, wollen wir unsere Anzüge wechseln und sodann die treulose Colombine gemeinschaftlich aufsuchen. Sie soll uns sicher nicht entgehen," sagte der hetzende Bär und zog den eifersuchtschnaubenden Pascha in eines der entlegensten Garderobezimmer.

Hier wechselten sie rasch und im Finstern, um, wie gesagt, nicht erkannt zu werden, ihre Masken und Larven und kehrten dann zur Aufsuchung der bewußten Colombine in den Saal zurück. Aber während der in einen Bären verwandelte Pascha stöhnend und schweißtriefend jeder wildfremden Colombine nachlief, die am Arme irgend eines Harlekins hing, eilte der königlich preußische Gesandte und Spaßvogel in die Garderobe zurück, streifte dort seine Pascha-Maske ab, hüllte sich in den ersten besten schwarzen Domino und kehrte schleunigst in den Saal zurück, um hier von neuem die bewußte Vestalin aufzusuchen. Nach einem Weilchen fand er sie.

„Madame," sagte er mit verstellter Stimme zu Frau von Schönberg, die sich von jenem Schreck erst teilweise erholt zu haben schien, „einer Ihrer treuesten Verehrer hat Sie mit vieler Mühe aufgesucht, um Sie pflichtschuldig zu warnen . . ."

„Mich zu warnen und vor wem?" fragte die Vestalin, deren Gewissen nicht ganz weiß und unbefleckt wie ihre Toga zu sein schien.

„Wissen Sie, anbetungswürdige Priesterin der keuschen Vesta, ahnen Sie, wer sich in diesem auf- und niederwogenden Maskenschwarme befindet? Nein! sagen Sie? Gut, Madame, dann sollen Sie es durch den treuesten Ihrer Diener erfahren. Einer Ihrer vielen Anbeter ist hier . . ."

„Wen meinen Sie?" fragte die Hausmarschallin.

„Wen anders als den Marchese d'Agdolo."

„Sie wissen also?" fragte die Vestalin.

„Ich weiß alles!" erwiderte der Domino. „Sehen Sie dort jenen stattlichen Bären? Dies, Madame, ist der treulose Hochverräter! Bemerken Sie gefälligst, mit welch' verliebtem Ungestüm er dort einer nicht mehr allzuschlanken Colombine nacheilt, die, gefallsüchtig über alle Maßen, am Arme ihres ziemlich steifen Harlekins sich hin- und herschaukelt? Erraten Sie, wer diese Colombine ist?"

„Nein!" entgegnete die neugierig gemachte und jetzt ebenfalls von Eifersucht angewandelte Frau von Schönberg, „aber gern möchte ich wissen, wer sie sein mag?"

Der Domino raunte ihr einen Namen ins Ohr. Die Vestalin erzitterte vor Schreck.

„Doch wer," fragte sie, „mag der sie begleitende Harlekin sein?"

„Allem Anscheine nach einer ihrer beiden Kammerherren, entweder Graf Johann Wilhelm Christoph von Stollberg-Roßla oder der Stallmeister Heinrich Erdmann von Röder, auf welchen der Herr Marquis nicht wenig eifersüchtig zu sein scheint, denn er verfolgt sie Schritt auf Schritt."

„Der treulose Bösewicht!" stöhnte die Hausmarschallin.

„Meinen Sie den Kammerherrn?" fragte der boshafte Domino.

„Nein, ich meine den nachschleichenden Bären."

„Ah, nun verstehe ich Sie, Madame! Sie fühlen sich mit vollem Rechte gekränkt, daß dieser beneidenswerte Agdolo außer Ihnen auch jener bewußten Colombine so eifrig den Hof zu machen sich erkühnt. Wir wollen, wenns Ihnen gefällig ist, jenen drei Masken nachschleichen, um, womöglich, deren Unterhaltung zu belauschen. Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?"

„Ich nehme ihn mit Vergnügen an," sagte die Hausmarschallin, sich in den Arm des dienstbereiten Dominos einhängend.

Unterdessen verfolgte der eifersüchtige Bär seine Colombine.

„Charlotte, Lotte, Lottchen!" rief der Hausmarschall fortwährend seiner vermeintlichen, auf Abwege geratenen Gemahlin nach.

Colombine aber hörte auf diesen Namen nicht. Unser Bär wurde dadurch immer unruhiger. Endlich verlor er seine ehemännische Geduld und rief ziemlich laut:

„Marquis! Marquis! Aber in des Teufels Namen," schrie er, den Harlekin rücklings attakierend, „hören Sie doch endlich einmal, Marquis Agdolo!"

„Herr, was wollen Sie von mir?" fragte der Harlekin, der sich wütend umgekehrt hatte.

„Wie, Marquis, Sie können noch fragen? Ich muß Sie inständigst bitten, den Arm meiner durch Sie unheilbar kompromittierten Frau augenblicklich loszulassen."

„Bär, was kümmert mich Ihre Frau? Ich kenne sie ebensowenig als Sie selbst und bitte Sie, mich und diese Dame hier, die Sie seit zehn Minuten unverschämt genug verfolgen, endlich in Ruhe zu lassen, falls Sie nicht absichtlich hier Krakehl suchen. Diese Dame, Bär, ist meine Braut!"

„Was, meine Frau ist Ihre Braut?" fragte der Bär, der aus Eifersucht fast aus der Haut oder, richtiger gesagt, aus dem Pergamente fuhr.

„Dieser Bär scheint verrückt zu sein!" meinte die ziemlich korpulente Colombine.

„Nein, Lottchen, das bin ich nicht," erklärte der Hausmarschall.

„Der Teufel, Herr, ist Ihre Lotte! Meine Braut kann unmöglich Ihre Frau sein. Nun aber lassen Sie uns ungeschoren!"

„Machen Sie, daß Sie endlich fortkommen, sonst rufen wir um Hilfe und lassen Sie von der Polizei augenblicklich arretieren," erklärte die höchst resolute Colombine.

„Aber ich bin ja Dein Mann!" winselte der Bär.

„Herr, ein verrückter Narr sind Sie!" schrie der wütend gemachte Harlekin und versetzte dem zudringlichen, auf zwar plumpen, aber dennoch schwachen Füßen stehenden Bären einen so kernigen Schlag auf die Herzgrube, daß er wie ein Mehlsack auf den Rücken fiel.

„Dies sind die Folgen seiner Untreue," sagte der Domino zur Vestalin, welche Zeugin dieses Falles war und sich schleunigst vom Schauplatz dieser Szene zurückzog. „Der treulose Bär ist jetzt genug bestraft," sagte die preußische Gesandtschaft zur kursächsischen Vestalin. „Lassen Sie ihn in Gottes Namen ruhig liegen. Marquis Agdolo ist, wie Sie sich genügend überzeugt haben, ein Verräter, der Ihrerseits nicht die geringste Berücksichtigung verdient."

„Und dennoch!" stöhnte die gerührte Vestalin.

„Lieben Sie ihn," ergänzte der Domino. „Das weiß so ziemlich ganz Dresden, mit Ausnahme Ihres grundgütigen Herrn Gemahls, der bis heute nicht die geringste Ahnung davon gehabt zu haben schien. Ich muß Sie nun auf einen Augenblick verlassen; doch verspreche ich, bald wieder bei Ihnen zu sein," sagte die Maske, verschwand wie ein Irrlicht und suchte jetzt wieder den von ihm gefoppten Bären auf.

Letzterer, der sich unterdessen mühsam emporgerichtet hatte, stand eben im Begriff, sich nach seiner glücklich überstandenen Niederlage ins stärkende Büffet zurückzuziehen, als der schwarze Domino auf ihn mit der ziemlich unverschämten Frage zutrat:

„Wissen Sie, Exzellenz, wo Ihre Frau ist?"

„Nein!" antwortete der in Schweiß aufgelöste Bär. „Aber wissen möchte ich wohl, wo sie stecken mag?"

„Ich will es Ihnen sagen, Exzellenz! Eben hat sie den Saal verlassen."

„Wie? Ohne mich und ganz allein?" fragte der bestürzte Hausmarschall.

„Allerdings hat sie jemand begleitet."

„Und wer ist dieser elende Jemand?" fragte der von neuem außer sich geratende Bär.

„Wer anders als der Marquis Agdolo!"

„Dem Schurken breche ich den Hals!" drohte der eifersüchtig gemachte Tor.

„Tun Sie dies!" riet der Domino. „Eilen Sie ihm augenblicklich nach. Ich bin überzeugt, daß Sie den Entführer Ihrer tugendhaften Frau vielleicht noch auf der Treppe einholen."

„Ich fürchte, meinen Verstand zu verlieren!" schrie der mystifizierte Bär, der bei dieser Besorgnis, bei Lichte betrachtet, eigentlich nur sehr wenig oder gar nichts zu riskieren hatte, und verließ hungrig wie ein Wolf und blutlechzend wie ein Tiger den Saal, um seiner Gemahlin nachzueilen, die hier ruhig zurückgeblieben war.

In demselben Augenblick kehrte der Domino zu ihr zurück.

„Arme, doppelt bedauernswürdige Vestalin!" sagte er zu ihr. „Ich habe Ihnen zwei Nachrichten mitzuteilen, von denen die eine Sie in nicht geringem Grade bestürzt machen wird. Wissen Sie, wo Ihr Gemahl ist?"

„Nein!" antwortete die Hausmarschallin ziemlich ruhig.

„Eben ist er nach Hause gefahren . . ."

„Wie, ohne mich und ganz allein?" fragte Frau von Schönberg.

„Allerdings, Madame, hat ihn Jemand begleitet . . ."

„Und wer, wenn ich fragen darf?"

„Eine kleine, schmucke, ganz allerliebste Fledermaus, die, wenn ich nicht falsch berichtet bin, eine der schönsten Choristinnen unserer italienischen Oper ist."

„Ich wünsche meinem Gemahle gute Unterhaltung!"

meinte die Vestalin. „Aber können Sie mir nicht sagen, ob noch Marquis Agdolo im Saale ist?"

„Marquis Agdolo — ich bitte Sie, nicht zu erschrecken — hat das Unglück gehabt, im Büffet, wo er die Larve abzunehmen gewagt, augenblicklich erkannt und gleich darauf nach der Hauptwache abgeführt zu werden. Eben hat sich die Nachricht verbreitet, daß er auf Befehl Seiner kurfürstlichen Hoheit noch heute Nacht nach dem Königstein zurückgebracht werden soll."

„Der arme Marquis dauert mich," gestand die teilnahmsvolle Hausmarschallin. „Aber was fange ich nun an, da mein Mann, wie Sie sagen, mit einer Fledermaus fortgeflogen ist und mich hier allein ohne Schutz und Equipage zurückgelassen hat?"

„Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten?" fragte der Domino.

„Sie sind zu gütig, mein Herr . . ."

„Erlauben Sie mir, Sie bis zu meinem Wagen begleiten zu dürfen?"

„Ich bitte darum," sagte die Vestalin.

Fünf Minuten später saß Frau von Schönberg im Wagen des preußischen Gesandten.

„Darf ich fragen, wem ich diese Freundlichkeit zu danken habe?"

„Ich bin," sagte der Domino nach kurzer Pause, „der k. k. österreichische Kämmerer und bevollmächtigte Minister Philipp Franz Freiherr Knebel von Katzenelnbogen, habe die Ehre, Ihnen gute Nacht zu wünschen und Sie inständigst zu bitten, mich ja nicht verraten zu wollen."

„Rechnen Sie, Herr Baron, auf meine Diskretion. Ich bin verschwiegen wie ein Kirchhof," sagte Frau von Schönberg, die nun allein nach Hause fuhr.

Der Gesandte lachte sich in's Fäustchen.

Am folgenden Morgen sprach halb Dresden von dem

Abenteuer des Herrn und der Frau von Schönberg, die frühzeitig genug zu der Einsicht gelangt waren, daß Jemand — aber keines von beiden ahnte wer? — sich den Scherz erlaubt hatte, sich auf Kosten des leichtgläubigen Ehepaares ein wenig lustig zu machen.

Zwei Tage später erschien nachfolgendes Spottgedicht:

„Auf dem großen Maskenfeste
Wogt im Licht- und Blumen-Meer
Bei Musik der Schwarm der Gäste
Kichernd, kosend hin und her.

Harlekin mit kecker Miene
Gaukelt wie ein Schmetterling
Um die holde Colombine,
Die schon manchen Gimpel fing.

Hinter den verliebten Fratzen
Schleicht ein eifersücht'ger Bär,
Der mit teuflisch-wilden Tatzen
Teilt der Masken buntes Heer.

Dieser Bär mit grimmer Miene
Ist der Gatte, der sich härmt,
Weil die junge Colombine
Still für einen Andern schwärmt.

Dieser And're steckt der Dame
Heimlich ein Billetchen zu:
Ort und Stunde, dann sein Name . . .
Fertig ist das Rendezvous.

Petz der Wilde schleicht zur Dame
Und entreißt den Zettel ihr;
Wütend ruft er: „O quel blâme!"
Sie eilt fort und er . . . bleibt hier.

Nimm den Mann Dir zum Exempel,
Sei als Bär selbst niemals roh:
Trage ruhig Deine Hörner;
Eifersucht ist — rococo!"

Wohl Jeder wird den Verfasser erraten.

Sechstes Kapitel.

Sechs Monate nach jener Maskerade — im Juli des Jahres 1779 — befand sich Frau Charlotte Dorothea von Schönberg in Gesellschaft ihres gichtkranken Gemahls im Bade zu Teplitz.

Um dieselbe Zeit befand sich dort der österreichische Gesandte, der schon im vorigen Kapitel erwähnte Freiherr Philipp Franz Knebel von Katzenelnbogen und dessen Gemahlin, durch welche er hier mit der Frau Hausmarschallin von Schönberg näher bekannt und in kurzer Zeit ziemlich befreundet worden war.

Eines Abends, als Frau von Schönberg am Arme des Freiherrn von Knebel und ihr Gemahl am Arme der Frau Gesandtin in den schwermütig stillen, und um diese Tageszeit melancholisch einsamen Baumgängen des Schloßgartens auf- und abwandelten, sagte die Frau Hausmarschallin zum Gesandten:

„Eigentlich, lieber Baron, sollte ich etwas böse auf Sie sein . . ."

„Und weshalb, meine Gnädige?" fragte Freiherr von Knebel.

„Weil Sie mich auf dem ersten Maskenballe des letzten Karnevals so boshaft geneckt haben . . ."

„Ich?" fragte der Gesandte hocherstaunt.

„Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie mir an jenem Abende Ihren Wagen geliehen?"

„Ich???" fragte Knebel, jetzt dreifach erstaunt.

„Spielen Sie nicht den Unschuldigen, Exzellenz!" sagte

Frau von Schönberg. „Ich habe Ihnen jenen harmlosen Scherz längst verziehen."

„Wie aber, meine Gnädige, wenn ich auf mein Ehrenwort versichere, daß Sie mir Unrecht tun, weil ich Ihnen beweisen kann, daß ich zur Zeit des diesjährigen Faschings gar nicht in Dresden, sondern in Wien gewesen war."

„In diesem Falle, Exzellenz, hat Gott weiß wer, Ihren Namen gemißbraucht und mich auf sehr unhöfliche Weise hinter's Licht geführt."

„Und wer mag dieser Elende gewesen sein?"

„Vermutlich wohl auch ein Diplomat, der besser als mancher Andere in die großen und kleinen Staatsgeheimnisse unseres Hofes eingeweiht zu sein schien. Er wußte mehr, als mir — unter uns gesagt! — lieb gewesen ist."

„Ei, haben denn auch Sie Geheimnisse?"

„Welche Frau, Exzellenz, hätte sie nicht?"

„Mir gegenüber sind Sie wenigstens aufrichtig . . ."

„Weil ich Vertrauen zu Ihrer Verschwiegenheit habe. — Sie sind gestern abend von einem Ausfluge, den Sie nach Schandau und der sächsischen Schweiz gemacht, zurückgekehrt. Wahrscheinlich haben Sie auch den Königstein besucht?"

„Allerdings, meine Gnädige!"

„Und gewiß haben Sie nicht versäumt, sich die Festung anzusehen?"

„Der Kommandant derselben war so freundlich gewesen, mir die Sehenswürdigkeiten zu zeigen."

„Haben Sie auch die Kasematten und die darin befindlichen Kerker der Staatsgefangenen besucht?"

„Der Kommandant war so gütig gewesen, mich von einer Zelle in die andere zu führen und mich gleichzeitig mit den Schicksalen seiner Gefangenen vertraut zu machen."

„Sitzt nicht auch ein Italiener dort, der, wenn ich nicht irre, Agdolo heißt?"

„Allerdings sitzt dort ein gewisser Agdolo, der Sie, gnädige Frau, sehr genau zu kennen scheint . . ."

„Mich?" fragte Frau von Schönberg mit allen Zeichen eines meisterhaft erheuchelten Erstaunens.

„Ei, warum erstaunen Sie, meine Gnädige? Glauben Sie vielleicht, ich wäre indiskret genug, etwas von Allem, was ich dort erfahren habe, jemals zu verraten? Ich bin verschwiegen wie ein Beichtstuhl."

„Dann, Exzellenz, erlaube ich mir die neugierige Frage, womit jener arme, beklagenswerte Mann, den ich allerdings, aber nur sehr oberflächlich gekannt habe, sich dort beschäftigt?"

„Er ahmt das Beispiel seines berüchtigten Landsmanns Jacob Casanova nach und beschäftigt sich seit kurzem mit der Ausarbeitung seiner Memoiren."

„Seiner Memoiren?" wiederholte Frau von Schönberg, die auffallend sich entfärbte.

„Diese Memoiren, meint der Kommandant, dem ich diese Mitteilung verdanke, versprechen in mehr als einer Beziehung höchst interessant zu werden, den Schleier vieler Hofgeheimnisse zu lüften und das rätselhafte Dunkel mancher Hofintrigue zu lichten."

„Das wäre schrecklich!" meinte Frau von Schönberg.

„Wie?" fragte der Diplomat, welcher die Miene annahm, von dem, was so ziemlich alle Welt wußte, vorher noch gar nichts gehört zu haben, in der Absicht, die ziemlich geschwätzige Frau von Schönberg über manches näher auszuforschen.

„Marchese Agdolo," fuhr die Hausmarschallin fort, „soll, wie wohl auch Ihnen bekannt sein wird, der vertraute Ratgeber der Kurfürstin-Witwe und als solcher in ein Staatsgeheimnis verwickelt sein, infolgedessen er als Gefangener nach dem Königstein gebracht worden war."

„Und wie denken Sie darüber?" forschte Herr von Knebel.

„Ich glaube, daß die Frau Kurfürstin-Witwe sowohl, als ihr seitdem nach Frankreich ausgewanderter Schwager, Prinz Xaver, allerdings die Absicht hatten, unserm gnädigsten Herrn und Kurfürsten, der ihnen seines Geizes wegen verhaßt ist, einen fatalen Streich zu spielen . . ."

„Ich erinnere mich, davon gehört zu haben. Doch, was halten Sie von dem bei jenem bewußten Komplott stark beteiligten Marchese d'Agdolo?"

„Ich glaube allerdings, daß er sich als Werkzeug ihrer Pläne gebrauchen ließ, finde aber dessenungeachtet, daß die Strafe, zu welcher man ihn unverhört verurteilt hat, eben so hart als ungerecht ist."

„Sie verteidigen jenen Mann mit so vieler Wärme, daß man sich wider Willen zu dem Glauben hingedrängt fühlt, annehmen zu müssen, daß Sie an dem Schicksale desselben einigen Anteil nehmen . . ."

„Er interessiert mich nicht weniger, aber auch nicht mehr, wie jeder Unglückliche, welcher sich als ein Opfer Anderer verurteilt sieht."

„Doch, weshalb mag Prinz Xaver nach Frankreich ausgewandert sein?"

„Meiner Ansicht nach ist dies hauptsächlich deshalb geschehen, weil sein Neffe, der Kurfürst Friedrich August, dessen morganatische Vermählung mit Signora Spinucci durchaus nicht gebilligt hatte und trotzdem auf Andringen seines Oheims genötigt gewesen war, dessen Concubine zur Gräfin von der Lausitz zu erheben. Prinz Xaver, der damals sehr verschuldet war, bestürmte seinen geizigen Neffen fortwährend mit Geldgesuchen, die ihm der Kurfürst abschlug. Agdolo, welcher, wie es hieß, Vermittler jener Mißheirat gewesen war, begleitete den Prinzen Xaver nach Paris und kehrte von dort erst dann nach Dresden zurück, als er auf Verwendung des Prinzen als Hauptmann der kurfürstlichen Schweizergarde angestellt ward."

„Sie scheinen von Allem außerordentlich gut unterrichtet zu sein . . ."

„Ich weiß dies alles aus Agdolos eigenem Munde," gestand die Hausmarschallin.

„Kannten Sie auch den Legationsrat Heewald?"

„Er war es gewesen, der den Hauptmann Agdolo bei uns eingeführt hatte."

„Und ist es wahr, was man sich in Bezug auf beide hinsichtlich des in Rom versetzt gewesenen Diamantenschmucks der Kurfürstin-Witwe erzählt?"

„Allerdings gibt es Leute, welche behaupten wollen, daß Agdolo im Verein mit Heewald jenen vom Kurfürsten

eingelösten Schmuck seiner Mutter unterschlagen haben soll, weshalb beide in den Gefängnislisten der Festung Königstein als „Räuber" eingetragen worden sind. Dies aber ist Lüge und Verleumdung. Aus leicht erklärbarer Scheu, den wahren Grund ihrer Verhaftung anzugeben, hatte man es vorgezogen, beide des Diamantenraubes anzuklagen. Heewald ist seitdem wieder in Freiheit gesetzt, der arme beklagenswerte d'Agdolo aber . . ."

„Wird, wie der Kommandant meint, wohl schwerlich jemals begnadigt werden."

„Dies glaube auch ich; doch um so härter und ungerechter bleibt — im Vertrauen gesagt! — die Bestrafung des Unglücklichen, weil er, trotz aller Bitten und Beschwerden, noch immer nicht verhört worden ist und, wie man bei Hofe allgemein zu glauben scheint, wohl niemals verhört werden wird, da der eigentliche Grund, weshalb man ihn gefangen hält, zu delikat und gefährlich ist. Doch um wieder auf Agdolo's Memoiren zurückzukommen! Glauben Sie, daß diese jemals erscheinen werden?" fragte Frau von Schönberg, sichtbar besorgt.

„Wer könnte ihm dies wohl verwehren?"

„Der Kurfürst, die Kurfürstin-Witwe und noch manche Andere, die dadurch arg kompromittiert werden könnten."

„Was fragt danach Jemand, der ja ohnedies zu lebenslänglicher Haft verurteilt ist? Man soll den Löwen nicht reizen, sonst brüllt er."

„Und sein Brüllen würde auch mich erschrecken," gestand die Hausmarschallin.

„Ei, was hätten denn Sie von ihm zu fürchten?" fragte der schlaue Diplomat.

„Nichts, was erwiesen, aber darum doch nicht weniger geglaubt werden würde, als manches andere, was dadurch zur Sprache käme."

„Ich bitte Sie, unbesorgt zu sein, denn erstens traue ich dem Marquis mehr Diskretion zu und zweitens würde eine Zeile Ihrer Hand hinreichend sein, seiner Feder ein ewiges Schweigen aufzuerlegen."

„Ich danke für Ihren gütigen Rat," sagte Frau von Schönberg, der eine Zentnerlast vom Herzen fiel.

Während dieses Zwiegesprächs hatte sich die schlaue Baronesse Knebel nicht minder eifrig mit dem Hausmarschall von Schönberg unterhalten.

„Sie haben eine wahrhaft reizende Frau," hatte sie zu ihm gesagt, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln.

„Dies muß ich selber zugeben," hatte er darauf geantwortet, aber die Gemahlin eines meiner berühmten Vorfahren, des französischen Marschalls Heinrich von Schönberg, ist nach einem Bilde, das ich von der Verstorbenen besitze, doch noch hundertmal schöner gewesen."

„Leider habe ich sie nicht gekannt, um beurteilen zu können, inwieweit Sie recht oder unrecht haben mögen. So viel aber scheint mir gewiß, daß Frau von Schönberg eine der einnehmendsten Schönheiten des Dresdner Hofes ist."

„Leider scheint mir meine Frau weniger einnehmend als ausgebend zu sein. Mein Lottchen ist eine große Verschwenderin. „Verschwendung aber," sagte einer meiner berühmtesten Urahnen, Kardinal Nikolaus von Schönberg, der, beiläufig erwähnt, auf dem Punkte stand, sogar Papst zu werden, „Verschwendung," sagte Seine Eminenz, „ist — im Lateinischen luxuria genannt — eine der sieben Haupt- oder Kardinalsünden der Sterblichen, eine Sünde, die oft auch die Reichsten ins Elend stürzen kann."

„Aber Ihr Frauchen, Exzellenz, hat eine solche Masse guter Eigenschaften, daß jene kleine Schwäche deren Vorzüge unmöglich überstrahlen und verdunkeln kann."

„Wohl wahr, Exzellenz, aber meine Lotte hat außerdem auch andere kleine, ja sogar große Fehler."

„Zum Beispiel, wenn ich fragen darf?"

„Sie ist sehr eitel und ahnenstolz. Sie vergißt niemals, daß sie von Geburt eine Gräfin Hoym und daß einer ihrer Herren Brüder, Adolph Magnus, der geschiedene Gemahl der berühmten Gräfin von Cosel und außerdem einer der Kabinetts-Minister Augusts des Starken gewesen ist. Einer meiner urältesten Vorfahren, der kursächsische Rat und Hofmarschall Dietrich von Schönberg, Vater des hochberühmten

Kardinals Nikolaus von Schönberg, pflegte zu sagen, nur Narren lieben es, sich mit den Verdiensten ihrer Voreltern zu brüsten und auf ihre Herkunft stolz zu sein; kluge Leute wissen, daß alle Menschen von einem und demselben Elternpaare, von Adam und Eva, welche bürgerlichen Ursprungs gewesen sind, abstammen."

„Der gute Mann hatte vollkommen recht. Wohl niemand wird stolz auf seine adelige Abkunft sein, welcher weiß, daß die ersten Adeligen nichts anderes als Wegelagerer, Strolche und Raubritter gewesen sind."

„Ganz so dachte auch mein hochgefeierter Vorahn, der Marschall Armand Friedrich Herzog von Schönberg, welcher eines Tages in Gegenwart Ludwigs XIV. zu behaupten wagte, daß manch' ehrlicher Bürger in seinen Augen höher stehe, als ein Dutzend adeliger Schelme, die mit ihrem Wappen prunken."

„Ich danke Ihnen, Exzellenz, daß Sie mich bei dieser Gelegenheit mit der langen Reihe Ihrer erlauchten Ahnen bekannt machen. Irre ich nicht, so gab es unter Ludwig XIII. auch einen Herzog Karl von Schönberg oder Schomberg, der, ein Sohn des Marschalls Heinrich, Obrist der Schweizergarde, Gouverneur von Languedoc, später Kommandierender in Catalonien und außerdem Gemahl der berühmten Marie de Hautefort gewesen war."

„O, wir sind stolz auf sie, Marie de Hautefort, Herzogin von Schönberg-Halluyn, war früher Ehrenfräulein der Königin Anna von Frankreich und . . ."

„Maitresse Ludwigs XIII. von Frankreich gewesen," unterbrach ihn Frau von Knebel.

„Nachdem sie im Jahre 1656 ihren Gemahl verloren hatte, zog sie sich ins Kloster der heiligen Magdalena zurück, bereute dort die einzige Sünde ihrer Jugend und starb im Geruche der Heiligkeit am 1. August 1691. Sie sehen, Exzellenz, daß wir in den Geschlechtstafeln unserer uralten Familie nicht weniger als einen Kardinal, zwei Marschälle von Frankreich und sogar eine Heilige aufzuweisen haben."

„Wie sehr beneide ich Sie darum!" sagte Frau von

Knebel mit einem Anfluge von k. k. Ironie. „Um aber wieder auf Ihre hochgeschätzte Frau Gemahlin zurückzukommen . .“

„Sie ist, wie gesagt, maßlos eingebildet auf ihre gräfliche Abkunft und scheint ganz und gar zu vergessen, daß einer ihrer nächsten Verwandten, Karl Siegfried von Hoym, vor ungefähr vierzig Jahren aus Gründen, die man gern verschweigt, sich als Gefangener auf dem Königsteine das Leben genommen hat.“

„Lassen Sie die Toten ruhen und unterhalten wir uns lieber von den Lebenden! Sie kannten, wenn ich nicht irre, den Marquis Agdolo?“

„Er war unser Hausfreund oder, richtiger gesagt, ein Freund unseres Hauses gewesen . . .“

„Und glauben denn auch Sie daran . . .“

„Daß er meiner Frau den Hof gemacht?“ unterbrach sie der Hausmarschall. „Dies, Exzellenz, ist so unwahr, daß ich kaum Worte für diese unverschämte Lüge finde, die meine Feinde und Jene, welche mich um meine Frau beneiden, nur darum ersonnen haben, um mich lächerlich zu machen, was ihnen aber, wie Sie gefälligst bemerken werden, durchaus nicht gelungen ist, denn einer derer von Schönberg auf und zu Neusalz könnte weit eher alles andere, nur kein Hahnrei sein. Mein unsterblicher Urahn, Seine Eminenz der Kardinal Nikolaus von Schönberg, würde sich noch heute, nach zweihundertzweiundvierzig Jahren, in seinem römischen Grabe mit gerechter Entrüstung umkehren, wenn einer seiner Nachkommen solch' einen Makel auf seinem Familienwappen ungeahndet ließe.“

„In der Tat, Sie gefallen mir,“ sagte Frau von Knebel mit jenem Beigeschmack harmloser Ironie, der sie kleidete.

„Auch Sie, Exzellenz, gefallen mir,“ gestand der Hausmarschall. „Als Sie noch viel jünger wie jetzt gewesen waren, müssen Sie, nach dem bewußten Bilde zu urteilen, ungemein viel Aehnlichkeit mit der ehemaligen Geliebten Ludwigs XIII. und der später im Geruche der Heiligkeit gestorbenen Herzogin Marie von Schönberg gehabt haben.“

„Ich danke Ihnen für diese überaus zarte Artigkeit . . .“

„Ich bitte, es ist gern geschehen! Wir Schönberge

sind durchweg alle galant. Einer meiner Urahnen, Graf Meinhardt von Schönberg, der seinem aus Frankreich verwiesenen Vater, dem General-Leutnant Friedrich Hermann von Schönberg Grafen von Mertola nach Portugal, später nach England gefolgt und nach dessen Tode Herzog von Leinster und Pair von Irland geworden war, hatte sich durch seine Galanterie so sehr berühmt gemacht, daß alle Frauen Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Portugals und Englands in ihn rasend verliebt gewesen sind. Er starb im Jahre 1719 . . ."

„Und hinterließ eine höchst unglückliche Witwe, welche, von Geburt eine Italienerin, Barbara Rizzi hieß und in ihrem Vaterlande durch den bodenlosen Leichtsinn Ihres erlauchten Vorfahren in Gefangenschaft und Elend geriet."

„Und von wem wissen Sie dies?" fragte der hocherstaunte Hausmarschall.

„Ich habe das Schicksal dieser unglücklichen Dame zufällig erst vor einigen Tagen in einem vor mehr als hundert Jahren in Parma erschienenen Buche gelesen."

„Derlei Bücher sollten von rechtswegen überall konfisziert und verbrannt werden."

„Die Wahrheit, Exzellenz, ist unverbrennbar und steigt wie ein Phönix aus der Asche empor."

„Einer meiner berühmten Urahnen, Kaspar von Schönberg, welcher Staatsminister unter Kurfürst Christian II. und Johann Georg I. gewesen war, pflegte zu sagen: „Das größte Unglück, das über die Welt gekommen, ist die Erfindung der Buchdruckerkunst." Hätte meine Wenigkeit hier etwas zu befehlen, dann würde ich Jeden, welcher Bücher zu schreiben und zu drucken wagt, nach dem Königstein schicken."

„Der Königstein erinnert mich an Agdolo. Wollen Sie mir eine Frage gestatten?"

„Ich bitte, meine Gnädige, fragen Sie!"

„Ist es wahr, daß jener abscheuliche Hochverräter und Missetäter Agdolo am Vorabende seiner Verhaftung bei Ihrer Frau Gemahlin zu Besuch gewesen war?"

„Davon, Exzellenz, weiß ich keine Silbe. Ich weiß nur

so viel, daß ich in jener Nacht in Pillnitz gewesen und erst am Morgen seiner Gefangennehmung von dort zurückgekehrt war."

„Und wissen Sie, Exzellenz, daß Agdolo jetzt damit beschäftigt ist, die Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben? Er will darin Dinge erzählen, die . . ."

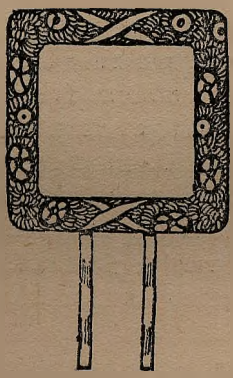
„Manche hochgestellte Frau arg kompromittieren würden," unterbrach sie Herr von Schönberg.

In diesem Augenblick wurden sie durch das Dazwischentreten des Herrn von Knebel und der Frau Hausmarschallin gestört.

„Wenn's Ihnen gefällig ist, dann soupieren wir jetzt," sagte der österreichische Gesandte.

„Wenn's zum Soupieren geht, bin ich stets dabei," meinte der Hausmarschall.

Man verfügte sich in den Speisesaal.



Siebentes Kapitel.

Einen Tag nach der Rückkehr aus Teplitz erhielt Frau von Schönberg den gänzlich unerwarteten Besuch des Kammerherrn Grafen Camillo Marcolini, der, einer der vertrautesten Diener des Kurfürsten, im Auftrage desselben erschienen war, um der Frau Hausmarschallin unter Einschärfung der strengsten Verschwiegenheit eine hochwichtige Mitteilung zu machen.

„Es handelt sich um Marchese d'Agdolo," sagte der Kammerherr.

„Um Agdolo?" fragte Frau von Schönberg, auffallend bestürzt.

„Ich bitte, ja nicht zu erschrecken," fuhr Marcolini fort. „Der Kurfürst, dem es wie aller Welt nicht unbekannt geblieben ist, daß Sie jenen Mann Ihrer ganz besonderen Huld und Freundschaft gewürdigt hatten, geht von der allem Anscheine nicht unrichtigen Voraussetzung aus, daß Sie an dem Schicksale des Unglücklichen noch immer einigen Anteil nehmen. Und aus diesem Grunde hat Seine kurfürstliche Hoheit mich beauftragt, Ihnen, gnädige Frau, mitzuteilen, daß infolge eines Gutachtens, welches der Kurfürst von einer berühmten Juristen-Fakultät und von einem der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten Deutschlands, Stephan Püttner, eingeholt, Marchese d'Agdolo wegen jener abscheulichen Intrigue, zu deren Werkzeug er sich gebrauchen ließ, als Teilnehmer an jenem Hochverrate zum Tode verurteilt worden ist. Einzig und allein aus Rücksicht für Sie, Frau Hausmarschallin, will Seine kurfürstliche Hoheit allergnädigst geruhen, dem Verurteilten statt des Rechtes Gnade angedeihen zu lassen

unter der Voraussetzung, daß derselbe entschlossen sei, sich drei Bedingungen zu unterwerfen."

„Und welcher Natur sind diese Bedingungen?"

„Erstens verlangt der Kurfürst von dem zum Tode verurteilten Gefangenen einen schriftlichen Widerruf alles dessen, was er — gleichviel in wessen Auftrage — dem Reichstage zu Regensburg mündlich mitzuteilen sich erkühnt hatte; zweitens verlangt der Kurfürst das gleichfalls schriftlich ausgestellte Ehrenwort, daß Agdolo auf die Veröffentlichung seiner Memoiren ein für alle Mal Verzicht leiste, und drittens, daß er in längstens vierundzwanzig Stunden nach Entlassung aus seinem Gefängnisse Dresden sowohl als ganz Sachsen für alle Zeiten verlasse."

„Und was hätte ich dabei zu tun?" fragte die Hausmarschallin.

„Der Kurfürst, überzeugt von dem großen Einfluße Ihrer Wünsche auf den Willen des Gefangenen, hat sich entschlossen, Ihnen das Amt einer Vermittlerin anzuvertrauen und Sie durch mich ersuchen zu lassen, sich morgen früh in seinem Auftrage nach Königstein zu begeben, um den Gefangenen mit jenen drei Bedingungen bekannt zu machen und ihm mit der ganzen Beredsamkeit Ihres Geistes an's Herz zu legen, daß Seine kurfürstliche Hoheit ihm vollständig freie Wahl zwischen Freiheit oder Tod zu lassen geruhe. Weigert sich der Verurteilte, jene drei Bedingungen einzugehen, dann hat er es einzig und allein seinem Eigensinne zuzuschreiben, wenn das von der bewußten Juristen-Fakultät ausgesprochene Todesurteil in spätestens acht Tagen an ihm vollzogen würde."

„Dies wäre über alle Maßen schrecklich!" meinte Frau von Schönberg.

„Es liegt jetzt in Ihrer Hand, gnädige Frau, den Verurteilten zu bewegen, jene drei Bedingungen, wie hart sie ihm auch erscheinen möchten, anzunehmen."

„Ich fürchte, Herr Graf, daß der Einfluß, den Seine kurfürstliche Hoheit mir zuzutrauen geruhen, nicht stark genug sein wird, den Gefangenen zu bewegen, auf jene drei Bedingungen einzugehen."

„Ihnen selber, meine Gnädige, muß, wie ich zu glauben

wage, viel daran gelegen sein, daß Agdolo von der Drohung, seine Memoiren zu veröffentlichen, absehe, denn . . ." meinte Graf Marcolini und ließ nach diesen Worten eine vielsagende Pause eintreten.

„Ich errate, was Sie sagen wollen. Aber mein Gewissen, Herr Graf, fühlt sich — Dank meinen Grundsätzen! — auch in dieser Hinsicht so rein und makellos, daß ich von dem Erscheinen jener Memoiren, welche andere zu fürchten scheinen, nicht das geringste zu befürchten habe."

„Glauben Sie dies wirklich?" fragte Marcolini mit zweischneidigem Lächeln. „Was zum Beispiel würde Ihr Herr Gemahl, was der Hof, was die Welt dazu sagen, erführen sie durch die Herausgabe jener Memoiren, daß Frau Charlotte Dorothea von Schönberg dem Marchese Pietro Alvise d'Agdolo in jener verhängnisvollen Nacht vom 15. zum 16. September 1776 oder vielleicht schon früher als ein sprechendes Zeichen ihrer unschätzbaren Huld ein von Joseph Grassi gemaltes, auf der Rückseite mit einer ihrer Haarlocken geschmücktes Miniaturbild zu schenken geruht hatte?"

„Ich würde dies unter allen Umständen ableugnen," erklärte die Hausmarschallin.

„Selbst dann noch, wenn Ihnen unter vier Augen gesagt würde, daß Ihr gehorsamer Diener seit gestern abend im Besitze jenes wunderhübschen Bildes ist?"

„Dies, lieber Graf, ist geradezu unmöglich?"

„Ueberzeugen Sie sich gefälligst vom Gegenteile," sagte der Graf und zog mit bittersüßem Lächeln aus der linken Brusttasche seiner Uniform das mit Diamanten eingefaßte Porträt der Frau von Schönberg hervor. „Hier das Bild, hier die Haarlocke!"

„Aber, mein Gott, wie kommen Sie dazu?"

„Man fand es unter den Papieren des Verräters."

„Ich baue, lieber Graf, auf Ihre Verschwiegenheit . . ."

„Ich bitte, gänzlich unbesorgt zu sein. Eine Hand, Madame, wäscht die andere. Wir dienen Ihnen . . . Sie dienen uns!"

„Mit Vergnügen, bester Graf, würde ich bereit sein,

mich jenes Auftrages, den Seine kurfürstliche Hoheit mir allergnädigst zugedacht haben, schon morgen früh, wie es gewünscht wird, zu entledigen, müßte ich nicht befürchten, durch meine Reise nach Königstein den Verdacht meines seit dem Fasching dieses Jahres beispiellos argwöhnisch gewordenen Gemahls zu erwecken . . ."

„O, dafür haben wir bereits gesorgt! Ihr Herr Gemahl wird Ihnen durchaus nicht im Wege sein, weil für morgen eine große Treibjagd in Moritzburg angesetzt ist, bei welcher er, wie sich's von selbst versteht, durchaus nicht fehlen darf."

„Und glauben Sie, Herr Graf, daß es mir gelingen werde, zu dem Gefangenen ohne Hindernis zu gelangen und dort mit ihm allein und ungestört zu sein?"

„Und auch dafür ist bereits gesorgt! Dieser vom Kurfürsten eigenhändig unterzeichnete Befehl, den Sie dem Kommandanten der Festung vorzeigen wollen, wird Ihnen den Zugang zu dem Kerker Ihres unglücklichen Freundes öffnen, und von Ihrer Ueberredungsgabe wird es abhängen, ob in längstens acht Tagen Marchese d'Agdolo entweder in Freiheit gesetzt oder auf dem Königstein enthauptet werden wird."

„Rechnen Sie, liebster Graf, auf mein Versprechen, alles aufzubieten, um ihn zur Annahme jener drei Bedingungen zu bewegen."

„Gelingt es Ihnen, dann werden Sie Seine kurfürstliche Hoheit sowohl als die nicht minder besorgte Frau Kurfürstin-Witwe zu großem Danke verpflichten," erklärte der Graf und händigte ihr den Befehl des Kurfürsten ein.

„Morgen früh reise ich nach Königstein."

„Und übermorgen erlaube ich mir, Bescheid zu holen," sagte Marcolini, ergriff ihre Hand, zog sie an seinen Mund und verließ sie.

Am andern Morgen machte sich Frau von Schönberg auf die Reise.

Um elf Uhr vormittags traf sie in Königstein ein, meldete sich beim Kommandanten, zeigte ihm den Befehl

des Kurfürsten und wurde sofort vom Kommandanten selbst bis an die Zelle des Gefangenen begleitet.

„Oeffne dieser Dame!" rief er dem Schließer zu, „und lasse beide allein und ungestört."

Die Tür des Kerkers öffnet sich. Mit bangem Herzklopfen tritt sie ein.

Agdolo stürzt zu ihren Füßen nieder. Mit freudiger Ueberraschung erfaßt er ihre beiden Hände und fragt mit einer Glut und Leidenschaft, die ihr zum Herzen dringen:

„Engel, was führt Dich zu mir?"

„Stehen Sie auf, Marquis," sagt Frau von Schönberg. „Ich erscheine im Auftrage des Kurfürsten . . ."

„Was will man von mir?" fragt der Gefangene, der sich mit trotziger Miene erhebt.

Die Hausmarschallin berichtete ihm die Gründe ihrer Sendung. Er hörte ruhig zu, bis sie zu Ende war. Dann fragte er kalt und gelassen:

„Und wozu, Madame, raten Sie mir?"

„Ich rate Ihnen, jene Bedingungen unbedingt anzunehmen . . ."

„Dies kann unmöglich Ihr Ernst sein," erklärte Agdolo. „Es wäre mehr als schlecht, es wäre geradezu feig von mir, wenn ich mich verleiten ließe, auf auch nur e i n e jener drei Bedingungen einzugehen. Ich kenne keine Furcht und will mich lieber zum Tode verurteilt, als durch Annahme solcher Bedingungen mich in meinen Augen entehrt und beschimpft sehen. Madame, ich widerrufe nichts von allem! Ich bleibe bei dem, was ich vor dem Reichstage zu Regensburg im Auftrage der Kurfürstin-Witwe ausgesagt habe. — Werde ich gerichtlich verurteilt, dann muß es auch meine Auftraggeberin werden, sonst gibt es in Sachsen keinen Funken von Gerechtigkeit mehr!"

„Ihr Eigensinn stürzt Sie in's Verderben!"

„Was liegt daran? Das Leben ist mir eine Last geworden, seitdem ich, meiner Freiheit beraubt, in diesem dumpfen Kerker langsam an Ekel und Langerweile hinsieche. Selbst meine Feinde sollen mich achten. Sie sollen einsehen, daß selbst die Todesstrafe, mit welcher sie mir widerrecht-

lich zu drohen wagen, nicht imstande ist, meine Gesinnungen zu ändern, meinen Stolz zu beugen und mich nachgiebig zu machen. Nichts mag ich von Gnade hören! Ich verlange nichts anderes, als Gerechtigkeit! Nach zwei Jahren verlange ich endlich verhört und Jener gegenüber gestellt zu werden, welche schuldiger ist, als ich es bin! Ich war nur ihr Werkzeug gewesen; sie hatte mich dazu verleitet. Und wagte man es, mich zu strafen, dann müßte auch sie verurteilt und bestraft werden, denn Recht, Madame, muß Recht bleiben!"

„Aber nehmen Sie doch Vernunft an! Hören Sie auf den Rat Ihrer Freundin, die — Gott ist ihr Zeuge, — Anteil an Ihrem Lose nimmt und den Schmerz, Sie hinrichten zu sehen, unmöglich überleben könnte. Agdolo, auf meinen Knieen bitte und beschwöre ich Sie bei dem Leben meines Kindes, sich der Notwendigkeit zu fügen und mir zuliebe nachzugeben."

„Nimmermehr! Nimmermehr! Niemand soll mir nachsagen dürfen, daß Furcht vor der Todesstrafe mir schimpfliche Zugeständnisse abgenötigt hat. Lieber will ich tot, als entehrt sein!"

„Welch' ein Mann!" rief die Hausmarschallin. „Mag auch die ganze Welt Sie verurteilen, ich, Agdolo, ich kann es nicht, denn ich achte, ich liebe, ich bewundere Sie! Aber eben weil ich Sie liebe, beschwöre ich Sie bei Gott und allen Heiligen, lieber nachzugeben, als Ihr junges, schönes Haupt dem Beile des Henkers zu überliefern. Eilen Sie, jene Bedingungen anzunehmen, fliehen Sie, Agdolo, ich folge Ihnen!"

„Nein, Madame! Hier erwarte ich ruhig mein Todesurteil!"

„Aber wenn ich Ihnen wiederhole, daß ein Gutachten der Juristen-Fakultät Sie unverhört zum Tode verurteilt hat?!"

„Dann gibt es keine Gerechtigkeit mehr! Dann sterbe ich mit dem Bewußtsein, daß nicht Gesetz, daß nur Willkür mich verurteilt hat. — Hinsichtlich der Herausgabe meiner Memoiren, mit deren Abfassung ich jetzt beschäftigt bin, bitte

ich Sie, vollständig beruhigt zu sein. Nur Schurken rühmen sich ihrer Siege. Ehrenmänner brüsten sich niemals mit der Schwäche Anderer. Agdolo ist verschwiegen wie das Grab!"

„Und dennoch, Agdolo, bin ich verloren; denn unter Ihren Papieren, deren man sich bemächtigt hat, fand man mein Bild."

„Dieser Gedanke allein macht mich rasend. Meine Feinde sind bemüht, Ihre Ehe zu brandmarken, weil sie ahnen, daß diese Strafe mich tiefer als jede andere schmerzt."

„Mein Gemahl, Agdolo, wird mich verstoßen . . ."

„Der Dummkopf verdient kein solches Weib!"

„Hof und Stadt werden mit Fingern auf mich weisen . . ."

„Ich aber werde bis zum letzten Augenblicke meines Lebens wiederholen, daß alles Lüge und Verleumdung ist."

„Die Welt wird es nicht glauben . . . Man wird mich lieblos verurteilen . . ."

„Ich aber werde Sie verteidigen, so lange ich lebe!"

„Und wenn man Sie hingerichtet hat?"

„Dann beweinen Sie wenigstens keinen Unglücklichen, denn ich habe gelebt und habe geliebt!" rief Agdolo und schloß Frau von Schönberg mit glühender Begeisterung in seine Arme.

Sie riß sich schweren Herzens los und verließ, in Tränen aufgelöst, den Kerker ihres Freundes. Eine Stimme ihres Innern sagte ihr, sie werde ihn niemals wiedersehen. Und dieser Gedanke machte sie untröstlich.

Während dieser Zeit trieb sich ihr Herr Gemahl im Gefolge des Kurfürsten auf der Jagd im Gehölze von Moritzburg umher.

Herr von Schönberg, der sowohl in geistiger, wie in physischer Beziehung außerordentlich kurzsichtig war, stand mit allem Rechte im Rufe, einer der miserabelsten Jäger der ganzen Christenheit zu sein. Und schon aus diesem Grunde war er von jeher das Stichblatt seiner Jagdgenossen gewesen.

Der Kurfürst, der an diesem Tage bei außergewöhnlich

guter Laune zu sein schien, winkte ihn nach dem Frühstück zu sich heran mit der Frage:

„Nun, Schönberg, wie geht es Dir? Bist Du heute glücklicher als gewöhnlich?"

„Nein, kurfürstliche Hoheit," entgegnete der Hausmarschall. „Heute habe ich leider noch bei weitem mehr Pech als gewöhnlich."

„Und woher kommt dies, mein Nimrod?"

„Es scheint ein Familienfehler zu sein. Schon einer meiner ältesten Urahnen, der kursächsische Hofmarschall, Dietrich von Schönberg, Vater des unsterblichen Kardinals Nikolaus von Schönberg, war, wie eine handschriftliche Chronik unseres Hauses erzählt, ein so herzlich schlechter Jäger gewesen, daß er mehr Böcke als Hasen geschossen haben soll."

„Es ging ihm gerade so wie Dir. Es tut mir leid, Dich erinnern zu müssen, daß Du auf der vorletzten Jagd statt eines Rehes, welches dicht vor Deinen Augen stand, einen meiner besten Jagdhunde erschossen hast. Im ersten Momente war ich so aufgebracht, daß ich Dich zur Strafe Deiner Kurzsichtigkeit auf den Königstein zu schicken im Begriff stand, eine Absicht, die ich erst dann aufgab, nachdem Marcolini ein Wort der Fürsprache für Dich eingelegt hatte. Aber den Verlust jenes Hundes werde ich nicht so leicht verschmerzen können, denn so oft ich Dich sehe, fällt mir unwillkürlich mein armer Cäsar ein, den Deine treulose Kugel in der Blüte seiner Jahre aus der Welt geräumt hat."

„Auch ich, kurfürstliche Hoheit, bin darüber so untröstlich, daß ich diesen Meuchelmord mir niemals verzeihen werde. Einer meiner ausgezeichnetsten Vorfahren, der kursächsische General und Kommandant von Dresden, Andreas von Schönberg, welchem anno 1667 auf der Jagd im Gefolge des hochseligen Kurfürsten Johann Georg III. ein ähnliches Unglück passiert war, soll sich diese Ungeschicklichkeit so sehr zu Herzen genommen haben, daß er infolgedessen tiefsinnig geworden und bald darauf, am 3. August 1688, als Opfer dieser unheilvollen Schwermut gestorben war."

„Ich hoffe, lieber Schönberg, daß Du mir nicht den

Kummer bereiten wirst, Dich über den Tod meines mir unvergeßlichen Cäsars so zu grämen, daß auch Du Deinen Verstand verlierst und, wie Dein ausgezeichneter Vorfahr Andreas, an den Folgen schwermütiger Gewissensbisse stirbst. Um den Manen meines unschuldig gemordeten Jagdhundes eine Art schuldiger Satisfaktion zu geben, befehle ich Dir, meinem Cäsar im Garten zu Pillnitz in längstens vier Wochen ein seiner und Deiner würdiges Mausoleum mit passender Inschrift setzen zu lassen."

„Ich werde das erhabene Beispiel meines berühmten Ahnen Andreas befolgen und dem Opfer meiner Kurzsichtigkeit ein Denkmal mit der einfachen, aber rührenden Inschrift setzen lassen: „*Hier, Wanderer, liegt der Hund begraben!*"

„Du rührst mich bis zu Tränen," sprach der Kurfürst mit mehr Ironie, als mancher ihm zugetraut hätte. „Aber weil Du so überaus gut bewandert in der Geschichte Deines uralten Hauses bist, wirst Du mir wohl auch zu sagen wissen, wie jener Deiner berühmten Vorfahren hieß, welcher die schöne Magdalene Sibylle von Neidschütz, die mein erlauchter Vorfahr, Kurfürst Johann Georg IV. im Jahre 1693 zur Gräfin von Rochlitz erhob, aus Eifersucht *vergiftet* haben soll?"

„Darüber schweigen unsere Chroniken," beteuerte der Hausmarschall, der nicht wenig erschrak, als er erfuhr, daß sich im glänzenden Phalanx seiner Ahnen auch ein Giftmischer befand. „Bisher, kurfürstliche Hoheit, wurde ziemlich allgemein geglaubt, die Gräfin von Rochlitz sei an den natürlichen Blattern gestorben . . ."

„Das sagen vielleicht nur Eure Chroniken. Besser Unterrichtete aber wissen recht gut, daß es ein Schönberg gewesen ist, der sie *angesteckt* und auf diese Weise *vergiftet* hat. Die Gräfin von Rochlitz, die im Alter von neunzehn Jahren (am 4. April 1694) unter den qualvollsten Schmerzen starb, hatte kurz vor ihrem Ende auch den Kurfürsten angesteckt, welcher dreiundzwanzig Tage später gleichfalls an den Blattern starb. Du siehst, lieber Freund, daß die handschriftliche Chronik Dir manches, was trotzdem bekannt ge-

worden ist, aus Rücksicht für Euch verschwiegen hat. Aber lasse Dir darum keine grauen Haare wachsen! Die Nachfolger sind für die Sünden ihrer Vorfahren ebenso wenig verantwortlich, als berechtigt — merke es Dir, mein lieber Schönberg! — sich mit den Tugenden und Verdiensten derselben zu brüsten und stolz darauf zu sein, daß der eine Kardinal, der andere Marschall, der dritte Minister gewesen war. Vergiß nicht, alter Freund, was Zimmermann in seinem berühmten Werke „Von der Einsamkeit" sagt: „Bedenke, daß der Mensch durch nichts groß ist, als durch das, was er selber tut." Also schmücke Dich nicht, wie bisher, mit den Federn Deiner Vorfahren und bemühe Dich, alles was Du wirst, keinem andern, als Dir selber zu verdanken," sprach der Kurfürst und wandte sich jetzt zum Grafen Marcolini, der seinem Herrn und Gebieter eine frischgeladene Jagdflinte übergab.

„Das klingt alles recht hübsch," sagte der Hausmarschall, als er mit sich allein war, „wozu aber hat der Mensch Ahnen, wenn es ihm nicht erlaubt sein soll, mit ihnen Staat zu machen? Daß jedoch einer unserer Vorfahren ein Giftmischer gewesen sein soll, daran glaube ich ebensowenig, als ich daran glauben könnte, wenn irgend ein Verleumder den Mut besäße, behaupten zu wollen, daß unsereiner Falschmünzer oder Hahnrei sei. Das uralte Geschlecht derer von Schönberg duldet derlei Beschimpfungen nicht," meinte der Hausmarschall und stellte von neuem den Versuch an, ein an ihm vorüberhuschendes Reh zu treffen. — — — —

— — — — — — — —

Am Morgen nach der Jagd kam Marcolini zu Frau von Schönberg, um sich Bescheid zu holen.

Die Hausmarschallin empfing ihn mit bleichen Wangen und rotgeweinten Augen.

„Sind Sie unwohl?" fragte der Ober-Kammerherr.

„Ich habe eine schlaflose Nacht gehabt," seufzte Frau von Schönberg.

„Der Grund davon ist leicht zu erraten. Sie sind auf dem

Königstein gewesen, haben dort mit dem Gefangenen gesprochen und sind mit dem Bewußtsein heimgekehrt . . ."

„Nichts durchgesetzt zu haben," unterbrach ihn die Hausmarschallin.

„Wie, meine Gnädige?" fragte Marcolini mit allen Zeichen des größten Erstaunens. „Der Verurteilte hat sich wirklich geweigert?"

„Jene Bedingungen anzunehmen," ergänzte Frau von Schönberg.

„Haben Sie ihn mit den Folgen seiner Weigerung bekannt gemacht?"

„Ich tat es, lieber Graf; doch selbst diese Drohung war nicht imstande gewesen, seine Grundsätze zu ändern."

„Er will also wirklich hingerichtet werden?"

„Lieber tot als ehrlos sein! erklärte er mit wahrhaft ritterlichem Stolze."

„Dann ist ihm nicht zu helfen! Da dem Hofe, wie Sie begreifen werden, viel daran gelegen sein muß, die Abfassung und Herausgabe der bewußten Memoiren um jeden Preis zu verhindern, wird — wie ich befürchte — Seiner kurfürstlichen Hoheit nun nichts anderes übrig bleiben, als das bewußte Urteil an ihm wirklich vollziehen zu lassen."

„Ich habe das Meinige getan. Seine kurfürstliche Hoheit möge nun tun, was er vor seinem Gewissen verantworten kann . . ."

„Was würden Sie in seiner Stelle tun?"

„Ich würde dem Verurteilten großmütig verzeihen, würde über das, was einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist, den Schleier der Vergessenheit werfen, den Marquis wieder in seine frühere Stellung einsetzen, um ihn durch Milde zu dem zu bewegen, wozu er — wie Sie sehen! — sich durch nichts zwingen läßt."

„Vielleicht wird man Ihren Rat befolgen," meinte der Ober-Kammerherr, „denn Sie wissen, meine Gnädige, daß in Fällen dieser Art jeder öffentliche Eklat vorsichtig zu vermeiden ist. Agdolo's Hinrichtung würde, meiner Ansicht nach, diese höchst fatale Geschichte nur noch verschlimmern. Das

Klügste wäre, sie langsam einschlafen zu lassen. Nach Jahren kräht kein Hahn um ihn."

„Aber das Gewissen Seiner kurfürstlichen Hoheit?"

„Es wird die Aufgabe des Beichtvaters sein, dasselbe vollständig zu beruhigen," sagte Graf Marcolini und empfahl sich.

— — — — — — — —

Gleich darauf kehrte Herr von Schönberg aus Moritzburg zurück.

„Wie und wo hat meine süße Lotte ihren gestrigen Tag zugebracht?" fragte der Hausmarschall.

„Ich war in der Kirche gewesen und betete dort für das Wohl unserer kleinen Auguste, die heute früh den ersten Zahn bekommen hat."

„Einer meiner Vorfahren, liebes Lottchen, war gleich mit drei Zähnen zur Welt gekommen."

„Schweige doch endlich von Deinen Vorfahren!" sagte Frau von Schönberg.

„Wie recht hatte der Kardinal von Schönberg! Nach Aussage der handschriftlichen Chronik unseres Hauses pflegte Seine Eminenz häufig zu sagen: „Jeder, welcher heiratet, ist ein Narr!"

Achtes Kapitel.

Der Kurfürst befand sich in einer peinlichen Verlegenheit. Es schien ihm nicht ratsam, Agdolo vor Gericht zu stellen und verhören zu lassen, aus Furcht, durch die Aussagen desselben die Kurfürstin-Witwe und gleichzeitig auch sich selbst auf heillose Weise bloßgestellt zu sehen. Nicht minder gefährlich war es, den Gefangenen infolge jenes eingeholten Gutachtens, ohne vorhergegangenen Prozeß, hinrichten zu lassen. Friedrich August befragte jeden seiner Minister. Alle rieten ihm, sich damit zu begnügen, Agdolo so lange gefangen zu halten, bis er das, was er in Regensburg ausgesagt, schriftlich widerrufen werde.

Nicht minder ängstlich war die Mutter des Kurfürsten, die aus mehr als einem Grunde besorgt sein mußte, den Vertrauten ihrer Geheimnisse vor Gericht gestellt zu sehen. Und darum suchte sie durch Vermittelung des kurfürstlichen Beichtvaters, des R. D. P. Franciscus Herz, dahin zu wirken, daß Agdolo niemals verhört werde. — Nach der Aussage aller, die ihr nahe standen, soll sich Maria Antonia Walpurgis das Schicksal ihres Vertrauten, der nicht mehr zu retten war, so sehr zu Herzen genommen haben, daß sie, seit dem Tage seiner Gefangennehmung in beständiger Angst und Bekümmernis, endlich infolge der ewigen Aufregung erkrankte und am 23. April 1780 im Alter von sechsundfünfzig Jahren ihre lebensmüden Augen schloß.

Als Agdolo, erst vierzehn Tage später, die erste Mitteilung von dem Ableben der Kurfürstin-Witwe erhielt, sagte er dem Arzte, der ihm diese Nachricht mitgeteilt hatte:

Festung Königstein

„Diese Frau ist schuld an allem. Alles, was ich getan, war auf ihren Befehl geschehen. Ich falle als Opfer dieser Frau!"

So verging ein Jahr nach dem andern. Weder durch Bitten, noch durch Drohungen des Gefangenen war der Kurfürst zu bewegen gewesen, ihn entweder verhören oder frei zu lassen. Der einzige Gedanke, der ein tröstendes Licht in die hoffnungslose Nacht seiner Gefangenschaft warf, war das Bewußtsein, daß wenigstens ein Herz an seiner traurigen Lage aufrichtigen Anteil nahm. Doch als auch dieses Herz zu schlagen aufhörte, als auch Frau von Schönberg am 6. November 1789 — dreizehn Jahre nach Agdolo's Verhaftung — aus dem Kreise der Lebenden schied, brach der Gefangene, zum ersten Male in seinem Leben, in Tränen aus.

„Nun habe ich nichts mehr auf der Welt!" sagte er zu sich und begann jetzt mehr als jemals zu verzweifeln.

Fräulein von Schönberg, die seit dem Tode der Mutter, da der Vater sich wenig oder gar nicht um sie bekümmerte, sich selber und der Aufsicht einer französischen Bonne überlassen war, empfand von Tag zu Tage mehr und mehr, was und wie viel sie an der zärtlichsten und liebevollsten aller Mütter verloren habe. Der Vater, der — Gott weiß, aus welchem Grunde! — seiner Tochter nur wenig geneigt zu sein schien, vernachlässigte sie dergestalt, daß Tage und Wochen vergingen, ohne daß es ihm einfiel, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Vergebens fragte sie sich, was wohl der Grund dieser ihr geradezu unerklärlichen Abneigung sei und was sie wohl verbrochen habe, daß der Vater sie nie anders als mit grollender Miene zu betrachten pflegte.

„Bin ich denn gar so häßlich?" fragte sie sich und warf einen Blick in ihren Spiegel, welcher ihr auf diese Frage eine Antwort gab, die sie über ihre kindische Besorgnis vollständig zu beruhigen schien. „Nein," fuhr sie lächelnd fort, „ich bin durchaus nicht übel und kann deshalb um so weniger begreifen, weshalb Papa mich durchaus nicht leiden kann. Für mein Leben gern möchte ich wissen, wodurch ich die Liebe meines Vaters verscherzt habe. Mein gutes Mütterchen

würde noch im Grabe eben so bitter weinen, wie es oft genug im Leben — nur Gott weiß, warum? — geweint hatte, wenn sie sehen würde, mit welcher Gleichgültigkeit mein Vater mich zu behandeln pflegt. Oft gibt es Augenblicke, in denen ich mich fragen muß, ob ich denn wirklich seine Tochter oder etwa gar nur ein angenommenes Kind sei? Denn wie wäre es sonst möglich, daß ein Vater so kalt und lieblos sein könnte, wie der meinige? O Mutter, wie fehlst Du mir gerade jetzt, wo ich, zur Jungfrau heranreifend, mehr als früher Deiner Liebe, Deines Schutzes, Deines Rates bedarf!"

Wenige Tage später wollte es der Zufall, daß Fräulein von Schönberg, als sie das Toilettentischchen ihrer seligen Mutter öffnete, in einer verborgenen Schublade, deren geheime Feder sich von selber geöffnet hatte, ein goldenes Medaillon und im Innern desselben das Miniaturbild eines ihr unbekannten Mannes fand, dessen einnehmende Physiognomie auf ihr leise erbebendes Herz einen so wunderbaren Eindruck machte, daß ihre Augen nicht müde wurden, die Züge dieses Bildes, in welchem ein geheimnisvoller Zauber lag, mit einem Gefühle unerklärbarer Wonne zu betrachten.

„Wer mag dieser schöne Unbekannte sein?" fragte sich Auguste von Schönberg, die beim Anblicke dieses Bildes ganz Neugier war. „Wie kam es in diese Schublade? Ob meine selige Mutter diesen Mann gekannt haben mag? Eine Stimme meines Herzens sagt mir, daß er ihr nicht fremd gewesen sein kann. — Warum aber mag sie dessen Bild so geheimnisvoll in diesem Fache verborgen haben? Sollte meine arme Mutter diesen Mann . . .?" fragte sich die Tochter und versank bei dieser Frage, welche sie nicht zu vollenden wagte, in träumerisches Nachdenken, während ihre Augen auf dem Bilde des Unbekannten ruhten, dessen Züge sie mit einem wahren Heißhunger von Neugier verschlang und von dessen rätselhaftem Reize sie dergestalt hingerissen war, daß sie sich unwiderstehlich gezwungen fühlte, dieses Bild an den Saum ihrer jungfräulich keuschen Lippen zu drücken und es mit Küssen einer ihr selbst unerklärlichen Liebe und Anhänglichkeit zu bedecken. „Wer und was mag dieser

Unbekannte gewesen sein?" fragte sie sich nach kurzer Pause, während welcher sie sich ganz dem Nachdenken überlassen hatte. „Nach der roten Uniform zu schließen, kann dieser schöne Mann nichts anderes als Offizier bei der Schweizergarde unseres Kurfürsten gewesen sein. Ob er vielleicht schon gestorben sein oder noch leben mag??? Wer kann diese Frage mir beantworten? An wen könnte ich mich wenden, um Aufschluß über meine kindliche Neugier zu erhalten? Sollte ich vielleicht meinen Vater fragen? Aber eine Stimme meines Innern sagt mir, daß es Unrecht wäre, das Bild dieses fremden Mannes dem Gemahle meiner Mutter zu zeigen. Und dennoch bin ich entsetzlich neugierig, zu erfahren, wie dieser Unbekannte, der mich so lebhaft anzieht, geheißen haben mag. Ich sterbe vor Neugier," sagte Fräulein von Schönberg und küßte das Bild mit einer Glut und Leidenschaft, als ob dieser Mann das Ideal ihrer ersten Liebe gewesen wäre. „Um jeden Preis," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „muß ich zu erfahren suchen, wer und was dieser Fremde gewesen ist."

Sie zeigte das Porträt ihrer Bonne.

„Kennen Sie diesen Mann?" fragte sie mit brennender Neugier.

„Nein," erwiderte die Gefragte, das Bild mit wachsender Teilnahme betrachtend. „Welch' ein herrlich-schöner, stolzer Kopf! Und was für Augen!! In solch einen Mann," gestand die junge Genferin, „könnte ich auf der Stelle mich verlieben!"

„Ich auch," gestand Fräulein von Schönberg. „Und schon darum möchte ich, liebe Angélique, für mein Leben gern erfahren, wer dieser schöne Unbekannte ist, ob und wo er leben mag."

„Aber wie kamen Sie zu diesem Bilde?"

„Ich fand es in einer geheimen Schublade des Toilettentisches meiner seligen Mutter."

„O, dann errate ich alles!" sagte Angélique.

„Ich bitte und beschwöre Sie, teure Angélique, mir alles zu sagen, was Sie in Bezug auf diesen Unbekannten zu wissen scheinen. Verschweigen Sie mir nichts, gar nichts,

denn ich bin sechzehn Jahre und also kein Kind mehr, das nicht alles erfahren darf."

„Wahrscheinlich ist dieser Unbekannte, dessen Bild in so hohem Grade Ihre Neugier beschäftigt, kein anderer als Marchese d'Agdolo," sagte die Bonne.

„Agdolo?" wiederholte Fräulein Auguste von Schönberg. „Ich habe von einem Manne dieses Namens bis zu diesem Augenblicke noch nichts gehört. Was war denn dieser schöne Mann?"

„Er war, wie ich aus der Erzählung Anderer, die ihn persönlich gekannt haben, erst unlängst erfahren habe, Hauptmann der kurfürstlichen Schweizergarde, bei Hofe und vorzugsweise bei der jetzt verstorbenen Kurfürstin-Witwe in so hohem Grade beliebt, daß letztere ihn zu einer geheimen Mission benutzt haben soll, die ihn beim Kurfürsten in Ungnade gestürzt und auf den Königstein gebracht hat, wo er nun bereits schon siebzehn Jahre in strenger Gefangenschaft sitzt, weil er das, was er im Auftrage seiner hohen Beschützerin auf dem Reichstage zu Regensburg mündlich ausgesagt haben soll, um keinen Preis schriftlich widerrufen will."

„Der Unglückliche! Und vermuten Sie, Angelique, daß meine selige Mutter diesen Mann gekannt haben mag?"

„Dies vermute ich allerdings, denn wie wäre es sonst möglich, daß Sie dessen Bild in einer geheimen Schublade des Toilettentisches Ihrer seligen Mama gefunden hätten?"

„Sie vermuten also, daß Marchese d'Agdolo . . ."

„Ein vertrauter Freund Ihrer Mutter gewesen sein muß," erklärte die Bonne.

Das Fräulein versank in dumpfes Schweigen. Agdolo's Bild entglitt ihrer zitternden Hand. Sie stand sprachlos, wie eine Marmorstatue. Die Bonne entriß sie ihrem Nachdenken.

„Was fehlt Ihnen denn, liebes Fräulein?" fragte sie. „Das Erstaunen scheint Sie versteinert zu haben. Erwachen Sie aus Ihrer unheimlichen Verzauberung. Ich kann mich ja geirrt haben. Wie leicht ist es möglich, daß man mich falsch berichtet hat, daß die Vermutung, die ich Ihnen in Bezug auf Ihre Mutter und auf jenen Mann mitgeteilt,

auf irrigen Voraussetzungen beruht, und daß die böse Welt Ihre gute Mutter eben so grundlos, wie den Marquis, verleumdet hat."

„O, nun ahne ich, weshalb mein Vater mich nicht zu lieben vermag!" sagte Fräulein von Schönberg, halb wachend, halb träumend zu sich selbst.

„Ihr Vater, sagen Sie, liebe Sie nicht? Und woraus, Fräulein, schließen Sie dies?"

„Aus seinem gleichgiltigen Benehmen gegen mich . . ."

„Sie wissen, daß er eben so sehr zerstreut, als mit tausend anderen Dingen beschäftigt ist."

„Mein Vater haßt mich, weil ich . . ."

„O denken Sie doch daran nicht!" unterbrach sie die Bonne. „Seit Jahren steht Ihr Herr Vater — der Himmel mag wissen, warum — in dem Rufe, ein eben so großer Weiberfeind wie Misanthrop zu sein . . ."

„Er wird wohl Gründe dazu haben . . ."

„Ich vermute, daß er falschen Verdächtigungen sein Ohr geliehen und an Dinge geglaubt, die man absichtlich aus der Luft gegriffen hat, um ihn mit Ihrer Mutter zu entzweien. Die Welt, Fräulein, ist so schlecht . . ."

„Daß ich nicht Worte finde, Ihnen zu sagen, wie sehr ich diese lieblose Welt hasse und verachte," ergänzte Fräulein von Schönberg mit einer Bitterkeit, die im grellsten Widerspruche zu der natürlichen Heiterkeit ihrer sechzehn Jahre stand.

„Trösten Sie sich, Fräulein, mit dem Bewußtsein, daß Ihre Mutter, die seit drei Jahren im Schooße der mütterlichen Erde ruht, nicht die Einzige gewesen, welche von dieser bösen, herzlosen Welt grundlos verleumdet worden ist. Hat doch selbst eine so tugendreiche Frau, wie die hochselige Kurfürstin-Witwe, sich ruhig gefallen lassen müssen, daß ähnliche Verleumdungen wie jene, die Ihre selige Mutter getroffen, ihren guten Ruf befleckt haben. Die Verleumdung ist eine ansteckende Seuche, welche die Höchsten eben so wenig als die Niedrigsten verschont. Verleumdung ist das moralische Pockengift, das den Charakter mancher

Lebenden und Toten fast eben so sehr, als das physische Gift das Gesicht derselben entstellt."

Fräulein von Schönberg ersuchte die Bonne, sie jetzt allein zu lassen, unter dem Vorwande, daß sie nun arbeiten wolle. Die Genferin, die das subtile Gift der Zweifel in die Seele des jungen Mädchens geträufelt hatte, gehorchte dem Befehle und entfernte sich.

Das Fräulein hob das Bild des Mannes, der nun kein Fremder für sie war, vom Teppich auf und betrachtete es von neuem, aber mit ganz anderen Gefühlen, als kurz vorher, da jener Mann für sie noch ein Unbekannter gewesen war, zu welchem nichts als Neugier sie hingezogen hatte.

„Sollte das, was mir meine Ahnung sagt, nicht Täuschung, sondern Wahrheit sein? Sollte dieser Mann, der mich so geheimnisvoll anlächelt, für mich mehr, als ein Freund meiner Mutter sein? Sollte dieser Marchese d'Agdolo . . ."

Sie hielt inne, weil es ihr an Mut gebrach, den Gedanken, der sie maßlos beunruhigte, auszusprechen.

Noch einmal betrachtete sie das Bild und brach beim Anblicke desselben in Tränen aus.

„O, mein armer Vater!" rief sie aus, „nun zürne ich Dir nicht mehr, daß Du teilnahmslos an mir vorübergegangen bist und mich oft tage- und wochenlang keines Blicks, keines Wortes der Liebe gewürdigt hast. O, jetzt ahne, jetzt weiß ich alles, was Dich so oft in Deinen alten Jahren so mürrisch und betrübt gemacht hat gegen Weib und Kind! O grolle meiner armen Mutter nicht und vergib dem Kinde die Schuld derselben. Von heute an will ich," fuhr sie fort, „dieses Bild auf meinem Herzen tragen und nie vergessen, daß es eine teure Reliquie meiner Mutter ist!"

Dann eilte sie ans Klavier und sang mit dem ganzen Zauber ihrer jugendlichen Stimme eines ihrer Lieblingslieder, also lautend:

„Zwei Vöglein sitzen beisammen
Und haben einander so lieb:
Im Herzen erglühen zwei Flammen,
Die Gott in das Herz ihnen schrieb.

Sie sitzen betrübt auf dem Zweige;
Das eine singt düster und schwer:
„Hold' Vögelein, neige, o neige
Noch einmal Dein Haupt zu mir her."

Das andre verzweifelt und weinet,
Es weint, weil die Wunde so brennt;
Der Himmel, der hat sie vereinet,
Die Erde, die hat sie getrennt.

Sie zogen betrübet von dannen
Und kehrten nie wieder zurück;
Die Tränen, sie flossen und rannen . . .
Sie fanden im Leide ihr Glück!"

Beim letzten Verse füllten sich Augustens Augen mit Tränen, die wie blitzende Perlen auf das Rosenbeet ihrer Wangen herniederrieselten.

In demselben Augenblick zog auf der Straße die Wachtparade vorüber, die eine lustige Fanfare erklingen ließ, welche wie ein bitterer Hohn hineinschmetterte in das gramerfüllte Herz der Jungfrau, die trotz ihrer sechzehn Lenze seit der Entdeckung jenes Bildes namenlos unglücklich und bis zum Tode betrübt war.

Bald darauf kehrte ihr Vater heim.

„Unsere allergnädigste Frau Kurfürstin," sagte der Hausmarschall mit weit freundlicherer Miene als gewöhnlich, „hat soeben den Wunsch fallen lassen, Dich kennen zu lernen. Sie hat allerhuldreichst geruht, mich aufzufordern, Dich morgen abend bei Hofe einzuführen und Dich sowohl ihr als unserm allergnädigsten Kurfürsten vorzustellen. Du verdankst diese hohe Auszeichnung keinem andern Verdienste, als jenem glücklichen Ungefähr, daß Du den Namen eines der urältesten Geschlechter Sachsens trägst, und eine derer von Schönberg zu heißen so glücklich bist. Zeige Dich würdig dieses ruhmgeschmückten Namens und benimm Dich bei Hofe so, daß Du Deinem alten Vater Ehre und dadurch Manches vergessen machst, was wie ein giftiger Skorpion

an meinem Herzen nagt. Doch was sehe ich, Kind? Du scheinst geweint zu haben? Darf ich wissen warum?"

Was sollte sie darauf antworten? Ihm sagen, daß sie in der Toilette ihrer verstorbenen Mutter das Porträt des bewußten Marquis gefunden und daß sie durch die Geschwätzigkeit ihrer Bonne in das dunkle Geheimnis ihrer Familie eingeweiht worden sei? Würde dies offene Geständnis der Wahrheit den Gemahl ihrer Mutter nicht unnütz gekränkt und von neuem gegen sie erbittert haben? — Es war also ganz natürlich, daß sie es vorzog, lieber zu einer Notlüge — der ersten in ihrem jungen Leben — ihre Zuflucht zu nehmen.

„Ich leide an Zahnschmerzen," entgegnete Fräulein von Schönberg, die bei dieser Notlüge so tief erröten mußte, daß diese verdächtige Röte selbst der Kurzsichtigkeit des Hausmarschalls nicht entgehen konnte.

„Kind, Du lügst!" rief er aus. „Die Tränen, die Du geweint, sind anderen Schmerzen als denen entsprungen, die Du mir genannt hast. Die Schamröte Deines Angesichts sagt mir klar und deutlich, daß Auguste von Schönberg eine mutwillige Lügnerin ist."

„Sie tun mir Unrecht, mein Vater!"

„Nenne mich so nicht, ungeratenes Kind! Unmöglich kannst Du meine Tochter sein, denn eine derer von Schönberg hat noch niemals gelogen."

Auguste wagte nichts darauf zu erwidern, denn ihr Gewissen sagte ihr, daß sie Herrn von Schönberg getäuscht habe.

„Du bist das Ebenbild Deiner Mutter," sagte der Hausmarschall in hohem Grade aufgebracht. „Auch sie hatte mich oft genug belogen, und dies ist das einzige, was Du von ihr geerbt zu haben scheinst."

„O kränken Sie mich nicht so tief! Beleidigen Sie nicht die heiligen Schatten meiner im Grabe ruhenden Mutter, die sich gegen Ihre bitteren Vorwürfe nicht mehr verteidigen kann. Lassen Sie die Tote ruhen, deren Andenken mir über alles wert und teuer ist. Jene Tränen, die ich vergossen hatte, waren dem Andenken meiner Mutter geweiht . . ."

„Und warum gestandest Du dies nicht gleich, Lügnerin?"

„Ich wollte Sie nicht an Jene erinnern, an welche, wie mir scheint, Sie nie ohne Groll zurückdenken."

„Deine Mutter, Auguste, hat es verdient."

„Vergeben Sie ihr," flehte die Tochter.

„Niemals! Niemals!" gelobte sich der Hausmarschall. „Kein Wort mehr von Deiner Mutter! — Sie hat . . . doch schweigen wir davon!" unterbrach sich Herr von Schönberg. „Von den Toten," fuhr er fort, „soll man nur Gutes reden; ich aber, Kind, vermag dies nicht, denn es gibt Kränkungen im Leben, die der gutmütigste Mensch selbst in der Todesstunde nicht vergessen, vielweniger noch vergeben kann."

„Sie brechen das Herz Ihrer Tochter," sagte Fräulein von Schönberg, in Tränen aufgelöst.

„Gewöhne Dich frühzeitig daran, die Wahrheit zu hören, wenn sie auch noch so bitter ist," sprach der herzlose Mann und verließ das trostlose Mädchen, das nichts als Tränen fand, um dem Uebermaße seiner Schmerzen Luft zu machen.

Auguste bedeckte ihr bleiches, gramzerstörtes Angesicht und hauchte ein stilles Gebet für die Manen ihrer tiefbeleidigten Mutter, an welcher ihr Herz und ihre Seele mit unzerreißbaren Ketten hing, denn welche Tochter wäre wohl lieblos genug, ihre Mutter, selbst wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, herzlos verurteilt zu sehen, ohne das zu empfinden, was in diesem Augenblicke die sechzehnjährige Auguste von Schönberg empfand.

Bald darauf kehrte die Bonne zurück.

„Im Vorzimmer wartet die französische Putzmacherin," meldete Angélique.

„Jetzt bin ich, wie Du siehst, nicht aufgelegt dazu, mich mit meinem Ballstaate zu beschäftigen. Sie mag morgen oder übermorgen wiederkommen . . ."

„Aber, Fräulein, die Sache hat Eile! Morgen abend ist der erste Hofball, zu welchem, wie Ihr Herr Papa mir gesagt, auch Sie eingeladen sind . . ."

„Welch' ein Glück!" rief Fräulein von Schönberg in einem Tone, der große Anlage zu schneidender Ironie ver-

riet. „Gut," fuhr sie fort, ihre Tränen trocknend, „laß die vortreffliche Putzmacherin eintreten, denn morgen muß ich, beneidenswertes Geschöpf, auf dem ersten Hofball erscheinen!"

Die Marchande de Modes, die bald darauf eingetreten war, probierte dem Fräulein von Schönberg eine Robe von himmelblauer, mit Brüsseler Spitzen besetzter Seide an.

„Das Kleid sitzt wie angegossen," versicherte die Hohepriesterin der französischen Staatskunst. „Das gnädige Fräulein werden Furore machen."

„Glauben Sie?" fragte Auguste, in deren zweifelhaftem Tone eine stolze Vorahnung von Gewißheit lag.

„Ich bin überzeugt davon! Alle Welt wird sich beeilen, Ihnen den Hof zu machen . . ."

„Wie sehr freue ich mich darauf!" gestand Fräulein von Schönberg mit kindlicher Naivetät. „Zum ersten Male in meinem Leben wird mir die Freude zu teil werden, gleichviel mit wem, tanzen zu dürfen. Heute nacht werde ich sicher kein Auge schließen, denn der erste Ball ist im Dasein eines jungen Mädchens ein so wichtiger Abschnitt, daß man darüber alles andere vergißt. Noch vor wenigen Minuten hatte ich bitter geweint; jetzt bin ich wieder heiter und froh, denn morgen abend — o, beneiden Sie mich! — wird Auguste von Schönberg in dieser Robe, die mich kleidet, bei Hofe eingeführt."

Neuntes Kapitel.

Gibt's etwas Langweiligeres, als einen Hofball?

Der geistreiche Prince Charles de Ligne, an welchen diese Frage einst gerichtet worden war, soll darauf geantwortet haben: „Noch langweiliger als ein Hofball sind jedenfalls zwei solcher Bälle." Jeder, der einen derselben besucht hat, kennt sie alle.

Auch der Hofball, den der Kurfürst Friedrich August am 17. Januar 1793 zur Feier des Geburtstages seiner erlauchten Gemahlin, der Prinzessin Maria Amalia Auguste von Zweibrücken, veranstaltet hatte, war eben so steif und einförmig, wie fast jeder andere Ball dieser Art.

Nachdem der Hausmarschall von Schönberg seine Tochter, die einer blühenden Rose glich, dem kurfürstlichen Paare vorgestellt hatte, wurde das Kind mit einigen jener alltäglichen Schmeicheleien abgespeist, wie sie bei Vorstellungen dieser Art gang und gäbe sind.

„Sie sind das Spiegelbild Ihrer Mutter," geruhte die Frau Kurfürstin zu sagen.

„Auch mir gefallen Sie!" sagte der gravitätisch steife, mumienhaft ernste Kurfürst.

Herr und Fräulein von Schönberg verneigten sich voll Ehrfurcht.

„Tanzen Sie gern?" fragte die Kurfürstin.

„Ich habe es wohl gelernt, bisher aber noch niemals versucht . . ."

„Ihnen wird es nicht an Tänzern fehlen," meinte Friedrich August.

„O bitte," sagte der Hausmarschall und machte eine klaftertiefe Verbeugung, bei deren Ausführung er beinahe das Gleichgewicht verlor.

Und damit war die Vorstellung beendigt.

Einen Augenblick später wurde Fräulein von Schönberg, deren jungfräuliche Schönheit, deren frühlingsfrische Anmut Aller Blicke auf sich zog, von einem der Attachés des französischen Gesandten, Vicomte de Vibray, zur Polonaise aufgefordert.

„Sie sprechen vermutlich auch etwas Französisch?" fragte der junge unverschämte Geck.

„Ich glaube einige Uebung darin zu besitzen," entgegnete Fräulein von Schönberg im reinsten Französisch.

„Ihre Aussprache ist so rein und fehlerfrei, daß man leicht in Vermutung geraten könnte, Sie für eine Französin zu halten."

„Ich bin stolz darauf, eine Deutsche zu sein."

„Die deutschen Damen gefallen mir nicht," gestand der Pariser Geck. „Und soll ich Ihnen sagen, warum? Sie sind in der Regel sehr prüde, verstehen durchaus keinen Scherz und pflegen deshalb etwas einförmig und langweilig zu sein."

„Der Geschmack, mein Herr, ist verschieden. Ich kenne viele meiner Landsleute, die eben so geringschätzend, wie Sie über die deutschen Frauen, über die Französinnen denken und welche eben so offen und ehrlich wie Sie zu behaupten wagen, daß die Mehrzahl der Französinnen in der Regel sehr kokett und bisweilen noch etwas mehr als frivol sind."

„Das muß ich Ihnen allerdings zugeben; doch haben meine weiblichen Landsleute wenigstens den Vorzug, daß sie selten oder niemals langweilig sind. Darf ich mir erlauben, Sie zu fragen, welche von allen Blumen Sie am meisten lieben?"

„Ich liebe vor allem das Veilchen."

„Und wie nennt sich Ihr Lieblingsdichter?"

„Ich lese keinen lieber als Gellert."

„Gellert? Wer ist Gellert? Ich habe noch niemals irgend etwas von einem Dichter dieses Namens gehört. Ich

bitte Sie, mir zu sagen, was dieser Unbekannte geschrieben hat."

„Gellert ist der Lafontaine unserer Literatur. Und zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen sage, daß es Leute gibt, die den Mut oder, richtiger gesagt, die Einsicht haben, die ungeschminkte Einfachheit Gellert's der geschminkten Koketterie Ihres Lafontaine vorzuziehen."

„Meinetwegen!" sagte der Geck. „Aber haben Sie einen Voltaire, einen Rousseau?"

„Nein, mein Herr! Aber dafür haben wir einen Lessing, einen Schiller."

„Ich kenne keinen von beiden," erklärte der Geck.

„O, dann erlauben Sie, daß ich Sie aufrichtig bedaure. Auch unser Deutschland hat, glauben Sie es mir, Dichter und Philosophen, auf deren Besitz es nicht minder stolz sein darf, als Ihr Vaterland auf die seinigen."

„Sie scheinen unser Frankreich nicht zu lieben?" fragte der Attaché.

„Ich mache kein Geheimnis daraus," gestand Auguste von Schönberg.

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie mindestens ebenso pikant und malitiös als wahr und offenherzig sind. Und darum, Mademoiselle, gefallen Sie mir!"

„Dies Geständnis, Herr Vicomte, hat so wenig Ueberraschendes für mich, daß ich mich dadurch — verzeihen Sie mir meine deutsche Offenherzigkeit! — durchaus nicht geschmeichelt fühle."

„Ich hätte nie geglaubt, daß eine Deutsche so boshaft sein könnte, wie Sie es sind. Dieses Vorrecht, hatte ich bisher geglaubt, sei nur ein Monopol unserer geistreichen Französinnen. Wissen Sie, was Bouhours behauptet hat?"

„Nein," erwiderte trocken Fräulein von Schönberg.

„Bouhours stellte einmal die ganz richtige Behauptung auf, der Deutsche besäße alles, nur nicht Geist."

„Ist dieser Bouhours ein Deutscher gewesen?"

„Ah quelle malice!" rief der Geck. „Sie wollen ihm mit dieser mehr als boshaften Frage gerade das absprechen, was er Ihren Landsleuten abgesprochen hat. Sie, Made-

moiselle, machen eine rühmliche Ausnahme. Ihnen gegenüber würde Bouhours seine Behauptung vielleicht zurückgenommen haben."

Die Polonaise war eben zu Ende. Der Attaché führte Fräulein von Schönberg auf ihren Platz zurück. Der Geck, der eine glänzende Niederlage erlitten hatte, sah sich genötigt, einzugestehen, daß die unverschämte Behauptung seines Landsmanns Bouhours doch etwas mehr als gewagt gewesen sei.

„Cette jeune allemande," sagte er zu sich, „a beaucoup plus d'esprit qu'une centaine de nos Françaises."

Das war der erste Triumph der Heldin unseres Romans.

Bald darauf folgte die Menuette. Fräulein von Schönberg tanzte diesen Tanz, der damals noch sehr en vogue gewesen war, mit echt französischer Anmut und erregte durch die Weichheit und Grazie ihrer Haltung so allgemeine Bewunderung, daß selbst die Frau Kurfürstin sich herabließ, ihr die Artigkeit zu sagen, daß sie eine der besten Tänzerinnen von ganz Dresden sei. Noch mehr Schmeicheleien sagte ihr der junge Mann, mit welchem sie soeben getanzt hatte.

Dieser Mann war ein Sohn des Geheimen Rats Freiherrn von B***, einer der schmucksten und elegantesten Kavallerie-Offiziere der Dresdner Garnison.

„Fräulein," sagte Herr von B***, „erlauben Sie mir, Ihnen gestehen zu dürfen, daß ich noch niemals so glücklich gewesen war, eine Tänzerin zu finden, welche die Menuette in solcher Vollendung tanzt wie Sie, mein gnädiges Fräulein. Ihr Anstand, Ihre Grazie sind wahrhaft anbetungswürdig!"

„Sie sagen mir Schmeicheleien, die ich durchaus nicht verdiene . . ."

„Jeder, der Sie tanzen sieht, muß das Bedürfnis fühlen, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie die personifizierte Anmut sind. Ihre ganze Erscheinung hat etwas Poetisches . ."

„Ich bitte Sie, mir nichts mehr zu sagen, was ich nicht anhören kann, ohne darüber erröten zu müssen. Ich weiß leider nur zu gut, wie vieles mir noch fehlt, um Ihr Lob, mit welchem Sie in so hohem Grade verschwenderisch sind,

in Wahrheit zu verdienen. Mir mangelt vor allem der Schliff der großen Welt. Ein Mädchen, das niemals in Gesellschaft gekommen und fast keinen andern Umgang als den mit seiner Puppe gehabt, muß einem Manne gegenüber, der die vornehme Welt kennt, weit mehr albern als poetisch erscheinen."

„Wer Sie für albern hält, muß es selber sein. Aus dem Email Ihrer wundersüßen Augen sprüht ein Geist, den nur Solche zu würdigen verstehen, welche selbst nicht ohne Geist sind. Man braucht mit Fräulein von Schönberg nur hundert Worte gewechselt zu haben, um herauszuhören, daß die Bildung Ihres Geistes mit der Schönheit Ihrer Persönlichkeit auf gleicher Höhe steht."

„Sie spannen meine Bescheidenheit auf eine so harte Folter, daß ich Sie inständig bitten muß, sie etwas mehr als bisher schonen zu wollen."

„Ich wäre versucht, Ihre Bescheidenheit für Koketterie zu halten, sagte mir nicht der herzgewinnende Ton Ihrer Stimme, daß Sie wirklich ein Muster weiblicher Bescheidenheit sind."

Da trat Herr von Schönberg hinzu.

„Nun, Herr von B***, wie finden Sie meine Kleine?" fragte der väterliche Schwachkopf.

„Ihr Fräulein Tochter ist ein Engel," beteuerte der Offizier.

„Ja, ja, das sagt fast Jeder! Aber finden denn auch Sie, daß mein Kind mir ähnlich sieht?"

Diese urnaive Frage brachte Herrn von B*** in nicht geringe Verlegenheit.

„Ich finde," entgegnete er nach kurzer Pause, „daß Ihr Fräulein Tochter weit mehr Aehnlichkeit mit ihrer seligen Mutter hat."

„Wie? Sie haben meine Lotte gekannt?"

„Ich hatte die Ehre, vor vier Jahren Ihrer Frau Gemahlin wenige Monate vor ihrem Tode auf einem der Hofbälle vorgestellt zu werden; ja ich hatte sogar das Glück gehabt, ein Mal mit ihr tanzen zu dürfen."

„Darum wird Sie mancher beneidet haben, denn meine

Lotte war eine sehr flotte Tänzerin. Tanzt denn auch meine Guste gut?"

„Aber, lieber Vater . . ."

„Schweige, Kind, Dich habe ich nicht gefragt."

„Ihr Fräulein Tochter," entgegnete Herr von B***, „ist eine geborene Terpsichore."

„Entschuldigen Sie, junger Freund, meine Tochter ist eine geborene von Schönberg."

„Papa erlaubt sich zuweilen kleine Scherze, durch welche er sich der Gefahr aussetzt, oft gänzlich verkannt zu werden. Mein Vater hat eben so viel Herz als Geist . . ."

„Ach was Geist! Ich habe ein paar schöne Rittergüter . . . das ist mehr wert als Geist! Geist, liebes Kind, kann Jeder haben, aber Rittergüter, die so einträglich wie Neusalz und Schmochtitz sind, kann Gottlob nicht Jeder haben! Sind nicht auch Sie meiner Ansicht?"

„Allerdings!" erklärte der Offizier.

„Geist, lieber Freund, ist einer jener Luxusartikel, auf welche, bei Lichte betrachtet, eigentlich nur die bürgerliche Kanaille stolz zu sein pflegt. Unsereiner ist Kammerherr und Hausmarschall. Wozu, frage ich Sie, braucht unsereiner Geist? — Einer meiner Vorfahren, Heinrich von Schönberg, welcher, wie Ihnen bekannt sein wird, Marschall von Frankreich gewesen ist, hatte nicht mehr Geist als jeder andere und brachte es trotzdem weiter als mancher andere. Geist ist Nebensache . . . Hauptsache ist Geburt! Menschen, welche bürgerlichen Ursprungs sind, haben wenigstens in meinen Augen, trotz des Geistes, mit dem sie sich zu brüsten pflegen, nicht mehr Wert, als Nullen, denen keine Zahl voransteht. Das von, liebster B***, ist die Ziffer, die aus der Null einen Adeligen macht."

„Und ich, Exzellenz, hatte einen Vorfahren (er hieß Joachim von B***, war einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit und nebenbei kurfürstlicher Konsistorialrat zu Dresden). Dieser Mann, Exzellenz, war anderer Ansicht. Er pflegte auf seine adelige Abstammung nicht den geringsten Wert zu legen und schien der Ansicht Kaiser Karl V. zu sein, welcher einst gesagt haben soll, er könne aus jedem

Dummkopf einen Adeligen, aber aus hundert Adeligen oft nicht einen einzigen geistreichen Mann machen."

„Dies, liebster B***, sind Ansichten, die ich durchaus nicht zu teilen vermag," entgegnete der Hausmarschall und kehrte dem Offizier den Rücken.

„Mein Vater," sagte Fräulein von Schönberg zu ihrem Tänzer, „hat, wie Sie bemerkt haben werden, altväterische Ansichten, die mit dem Geiste unserer Zeit so wenig übereinstimmen, daß man sich häufig eines Lächelns nicht erwehren kann. Ich, für meine unbedeutende Person, lege auf meinen Adel, aufrichtig gesagt, keinen Wert und beneide manche Bürgerliche um den Vorzug, einem Stande anzugehören, der es ihr erlaubt, jedem lächerlichen Vorurteile den Krieg zu erklären und sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren."

„Sie sprechen mir aus der Seele. Auch ich, Fräulein, möchte lieber Bürger sein und als solcher mir einen Beruf wählen, der mir mehr zusagt, als das Waffenhandwerk. Denn was ist ein Soldat in Friedenszeiten? Ein Donner ohne Blitzschlag! Ein Schatten ohne Licht!"

„Ich ehre Ihre Gesinnung und teile sie."

Als Fräulein von Schönberg kurz darauf von einem andern Tänzer zum Contretanz engagiert worden war, begann sie im Stillen Vergleiche anzustellen zwischen dem französischen Legations-Gecken und dem deutschen Offizier; die Parallelen, die sie zog, fielen so sehr zu gunsten des letztern aus, daß Herr von B*** mehr und mehr in den Vordergrund ihrer Seele trat und ihre Gedanken dergestalt zu beschäftigen begann, daß sie unwillkürlich an ihn zurückdenken mußte.

Der Mann, welcher sie kurz vorher zur Quadrille geführt hatte, war ein Maler, Professor der Dresdner Kunst-Akademie und hieß Guiseppe Grassi. Schon damals genoß er den wohlverdienten Ruf, in Frische und Zartheit des Kolorits von keinem seiner Zeitgenossen erreicht zu werden. Die wunderbare Anmut, die vorzugsweise in seinen weiblichen Porträts lag, hatte ihn zu einem der gesuchtesten Künstler seines Fachs gemacht. Als solcher hatte er den

Kurfürsten, dessen Gemahlin, den Ober-Kammerherrn Grafen von Marcolini, wie viele andere hervorragende Persönlichkeiten des Dresdner Hofes gemalt und sich durch die Meisterschaft seines Pinsels in so hohem Grade beliebt gemacht, daß er bald einer der bevorzugtesten Lieblinge Friedrich August's war.

„Erlauben Sie," sagte Grassi zum Fräulein von Schönberg, „daß ich selbst mich Ihnen vorstelle. Ich bin Maler, heiße Grassi und habe das Vergnügen gehabt, vor vielen Jahren Ihre liebenswürdige Frau Mutter zu malen."

„Dem Namen nach kenne ich Sie bereits so gut, daß ich doppelt erfreut bin, Sie nun auch persönlich kennen zu lernen. Ein Künstler, der meine selige Mutter gemalt, hat mehr Interesse für mich, als jeder andere Maler. Ich spreche so gern von der liebevollsten aller Mütter, daß jeder, der mit ihr bekannt gewesen ist, für mich einen eigentümlichen Reiz und Zauber besitzt. Ist es Ihnen vielleicht bekannt, für wen Sie das Bild meiner teuern Mutter gemalt?"

„Ich erfuhr es durch einen Zufall. Eines Morgens, als ich den damaligen Schloßhauptmann der kurfürstlichen Schweizer-Garde, Marchese d'Agdolo, infolge seiner schriftlichen Einladung besucht hatte, beeilte er sich, das von mir gemalte Bild Ihrer Mutter mir zu zeigen und den Wunsch auszusprechen, ganz in derselben Weise auch ihn in seiner roten Uniform zu malen."

„Und erfüllten Sie seinen Wunsch?" fragte Fräulein von Schönberg mit leicht erklärbarer Neugier.

„Ich tat dies um so lieber, da ich mir sagte, daß Marchese d'Agdolo, der bei Hofe damals in sehr hoher Gunst zu stehen schien, ganz geeignet war, mich vielen seiner Freunde zu empfehlen; denn damals war ich noch sehr jung und so unbekannt, daß ich, zu jener Zeit das Los aller Künstler teilend, mit Not und Sorgen aller Art zu kämpfen hatte. Ich malte den Marchese und erhielt dafür ein Honorar von hundert Talern. Niemand war damals glücklicher als ich! Agdolo empfahl mich der Kurfürstin-Witwe, die sich ebenfalls von mir malen ließ. Und seitdem war mein Glück gemacht."

„Sie werden erstaunen, Herr Professor, wenn ich Ihnen

sage, in welcher Hand das von Ihnen gemalte Bild Ihres Gönners sich befindet," sagte Fräulein von Schönberg und holte aus dem Schnee ihres jungfräulichen Busens ein schwarzes Sammtband hervor, an welchem eine goldene Kapsel hing, in deren Innern Agdolo's Bildnis verborgen war.

„Ganz recht, dies ist dasselbe Bild!" erklärte Grassi, angenehm überrascht.

„Ich trage es zur Erinnerung an meine Mutter," sagte die Tochter, deren dunkle Augen sich mit Tränen füllten.

„Kennen Sie das Schicksal jenes Mannes?" fragte der Maler.

„Ich weiß, daß er seit siebzehn Jahren als Gefangener auf dem Königsteine schmachtet, habe aber niemals erfahren können, was er verbrochen haben mag."

„Es herrscht darüber ein geheimnisvolles Dunkel, das bis zu diesem Augenblicke noch nicht gelichtet ist."

„Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich an dem Schicksale dieses Unglücklichen einen Anteil nehme, von dem ich selbst mir keine Rechenschaft zu geben weiß. Ich möchte Himmel und Erde in Bewegung setzen, um diesen Mann — Gott weiß warum? — aus den Mauern seines Kerkers zu befreien. So oft denke ich an ihn, daß er — schon mehr als einmal! — mir sogar im Traume erschienen ist und mich bei der Asche meiner Mutter beschworen hat, ihm die Riegel seines Gefängnisses zu öffnen und ihm den Genuß der Freiheit zu verschaffen. Was aber kann ein so schwaches Geschöpf, wie ich, zu Gunsten jenes Unglücklichen tun?"

„Wenden Sie sich an die Kurfürstin. Tun Sie bei ihr einen Fußfall. Bitten Sie sie, bei ihrem Gemahle ein Wort gnädiger Fürsprache zu Gunsten des Gefangenen einzulegen. Die Kurfürstin hat ein weiches Herz. Sie kann, sagt man, Niemanden weinen sehen. Tränen aus so schönen Augen, wie die Ihrigen sind, werden mehr Erfolg als hunderte von Bittschriften haben."

„Sie geben mir einen Rat, den ich schon morgen befolgen will."

„Der Himmel segne Ihre edle Absicht," sagte Grassi. „Aber erlauben Sie mir, Ihnen noch einen andern Wink zu

geben. Sehen Sie dort in der Ecke des Saales jenen Jesuiten, der, gebückt wie ein Wolf im Lammfell, umherschleicht? Dies ist Pater Johann Limpacher, der Beichtvater der Kurfürstin, die, unter uns gesagt, eine willenlose Drahtpuppe in der Hand dieses frommen Vaters und jener ihrer Jugendfreundin, der Hofdame Judith von Gumppenberg ist, die in diesem Augenblicke dort mit einem der Söhne des Freiherrn von Osten-Sacken tanzt. Suchen Sie zuerst Fräulein von Gumppenberg und durch sie den Pater Limbacher für sich zu gewinnen. Mit Hilfe dieser beiden setzen Sie sodann bei der Kurfürstin alles durch."

„Dank, tausend Dank, Herr Professor," sagte Fräulein von Schönberg, in deren Augen ein Strahl uneigennütziger Freude aufblitzte.

Als der Contretanz beendigt war, ersuchte Auguste ihren Vater, sie dem Fräulein von Gumppenberg vorzustellen.

„Wozu?" fragte der mürrische Hausmarschall.

„Ich habe mir schon lange gewünscht, sie kennen zu lernen."

„Warum?" fragte Herr von Schönberg.

„Sie erraten es nicht? Judith von Gumppenberg, die geistreichste aller Hofdamen unserer gnädigsten Frau Kurfürstin, soll, wie Professor Grassi mir eben erzählt hat, das Bild jener Bauerndirne besitzen, die dem berühmten Maler Raphael Mengs als Modell zu der schönsten seiner Madonnen gedient und deren Schönheit ihn so sehr eingenommen, daß er dies Modell bald darauf geheiratet haben soll."

„Mir ist so etwas ganz gleichgiltig," sagte der Hausmarschall und führte seine Tochter zum Fräulein von Gumppenberg.

„Hier, gnädiges Fräulein," sagte er, „stelle ich Ihnen meine Tochter Auguste vor. Ich bitte Sie, die Kleine unter die Flügel Ihres Schutzes zu nehmen," setzte er hinzu und verzog sich rasch wie ein Regenbogen.

„Ich habe," begann Fräulein von Schönberg, „meinen Vater ersucht, mich Ihnen vorzustellen, weil ich seit langer Zeit das Verlangen trage, die Bekanntschaft jener Dame zu machen, die, eine Zierde ihres Geschlechts, das neidens-

werte Privilegium besitzt, eben so geistreich als liebenswürdig zu sein."

Judith von Gumppenberg, die — unter uns gesagt! — das eine eben so wenig als das andere war, fühlte sich durch diese Ansprache dergestalt entzückt, daß sie diese Spielmarke schlau berechneter Schmeichelei für bare Münze hinnahm. Da sie jedoch nicht mehr in der Blüte ihrer Jahre stand, hatte sie, wie manche ihres Jahrgangs, die sonderbare Gewohnheit, jede, welche jünger war als sie, um das Glück der Jugend zu beneiden und an jedes junge Mädchen, mit welchem sie zum ersten Male sprach, die sonderbare Frage zu richten:

„Wie alt sind Sie, mein Fräulein?"

„Ich gehe in's Siebzehnte," antwortete Auguste von Schönberg.

„Ich habe Sie, aufrichtig gesagt, für einige Jahre älter gehalten. Ich gebe zu, daß man sich bisweilen täuschen mag; in der Regel aber pflegt man nicht zu irren, daß die Mehrzahl unseres Geschlechts stets vier bis fünf Jährchen älter als ihre Angabe ist. Ich dagegen gehöre zu jenen seltenen Ausnahmen, die aus ihrem Alter kein Geheimnis machen. Wie alt wohl halten Sie mich?"

„Ich habe wenig Uebung im Erraten . . ."

„Würden Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich bereits vierunddreißig bin?"

„Ich hätte schwören mögen, daß Sie mindestens acht bis zehn Jahre jünger sind."

Diese Antwort war hinreichend, die Zuneigung der eitlen Judith von Gumppenberg in so hohem Grade zu erringen, daß letztere sich nicht enthalten konnte, Fräulein von Schönberg in jeder Hinsicht ausnehmend-einnehmend zu finden.

„Sie sind ein ganz allerliebstes Kind, und schon darum würde es mich freuen, wenn ich jemals in die Lage käme, Ihnen beweisen zu können, daß ich, besser als mein Ruf, gerne helfe, wo ich helfen kann."

„Erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen morgen früh meine Aufwartung machen darf?"

„Kommen Sie, Fräulein, wann Sie wollen. Für Sie werde ich stets zu sprechen sein."

Fräulein von Schönberg empfahl sich. Einen Augenblick später nahte Pater Limpacher.

„Judith," fragte der Jesuit, „wer ist das junge Mädchen, das Dich soeben verlassen hat?"

„Sie ist die Tochter des Hausmarschalls von Schönberg."

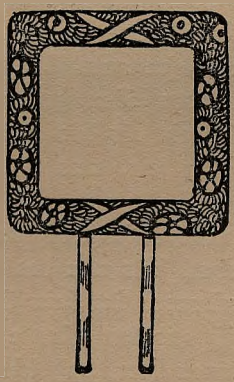
„Ich habe von ihr so viel Gutes gehört, daß es mich freuen würde, sie kennen zu lernen."

„Und aus welchem Grunde?" fragte Judith.

„Ich kannte die Mutter dieses Mädchens. Kurz vor ihrem Tode hatte ich sie so weit bekehrt, daß sie entschlossen war, sich von ihrem Gatten, den sie nicht sehr zu lieben schien, scheiden zu lassen, dann zur katholischen Kirche überzutreten und ihre Sünden im Schooße eines Klosters abzubüßen, als sie urplötzlich erkrankte und, zehn Stunden später, in der Blüthe ihrer Jahre starb. Vielleicht, Judith, gelingt es meiner Beredsamkeit, auch die Tochter zu bekehren."

„Sie versprach mir, mich morgen zu besuchen. Wünschen Sie es, frommer Vater, dann schicke ich sie zu Ihnen."

„Tue dies, Judith!" sprach der Jesuit.



Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen empfing Judith von Gumppenberg den Besuch des Fräuleins von Schönberg.

„Herzlich willkommen," sagte Judith, ihr entgegeneilend und sie zärtlich umarmend. „Setzen Sie sich, mein schönes Kind, und sagen Sie mir ohne Umstände, was mir die Freude Ihres Besuches verschafft?"

„Ich habe eine Bitte an Sie," gestand Fräulein von Schönberg mit reizender Befangenheit.

„Wodurch kann ich Ihnen nützlich werden?"

„Sie kennen den Beichtvater der Kurfürstin . . ."

„Pater Limbacher ist mein väterlicher Freund, der mich durch die frommen Lehren, welche er mir gibt, zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet hat. Ganz anders urteilt die böse Welt. Sie traut dem frommen Manne manche Dinge zu, die ihm niemals in den Sinn gekommen sind. Aber da sein Gewissen ebenso rein als das meinige ist, kann es uns beiden sehr gleichgültig sein, was man von uns zu denken sich erlaubt."

„Nur Böse denken Böses auch von andern. Ich aber, Fräulein, bin gewohnt, stets nur das Gute zu glauben und Verleumdungen so plumper Art kein Gehör zu leihen. Pater Limbacher ist, wie ich aus dem Munde meiner seligen Mutter gehört, ein so frommer Herr, daß ich mich glücklich preisen würde, wenn es mir gelänge, durch Ihre gütige Vermittelung bei ihm eingeführt zu werden."

„Nichts leichter als dies, liebes Kind! Zwei Zeilen meiner Hand werden hinreichend sein, Ihnen augenblicklich

Zutritt in sein Haus zu verschaffen. Der fromme Vater, ein Musterbild jeder christlichen Tugend, wird um so eher bereit sein, meine Bitte zu erfüllen, da er so glücklich gewesen war, auch Ihre Frau Mutter gekannt zu haben."

„O, dann habe ich noch mehr Vertrauen zu ihm! Er wird sich der mutterlosen Waise väterlich annehmen . . ."

„Aber sagen Sie mir offen und ehrlich, was er für Sie tun soll?"

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, wenn ich Ihnen aufrichtig bekenne, daß ich das, was ich durch seinen Einfluß zu erstreben hoffe, vorläufig nur ihm allein anvertrauen darf. Später sollen auch Sie es erfahren."

„Ich mische mich nur ungern in Geheimnisse und mag deshalb nichts erfahren, was man mir nicht freiwillig eingestehen will. Ihr bescheidenes Benehmen, Fräulein von Schönberg, hat mich dergestalt für Sie eingenommen, daß es mir Vergnügen macht, in der Lage zu sein, Ihnen dienen zu können. In einer Stunde werden Sie im Besitze eines Briefes sein, durch welchen ich Sie meinem väterlichen Freunde aufs wärmste empfehlen will. Gehen Sie mit Gott, schönes Kind, und rechnen Sie auf meine aufrichtigste Teilnahme."

„Ich danke Ihnen aus voller Seele," sagte Fräulein von Schönberg, küßte die Hand ihrer Beschützerin und empfahl sich ihrem Wohlwollen.

Der Brief, den Judith von Gumppenberg gleich darauf ihrem „väterlichen Freunde" schrieb, lautete wie folgt:

Ehrwürdiger Vater! Ueberbringerin dieser Zeilen, Fräulein von Schönberg, fühlt — ich weiß nicht warum? — das Bedürfnis, Sie kennen zu lernen und ist — wie Sie sehen — dadurch Ihrem Wunsche zuvorgekommen. Ich bitte Sie, frommer Vater, das unschuldige Kind unter die Flügel Ihres Schutzes zu nehmen und ihr in allem, was sie wünscht, mit gutem Rate beizustehen.

Mit unwandelbarer Liebe und Ehrfurcht bleibe ich

Ihre treugehorsame Tochter Judith.

P. S. Sie sehen, wie groß mein Vertrauen ist!"

Zwei Stunden später wurde Fräulein von Schönberg, die Ueberbringerin dieser Zeilen, dem Pater Limpacher an-

gemeldet, der, Catull's Liebeslieder in der Hand, auf einem grünsammetnen Lehnstuhle saß und mit offenen Augen von den Reizen jener römischen Lesbia träumte, die sein Lieblingsdichter mit so verlockenden Farben geschildert hat, daß sie durch die Macht seiner Poesie nicht minder unsterblich geworden ist wie er selbst.

Als der Jesuit Fräulein von Schönberg im Glorienscheine ihrer jungfräulichen Schönheit in sein Zimmer eintreten sah, entglitt Catull seiner zitternden Hand. Geblendet von der Anmut ihrer Erscheinung, rieb er die Augen wie jemand, der, aus süßen Träumen erwachend, den Mittelpunkt dieser Träume leibhaftig vor sich sieht. Es war ihm, als sei jene unsterbliche Lesbia aus ihrem Grabe auferstanden, um noch einmal an die Brust ihres geliebten Dichters zu sinken und ihn durch die Allmacht ihrer Reize zu neuen Lieder- zu begeistern.

„Lesbia!" rief er berauscht von der Atmosphäre dieser hochpoetischen Erscheinung.

„Entschuldigen Sie, frommer Vater, wenn ich störe," sagte Fräulein von Schönberg, die an allen Gliedern zu zittern begann. „Ich würde es nicht gewagt haben, Sie mit meinem Besuche zu belästigen, wäre Fräulein Judith von Gumppenberg nicht so gütig gewesen, mit diesen Brief an Sie mitzugeben."

Der Jesuit erbrach das Siegel und las mit heftiger Neugier den Inhalt dieses Schreibens.

„Fräulein von Schönberg," sagte er gleich darauf, „ich bitte Sie, Platz zu nehmen," auf das Sofa weisend, das in der Nähe seines Lehnstuhles stand. „Judith von Gumppenberg," fuhr er fort, „empfiehlt Sie in diesen Zeilen auf so teilnahmsvolle Weise, daß ich kaum erwarten kann, Sie zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann?"

„Zu meiner größten Freude erfuhr ich durch Fräulein von Gumppenberg, daß Sie meine Mutter gekannt haben."

„Ich habe mehr als einen Grund, sie als eine der tugendhaftesten ihres Geschlechtes in so hohem Grade zu achten, daß es mir ein heiliges Bedürfnis geworden ist, ihre Seele zu trösten und ihr Mut einzuflößen, das, was der

Himmel in seinem unerforschlichen Ratschlusse über sie verfügt hatte, mit christlicher Geduld zu tragen, denn Ihre Mutter war sehr unglücklich . . ."

„Ich erriet dies aus den Tränen, die sie häufig vor mir zu verbergen bemüht gewesen war."

„Es gibt Seelenleiden, mein Kind, die nur ein Arzt zu lindern vermag, und dieser Arzt ist unser Heiland! Auf ihn allein verwies ich sie. Sie folgte meinem wohlgemeinten Rate und stand im Begriff, ihrem Gatten und der Welt zu entsagen und sich in ein Kloster zurückzuziehen, als der Tod, der vollkommene Tröster aller Leiden, ihr die lebensmüden Augen schloß. — Zwei Tage vor ihrem seligen Ende hatte sie mich rufen lassen, um mir eine Sünde zu beichten, deren Last sie zu erdrücken schien. Ueberzeugt von der Aufrichtigkeit ihrer Reue, erteilte ich ihr im Namen unseres allbarmherzigen Erlösers Absolution, und achtundvierzig Stunden später starb sie ruhig wie eine Heilige."

Fräulein von Schönberg zerfloß in Tränen.

„O, weinen Sie nicht!" sprach der fromme Vater. „Sie sitzt dort oben zur Rechten unseres Heilandes und schaut jetzt verklärt auf das herab, was ihr hier auf Erden das Liebste, das Teuerste gewesen war. Gereinigt von den Schlacken irdischer Sünde fleht sie zu Gott, dem allmächtigen Vater des allmächtigsten Sohnes, daß ihre Tochter im Glauben der einzig wahren, alleinseligmachenden Kirche heranwachse und je eher, desto lieber jenem falschen Afterglauben entsage, welcher schuld an allem Unheil ist. Ihre arme unglückliche Mutter lebte vielleicht noch heute, wäre sie Katholikin gewesen und hätte sie als solche das Bekenntnis ihrer Schuld ausgießen können in das verschwiegene Ohr eines Priesters, der sie getröstet und ihr Kraft zur Reue eingeflößt hätte. Die protestantische Irrlehre, die eine so abgesagte Feindin der Ohrenbeichte ist, treibt den Sünder, welcher den Trost der Kirche entbehrt, früher oder später zur Verzweiflung."

„Eine Stimme meines Herzens sagt mir, frommer Vater, daß Sie Recht haben."

„Ein einziger Blick auf die tränenreiche Mutter Gottes gewährt dem katholischen Sünder mehr Trost und Beruhigung

als hundert kalte, nüchterne Predigten Eurer Geistlichkeit, die keine Vergebung der Sünden kennt und nicht die Macht besitzt, Euch davon freizusprechen und Eurer schwergeängstigten Seele die Ruhe und den Frieden unserer Kirche wiederzugeben. Geh' auch Du in Dich, mein Kind! Du bist jung und hast noch Zeit, Dich zum Bessern zu bekehren. Nun aber sage mir, in welcher Absicht Du mich aufgesucht hast?"

„Ganz Dresden kennt den allmächtigen Einfluß, den Sie, hochwürdiger Vater, auf das Herz unserer allergnädigsten Frau Kurfürstin ausüben . . ."

„Ich gebe zu, daß Ihre kurfürstliche Hoheit auf meinen Rat zu hören pflegt."

„Dann bitte und beschwöre ich Sie, frommer Vater, mir bei der Frau Kurfürstin eine Audienz zu verschaffen."

„Zuvor, Kind, muß ich wissen, warum?"

„Ich trage eine Bitte in meinem Herzen, das nicht eher ruhig werden kann, bis diese Bitte mit Ihrer Hilfe, ehrwürdiger Vater, in Erfüllung geht."

„Kind, Du machst mich neugierig," sagte Pater Limpacher, dessen Phantasie noch immer mit Catull's Lesbia beschäftigt zu sein schien.

„Ich wünsche die Frau Kurfürstin zu sprechen, um sie fußfällig zu bitten, bei ihrem erlauchten Gemahle ein Wort huldreicher Fürsprache einzulegen für einen Unglücklichen, der seit siebzehn Jahren . . ."

„Ich errate, Kind, wen Du meinst," unterbrach sie der Beichtvater; „aber glaube mir, daß jeder Schritt, den Du zu gunsten jenes Gefangenen zu tun gedenkst, erfolglos bleiben wird. Jener Mann ist ein Hochverräter, der kein besseres Los verdient hat. Weder die Kurfürstin, noch irgend eine Macht der Erde wird — glaube es mir, liebes Kind! — den Kurfürsten bewegen, jenen Verbrecher, an dessen Schicksale — ich weiß es, warum — Du wahrhaft kindlichen Anteil nimmst, zu begnadigen. Soll doch selbst die Kurfürstin-Mutter noch kurz vor ihrem Ableben sich für den Gefangenen verwendet haben! Fragst Du, Kind, was es genutzt hat, dann muß ich Dir darauf erwidern, daß selbst

dieser Schritt keinen Erfolg gehabt hat. Jener Agdolo ist nicht zu retten!"

„Ich bin entschlossen, selbst das Aeußerste zu wagen, um ein Gelübde zu erfüllen, das ich den Manen meiner seligen Mutter getan. In Ihrer Hand, frommer Vater, liegt es, das Gewissen der Kurfürstin zu bewegen, sich jenes Unglücklichen anzunehmen."

„Du verlangst Unmögliches von mir," sagte Pater Limpacher, ihre Hand erfassend.

„Einem Manne Ihrer Beredsamkeit gelingt alles, was er will!"

„Nun wohlan, glaubst Du, daß mir auch das gelänge, Dein Herz zu bewegen, Deinem Glauben zu entsagen?"

„Alles würde ich tun, was Sie von mir begehren, gelänge es der Macht Ihres Einflusses, den Gefangenen aus seinem Kerker zu befreien."

„Wenn Du Dich, schönes Kind, gefügig zeigst, will ich alles aufbieten, um das, was Du so sehnlich zu wünschen scheinst, möglich zu machen. Doch jedes Ding braucht Zeit zur Reife, und darum sage ich Dir im voraus, daß diese Sache nicht so schnell gehen wird, als Du, mein Kind, zu hoffen wagst."

„Wann, frommer Vater, darf ich wiederkommen?"

„So oft Du willst, meine Tochter! Meine Tür wird Dir stets geöffnet sein."

„Dank, tausend Dank, mein ehrwürdiger Vater," sagte Fräulein von Schönberg, ergriff die wachsgelbe Hand des Jesuiten und zog sie dankerfüllt an den Rand ihrer Lippen.

Der Pater hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und dachte dabei unwillkürlich an Catull's Lesbia zurück.

Nachdem Fräulein von Schönberg ihn verlassen hatte, machte er das Zeichen des Kreuzes und sprach mit niedergeschlagenen Augen:

„Und führe uns nicht in Versuchung, Amen!"

Auf dem Heimwege nach ihrer Wohnung führte der Zufall ihr jenen schmucken Offizier entgegen, mit welchem sie abends zuvor die Menuette getanzt. Ehrerbietig grüßte er; sie dankte verlegen und ging weiter. Herr von B***

aber kehrte sich um, um sie mit seinen Blicken so lange zu verfolgen, bis sie um die nächste Straßenecke bog.

Die Anmut und Bescheidenheit ihres Benehmens, der Geist ihrer Unterhaltung, der Zauber ihrer siebzehn Jahre hatten auf das Herz des jungen Mannes einen so tiefen, unvertilgbaren Eindruck gemacht, daß er, ohne es zu ahnen, in sie dergestalt verliebt war, daß er die ganze Nacht hindurch von ihr geträumt hatte. Wie schlug ihm das Herz, als das entzückende Bild seiner Träume in leibhaftiger Wirklichkeit an ihm vorüberzog und mit so liebenswürdiger Befangenheit seinen Gruß erwiderte! Um wie viel schöner und blühender erschien sie ihm bei helllichtem Tage! Ein Zipfel ihres weißen Spitzenschleiers, der, vom frischen Morgenwinde hin- und herbewegt, seine Wange berührt hatte, war hinreichend gewesen, seine liebestrunkene Seele in eine ihm bis dahin fremd gebliebene Entzückung zu versetzen. Noch immer hörte er das geheimnisvolle Rauschen ihres schwarzseidenen Kleides, noch immer fühlte er den Duft ihrer keuschen Atmosphäre. Er hätte ihr nachgehen und jede Spur ihrer kleinen Feenfüße küssen mögen. Die Ahnung einer ersten Liebe hat so viel Berauschendes, daß selbst die nüchternste Seele durch den prickelnden Reiz dieser Leidenschaft sich in Extase versetzt fühlt, um wie viel mehr die Einbildungskraft eines jungen Mannes, der eben so viel Geist als Enthusiasmus besaß. Alfred von B*** vereinigte mit der glühenden Leidenschaftlichkeit eines französischen Chevalier de Grieux die träumerische Sentimentalität eines deutschen Werther, und seine aufgeregte Phantasie schwärmte für Fräulein von Schönberg, wie jene beiden einst für Manon Lescaut und Charlotte Buff geschwärmt hatten.

Auch Auguste von Schönberg hatte bei dieser zufälligen Begegnung mit dem jungen Offizier, dessen geistreiche Unterhaltung ihre Aufmerksamkeit gefesselt, ein Gefühl so ganz neuer, eigentümlicher Art empfunden, daß sie unwillkürlich sich fragen mußte, warum ihr Herz beim ersten Wiedersehen dieses jungen Mannes lauter als gewöhnlich geschlagen und warum sein Gruß sie so bestürzt und verlegen gemacht habe.

„Was ist es," fragte sie sich, „was diesen Mann in meinen Augen anziehender als jeden andern macht? Ist's der sympathische Ton seiner Stimme, die in meinem Herzen warmen Wiederhall gefunden hat? Ist's das Feuer seiner Augen, die mir ein neues unbekanntes Gefühl von Zuneigung zu ihm eingeflößt haben, oder ist's die Männlichkeit seiner Erscheinung, die mir imponiert hat? Ich weiß mir keine Rechenschaft zu geben, warum sein Bild mich mit einem unbestimmten Gefühle von Bangigkeit oder Furcht erfüllt und warum, trotz dieser mir unerklärlichen Scheu, mein Herz sich zu ihm mehr als zu tausend andern hingezogen fühlt. Sollte dies rätselhafte Gefühl Liebe sein?"

Fräulein von Schönberg fuhr erschreckt zusammen.

„Ich will mich bemühen," sagte sie nach einigen Sekunden ernsten Nachsinnens, „nicht mehr so häufig wie bisher an ihn zu denken, um ihn, wenn es möglich ist, lieber ganz zu vergessen; denn eine Stimme meines aufgeregten Innern ruft mir warnend zu, dieser aufkeimenden Leidenschaft beizeiten zu entsagen, weil sie mich in Unglück und Elend stürzen und meine ganze Zukunft gefährden, vielleicht gar vernichten würde. Und darum fühle ich klar und deutlich, wie notwendig es ist, die ganze Kraft meines Willens aufzubieten, um diesen Mann, der wie kein zweiter auf Gottes Erde mir gefährlich werden kann, vergessen zu lernen."

Ihr lebhafter Geist, der sich eben so frühzeitig wie ihre physische Natur entwickelt hatte, war reif genug, die Gefahr zu ahnen, die in ihrer Neigung zu ihm wie eine Schlange unter Blumen verborgen lag. Das dunkle Vorgefühl, das sich ihrer bemeistert hatte, war der jedem Weibe angeborene Naturtrieb, das zu fliehen, was ihm Gefahr bringt.

Alfred von B*** dagegen hatte im Stillen das Gelübde getan, alles aufzubieten, um sich das Herz und die Liebe jenes überirdischen Wesens zu erwerben, das, in seinen Augen halb Fee, halb Engel, das Urbild der vollendetsten Schönheit, das Sinnbild der reinsten Tugend war.

Eine der größten und gefahrvollsten Schwächen des in seinen Widersprüchen unergründlichen Frauenherzens ist zu allen Zeiten die Neugier gewesen. Jeder Mann, der das

Geheimnis besitzt, die Neugier der Frauen zu erregen, hat einen der Hauptschlüssel zur Sakristei ihres Herzens gefunden.

Herr von B*** beschloß vor allem andern, Fräulein von Schönbergs Neugier zu erregen, mit Hilfe dieses Mittels ihre ganze Einbildungskraft zu beschäftigen und dieselbe auf einen Punkt zusammenzudrängen.

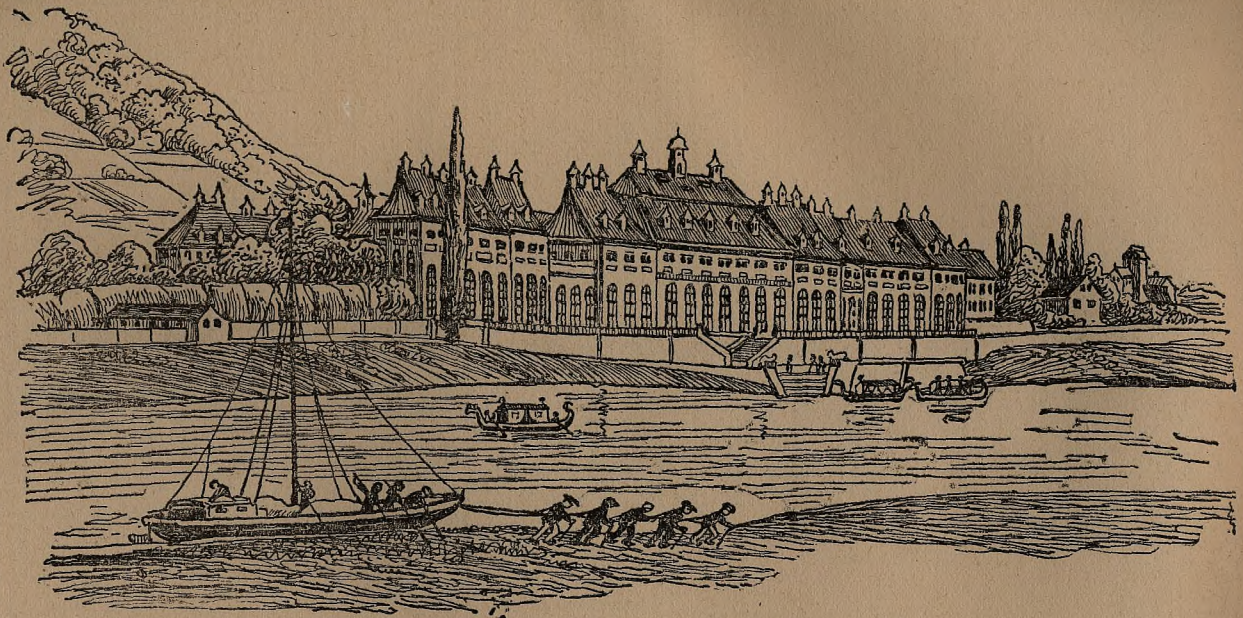
Er hatte einen Diener, welcher, gewandt und schlau wie ein Molièrescher Scapin, stumm und verschwiegen wie ein steinernes Götzenbild war. Dieser Diener, den alles Geld der Erde nicht bewogen haben würde, das ihm anbefohlene Schweigen zu brechen, war von seinem Herrn beauftragt worden, dem Fräulein von Schönberg jeden Morgen, zu einer und derselben Stunde, einen Strauß der seltensten und schönsten Blumen im Auftrage eines ihm gänzlich fremden und unbekannten Mannes übergeben, der dabei keine andere Absicht hege, als die, ihr einen Tribut seiner aufrichtig gemeinten Huldigung zu Füßen zu legen.

Dies spielte einen ganzen Monat lang. Auf alle Fragen, welche Fräulein von Schönberg aus leicht erklärlicher Neugier an den Ueberbringer dieser täglich wiederkehrenden Blumenbuketts gerichtet hatte, war ihr eine und dieselbe Antwort, daß er selbst nicht wisse, wer ihn schicke, so oft zu teil geworden, daß ihre Neugier sich dadurch doppelt angespannt und gefoltert fühlen mußte.

Wir dürfen nicht vergessen, hinzuzufügen, daß in der Mitte jeder dieser Blumensendungen ein Gedicht versteckt war, dessen schwärmerische Huldigung die Neugier der holden Empfängerin tagtäglich in so hohem Grade vermehren mußte, daß sie nach Verlauf eines Monats einen Finger ihrer Hand willig geopfert hätte für die Offenbarung des Geheimnisses, wer der Absender dieser reizenden Verse sei.

Das letzte Lied, das ihr auf diesem Blumenwege zugekommen war, lautete wie folgt:

„Du, Geliebte, bist der Frühling:
Alles grünt und blüht in Dir;
Ich, mein Frühling, bin der Winter,
Darum graut es Dir vor mir.



Lustschloß Pillnitz (nach einem alten Schnitt gezeichnet).

Du, Mimose, bist die Rose;
Ich bin Deine Nachtigall,
Und die Lieder, die ich singe,
Sind der Seele Widerhall.

Du, Geliebte, bist der Himmel,
Wo ein Heer von Sternen thront;
Eingehüllt in dunkle Wolken
Gleiche ich dem bleichen Mond.

Du Madonne, bist die Sonne,
Und ich Aermster bin die Uhr,
Die mit sehnsuchtbanger Wonne
Folget Deiner Strahlen Spur."

Fräulein von Schönberg war entzückt davon. Aber in den Glanz ihrer Freude mischte sich die Wolke einer trüben Ahnung. Der Sänger dieses Liedes, der sich mit dem Winter verglich, konnte nach ihrer Voraussetzung unmöglich ein junger Mann sein; lag darin nicht die Andeutung, daß dieser dichtende Winter zweifelsohne ein schon ziemlich bejahrter Herr sei? In den Augen der Jugend mußte ihm dies jedenfalls etwas unvorsichtige Geständnis einen bedeutend großen Teil seines Nimbus rauben. Außerdem verglich er sich dem bleichen Monde. Unmöglich konnte es also Alfred von B*** sein, dessen rundes, kerngesundes Gesicht fast eben so rot wie die Schale eines Rosenapfels war. — Oder sollte der „Aermste" sich ihretwegen schon so sehr gegrämt und abgehärmt haben, daß er seitdem bleich wie der Mond geworden sei? Die Liebe — wer von uns weiß dies nicht? — ist eines jener unergründlichen und häufig unheilbaren Fieber, die den einen bleich, den andern rot zu machen pflegen. Sollte auch Herr von B*** einer der bleichgewordenen Fieberkranken sein? — Aber immer wieder begann sie daran zu zweifeln, denn wäre es wohl denkbar, daß ein kurfürstlich sächsischer Kavallerie-Offizier, welcher nur mit Pferden oder seinesgleichen umzugehen pflegt, derlei Verse zu dichten befähigt sei? —

Am andern Morgen und zur gewöhnlichen Stunde gab derselbe geheimnisvolle Diener, welcher dreißig Tage lang nur Blumen und nichts als Blumen gebracht hatte, ein in Papier eingehülltes Stammbuch, auf dessen erstem Blatte der unbekannte Absender nachfolgende Verse geschrieben:

„Könnt' den Himmel ich verschenken,
Alle Sterne wären Dein,
Und Dein Sklave würde Hüter
Deiner Himmelreiche sein;
Aber ärmer als der Aermste
Schwelg' in Lieb' ich nur und Schmerz,
Und vermag Dir nichts zu bieten,
Als mein lieberfülltes Herz.

Könnt' ich alles mit Dir teilen,
Würd' ich überselig sein;
Wär' ich reicher als der Reichste,
All' mein Reichtum wäre Dein;
Aber arm bin ich an Schätzen,
Reich an Liebe nur und Schmerz;
Darum kann ich nichts Dir bieten,
Als mein treugesinntes Herz."

„Dieses Gedicht," sagte Fräulein von Schönberg zu sich selbst, „ist so lieb, wie jedes der dreißig frühern; aber auch der Grundgedanke dieses Liedes hat wie der des vorhergehenden etwas Betrübendes für mich. Aus dem Inhalte der zweiten Strophe scheint ziemlich klar und deutlich hervorzugehen, daß mein unbekannter Verehrer, „arm an Schätzen, aber reich an Liebe," allem Anscheine nach ein hungerleidender Poet, aber keineswegs jener schmucke Offizier zu sein scheint, dessen Vater reich begütert und dessen einziger Sohn und Erbe nicht so arm an Schätzen wie mein anonymer Anbeter ist. Aber, großer Gott, von Liebe und Versen allein kann man leider nicht leben, ohne sehr bald, wie mein armer Poet, der nichts weiter als die Sterne des Himmels zu verschenken hat, in Not und Elend zu verhungern. Es ist doch

wirklich recht fatal, daß zum Leben und Lieben mehr Geld gehört, als mein unbekannter Poet zufällig zu haben scheint."

Sie kehrte das Blatt um und erblickte auf der zweiten Seite des Albums das Miniaturbild eines Mannes, der aller Wahrscheinlichkeit nach kein anderer, als der Dichter jener Verse zu sein schien. Dieser Unbekannte war zwar ziemlich schön und interessant, hatte jedoch keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Ideale ihres Herzens, Herr von B*** war viel pikanter.

„Er ist es also doch nicht!" gestand sie sich mit zentnerschwerem Seufzer und wurde nun natürlich noch weit neugieriger, als bisher.

Sie sann hin, sie sann her.

„Wer um alles in der Welt mag derjenige sein, welcher mir auf so geheimnisvolle Weise den Hof und gleichzeitig mich so neugierig zu machen sich erlaubt? Wer mag dieser Unbekannte sein, dessen Bild mich so fremdartig anzulächeln wagt? Aber ein Mann, welcher in der Lage ist, mir jeden Tag ein so schönes Bukett und heute zur Abwechslung ein so reizendes Album zu schicken, kann doch unmöglich so arm und unbemittelt sein, als er — Gott weiß warum? — sich den Anschein gibt. Aber gleichviel, ob er reich oder arm ist, ich kann mich für diesen Mann da, wie sehr mir auch seine Verse zusagen, leider nicht begeistern, da er — ich schäme mich, es mir selber zu gestehen — nicht jener ist, welchen ich vermutet hatte. Einen andern zu lieben vermag ich nicht," sagte Fräulein von Schönberg in einem Tone, dem es anzuhören war, daß er aus dem Grunde ihres Herzens kam.

Am andern Morgen brachte der bewußte Diener ein in hunderte von Hüllen eingepacktes, prachtvoll eingebundenes Buch, das unter dem Titel: „Worte eines Liebenden" die gedruckte Sammlung aller ihr zuvor in der Handschrift zugesendeten Lieder enthielt, mit einem Widmungsgedichte nachfolgenden Inhalts:

„Unnütz sind die dummen Lieder,
Die ein armer Teufel sang,

Als ein Pfeil aus Deinem Auge
In sein tiefstes Leben drang.

Unnütz sind die dummen Lieder!
Mache Papilloten d'raus,
Oder besser, wirf sie schleunig
Auf die off'ne Straß' hinaus.

Unnütz sind die dummen Lieder!
Kommt, ihr Winde, tragt sie fort,
Jagt und peitscht sie durch die Straßen,
Peitscht sie fort von Ort zu Ort!

Unnütz sind die dummen Lieder!
Lacht sie ohne Mitleid aus!
Tragt die lebensmüden Lieder
Auf den Kirchhof schnell hinaus.

Unnütz sind die dummen Lieder!
Scharrt sie in die Erde ein,
Legt dann auch die falschen Schwüre
Meines Liebchens mit hinein."

„Mein Herr Poet ist heute ausnahmsweise etwas ungezogen," setzte Fräulein von Schönberg hinzu. „Der arme Teufel grollt mit mir. Doch ich habe keine Ahnung, weshalb? Er geht in seiner Unhöflichkeit sogar so weit, mir „falsche Schwüre" vorzuwerfen, mir, die ich ihn gar nicht kenne und die noch niemals im Leben falsch geschworen hat. Aber gerade diese poetische Unverschämtheit macht mich jetzt neugieriger, als jemals, endlich zu erfahren, wer jener arme Teufel ist, der mir zu Ehren diese „dummen Lieder" sang. O, diese Neugier peinigt, foltert mich! Sie raubt mir Ruhe und Verstand, und erfahre ich nicht bald, wer dieser reizende Unbekannte ist, dann sterbe ich aus lauter Neugier!"

Auf diese Weise hatte Herr von B*** seinen Zweck erreicht. Fräulein von Schönberg beschäftigte sich einzig und allein nur noch mit ihm: er war der Mittelpunkt ihrer Gedankenwelt.

Elftes Kapitel.

Und jetzt erst begannen die Fensterpromenaden. Jeden Morgen zu derselben Stunde, in welcher sie seine Blumenspende empfangen hatte, ritt Herr von B*** drei bis vier Mal an dem Fenster vorüber, an welchem sie, mit einer Stickerei beschäftigt, zu sitzen pflegte. Sie war nachdenkend und traurig geworden, denn seit länger als acht Tagen hatte ihr unbekannter Verehrer, ihr grollender Poet, nichts mehr von sich hören lassen.

„Was muß ich," fragte sich Fräulein von Schönberg, „verbrochen haben, daß er so lange mit mir grollen kann? Was mag ihn beleidigt, was ihn gekränkt haben, daß er mir kein Zeichen seines Lebens gibt? Sollte mein Dichter vielleicht erkrankt sein? Das wäre schrecklich, denn ich bin durch seine Huldigung schon so sehr verwöhnt, daß ich sie, aufrichtig gesagt, schmerzlich vermisse."

Bei diesem Selbstgespräche warf sie zufällig einen Blick auf die Straße hinaus. In demselben Momente ritt Er vorüber. Sie erblickte ihn und erschrak nicht wenig, als er sie zu grüßen wagte. Sie erwiderte diesen Gruß, denn wäre es nicht mehr als unhöflich gewesen, fragte sie sich, den artigen Gruß eines jungen Offiziers, der ihr niemals etwas zu leide getan, unerwidert zu lassen?

„Wie schön und stattlich er aussieht, wenn er zu Pferde sitzt," fügte sie hinzu und entschloß sich, ihm nachzusehen. „Aber wissen möchte ich denn doch, ob er der Absender jener kleinen Buketts, der Verfasser jener schwärmerischen Lieder ist? Mein Herz sagt mir zwar allerdings, daß er nur und

kein anderer es sein kann; das Bild aber, womit er die zweite Seite des Albums geschmückt hat, ist nicht das seinige. Sollte er mich absichtlich dadurch getäuscht haben wollen, um meinen Geschmack auf die Probe zu stellen? Einem Manne seines Standes traue ich noch viel Schlimmeres zu, denn schon meine Mutter hatte mich frühzeitig genug vor Offizieren gewarnt und mir oft genug gesagt, daß alle, und vorzugsweise jene von der Kavallerie, jungen und unerfahrenen Mädchen gegenüber höchst gefährliche Subjekte seien, denen nicht viel zu trauen sei. Aber kann's denn nicht auch Ausnahmen geben? Und könnte es nicht möglich sein, daß gerade Herr von B***, dessen feines Benehmen mir so sehr gefällt, eine jener seltenen Ausnahmen wäre? Blos aus Neugier wünschte ich mit ihm bekannt zu werden, um mich zu überzeugen, ob er besser als die Mehrzahl seiner Kameraden ist oder ob er vielleicht noch schlimmer als die meisten seinesgleichen sein mag? Aus lauter Neugier wäre ich imstande, mich in diesen jungen Mann ernstlich zu verlieben, vorausgesetzt, daß von ihm jene mehr als galanten Verse sind, deren poetischer Duft mich — gern gestehe ich diese Schwäche ein! — in hohem Grade berauscht hat. Jene Lieder haben sich in mein Herz auf solche Weise eingeschmeichelt, daß — ich fühle es leider zu genau! — keine Macht der Erde imstande ist, sie daraus zu verbannen. Jene Verse haben in meiner Seele so tiefe Wurzeln gefaßt, daß der Eindruck derselben durch nichts mehr auszurotten ist. O meine liebe, gute, unvergeßliche Mutter, noch hundert Mal gefährlicher als ein ganzes Regiment schmucker Kavallerie-Offiziere ist ein Dichter, der jene Saite anzuschlagen weiß, welche in der Tiefe unseres Herzens warmen Wiederhall wachzurufen versteht, wie jener Unbekannte, der, ein Dichterfürst von Gottes Gnaden, durch die Allgewalt seiner Poesie mein Herz unterjocht hat."

Auch am andern Morgen ritt Herr von B***, zu derselben Stunde wie gestern, an ihrem Fenster vorüber. Lächelnd grüßte er; natürlich dankte sie.

Die Liebe ist ein dunkles Rätsel. Oft gehört so wenig und oft so viel dazu, dem weiblichen Herzen — jener rätsel-

vollen Sphynx, deren Inneres noch niemand durchschaut hat — jenes erhebende und gleichzeitig demütigende Gefühl einzuflößen, das man kurzweg *Liebe* nennt. Liebe ist ein so unergründliches Chaos von Gegensätzen und Widersprüchen, daß es noch keinem gelungen ist und jemals gelingen wird, Licht in dies Chaos zu bringen. Der Eine erkennt in ihr den Segen, der Andere den Fluch des ganzen Menschengeschlechts. Aber jedenfalls ist die Liebe das einzige Perpetuum mobile, das den ganzen Lauf der Schöpfung bewegt, die ohne diese bewegende Kraft gänzlich stillstehen und aussterben müßte. Liebe ist die das ganze Weltall erwärmende Zentralsonne, die alles bewegt, was ohne den Einfluß dieses göttlichen Lichts ein lebloses Chaos, eine ewige Finsternis geblieben wäre! Als Gott sprach: „Es werde Licht," strömte *seine* göttliche Liebe in das Herz seiner ganzen Schöpfung über.

Liebe war jener göttliche Strahl, der auch das reine Herz des jungen Mädchens entflammt hatte. Auguste von Schönberg fühlte immer mehr und mehr, daß jener junge Mann, der täglich an ihrem Fenster vorüberritt, das Ideal ihrer Träume, der Gegenstand ihrer Liebe sei.

Auch Herr von B*** liebte sie; seine Liebe aber verhielt sich zu der ihrigen, wie ein leichtfertiges Lied zu einer andachttrunkenen Hymne, wie ein frivoles Buch zur heiligen Schrift, wie Trüffel und Champignon zu Nektar und Ambrosia.

Eines Sonntags erhielt Auguste von Schönberg in dem Augenblick, als sie, das Gebetbuch in der Hand, aus der evangelischen Hofkirche nach ihrem Hause zurückgekehrt war, ein duftendes Billet, dessen Handschrift ihr Herz mit so vieler Angst und Beklommenheit erfüllte, daß sie beim Aufbrechen des Siegels wie Espenlaub zu zittern begann. Sie entfaltete das Papier und las:

„Mein gnädiges Fräulein!

Ein unwiderstehliches Gefühl treibt mich nach Monaten, endlich meine Maske fallen zu lassen und Ihnen feierlichst zu gestehen, daß jener zudringliche Unbekannte, welcher sich erkühnt hatte, Ihnen täglich ein paar arm-

selige Blumen und ein paar nicht minder armselige Verse zuzusenden, kein anderer, als der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete gewesen ist.

Mein Herz drängt mich, Ihnen heute in dürrer, aber ehrlich gemeinter Prosa zu gestehen, daß ich seit jenem Abende, an welchem es mir vergönnt gewesen war, mit Ihnen tanzen zu dürfen, die Ueberzeugung habe, daß ich Sie liebe, Sie anbete und ohne Sie nicht leben kann, nicht leben mag.

Zürnen Sie mir nicht, schönster Engel des Paradieses, wenn ich ohne Umschweife Sie ersuche, mir Ort und Stunde bestimmen zu wollen, wann ich morgen oder spätestens übermorgen Sie sprechen darf, um Ihnen mündlich die aufrichtigen Gefühle meines Herzens zu schildern, das sich dann erst beruhigen wird, wenn Sie ihm die Huld einer gütigen Antwort zu teil werden lassen.

Bis dahin schwebt zwischen Himmel und Hölle

Ihr

Ihnen treu ergebener Verehrer

Alfred von B***."

Der erste Liebesbrief, den ein junges Mädchen erhält, hat so viel betäubenden, ich möchte sagen, narkotischen Reiz, daß die glückliche Empfängerin beim Lesen desselben einen großen Teil ihrer Besinnung verliert und in einen Taumel verfällt, der oft an Delirium grenzt. Die Worte und Buchstaben dieser magisch berauschenden Zeilen tanzen vor den Augen der Leserin, deren Herz zu klopfen, deren Hand zu zittern, deren ganzes Wesen zu taumeln anfängt. Wenn jeder Liebesbrief, den man später empfängt, einen so benebelnden Eindruck als der erste hervorzurufen imstande wäre, dann käme manche Dame niemals aus dem Delirium heraus. Zuletzt aber gewöhnt man sich auch daran und liest derlei Briefe bald mit derselben Ruhe und Nonchalance, wie irgend ein Modenblatt.

Nachdem Fräulein von Schönberg aus dem ersten Rausche dieser Art wieder zu ruhigem Bewußtsein erwacht war, sagte sie lächelnd zu sich selbst:

„So hatte ich mich also doch nicht getäuscht! So ist's also doch wahr, daß Er der Absender jener unvergeßlichen Blumen, der Dichter jener bezaubernden Verse ist! O, nun liebe ich ihn noch hundert Mal glühender, als bisher! Denn Herr von B*** ist kein gewöhnlicher Kavallerie-Offizier, den man fürchten, sondern ein hochbegabter Dichter, den man — mag man wollen oder nicht! — lieben muß, weil er in jeder Beziehung unwiderstehlich liebenswürdig ist. Nun fürchte ich ihn nicht mehr. Ein Dichter kann niemals schlecht sein, denn Poesie veredelt die menschliche Natur, und wohl jeder, welcher Poesie hat, muß auch ein edles Herz, eine große Seele haben. Und darum liebe ich die Poesie! Und darum schwärme ich für ihn! — Was aber," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „soll ich ihm auf seinen Brief erwidern? Soll ich ihm zürnen, weil er den Mut, die Keckheit hat, mich so ohne Umstände um die Gunst eines Rendezvous zu bitten? Was denkt er denn von mir? Glaubt er, ich sei wie das erste, beste Bürgermädchen, das so mir nichts, dir nichts gutmütig und albern genug ist, jedem, der an sie zu schreiben sich erlaubt, ohne weiteres ein Stelldichein zu geben? Und trotzdem gefällt mir diese Kühnheit! Sie liegt wahrscheinlich in seinem Blute. Diese Verwegenheit ist die Folge seines Temperaments. Was, frage ich, kann er dafür? Ueberdies liebe ich die Schüchternheit nicht. — Doch was soll ich ihm antworten? Auf seine Bitte eingehen und mich ohne Umstände zu einem Rendezvous erniedrigen, wäre eben so unpassend wie unklug. Aber wer weiß denn, ob er mir nicht manches zu sagen hat, was er dem Papiere nicht anvertrauen mag? Was verliere ich, wenn ich mich großmütig herablasse, ihm seinen Wunsch zu gewähren? Er wird mich ja nicht beißen. Auch besäße ich Mut genug, mich zu wehren. Ich sehe also gar nicht, was mich abhalten sollte, ihm, wie er wünscht, ein Stelldichein zu geben. Ich bin gewiß nicht die Erste und werde hoffentlich auch nicht die Letzte sein, die in einem ähnlichen Falle sich geneigt finden läßt, einer Bitte so unschuldiger Art nachzugeben. Getrost will ich ihm antworten."

Sie eilte an ihr Pult und schrieb ihm folgendes:

„Morgen früh zwischen Zehn und Elf erwartet Sie im Zwinger .

A. v. S."

Und damit war die Sache abgemacht. Fräulein von Schönberg las den empfangenen Brief im Laufe des Tages wohl noch fünf-, wohl noch zehnmal, dann aber versteckte sie ihn in demselben Schubfache, in dem sie wenige Monate zuvor jenes Bild gefunden hatte, nahm dann wieder ihre Stickerei und stickte bis spät in die Nacht hinein. Aber bei jedem Stiche, den sie tat, dachte sie an Herrn von B***, an dessen Blumen, die, obgleich schon längst verwelkt, sie noch immer aufbewahrte, und an dessen Lieder, deren Inhalt sie eben so gut wie ihr Vaterunser auswendig wußte und die sie oftmals leise wiederholte, dabei einen sehnsüchtigen Blick auf die trägen Zeiger der riesengroßen Wanduhr werfend und mehr als einmal mit tiefem Seufzer ausrufend: „Ach, wenn's doch schon Morgen wär'!"

Und ganz so denken gewiß fast alle, die sich in gleicher Lage befinden.

Das erste Rendezvous ist im Leben jedes weiblichen Wesens ein so wichtiger Moment, daß man das Herannahen desselben mit derselben Ungeduld wie das Vorfahren jenes Wagens erwartet, der ein junges Mädchen zum ersten Ball abholt. Man erwartet einen Augenblick solcher Art mit fieberhafter Ungeduld und einer Aufregung, die jeder Stunde die Dauer eines Jahrhunderts verleiht.

Eine der größten Qualen heißt — Erwartung.

Und am andern Morgen stand sie früher als gewöhnlich auf. Niemals war ihr eine Nacht unerträglicher erschienen als die verflossene, in welcher sie erst lange nach Mitternacht eingeschlummert war. Der einzige Gedanke, der sie bis dahin fortwährend beschäftigt hatte, war die Neugierde, zu wissen, was der Herr von B*** ihr wohl sagen werde. Niemals war sie unentschlossener als an diesem Morgen, welches Kleid sie anziehen, welchen Hut sie aufsetzen, welchen Schleier sie tragen sollte, um gewiß zu sein, daß sie ihm bei Tage eben so gut wie an jenem Abende auf dem Hof-

balle gefalle. Viermal wechselte sie ihre Toilette, bevor sie mit sich einig geworden war, ein schwarzes Seidenkleid, einen weißen Spitzenhut und einen gleichfarbigen Spitzenschleier zu tragen.

„Sagen Sie mir aufrichtig, wie ich Ihnen heute gefalle," fragte Auguste von Schönberg ihre ehemalige Bonne, die seitdem zur Gesellschafterin des Fräuleins emporgerückt war.

„Ich finde Sie reizend wie immer," entgegnete Angélique.

„Oder glauben Sie vielleicht, daß das veilchenblaue Tibetkleid mich besser kleiden würde, als dieses hier?"

„Es kommt darauf an, zu wissen, wem Sie die Ehre Ihres Besuches zugedacht haben und in welcher Absicht Sie ihn besuchen."

Fräulein von Schönberg sah sich genötigt, zu einer zweiten Notlüge ihre Zuflucht zu nehmen.

„Mein Besuch gilt einem meiner Oheime, dem General-Postdirektor. Heute, liebe Angélique, ist sein Geburtstag. Glauben Sie, daß es bei solchem Anlasse passender sei, ein weißes Kleid zu tragen?"

„Schwarz ist benso feierlich als weiß. Sie sehen in diesem Anzuge so schön und so verlockend aus, daß jeder, der Sie sieht, sich notwendig in Sie verlieben muß."

„In mich kann sich niemand verlieben. Ich bin dazu nicht schön genug!"

„Sie sind so sehr vom Gegenteile überzeugt, daß es mir überflüssig scheint, Sie darüber trösten zu wollen."

In diesem Augenblicke schlug es zehn Uhr.

Fräulein von Schönberg hüllte sich in einen schwarzen, mit goldgelben Franzen besetzten Kaschmirschal und begab sich, von Ungeduld getrieben, nach dem Orte des ersten Stelldicheins.

Wie pochte ihr das Herz, als sie den Zwinger betrat und hier Herrn von B***, der, freundlich grüßend, ihr entgegen eilte, erblickte.

„Ihr Erscheinen macht mich zum Glücklichsten aller Sterblichen," sagte der Offizier. „Ich fühle, daß die Gunst,

die Sie mir huldreich gewähren, ein Beweis des Vertrauens ist, das Sie mir zu schenken geruhen."

„Ich hoffe, Herr von B***, daß Sie dieses Vertrauen nicht mißbrauchen werden . . ."

„Ich werde Ihnen, gnädiges Fräulein, niemals Ursache geben, dies hochherzige Vertrauen bereuen zu müssen. Die Gefühle, welche ich für Sie hege, sind so reiner Art, daß Sie in jeder Hinsicht unbesorgt sein dürfen. Das, was mein Herz für Sie empfindet, ist mehr als alltägliche Liebe: es ist Anbetung, es ist Kultus! Um keinen Preis der Erde möchte ich mich so sehr versündigen, den heiligen Gegenstand meiner Anbetung durch ein Wort profaner Liebe zu entweihen. Mir genügt das holdselige Bewußtsein, daß eine Engelsgestalt aus den Höhen ihrer Himmel sich herabgelassen hat, um die Wunden eines Sterblichen durch den Balsam ihres Trostes zu heilen. Ach, Fräulein, ich bin namenlos unglücklich!"

„Weshalb?" fragte sie mit rührender Teilnahme.

„Ich fühle immer mehr und mehr, daß ein Leben ohne Liebe eine unerträgliche Last, ein trostloses Dasein ist. Nur der Gedanke an Sie hält mich aufrecht: Sie sind der letzte Anker meiner Hoffnung! Verlassen auch Sie mich, dann bin ich, ein Raub der Verzweiflung, rettungslos verloren."

„Aber warum verzweifeln Sie denn?" fragte Fräulein von Schönberg voll kindlicher Neugier.

„Ich verzeifle, Fräulein, weil mein Herz mir sagt, daß ich das hohe Ziel, dem ich nachzustreben wage, niemals erreichen werde. Ich ringe nach dem Besitze Ihrer Gegenliebe und fühle leider nur allzu sehr, daß dieses Ringen ganz und gar vergeblich ist."

„Ei, wer sagt Ihnen dies? Die Stimme unseres Herzens täuscht uns bisweilen. Wär' ich Ihrer Einladung wohl so rasch gefolgt, wenn Sie mir gleichgültig wären? Ich gestehe Ihnen, daß Ihre Verse mich bezaubert haben. Vor allem andern sind Sie Poet!"

„Leider bin ich nur ein Stümper . . ."

„O, sagen Sie dies nicht! Trauen Sie mir denn gar so wenig Urteil zu? Wie wäre es möglich gewesen, daß

Ihre Lieder mich so sehr entzückt hätten, läge in ihnen nicht jener unbeschreibliche Duft und Zauber, den nur wahre Poesie einzuflößen imstande ist?"

„Sie waren so gütig gewesen, meine poetischen Versuche mit mehr Nachsicht zu betrachten, als sie verdienen. Ihr einziger Wert liegt vielleicht nur darin, daß sie der ungeschminkte Ausdruck eines tief empfundenen Gefühles sind. Die Muse, die mich dazu begeistert hat, ist so schön und göttlich erhaben, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen zu sagen, wie groß die Bewunderung ist, die Ihr Nimbus mir eingeflößt hat. Liebe ist die Mutter der Poesie; jeder, welcher liebt, ist Poet!"

„Und ist's denn wirklich wahr, daß Sie mich lieben?" fragte Fräulein von Schönberg mit einem Tone, in welchem eine ganze Welt von Gegenliebe lag.

„Meine Liebe zu Ihnen ist so groß, daß alle Sprachen der Welt zu armselig sind, Ihnen die Glut meiner Gefühle zu schildern."

„Dies offene Geständnis macht mich glücklich. Es erfüllt mich mit Stolz und Seligkeit; aber leider bin ich nicht Heuchlerin genug, um Ihnen noch länger verheimlichen zu können, daß auch ich Sie unaussprechlich liebe!"

„O, dann erst, Fräulein, werde ich an die Wahrheit dieses süßen Traumes glauben, wenn Sie mir einen Beweis Ihrer Liebe geben . . ."

„Ihr Zweifel kränkt und schmerzt mich. Wodurch soll ich Ihnen beweisen, daß das, was ich Ihnen gesagt habe, heilige Wahrheit ist?"

„Beweisen Sie es mir dadurch, daß Sie mir huldreich gestatten, Sie täglich sehen und sprechen zu dürfen . . ."

„Wie und wo wäre dies möglich?"

„Ich weiß einen Ort, wo wir tagtäglich ungestört uns treffen können . . ."

„Bedenken Sie, daß mein Ruf dabei auf dem Spiele steht . . ."

„Dort haben Sie nichts zu befürchten. Mit meinem Ehrenworte verbürge ich mich für die tiefste Verschwiegen-

heit. Niemand soll den Ort unserer geheimen Zusammenkünfte erfahren . . ."

„Mein Herz sagt mir, daß Sie mehr verlangen, als ich Ihnen gewähren darf, ohne mich der Gefahr auszusetzen, selbst von Ihnen verkannt zu werden."

„Ihre Weigerung, meine Bitte zu erfüllen, beweist mir, daß ich Recht habe, an der Wahrheit Ihrer Liebe zu zweifeln."

„Sie sind grausam, Herr von B***."

„Ich verlange weiter nichts als Gewißheit."

„Gut, ich will sie Ihnen geben. Verlangen Sie von mir alles, was Sie wollen; ich bin nun zu allem bereit!"

„Heute, wenn es zu dunkeln beginnt, erwarte ich Sie an der Schloßkirche."

„Ich werde kommen, Herr von B***."

„Das übrige sollen Sie abends erfahren," sagte der Offizier, erfaßte ihre Hand und küßte sie.

Und so endete das erste Rendezvous.

Nachdenkend kehrte Fräulein von Schönberg nach ihrer Wohnung heim. Eine gewisse Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte, sagte ihr klar und deutlich, daß sie ihm etwas zugesagt habe, was nicht klug gewesen sei. Sie bereute das, was sie getan. Leider aber war es schon zu spät, den ersten Fehltritt wieder gut zu machen. Sollte sie ihm gegenüber wortbrüchig erscheinen? Dies wollte sie um keinen Preis. Der Zauber dieses Mannes hatte ihre Vernunft so sehr umstrickt, daß sie nicht mehr Herrin ihrer Sinne war. Unwillkürlich brach sie in Tränen aus. Aber mächtiger als die Reue, die sie empfand, war das Verlangen, dem Manne, der an ihrer Liebe zu zweifeln schien, den Beweis zu geben, daß er ihr Unrecht tue. Wahre Liebe beseitigt zuletzt alle Skrupel. — Bald tröstete sie sich wieder mit dem Gedanken, daß jene Gunst, die sie ihm leichtsinnig gewährt hatte, eine kleine Uebereilung, ein unüberlegter Schritt, aber weder Sünde noch Verbrechen sei.

In ihre Wohnung heimgekehrt, stand sie mehr als einmal im Begriff, ihrer ehemaligen Bonne den ersten Fehltritt zu beichten und sie um Rat zu fragen, was nun zu tun sei.

Falsches Schamgefühl hielt sie davon zurück. Auch traute sie ihr so wenig, daß sie es endlich für gut fand, sie nicht zur Mitwisserin des ersten Geheimnisses ihres Herzens zu machen. Auguste entschloß sich, Wort zu halten.

Herr von B***, der an der Schwelle eines neuen Triumphes stand, war an diesem Tage so sehr zufrieden mit sich selbst, daß er, bei besserem Appetite als gewöhnlich, sich gleich darauf zum Frühstück und gegen fünf Uhr zum Diner begab. Hastig leerte er eine Flasche Sekt. Als er, eine Stunde später, vom Tische aufstand, begann es zu dunkeln. Er drehte sich seinen blonden Schnurrbart und sagte, einen Blick auf die Uhr werfend:

„Es ist Zeit, daß ich gehe!"

— — — — — — — —

Er eilte nun nach der Sophienkirche. Zehn Minuten später fand sich dort auch Fräulein von Schönberg ein. Der Offizier reichte ihr seinen Arm.

„Kommen Sie, meine Gnädige, kommen Sie," bat er mit erwartungsvoller Ungeduld. „Es ist nicht weit von hier," fügte er hinzu und führte seine junge Begleiterin, deren Herz in diesem Augenblicke lauter als jemals schlug, in eine jener dunklen Nebengassen, deren Namen wir absichtlich verschweigen wollen.

Schon damals gab es, wie noch heutzutage, in Dresden wohlbekannte Häuser und Stuben, in welchen der Eingeweihte für Geld — guter Worte bedurfte es nicht — Obdach und Verschwiegenheit fand.

In eines jener stillschweigend geduldeten Häuser wagte nun Herr von B*** das junge, blühendschöne, kindlich unerfahrene Opfer seiner Leidenschaft hineinzuführen.

In der Hausflur brannte eine rote Laterne. Im ganzen Hause herrschte unheimliches Schweigen. Zitternden Fußes überschritt Fräulein von Schönberg die Schwelle dieses anrüchigen Hauses.

„Ich gehe voraus," sagte Herr von B***. „Ich bitte Sie, Fräulein, mir nachzufolgen."

„Unmöglich!" rief Fräulein von Schönberg, die, wie von Todesangst ergriffen, dicht vor der Treppe stand und deren Füße hier plötzlich Wurzel gefaßt zu haben schienen.

„Wie kann man so eigensinnig sein!" rief er von oben herab. „Sie haben hier nichts zu riskieren. Kommen Sie, sonst hole ich Sie!"

„Nicht um alles in der Welt! Ein dunkles Vorgefühl sagt mir, daß Sie mich in ein Haus der Schmach und Schande führen, in eine Hölle, die ich nicht betreten darf, ohne für immer verloren zu sein."

„Armes, furchtsames Kind, Sie sehen Gespenster, wo keine sind," rief der Verführer, welcher die Stufen hinabstieg, um sein Opfer heraufzuholen.

Auguste von Schönberg, deren Schutzgeist sie noch zeitig genug gewarnt hatte, raffte nun allen Mut zusammen, um seiner Verlockung siegreich Widerstand zu leisten.

„Wagen Sie es nicht, mich anzugreifen!" rief sie ihrem Versucher zu. „Jetzt erst durchschaue ich Ihre Absicht. Sie wollen mich ins Verderben ziehen; doch soll es Ihnen nicht gelingen. Elender, ich hasse, ich verabscheue Sie!" schrie sie im Aufruhre gerechter Erbitterung und stürzte aus der Hausflur auf die Straße hinaus.

In demselben Augenblicke, als sie das geheime Haus der öffentlichen Schmach verließ, führte jener boshafte Satan, der im bürgerlichen Leben auf den Namen „Zufall" hört, einen schwarzgekleideten, sorgsam vermummten, ängstlich um sich blickenden Mann vorüber, an welchem Auguste von Schönberg bei ihrer Flucht aus dem Hause heftig anstieß.

In einem Nu erkannten sich beide.

„Wie kommst Du in dieses Haus?" fragte jener Mann, der kein anderer als Pater Joseph Limpacher war.

„O retten Sie mich, frommer Vater!" flehte Fräulein von Schönberg.

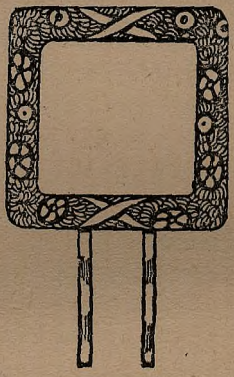
„Geschöpfe Deiner Art kenne ich nicht!" rief der erzürnte Jesuit und eilte fort, um von dem Offiziere, welcher der Fliehenden nachgeeilt war, nicht erkannt zu werden.

Herr von B*** machte jetzt Miene, sein Opfer zu zwingen, mit ihm ins Haus zurückzukehren.

„Lassen Sie mich los, schamloser Verführer, sonst schreie ich um Hilfe!"

„Wie kann man so kindisch sein!" lachte Herr von B*** und verließ sie.

„Ich bin gerettet!" rief die Getäuschte.



Zwölftes Kapitel.

Jede Ursache hat ihre notwendige Folge. Dem ersten Fehltritte folgte die erste schlaflose Nacht. Unsere Feder fühlt sich zu schwach, die bittere Enttäuschung, die tiefe Reue und Zerknirschung zu schildern, welche Fräulein von Schönberg in so hohem Grade beunruhigten, daß sie kein Auge schloß. Der Offizier, den sie noch wenige Stunden vorher so aufrichtig geliebt hatte, war urplötzlich zu einem Gegenstande ihres Hasses herabgesunken. Sie verabscheute, sie verwünschte ihn. Die Tränen, die sie seinetwegen vergoß, ließen unverwischbare Spuren auf ihrem gramgebleichten Antlitze zurück. — Jener Mann, der ihr als ein Ideal aller Tugenden erschienen war, hatte seinen Heiligenschein verloren und stand jetzt in seiner moralischen Verderbtheit vor ihr. Sie drückte die Augen zu, um nicht die verhaßte Gestalt zu sehen, die hohnlachend sich an ihrem Schmerze zu weiden schien. Täuschungen so herber Art erfüllen die Seele mit einer Bitterkeit, die wie eine giftgeschwollene Natter so lange am Herzen nagt, bis es aus Trostlosigkeit eine Beute der Verzweiflung wird. Diese bittere Enttäuschung übte die traurigste Nachwirkung auf ihr ganzes Leben aus: sie verlor den Glauben an die Menschheit, den Glauben an eine wahre, aufrichtige Liebe und lernte, leider nur allzufrüh, die Herzlosigkeit der Welt aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele verachten.

Das, was sie am meisten beunruhigte, war die fatale Begegnung mit Pater Limpacher. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, dieser Mann werde jenes unglückselige Zusammentreffen

mit ihr an der Schwelle jenes Hauses auf solche Weise auszubeuten wissen, daß ihr guter Ruf darunter leiden würde. — Vergebens fragte sie sich, woher es komme, daß die gleißnerische Miene dieses Priesters sie mit Angst und Schrecken erfülle, und was wohl die Ursache sei, warum sie ihn mehr als jeden andern fürchte? Um wie viel mehr mußte sie jetzt ihn fürchten, nachdem jener satanische Zufall ihn gerade in dem Augenblick, wo sie jenes berüchtigte Haus verlassen, herbeigeführt hatte, um Zeuge ihrer Entehrung zu werden. Die Welt ist gewöhnt, nach dem Scheine zu urteilen und in Fällen solcher Art immer das Schlimmste zu glauben. Das war's, was sie untröstlich machte.

Am andern Morgen erhielt sie einen Brief, der sie einlud, im Laufe des Vormittags den Pater Limpacher zu besuchen, der ihr eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Diese Einladung erfüllte ihr Herz mit tausendfacher Besorgnis: ihr Instinkt sagte ihr, daß sie am Abgrunde einer neuen Gefahr stehe. Sie überlegte, was dabei zu tun sei. Sie sagte sich, daß die Weigerung, dieser Einladung Folge zu leisten, sie nach der gestrigen Begegnung der Gefahr aussetzen würde, sich ihm gegenüber nur noch verdächtiger zu machen. Schon aus diesem Grunde fühlte sie, wie unumgänglich es notwendig sei, ihn zu besuchen, um sich von jedem Verdachte reinzuwaschen. Eilig begab sie sich zu ihm.

Pater Limpacher erwartete sie mit unbeschreiblicher Ungeduld. Seinen Lieblingsdichter in der Hand, berauschte sich seine aufgeregte Phantasie an der üppigen Schilderung der maienfrischen Reize jener wunderholden Lesbia, deren Schönheit wohl niemand so gut zu würdigen verstand, als Catull's eifrigster Verehrer. Mehr als einmal schloß er seine Augenlider, um an der Brust süßer Träume zu schwelgen und die Ansicht jenes zweiten Pius zu teilen, der in seinem Romane: „Eurnalus und Lucretia" behauptet hat:

„Qui nunquam sensit amoris ignem,
Aut lapis est, aut bestia."*)

*) Wer nie der Liebe Feuer fühlte, ist entweder ein Stein oder ein Vieh.

Und weil Pater Limpacher ebensowenig Stein wie Bestie war, pflegte auch er sich dem Zauber der Liebe zu überlassen und, in Ermangelung eines lebendigen Wesens, sich für Catull's Lesbia zu begeistern.

Als die Haushälterin eintrat, um dem frommen Vater den Besuch des Fräuleins von Schönberg anzumelden, versteckte er seinen Lieblingsdichter und sagte zu ihr in kaltem Tone:

„Laß sie eintreten!"

Als einen Augenblick später die Angemeldete in der ganzen Glorie ihrer Jugend vor ihm stand, ersuchte er sie, sich zu setzen.

„Ich habe Dich, liebes Kind, zu mir eingeladen, um Dir mitzuteilen, daß es mir trotz des ganzen Aufgebotes meiner geistlichen Beredsamkeit, durch welche ich die Kurfürstin für unsern gemeinschaftlichen Plan zu gewinnen gehofft, leider nicht gelungen ist, die Kerkerriegel unseres Gefangenen zu öffnen. Glaube nicht, daß irgend etwas versäumt worden ist. In meinem Eifer, Dir zu dienen, war ich soweit gegangen, den Beichtvater des Kurfürsten, den Pater Franciscus Herz, zu bewegen, bei seinem erlauchten Beichtkinde ein Wort warmer Fürsprache für Agdolo einzulegen; leider hat auch er nichts erreicht. Die Erbitterung unseres allergnädigsten Kurfürsten ist noch immer so groß, daß er von einer Begnadigung jenes Hochverräters durchaus nichts hören mag und seinem Beichtvater rund heraus erklärt hat, daß keine Macht der Erde imstande sei, dem Schicksale des Gefangenen eine andere Wendung zu geben. Ich glaube deshalb, Dir raten zu müssen, jede Hoffnung auf Erreichung Deines Zieles aufzugeben und Dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Agdolo nicht mehr zu retten ist."

Das Fräuleinn brach in Tränen aus.

„Beruhige Dich, armes Kind," sagte der Jesuit mit erheuchelter Teilnahme. „Ich fühle die ganze Größe Deines kindlichen Kummers und bin untröstlich darüber, daß mein Einfluß nicht hingereicht hat, das Herz des Kurfürsten zur Milde zu bewegen."

„Ich danke Ihnen für die Mühe, die ich Ihnen verursacht habe. Nie, frommer Vater, werde ich vergessen, daß Sie alles für mich getan, was im Bereiche Ihrer Macht gelegen hat," sagte Fräulein von Schönberg und erhob sich in der Absicht, dem Beichtvater durch ihre Gegenwart nicht länger zur Last zu fallen.

„Ich bitte Dich, noch einige Minuten zu verweilen und mir eine Frage zu erlauben."

„Was wünschen Sie zu wissen?" fragte Fräulein von Schönberg mit sichtbarer Befangenheit.

„Weißt Du, liebes Kind," fragte der Jesuit, seine knöcherne Hand auf ihr Knie legend, „in welchem Hause Du gestern abend gewesen warst?"

„In dem Augenblick, als ich die Schwelle jenes Hauses überschritten hatte, rief mir ein guter Stern noch frühzeitig genug die Warnung zu, umzukehren."

„Vergebens versuchst Du, Kind, Dich reinzuwaschen. Ich weiß mehr, als Du glaubst. Ich weiß, daß Du seit Monaten fast allabendlich jenes Haus der Schande besuchst . . ."

„Pater Limpacher, dies ist eine Lüge!"

„Gib Dir keine Mühe, mich zu täuschen. Leider weiß ich aus nur zu guter Quelle, was und wer Dich dorthin geführt. Du hast den Pfad der Tugend verlassen und wandelst die Wege der Sünde. Der Elende, der Dich verführt hat, ist frech genug, sich mit Deiner Schande zu brüsten."

„Wohl, frommer Vater, habe ich gefehlt; doch bin ich — Dank dem Himmel! — nicht so tief gesunken, als Sie vermuten. Ich rufe Gott zum Zeugen auf, daß Sie mir Unrecht tun!"

„Du bist eine Heuchlerin, liebes Kind! All' Dein Leugnen hilft Dir nichts. Ich weiß, was ich gesehen habe. In meiner Hand liegt Dein Ruf. Ein einzig Wort kann Dich vernichten!"

„Das weiß ich, frommer Vater, und darum bitte und beschwöre ich Sie, meinen Ruf zu schonen."

„Das will ich, aber nur dann, wenn Du Dich stark genug fühlst, mir, in dessen Hand Deine Zukunft liegt, ein Opfer zu bringen . . ."

„Was verlangen Sie von mir?" fragte sie mit angstbeklommener Stimme.

„Ich verlange, daß Du vergessen sollst, daß ich ein Priester bin. Zu Deinen Füßen liegend und den Saum Deines Kleides küssend, bitte und beschwöre ich Dich beim Glücke Deiner Zukunft, mir nicht zu zürnen, wenn ich Dir zu sagen wage, daß Deine Gegenliebe das höchste Ziel meiner Wünsche ist."

„Großer Gott, was muß ich hören?! Vergessen Sie denn, was Sie sind? Fürchten Sie nicht den Zorn des Himmels?"

„Erhöre das Flehen meiner wahnsinnigen Liebe!" rief der Priester, der händeringend vor ihr im Staube lag. „Ich bin Mensch, wie jeder andere! Der Zauber Deiner Anmut hat mich entzückt, die Macht Deiner Schönheit hat mich behext. Ich bin ein willenloser Sklave Deiner Allgewalt. Vergebens habe ich dagegen angekämpft; je mehr ich bemüht gewesen war, Dich zu vergessen, desto lichter trat Dein Bild, Dein angebetetes Bild, vor meine Seele hin und erfüllte sie mit Himmelsseligkeit und Paradiesesluft. — Nachts, wenn Du Dich zur Ruhe begabst, weilte ich stundenlang vor dem Fenster Deines Schlafgemachs und beneidete alles, was Dich umgab."

„Lassen Sie meine Hand los, Nichtswürdiger! Ich mag, ich darf nichts hören!"

„Habe doch wenigstens Mitleid mit mir! Grolle mir nicht, wenn ich Dir zu gestehen wage, daß keine Macht der Erde das Feuer, das Du in mir entzündet hast, zu löschen vermag, und daß meine kranke Seele dann erst gesunden kann, wenn sie der Balsam Deiner Liebe heilt."

„Himmel, schütze mich vor diesem Priester!" rief sie in voller Verzweiflung.

Da pochte es an die Tür. Pater Limpacher ließ die Hand seines Opfers los und erhob sich. Und herein trat Judith von Gumppenberg.

„Störe ich, frommer Vater?" fragte die Hofdame.

„Nein, Kind, Du kommst wie gerufen," sagte Limpacher, welcher sich rasch gesammelt hatte. „Du sollst die Erste

sein, der ich sagen will, was hier vorgegangen ist. Jenes unwürdige Geschöpf, das Du meinem Schutz empfohlen hast, ist eine ehrvergessene, schamlose Dirne, die man gestern nacht in Begleitung eines Offiziers in einem öffentlichen Hause ertappt hat."

Fräulein von Schönberg stand wie versteinert. Sie wollte sich verteidigen; der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt.

„Kniefällig," fuhr Pater Limpacher fort, „bat mich diese scheinheilige Sünderin, ihren Ruf zu schonen und ihre Schande zu verschweigen. Als ich die Drohung fallen ließ, ihren Vater in das Geheimnis ihrer nächtlichen Zusammenkünfte mit ihrem Buhlen einzuweihen, vergaß sie sich endlich so weit, mir Dinge zuzumuten, die mich mit so tiefem Ekel und Abscheu gegen sie erfüllten, daß ich meine Hand erhob, um die zudringliche Dirne verdientermaßen zu züchtigen, als Du eintratest, um Zeugin ihrer tiefen Beschämung und Bestürzung zu sein."

Ohnmächtig sank Fräulein von Schönberg, wie vom Blitzstrahle getroffen, zu Boden nieder.

Limpacher wischte den Schweiß von seiner Stirn und fragte, was nun zu machen sei?

„Wir müssen einen Arzt rufen lassen," riet die Hofdame, welche einen leichten Anflug von Mitleid zu haben schien.

„Was kümmert mich diese elende Dirne? Sie verdient Verachtung und kein Mitleid! Denn wer mit sechzehn Jahren schon so verdorben ist, wie diese da, ist nicht wert, daß man sie bedauere."

„Aber lehrten Sie mich nicht, daß es Pflicht jedes Christen sei, keinen seiner Nebenmenschen zu steinigen und in der Stunde der Gefahr lieblos zu verlassen?" fragte Judith, die damit beschäftigt war, den Kopf der Ohnmächtigen zu erheben und ihn auf ihren Arm zu legen.

„Ich gehe, einen Arzt zu holen," sagte der Jesuit und entfernte sich.

Judith betrachtete die Ohnmächtige, die in ihren Armen lag, mit tiefem Mitgefühle. Sie hauchte einen Kuß auf deren leichenblasse Stirn und sagte dann zu sich selbst:

„Armes Kind, wie sehr beklage ich Dich! Eine Stimme

meines Innern sagt mir, daß jener Mann Dir Unrecht tut, daß Du nicht so schlecht und verworfen bist, wie er Dich zu schildern wagt. Was aber, frage ich mich, muß ihn bewogen haben, Deine junge Ehre so lieblos in den Staub zu treten? Sollte dieser unnatürliche Haß etwa Folge einer unnatürlichen Liebe sein?! O, ich kenne diesen furchtbaren Mann! Sein Herz ist ein Vulkan von Leidenschaften, die alles, was mit ihm in Berührung kommt, wild verheeren. O, ich ahnte das Unheil, als er an jenem Abende den Wunsch aussprach, Dich kennen zu lernen. Aber glaube nicht, armes Kind, daß Du das einzige Opfer seiner sinnlichen Verirrung bist! Unter dem Deckmantel christlicher Lehre hat dieser gefährliche Priester schon manches junge unerfahrene Herz betört und es dergestalt unterjocht, daß es ein Sklave seines dämonischen Willens geworden ist. Auch ich bin ein Opfer seiner Leidenschaft: auch mich hat dieser Heuchler entehrt. Und weil ich, besser als manche andere, aus eigener Erfahrung weiß, wie wenig dazu gehört, den guten Ruf eines unbescholtenen Mädchens auf ewig zu brandmarken, fühle ich tiefinniges Mitleid mit Dir, um so mehr, da ich weiß, daß Du rettungslos verloren bist, weil der Haß dieses Verführers noch tausendmal glühender als seine Liebe ist, wenn letztere sich verschmäht fühlt."

Wenige Augenblicke später kam der Arzt. Er fand den Zustand der Ohnmächtigen so bedenklich, daß er vor allem darauf drang, die Kranke nach ihrer Wohnung bringen zu lassen.

„Es sind," sagte er, „alle Symptome da, daß die Ohnmacht in ein hitziges Nervenfieber ausarten wird. Und da die Kranke, wie Sie mir gesagt haben, hier nicht bleiben kann, so ist es hohe Zeit, daß man sie in das Haus ihres Vaters bringe. Ich selber will Leute dazu holen," sagte der Arzt und eilte fort.

Judith versuchte es, die Ohnmächtige ins Bewußtsein zurückzurufen. Aber alles umsonst! Es schien, als sei aus diesem jungen, blühendfrischen Körper alles Leben entflohen.

Bald darauf kehrte der Arzt mit zwei Trägern zurück. Letztere legten die Kranke in einen langen Korb, den sie mit

wollenen Tüchern bedeckten, und trugen sie, vom Arzte begleitet, in die Wohnung ihres Vaters.

Als Angélique, die zufällig am offenen Fenster lag, die beiden Träger auf das Haus zuschreiten sah, bemächtigte sich ihrer ein unheimliches Vorgefühl. Sie sprang vom Fenster weg, öffnete die Tür und eilte den Trägern entgegen.

„Wer liegt in diesem Korbe?" fragte sie zitternd.

„Die Tochter des Hausmarschalls von Schönberg!" antwortete der Arzt.

„Großer Gott, was ist geschehen?" fragte Angélique den Arzt, während die Träger den Korb im Vorsaale niedersetzten.

„Sie sollen alles erfahren, sobald wir die Ohnmächtige zu Bett gebracht haben."

Angélique eilte voran; Arzt und Träger folgten ihr. Nachdem sie Fräulein von Schönberg aus dem Korb gehoben und ins Bett gelegt hatten, entfernten sich die Träger.

„Wo fanden Sie mein armes Fräulein?" fragte die ehemalige Bonne.

„Ich fand sie in der Wohnung des Pater Limpacher, welcher zu mir geeilt war, um meine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen."

„Wissen Sie vielleicht, was dort vorgegangen?"

„Ich weiß nur so viel, daß ich Fräulein von Schönberg so bewußtlos wie jetzt auf der Erde in den Armen einer Dame fand, die an der Ohnmächtigen großen Anteil zu nehmen schien."

„Und wer war jene Dame?" fragte Angélique.

„Das weiß ich nicht."

„Glauben Sie, daß Gefahr vorhanden ist?"

„Dies glaube ich allerdings! und deshalb wollen wir keinen Augenblick Zeit verlieren," sprach der Arzt, trat leise vor das Bett der Kranken hin und untersuchte den Puls derselben. Vor allem ist es notwendig, daß die Kranke in Schweiß gerate."

Der Arzt verschrieb ihr Salmiak und essigsaures Ammonium.

„In zwei Stunden werde ich wiederkommen," sagte der Doktor und ging.

Angélique nahm sich ihrer jungen Freundin mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt an. Sie legte ihr Ohr auf das Herz der Kranken und zählte die Pulsschläge desselben mit aufrichtiger Besorgnis.

Die Arznei verfehlte ihre Wirkung nicht. Allmählich geriet die Kranke in Transpiration. Gleich darauf kehrte das Bewußtsein zurück.

„Wo bin ich?" fragte Fräulein von Schönberg, aus den Banden des Starrkrampfes erwachend.

„Sie sind im Hause Ihres Vaters!" entgegnete Angélique.

„Und wo ist denn mein Vater?"

„Sein Dienst hat ihn heute früh nach Pillnitz gerufen, von wo er wahrscheinlich erst morgen Abend zurückkehren wird. Oder wünschen Sie, daß ich ihn früher rufen lasse?"

„Nein, nein, Angélique, tun Sie dies nicht! Aengstigen Sie sich meinetwegen durchaus nicht . . ."

„Mein Gott, was ist denn vorgefallen?"

„Ich weiß es selber nicht! Mir ist's, als hätt' ich schwer geträumt. Ich befand mich in der Höhle eines Ungeheuers, das mich mit seinen Drachenzähnen zerreißen wollte. Ich fühlte den verpesteten Atem dieser Schlange, deren feuersprühendes Auge mein Blut erstarren machte. Ich verlor mein Bewußtsein und sank in Ohnmacht."

„Der böse Traum ist nun vorüber . . ."

„Nein, nein, es war kein Traum! Es war höllische Wahrheit und Wirklichkeit! Angélique, siehst Du dort jenes Scheusal? Es ist ein der Hölle entsprungener Jesuit, es ist Pater Limpacher, der mich verführen, mich entehren, mich ins Verderben stürzen will. Angélique, schütze mich vor diesem Ungeheuer!"

„Beruhigen Sie sich, mein armes Kind! Niemand wird es wagen, Sie anzutasten. Ich will Sie schützen und beschirmen. Und wehe Jedem, der sich erkühnen sollte, Ihnen nahe zu treten! Meine Zähne würden ihn zerfleischen!"

„Ich bin verloren!" rief die Geängstigte. Keine Macht

der Erde kann mir das wiedergeben, was jenes Ungeheu mir geraubt hat!"

„Sie sprechen in Rätseln, welche ich nicht zu lösen vermag. Aber mag auch das Schlimmste geschehen sein, ich bitte und beschwöre Sie, sich darüber zu beruhigen."

Gleich darauf kehrte der Arzt zurück.

„Wie geht es unserer Kranken?" fragte er voll Teilnahme.

„Sie ist aus ihrer Ohnmacht erwacht; doch haben sich, wie mir dünkt, Fieber-Phantasien eingestellt, die sie in hohem Grade beunruhigen."

Der Arzt zählte die Schläge ihres fieberhaft aufgeregten Pulses.

„Sie hat ein Nervenfieber! erklärte er. „Vor allem ist ihr Ruhe nötig. Tragen Sie Sorge, daß niemand ihrem Lager nahe, damit jede neue Aufregung vermieden werde. Eine Gabe Phosphor wird sie beruhigen."

Die Kranke versank in dumpfen Schlaf. Der Arzt entfernte sich mit dem Versprechen, gegen Abend wiederzukommen.

Vergebens fragte sich Angélique, die am Bette der Kranken saß, welche Ursache vorausgegangen sein müsse, um solche Wirkungen herbeizuführen. Aus allem, was die Kranke in ihrem Delirium geäußert hatte, schien hervorzugehen, daß die Kränkung, welche ihr in der Wohnung des Priesters zugefügt worden war, sie tödlich verwundet habe. Die Schlüsse, welche Angélique zog, brachten sie auf hundert Vermutungen, von denen eine schlimmer als die andere war. Angélique fragte sich, was nun zu tun sei? Sollte sie Herrn von Schönberg in das finstere Geheimnis der Schande seiner Tochter einweihen oder ihm den Urheber des ganzen Unheils, sowie die näheren Umstände der plötzlichen Erkrankung seiner Tochter verschweigen? In dieser Unentschlossenheit, was sie tun sollte, faßte sie den Entschluß, den Arzt um Rat zu fragen.

Als dieser Abends wiederkam, erzählte er ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß sich die Nachricht von der Erkrankung des Fräuleins von Schönberg wie ein Lauffeuer durch ganz Dresden verbreitet und Stoff zu den abenteuerlichsten Vermutungen gegeben habe.

Mit großer Schadenfreude erzählte sich die böse Welt, Fräulein von Schönberg habe sich gestern Abend in einem der berüchtigsten Häuser der ** Gasse in der Gesellschaft eines Offiziers befunden, dem sie dort ein Stelldichein gegeben. Pater Limpacher, der dies noch an demselben Abende durch einen seiner geistlichen Spione erfahren, habe Fräulein von Schönberg heute früh zu sich einladen lassen, in der Absicht, ihr Vorwürfe über ihren leichtsinnigen Lebenswandel zu machen und sie durch die Drohung zu erschrecken, alles, was er über ihre heimlichen Zusammenkünfte in jenem Hause erfahren habe, ihrem Vater mitzuteilen. Hierauf, erzählt die böse Welt, habe Fräulein von Schönberg, um den Mitwisser ihres Geheimnisses zum Schweigen zu bringen, die ganze Macht ihrer Schönheit aufgeboten, um die Tugend des frommen Vaters dergestalt in Versuchung zu führen, daß ihm — erzählt die böse Welt — zuletzt nichts anderes übrig geblieben sei, als, tief empört, sie von sich wegzustoßen und ihr die Tür zu weisen.

„Und glauben auch Sie dieses Märchen?" fragte Angelique.

„Ich kenne jenen frommen Mann und weiß leider nur zu gut, wie wenig der Scheinheiligkeit seiner Mienen zu trauen ist. Aber etwas Wahres muß doch wohl zu Grunde liegen, denn daß Fräulein von Schönberg gestern Abend wirklich in jenem Hause gewesen ist, will — wie sich die böse Welt erzählt — die Besitzerin jenes Hauses nötigenfalls sogar beschwören."

„Glauben Sie dem Schwure einer Kupplerin?"

„Ich nicht; doch denkt nicht Jeder so! Und darum fürchte ich, daß Mancher sehr leicht geneigt sein dürfte, dieser Verleumdung, wenigstens in der Hauptsache, doch wohl einigen Glauben zu schenken."

„Und was ist dagegen zu tun?" fragte Angelique.

„Man muß die Folgen ruhig abwarten," meinte der Arzt.

„Doch was wird Herr von Schönberg dazu sagen?"

„Er ist vielleicht der Letzte, der diese Gerüchte erfahren wird. Dann wird es Sache des Vaters sein, die Ehre seiner

Tochter, selbst dann, wenn sie wirklich schuldig wäre, so lange zu schützen, bis Niemand mehr dieselbe anzutasten wagt."

„Ich teile Ihre Ansicht und werde deshalb schweigen," sagte Angelique. „Aber wird nicht schon Ihr Erscheinen Verdacht erregen müssen? Sie sind nicht unser Hausarzt. Und was soll ich sagen, wenn Herr von Schönberg mich fragen wird, warum ich bei der Erkrankung seiner Tochter die Hilfe eines fremden Arztes in Anspruch genommen?"

„Sagen Sie, daß Ihr Hausarzt im Augenblick ihrer Erkrankung nicht zu Hause gewesen und daß die Ohnmacht des Fräuleins Ihnen so bedenklich erschienen sei, daß Sie es vorgezogen hätten, vorläufig lieber einen andern herbeirufen zu lassen, als die Rückkehr Ihres Hausarztes abzuwarten. Unterdessen stelle ich Ihnen anheim, zu überlegen, ob es nicht ratsam wäre, ihn noch jetzt rufen zu lassen."

„Ich werde es nicht tun, denn mein Herz sagt mir, daß Sie der Mann sind, der sie retten wird."

„Ich wünsche und hoffe es," sagte der Arzt und kehrte an's Bett der Kranken zurück, deren Fieber sich etwas beruhigt hatte.

Er verweilte bei ihr bis Mitternacht.

„Die Krankheit nimmt ihren regelmäßigen Verlauf," sagte er zu Angelique. Mit Gottes Beistand hoffe ich das Fieber zu heilen; schwerlich aber wird es mir gelingen, die Ursache dieser Krankheit zu beseitigen, denn gegen Verleumdung solcher Art gibt es leider keine Heilmittel.

— — — — — — — —

Nach sechs Wochen war sie hergestellt; die Krankheit glücklich geheilt; aber die eigentliche Ursache war natürlich nicht beseitigt.

In jener verhängnisvollen Nacht hatte Fräulein von Schönberg den ersten unverdienten Schandfleck auf dem Hermeline ihrer Ehre und den Keim zu allem Unglück ihrer spätern Jahre davongetragen. Ein befleckter Ruf war die natürliche Folge ihres unüberlegten Fehltritts.

Pater Limpacher und Herr von B*** triumphierten, denn Fräulein von Schönberg war gebrandmarkt.

Dreizehntes Kapitel.

Niemand in ganz Dresden war geneigter gewesen, der bösen Verleumdung mehr Glauben zu schenken, als der Vater der Verleumdeten. Der Haß gegen seine unglückliche Tochter ging so weit, daß er sie, als sie genesen war, weder sehen, noch sprechen, sie vielmehr verstoßen und auf eines seiner Güter verbannen wollte.

Auguste von Schönberg, die sich sagen durfte, daß sie diesen Haß nicht verdiene, fühlte sich dadurch in so hohem Grade gekränkt und niedergebeugt, daß sie von Tag zu Tag immer mehr und mehr begriff, wie viel sie an und in ihrer Mutter verloren habe. Je mehr der Haß ihres herzlosen Vaters wuchs, desto mehr wuchs ihre Liebe zu der toten Mutter, deren Verlust sie jetzt mehr als jemals beweinte.

Fast täglich besuchte sie den Kirchhof, um das Grab der Teuren mit frischen Blumen zu schmücken und mit neuen Tränen zu benetzen. Stundenlang weilte sie an diesem Grabe, in welchem die zärtlichste aller Mütter schlief. Hier weinte sie die ganze Fülle ihrer Schmerzen aus; hier vergaß sie den Haß des Vaters, welcher durch nichts zu versöhnen war.

Eines Tages sah Auguste von Schönberg, als sie das Grab der Mutter zu einer andern Stunde als gewöhnlich besuche, einen jungen Mann, der damit beschäftigt war, diese Grabesstätte in sein Skizzenbuch aufzunehmen. Sofort erkannte sie den Maler Grassi. Er grüßte sie mit sichtbarer Verlegenheit.

„Sind Sie böse, Herr Grassi, wenn ich mir die Frage

erlaube, in wessen Auftrage Sie dieses bescheidene Grabmal aufnehmen?"

„Ich male es für mich selbst . . ."

„Und aus welchem Grunde flößt Ihnen diese Stätte so viel Teilnahme ein?"

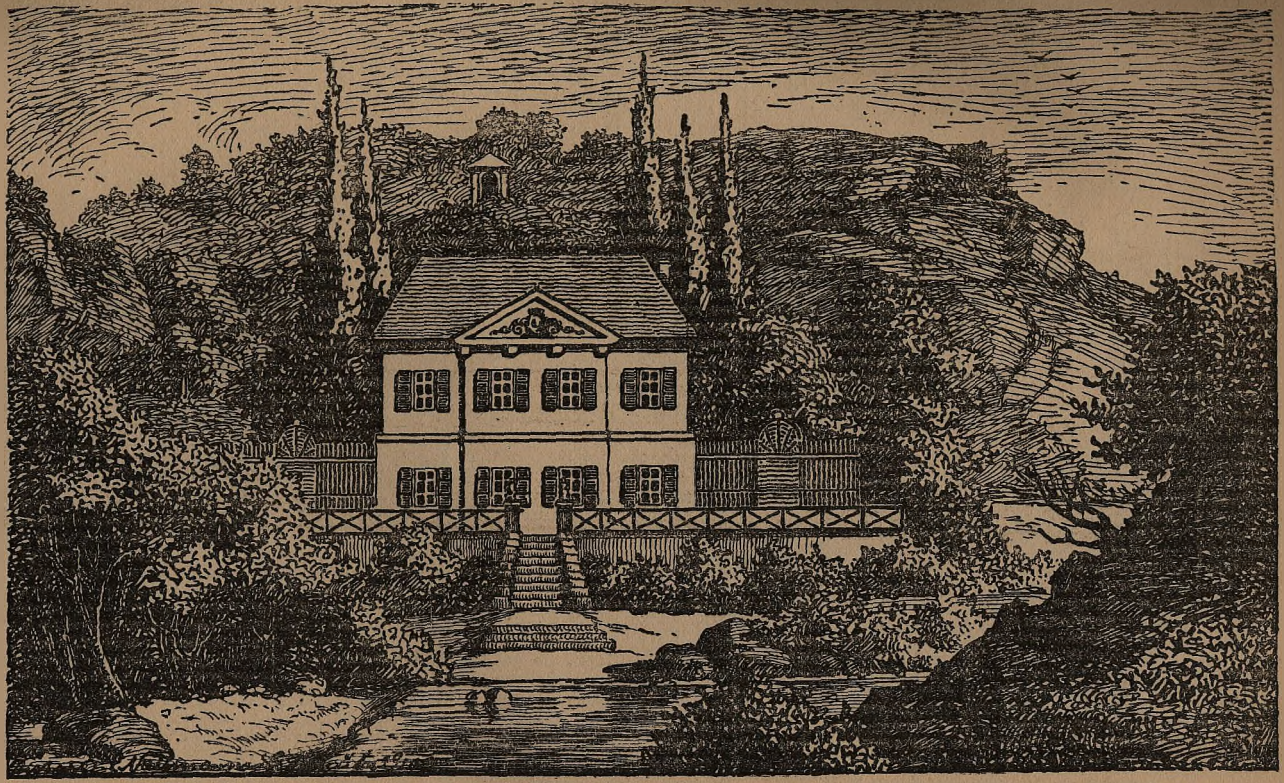
„Ich will Ihnen nichts verschweigen, Fräulein. Mehr als einmal war ich unsichtbarer Zeuge Ihrer tiefen Trauer und der heißen Tränen gewesen, die Sie an dieser heiligen Stelle hier vergossen haben. Ein junges Mädchen, das den Verlust seiner Mutter so aufrichtig betrauert wie Sie, muß, sage ich mir, ein gutes Herz haben. Und je öfter ich Ihretwegen diesen Friedhof besuchte, desto mehr Freude und Beruhigung gewährte es mir, Sie hier wiederzusehen. — Vor zwei Tagen endlich brachte mich Ihre Gegenwart auf den Gedanken, das Grab Ihrer Mutter zu malen, um Ihnen damit — verzeihen Sie mir meine große Zudringlichkeit! — eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Nie sollten Sie den Namen Dessen erfahren, der Sie damit überraschen wollte. Jetzt aber, wo der Zufall mich verraten hat, bitte ich Sie, diese Zeichnung, sobald ich sie vollendet habe, als ein Zeichen meiner aufrichtigen Teilnahme nicht zurückweisen zu wollen.

— Ich werde es mit großer Dankbarkeit annehmen und nie vergessen, w e m ich diese zarte Aufmerksamkeit zu verdanken habe.

— Da ich an Allem, was Sie betrifft, warmen Anteil nehme, erlaube ich mir, Sie zu fragen, ob Sie etwas Näheres darüber erfahren haben, wie es unserm Gefangenen auf dem Königsteine geht?

— Ich war lange Zeit krank gewesen und habe seitdem nichts Neues über ihn erfahren können.

— Sie hatten damals die Absicht ausgesprochen, sich an die Frau Kurfürstin wenden und deren huldreiche Verwendung in Anspruch nehmen zu wollen. Haben Sie meinen gut gemeinten Rat befolgt und durch Vermittelung des Fräuleins von Gumppenberg sich der Mitwirkung des Beichtvaters der Kurfürstin versichert?



Grassi's Villa.

„Ich tat alles, was Sie mir geraten hatten. Die Folge davon war sehr traurig. Pater Limpacher, der mir Zumutungen gemacht, auf welche ich nicht eingehen durfte, hat aus Rache über meine Weigerung meine Ehre an den Pranger gestellt und Dinge über mich verbreitet, welche — Gott ist mein Zeuge! — nichts als himmelschreiende Verleumdungen sind."

„Auch ich habe leider davon gehört . . ."

„Und gehören auch Sie zu jenen, welche lieblos mich verurteilen?"

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren schwer verleumdeten Ruf bei jeder Gelegenheit auf's wärmste verteidigt habe."

„Haben Sie dies wirklich getan?" fragte Fräulein von Schönberg, freudig bewegt.

„Ist's nicht Pflicht eines jeden Ehrenmanns, die Ehre einer schutzlosen Frau selbst mit Gefahr seines Lebens zu verteidigen? Jener Elende, der, mißbrauchend Ihr Vertrauen, Sie in jenes Haus geführt, hat gestern infolge einer Beschwerde des ganzen Offizierkorps seinen Abschied erhalten, weil sämtliche Offiziere sich geweigert hatten, mit einem solchen Schurken fortzudienen. Ihre tiefgekränkte Ehre hat dadurch eine glänzende Genugtuung erhalten."

„Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme. Aber die Bestrafung jenes Elenden ist nicht im Stande, mir das zurückzugeben, was er mir geraubt hat. In den Augen der Welt bin ich entehrt auf immer und ewig. Doch noch weit infamer als Herr von B*** hat sich Pater Limpacher gegen mich benommen. Seine niederträchtige Verleumdung hat ein Brandmal unauslöschlicher Schande auf meine Stirn gedrückt. Die Welt zeigt mit Fingern auf mich; ich darf nicht mehr bei Hofe erscheinen; man meidet mich wie eine Pestkranke. Selbst mein Vater glaubt an meine Schuld und wendet sich mit Haß und Verachtung von mir ab. O, wie nichtig ist der Haß von tausend fremden Leuten gegen die Lieblosigkeit eines Einzigen, welcher der Urheber unseres Daseins ist! Der Haß meines Vaters verfolgt mich wie ein finsterer Fluch, der mir das Leben unerträglich macht."

„Bei der heiligen Asche Ihrer Mutter, die unter diesen Blumen ruht, bitte und beschwöre ich Sie, nicht zu verzweifeln. Gott der Gerechte wird die Flügel seines barmherzigen Schutzes über Sie ausbreiten und Sie über die herzlose Bosheit Ihrer Verleumder triumphieren lassen."

„Ein dunkles Vorgefühl sagt mir, daß es meine Bestimmung ist, ein Schlachtopfer liebloser Verleumdung zu werden. Ich mache mich auf noch Schlimmeres gefaßt, denn wenn die Welt so schlecht und blödsinnig sein kann, jener Verleumdung des Paters Limpacher Glauben zu schenken, wird sie früher oder später geneigt sein, auch das Schlimmste von mir für wahr zu halten."

„Das Bewußtsein unserer Schuldlosigkeit verleiht uns den Mut, uns über jede Verleumdung, wie boshaft sie auch immerhin sei, ruhig hinwegzusetzen. Fassen Sie Vertrauen zu sich selbst und setzen Sie dem liebllosen Urteile der Welt stolze Verachtung entgegen. Bald wird die Zeit kommen, wo Ihre Unschuld an's Licht treten, wo die Welt es bereuen wird, Ihren Ruf unverdient gesteinigt zu haben."

„Ihr Trost, Herr Grassi, versöhnt mich mit dem Leben. Jeder, der noch so glücklich ist, in seiner Betrübnis einen so ehrlichen Freund gefunden zu haben, wie Sie es sind, braucht noch nicht zu verzweifeln. — Dank, tausend Dank für Ihre Trostesworte, an denen meine Seele sich gläubig emporranken will. Bleiben Sie mir auch fernerhin ein so großmütiger Freund wie bisher und nehmen Sie dafür die Versicherung, daß mein dankerfülltes Herz niemals aufhören wird, Sie für die Wohltat Ihrer Freundschaft bis zum letzten Pulsschlage seines Lebens zu segnen," sprach Fräulein von Schönberg und verließ tiefbewegt den Friedhof.

Grassi befand sich in einer Stimmung, deren Wehmütigkeit nur Solche mitzufühlen vermögen, die sich einmal in ähnlicher Lage befunden haben. Die Worte des jungen, unschuldigen, tief gekränkten, schwer verleumdeten Mädchens waren wie zündende Sonnenstrahlen in die kalte Nacht seines Herzens eingedrungen und hatten in dieser toten Wüste lachende Frühlingsträume, blühende Oasen und eine neue Welt glänzender Hoffnungen wachgeküßt. Er fühlte sich wie neube-

lebt. Der rührende Zauber ihrer unbeschreiblichen Anmut hatte sich wie Schalmeienton und Nachtigallengesang in Ohr und Seele eingeprägt und sein Inneres mit süßen Ahnungen erfüllt. Er empfand das Vorgefühl der Liebe und sein Herz war so voll, als trüge es ein neues, nie geahntes Eden in seinem engen Raume. Er hätte laut aufschreien mögen in Lust und Wonne und gleichzeitig bitter weinen mögen in Leid und Schmerz.

Uns fällt dabei unwillkürlich eines der schönsten Lieder eines unserer ältesten Freunde ein. Es lautet:

„Geschwister sind sie, Schmerz und Freude,
Des Herzens Welt beherrschen Beide
Mit unbeschränkter Zaubermacht;
Zwar, wo man sieht die Schwester thronen,
Da kann der Bruder nimmer wohnen;
Sie gleicht dem Tag, er gleicht der Nacht.

Doch herrlich, daß in Beider Reichen
Sich alle Untertanen gleichen,
Verschwistert eben Reich und Arm!
Daß frohe Herzen gern sich einen
Und trübe gern zusammen weinen
Ist Seligkeit in Lust und Harm."

In dieser Doppelstimmung von Schmerz und Freude, von Lust und Leid kehrte Grassi nach der Stadt zurück. Alles, was ihn umgab, hatte in seinen Augen einen neuen, früher nie gekannten Reiz gewonnen; jede Blume, die ihn anlächelte, fand er noch einmal so schön als früher. Nie war ihm der Himmel blauer, die Sonne niemals leuchtender als an diesem Morgen erschienen, an welchem im lichtlosen Wirrwarr seiner Gefühle die erste Ahnung der Liebe aufgedämmert war.

Er rannte nach Hause an die Staffelei und malte in genialen Umrissen das Bild jener göttlichen Erscheinung, die sein ganzes Sein so wunderbar umgestaltet hatte, daß er gleichsam ein neuer Mensch geworden war. — Die Verzaube-

rungen der Liebe sind oft so groß, daß manch' kalter Frosch sich durch sie in einen glühenden Salamander umgewandelt fühlt.

Künstler lieben glühender als andere Menschenkinder. Die ideale Welt, in welcher sie zu leben gewöhnt sind, wiegt sie in tausend feenhafte Träume ein, die ihr ganzes Ich mit dem Blumenduft der Poesie erfüllen. Jeder Künstler ist gleichzeitig auch Poet, wie, umgekehrt, wohl fast jeder Poet gleichzeitig auch Künstler sein muß.

Joseph Grassi war eine hochpoetische Natur. Er schwärmte für seine Kunst mit jener Keuschheit, die das sicherste Kennzeichen echter Künstlerschaft ist und durch welches sich der Künstler von Gottes Gnaden von dem Troß der Pfuscher unterscheidet. Bei ihm ging die Kunst nicht nach Brot. Seine Liebe zu ihr war so rein, daß er sich niemals dazu hergab, sie auf irgend eine Weise dadurch zu entheiligen, daß ihm Geld über Ruhm ging. In seiner Kunst fand er reiche Entschädigung für alle Entbehrungen des profanen Lebens. Der Anblick eines wahrhaft schönen Bildes gewährte ihm so große Freude, solch' ungetrübten Genuß, daß er darüber jeden Kummer, jede Sorge, jede Not vergaß. Die heilige Kunst war seine Geliebte. Bis dahin hatte er noch niemals für etwas Irdisches geschwärmt.

Was aber war's, das ihn jetzt mit so magischer Gewalt, mit so unwiderstehlichem Zauber zu Fräulein von Schönberg hinzog? War's ihre Jugend? War's ihre Schönheit? O nein! Das, was seine Seele ganz und gar gefangen nahm, war das Mitgefühl, welches unverdientes Leid einflößt. Vom Mitleide bis zur Liebe gibt's oft nur einen Schritt.

Der entehrte Ruf des unschuldigen Mädchens hatte sein Herz mit so tiefem Mitleid erfüllt, daß es ihm einen unbeschreiblichen Genuß gewährte, ihre tiefgebeugte Seele durch den Beistand seines Trostes aufzurichten und ihrem gebrochenen Herzen neuen Mut zum Ertragen ihres Mißgeschicks einzuflößen. Grassi's Liebe war also nicht selbstsüchtig. Er liebte sie nicht in der Absicht, von ihr wiedergeliebt zu

werden; er liebte sie nur darum, weil sie unglücklich und würdig seines Trostes war.

Drei Tage nach jener Begegnung auf dem Friedhofe sandte ihr Grassi die getreue Abbildung des Grabhügels ihrer Mutter. Sie hatte er in der Situation gemalt, wie sie dieses Grabmal mit frischen Blumen schmückt. Der Brief, der dieses Bild begleitete, lautete:

„Da nun bald die rauhe Jahreszeit heranrückt, die Sie des Trostes berauben würde, das Grab Ihrer Mutter täglich wie bisher besuchen zu können, so erlaube ich mir, diese heilige Stätte, an welcher Sie so manche Träne kindlicher Liebe und Dankbarkeit vergossen haben, in Ihr Haus zu übertragen, damit Sie hier ebenso gut wie draußen auf dem Friedhofe für die Seelenruhe Ihrer Mutter beten können. — Ich werde mich reich belohnt fühlen, wenn Ihr edles Herz, das unverschuldet so vieles leiden muß, sich beim Anblicke dieses Bildes dann und wann auch dessen erinnert, der niemals aufhören wird, an Ihrem Schicksale brüderlichen Anteil zu nehmen.

Joseph Grassi."

Beim Durchlesen dieser Zeilen brach Fräulein von Schönberg in eine Flut von Tränen aus.

„Ich bin nun nicht mehr unglücklich!" rief sie aus. „Weiß ich doch, daß unter den Tausenden von Menschen, die mich lieblos verurteilen, wenigstens einer lebt, der eine bessere Meinung von mir hat und der an meinem unverdienten Lose brüderlichen Anteil nimmt. Er wird mein Vertrauen nicht mißbrauchen, wie jener Elende, der mich moralisch getötet hat, denn in den Augen der Welt bin ich trotz meiner Schuldlosigkeit ein ehrvergessenes Geschöpf, das nichts als Verachtung verdient. Er allein hat Mitleid mit mir! Er allein glaubt nichts von dem allen, womit Verleumdung mich gebrandmarkt hat. Er allein ist von meiner Schuldlosigkeit überzeugt. Der Himmel lohne ihm diese Wohltat! Er allein versöhnt mich mit der ganzen Welt, die ich verachte, weil sie mich verachtet. Er allein rettet meine Seele vom Abgrunde der Verzweiflung! O,

Mutter, teure, unvergeßliche Mutter, diesen Engel des Trostes hast Du mir gesandt!" sagte Auguste von Schönberg und preßte ihre Lippen auf den gemalten Leichenstein. — „Und woher kommt es," fuhr die nach kurzer Pause fort, „daß der Anblick dieses Bildes mir so vielen Trost gewährt? Diesem Bilde gegenüber fühle ich mich nicht mehr verlassen. Meine Mutter und er sind bei mir! Ihnen darf ich mein Leiden klagen. Sie allein sind's, die mir glauben."

In derselben Sekunde trat Angélique ein. Fräulein von Schönberg zeigte ihr das Bild.

„Hat Ihnen der Papa dies geschenkt?" fragte die Gesellschafterin.

„Nein, Angélique, es ist das Geschenk eines Mannes, den ich eines Morgens am Grabhügel meiner Mutter fand."

„Und wie heißt denn dieser Mann?" fragte die neugierige Schweizerin.

„Diese Frage beantworte ich Dir ein anderes Mal. Für heute genüge es Dir zu wissen, daß er einer der geachtetsten Künstler unserer Stadt ist."

„Ich warne Sie vor diesem Manne!" sagte Angélique. „Die Herren Künstler taugen in der Regel noch weit weniger als die Herren Offiziere. Nach der traurigen Erfahrung, die Sie gemacht haben, sollten Sie überhaupt gar keinem Manne trauen."

„Mein Herz sagt mir, daß jener Mann vielleicht der einzige ist, welcher es wahrhaft gut und ehrlich mit mir meint."

„Unser Herz täuscht uns sehr häufig. Folgen Sie der Stimme der Erfahrung! Die Herren der Schöpfung taugen alle nichts. Selbst der Beste unter ihnen verdient kein Vertrauen. Die Männer sind und bleiben unser Unglück."

„Sie haben gewiß recht traurige Erfahrungen gemacht?"

„In Hülle und Fülle, Fräulein! Das Mannsvolk ist eine falsche Brut. Auch Ihr Papa macht keine Ausnahme . . ."

„Mein Papa?" fragte die Tochter hocherstaunt.

„Schon bei Lebzeiten Ihrer Mutter hatte er mir versprochen, mich nach deren Ableben zu heiraten. Jetzt, wo sie tot ist, denkt er nicht mehr an die Schwüre seiner Liebe."

„Seiner Liebe?“ wiederholte sie halb versteint.

„Ei, wundert Sie dies so sehr? Wo gäbe es einen Mann, der noch niemals falsch geschworen hätte? So lange Ihr Papa in mich verliebt gewesen war, lag er stundenlang zu meinen Füßen und winselte um Gegenliebe. Aber nachdem ich so einfältig gewesen war, sein verliebtes Gewinsel zu erhören, setzte er sich aufs hohe Pferd und sagte mir, ich solle nicht vergessen, daß er Hausmarschall, ich dagegen nur eine Bonne sei.“

„Tröste Dich darüber, meine gute Angélique! Mein Vater würde Dich eben so unglücklich wie meine Mutter gemacht haben, denn er ist ein herzloser Egoist.“

„Und dabei ein höchst verliebter Narr, der, unter uns gesagt, seit kurzem für Fräulein Hedwig O'Byrn dermaßen schwärmt, daß er sich dadurch bei Hofe und aller Welt geradezu lächerlich macht . . .“

„Und woher weißt Du dies alles?“

„Auf seinem Nachttische habe ich vor ungefähr acht Tagen das sprechend ähnliche Bild dieses Hoffräuleins gefunden. Darüber stellte ich ihn zur Rede. Glauben Sie, er wäre so anständig gewesen, es wenigstens mir gegenüber zu leugnen? O nein! Im Gegenteil brüstete er sich damit und hatte den Mut, mir darauf zu erwidern: Vergiß nicht Liebe, daß Du nur Bonne bist!“

„O, arme Mutter!“ stöhnte die Tochter.

„Und warum bedauern Sie sie? Ihre Mutter war immer unglücklich gewesen, hauptsächlich seit jener Zeit, wo Herr von Agdolo . . .“

„Ich befehle Dir, zu schweigen, Angélique! Es ist mir gleichgültig, wie Du über meinen Vater denkst; aber beleidige nicht meine arme Mutter.“

„Auch sie, Fräulein, hatte ihre Schwächen . . .“

„Kein Wort mehr von der Toten! Sage mir vielmehr, wie es möglich gewesen war, Dich so weit zu vergessen, den Liebesschwüren meines Vaters noch bei Lebzeiten seiner Gattin Gehör zu schenken?“

„Ihr Papa ließ mir keine Ruhe. Er verfolgte mich Schritt auf Schritt. Als Ihre Mama dies gewahrte, wollte

sie mich Knall und Fall aus dem Hause jagen. Da gab es eine entsetzliche Szene. Die arme Frau sank in Ohnmacht.

„Und mein Vater?" fragte das Fräulein.

„Ging gleich darauf in die „Harmonie".

„Und Du?" fragte Fräulein von Schönberg.

„Ich blieb und bedauere noch heute, daß ich damals nicht auf der Stelle fortgezogen war."

Das, was Fräulein von Schönberg soeben aus dem Munde ihrer ehemaligen Bonne erfahren hatte, war durchaus nicht geeignet, die Liebe zu ihrem Vater, der sie haßte, irgendwie zu vermehren. Das Unglück der Mutter stand so lebhaft vor den Augen der Tochter, daß das Benehmen des Vaters ihr noch weit strafbarer als die Verirrung seiner Gemahlin erschien. Herr von Schönberg hatte seine Frau vernachlässigt; kein Wunder also, daß sie ihm endlich untreu geworden war! Diese Schlußfolgerung erschien ihr so richtig, daß sie keinen Anstand nahm, ihre Mutter vollständig freizusprechen. Die schamlosen Geständnisse ihrer ehemaligen Bonne führten ihr junges, unerfahrenes Herz leider nur allzufrüh zu der trostlosen Ueberzeugung, daß die große Mehrzahl der Ehen eben so unglücklich ist, als jene ihrer Eltern es gewesen war. Sie bekam Abscheu vor der Ehe. Sie gelobte sich, ledig zu bleiben. Jeder Mann erschien ihr eben so verächtlich wie ihr Vater, der seiner Frau mit dem Beispiele der Untreue vorangegangen war und sie erst durch Vernachlässigung dahin gebracht hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. — Diese Trugschlüsse erzeugten in ihr Erbitterung. Sie haßte ihren Vater jetzt fast eben so sehr, als sie von ihm gehaßt wurde. Sie bemühte sich, ihm überall auszuweichen. Sie zog es vor, lieber allein, als in der Gesellschaft ihres Vaters zu sein, der seinerseits sie durchaus nicht vermißte und sich wenig oder gar nicht um sie bekümmerte. — Mehr und mehr zog sie sich von der Außenwelt zurück und wurde endlich ganz auf sich selbst angewiesen, daß sie, kaum achtzehn Jahre alt, schon ganz und gar Misanthrop und Männerfeindin war. Die Ursachen, die sie dazu verleitet hatten, waren solcher Art gewesen, daß ihr Menschenhaß und ihre Abneigung

gegen die Männerwelt leider nur allzusehr gerechtfertigt erschien.

Ihre einzige Erholung bestand in Lektüre. Tage und Nächte hindurch las sie französische Romane, die ihrem äußerst lebhaften Geiste eine höchst gefährliche Richtung haben. Endlich las sie Voltaire und Rousseau. Die „neue Heloise" des letztgenannten steckte ihr Herz mit Grundsätzen an, die durchaus nicht geeignet waren, die Unruhe ihres Geistes zu beschwichtigen und ihre aufgeregte Einbildungskraft zu beruhigen. Ein Mädchen, das sich selbst erzieht, wird nur selten ein Muster guter Erziehung sein.

Der einzige Mann, gegen den sie damals keine Abneigung empfand, war Joseph Grassi. Obgleich sie ihn seit der Begegnung auf dem Friedhofe nicht mehr gesehen hatte, dachte sie doch immer nur an ihn und den Trost, welchen er ihr in so reichem Maße gespendet. Täglich hätte sie ihn sehen und sprechen mögen, um ihm zu sagen, wie sehr sie ihn achte. Er war der Einzige, der ihr imponierte. Die Zurückhaltung, die er ihr gegenüber beobachtete, flößte ihr täglich mehr Hochachtung für ihn ein.

Auch Grassi's Neigung zu ihr wurzelte in der Achtung, die er für sie hegte. In seinen Augen war sie eine Märtyrerin, welche um so mehr Mitleid verdiente, da sein Herz ihm sagte, daß sie unschuldig sei. Die Züge ihrer engelholden Schönheit hatten sich so tief in seine Seele eingeprägt, daß sie Tag und Nacht in der ganzen Glorie ihrer Anmut vor ihm stand. Aus dem Gedächtnisse malte er Fräulein von Schönberg als heilige Jungfrau, und als er bald darauf sein Bild öffentlich aufstellte, erregte es so allgemeine Bewunderung, daß halb Dresden von der Schönheit dieses Meisterwerkes begeistert und entzückt war. Bald ahnte die ganze Stadt, wer das Urbild dieser Madonna sei.

Eines Tages, als Fräulein von Schönberg in Angéliques Begleitung die Ausstellung besuchte, um das vielbewunderte Muttergottes-Bild zu sehen, war sie von dem Zauber desselben so sehr überrascht, daß ihr Herz in diesem Augenblicke stolzer Freude allen Kummer vergaß.

„Bin ich denn wirklich so schön?" wagte sie ihre Begleiterin zu fragen.

„Es muß doch wohl so sein," antwortete Angélique mit einem Anfluge von Neid, denn alle Welt erstaunt über die große Aehnlichkeit . . ."

Fräulein von Schönberg begann nun in diesem Bilde sich selber zu bewundern. Der Triumph, den Grassi's Kunst ihr bereitet hatte, erfüllte sie mit dem Bewußtsein ihrer Schönheit.

„Wenn dieses Bild mir wirklich ähnlich ist, dann muß ich hübscher sein als ich geglaubt habe," sagte sie zu sich selbst. „Wie aber ist es ihm möglich gewesen, mich so gut zu treffen, da er mich nur so selten gesehen hat? Die Anmut dieses Bildes erfüllt mich mit so gerechtem Stolze, daß ich den Maler dafür umarmen möchte."

„Kommen Sie, liebes Fräulein," sagte Angélique. „Es paßt sich nicht, daß Sie wie gebannt vor Ihrem Bilde stehen und nicht müde werden, sich selber anzustaunen. Ueberlassen Sie dies lieber Andern!"

„Ja, ja, gehen wir, Angélique, denn je länger ich dieses Bild betrachte, desto mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß der Schöpfer desselben ein Anrecht auf meine ewige Dankbarkeit hat."

In dem Augenblicke, als Fräulein von Schönberg den Saal verließ, stand am Ausgange desselben Joseph Grassi. Er grüßte das Original seines Bildes. Sie eilte auf ihn zu, reichte ihm die Hand und vermochte, freudig bewegt, nur durch Tränen die Gefühle ihres Dankes auszusprechen.

Seit jenem Augenblick war sie beruhigt. Denn selbst im größten Leide hat der Gedanke schön zu sein, etwas Tröstendes.

Vierzehntes Kapitel.

Am 8. Mai des Jahres 1796 feierte Auguste von Schönberg ihren neunzehnten Geburtstag. Schon Mancher hatte sich um die Hand der reichen Erbin beworben, aber keinem von allen war es gelungen, das Herz der jungen Männerfeindin zu bekehren. Es genügte ihr, für einen Künstler zu schwärmen, dessen Liebe, rein wie Gold, sie für den Haß des Vaters und für die Verachtung der Welt so reichlich entschädigte, daß sie jedes Glück entbehren zu können glaubte.

Ganz anderer Ansicht war ihr Vater.

„Es ist Zeit, daß Du heiratest," sagte er ihr am Tage ihres Geburtsfestes. „Du wirst täglich älter und fällst mir immer mehr und mehr zur Last. Jetzt hat sich endlich ein Mann gefunden, der mir zusagt. Ihn mußt und wirst Du heiraten!"

„Und wie nennt sich dieser Mann?" fragte die Tochter.

„Graf Rochus August zu Lynar. Er ist Erbherr der freien Standesherrschaft Lübbenau in der Oberlausitz und steht in dem Rufe, ein eben so reicher, wie liebenswürdiger Kavalier zu sein. Er ist nur vier Jahre älter als Du und besitzt alle Eigenschaften, Dich glücklich zu machen. Ich habe die Bekanntschaft dieses jungen Mannes in der „Harmonie" gemacht und das feine Benehmen desselben hat mir dergestalt gefallen, daß ich ihn eingeladen habe, morgen unser Gast zu sein."

„Und woraus, lieber Vater, schließen Sie, daß dieser Mann mich heiraten will?"

„Ich schließe es hauptsächlich daraus, daß er nur Deinetwegen, wie er mir gesagt, nach Dresden gekommen ist."

„Hat er mich schon irgendwo gesehen?"

„Nein! Bis jetzt kennt er Dich nur aus einem Bilde, das unlängst zum Besten eines wohltätigen Zweckes — ich weiß nicht mehr wo — ausgestellt gewesen war. Der Graf wandte sich an den Maler dieses Bildes, lud ihn zu sich nach Lübbenau ein und erfuhr durch ihn, daß das Modell seiner Madonna das schönste Mädchen von ganz Dresden — der galante Pinsel meinte damit Dich! — Fräulein Auguste Charlotte von Schönberg ist. Er verliebte sich in Dein Bild und bot dem Maler — er heißt Grassi, wenn ich nicht irre — erst fünfhundert, endlich sogar tausend Taler für sein Werk. Der Narr erklärte, daß er fest entschlossen sei, es um keinen Preis der Welt zu verkaufen. Der Graf zu Lynar, der durch diese Weigerung um so neugieriger geworden war, das Original dieses Bildes kennen zu lernen, beschloß nun, nach Dresden zu reisen, um hier Deine persönliche Bekanntschaft zu machen und, falls Du ihm eben so gut, wie Dein Bild gefallen solltest, sich um Deine Hand zu bewerben."

„Ich erkläre Ihnen im voraus, lieber Vater, daß ich den Entschluß gefaßt habe, mich niemals zu verheiraten."

„Bist Du toll?" fragte der Hausmarschall. „Glaubst Du, ich hätte nichts Besseres zu tun, als ewig Dein Hüter zu sein? Du gehst ins Zwanzigste und mußt endlich heiraten."

„Ich hoffe nicht, lieber Vater, daß Sie Ihre Lieblosigkeit gegen mich so weit treiben werden, mich zu zwingen, jemanden zu heiraten, den ich nicht liebe."

„Du hast ihn ja noch nicht gesehen und kannst also auch nicht wissen, ob er Dir mißfallen werde. Ich habe ihn deshalb eingeladen, damit auch Du ihn kennen lernest. Graf Lynar wird Dir sicher gefallen . . ."

„Doch wenn er mir nicht gefiele?"

„Müßtest Du ihn trotzdem heiraten, denn erstens ist er Graf und zweitens hat er Geld, viel Geld, sehr viel Geld!"

„Und glauben Sie, mein Vater, daß Geld allein uns Frauen glücklich machen kann?"

„Natürlich glaube ich dies ganz bestimmt; denn was wäre Liebe ohne Geld? Einer meiner erlauchten Vorfahren, der Marschall Friedrich von Schönberg, pflegte zu sagen: Liebe ohne Geld sei ein Bild ohne Rahmen."

„Geld ohne Liebe wäre demnach ein Rahmen ohne Bild?"

„Du bist sehr albern, gutes Kind! Aergere Deinen alten Vater nicht und folge ihm! Graf Lynar muß Dein Mann werden und damit Punktum!" sagte der Hausmarschall und kehrte in sein Zimmer zurück.

„Mein Vater will mich verhandeln wie eine Ware, welche er um jeden Preis loszuwerden wünscht. Was fragt er danach, ob ich glücklich oder unglücklich bin? Aber welch' eine wunderbare Fügung des Schicksals! Jenes Bild, das mich so namenlos glücklich gemacht, soll die Ursache meines Unglücks werden. O hätte Grassi mich nie gemalt!"

Angélique erschien, um ihrer jungen Herrin das Fräuleins von Gumppenberg anzumelden. Dieser Besuch kam ihr so ganz unerwartet, daß sie neugierig war, zu erfahren, in welcher Absicht sie gekommen sei.

Einen Augenblick später trat Judith ein.

„Ich bin hierher geeilt, um Ihnen eine hochwichtige Mitteilung zu machen, welche, wie ich hoffe, Sie angenehm überraschen wird."

„Ich bitte, liebes Fräulein, erzählen Sie . . ."

„Kennen Sie den Maler Joseph Grassi?"

„Allerdings kenne ich ihn . . ."

„Dieser Mann hat Ihre Ehre geräcbt," fuhr Judith fort.

„Wieso und wodurch?"

„Er hat nicht eher geruht, bis die Infamie jenes elenden Priesters durch ihn vollständig entlarvt worden ist. Durch das Geständnis der Besitzerin jenes öffentlichen Hauses, an dessen Schwelle Pater Limpacher Sie getroffen hatte, ist es jetzt bewiesen, daß Sie das Innere des Hauses gar nicht be-

treten haben und daß Pater Limpacher — ein Stammgast jenes Orts der Schande — ein frecher Verleumder, ein ehrvergessener Sünder ist, der infolge eines entscheidenden Schritts, welchen Grassi zur Herstellung Ihrer gebrandmarkten Ehre für unumgänglich notwendig fand, vor zwei Stunden seinen Abschied und gleichzeitig den Befehl erhalten hat, innerhalb achtundvierzig Stunden Dresden und das Kurfürstentum Sachsen zu verlassen. Ihre Ehre steigt jetzt wie ein Phönix aus der Asche empor. Sie sind nunmehr glänzend gerechtfertigt, und ich bin stolz darauf, die erste zu sein, die Ihnen diese frohe Botschaft bringt."

„Gott ist gerecht!" rief Fräulein von Schönberg.

„Und Joseph Grassi ist ein Ehrenmann!" setzte Judith hinzu.

„Der Himmel vergelte ihm den Dienst, den er mir geleistet," flehte die Tochter des Hausmarschalls, deren Antlitz sich verklärte. „Ewig," schwur sie, „bleibe ich die Schuldnerin dieses Ehrenmannes!"

„Ich eile von Ihnen nach Pillnitz zur Kurfürstin, um auch ihr die Nachricht von der Entlassung ihres Beichtvaters zu überbringen," sagte Judith, umarmte Fräulein von Schönberg und kehrte nach ihrem Wagen zurück, der sie nach Pillnitz brachte.

Am nächsten Tage folgte Graf Lynar der Einladung des Hausmarschalls, der den zukünftigen Schwiegersohn mit dem ganzen Aufgebote kriechender Aufmerksamkeit empfing. Er führte seinen Gast durch eine lange Reihe von Zimmern, um ihm den Reichtum seiner Einrichtung zu zeigen. Graf Lynar war Weltmann genug, um dessen Absicht sofort zu erraten und ihn durch ein paar spottbillige Schmeicheleien augenblicklich für sich einzunehmen.

„Sie sind eingerichtet wie ein Fürst," sagte Lynar.

„Ihre Nachsicht beschämt mich," entgegnete Schönberg.

„Aber wo ist denn Ihre Tochter?" fragte der Graf, der kaum erwarten konnte, das Original jenes Bildes kennen zu lernen.

„Wahrscheinlich ist sie noch mit ihrer Toilette beschäftigt," meinte der Hausmarschall.

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, Exzellenz, wie sehr ich begierig bin, die Bekanntschaft Ihrer Tochter zu machen."

„Dies glaube ich um so lieber, weil ich im voraus überzeugt bin, daß mein Gustchen Ihnen sicher gefallen wird."

„Wenn ich daran gezweifelt, wäre ich schwerlich nach Dresden gekommen."

„Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir nun zu Tische gehen."

„Ich sage Euer Exzellenz im voraus, daß ich bei ganz vortrefflichem Appetite bin."

„Desto besser, desto besser!" entgegnete der Hausmarschall, seinen Gast in's Speisezimmer führend, wo der Tisch mit vier Couverts gedeckt war.

Die ehemalige Bonne machte die Honneurs.

„Angélique," fragte Herr von Schönberg, „wo steckt denn meine Tochter?"

„Sie bedauert unendlich, nicht erscheinen zu können . . ."

„Warum nicht?" fragte der aufgebrachte Vater.

„Weil sie plötzlich erkrankt ist und auf Befehl des Arztes das Bett nicht verlassen darf."

„Das ist nur Bosheit von ihr!" schrie Herr von Schönberg, der seine Fassung verlor. „O glauben Sie ja nicht, lieber Graf, daß sie krank ist. Ich kenne ihren Eigensinn, ihre Halsstörrigkeit! Sie ist das Seitenstück ihrer Mutter. Der Teufel kann mit ihr auskommen."

„Jeden andern würde dies vielleicht abschrecken, mich dagegen reizt dies alles nur noch mehr, die Bekanntschaft dieses kleinen Eigensinns zu machen, denn nichts ist pikanter als etwas Widerspruch. Ein weibliches Wesen, das sich willig jeder Laune fügt und jedem Winke gehorcht, muß auf die Länge der Zeit langweilig werden. Etwas Opposition, Exzellenz, schadet durchaus nichts!"

„Dann wird Ihnen meine Tochter gewiß mehr als jede Andere gefallen!"

„Das hoffe ich," sagte der Graf, der in seinen Ansichten und Empfindungen etwas Sonderling war. „Widerspruch verleiht der Einförmigkeit der Ehe die durchaus not-

wendige Würze der Abwechslung. Ein Weib, das ewig lächelt und niemals schmollt, ist der Gefahr ausgesetzt, sehr leicht monoton zu werden. Doch um von etwas anderm zu reden! Ew. Exzellenz scheinen einen vortrefflichen Koch zu haben..."

„Ich habe keine Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein."

„Wahrlich, darum beneide ich Ew. Exzellenz. Ein erleuchteter Kochkünstler ist heutzutage eine fast eben so seltene und gesuchte Ware, wie ein aufgeklärter Staatsminister. Unser großes Vaterland hat eine haarsträubende Menge von Kochsudlern und Dutzend-Ministern, leider aber eben so wenig einen Vael, als einen Kardinal Richelieu aufzuweisen. — Apropos, teure Exzellenz, hat Ihre Tochter, die ich zu heiraten wünsche, vor mir vielleicht schon irgend einen Andern geliebt?"

„Meine Tochter, lieber Graf, ist unter der Aufsicht dieser Dame mit so klösterlicher Strenge erzogen worden, daß sie den Begriff der Liebe bis jetzt nur vom Hörensagen kennt. Habe ich recht, Angélique, oder irre ich mich?" fragte Herr von Schönbeerg die Schweizerin, welche bis dahin pflichtschuldig geschwiegen hatte.

„Fräulein von Schönberg," erklärte die cidevant Bonne, „ist ein Musterbild weiblicher Unschuld, und ich gratuliere jedem Manne, welchem das hohe Glück zuteil wird, eine solche Frau zu finden."

„Ich danke für Ihre gütige Auskunft!" sagte der Graf zu Angélique, deren Aeußeres ihm sehr zu gefallen schien. „In Ihrer Jugend," fügte er mit ziemlich unverschämter Nonchalance hinzu, „müssen Sie verteufelt hübsch gewesen sein."

Angélique gab sich Mühe, zu erröten. Es wollte ihr nur teilweise gelingen."

„Sie scheinen in puncto puncti Kenner zu sein, liebster Graf," antwortete der Hausmarschall mit faunischem Lächeln. — „Angélique war wirklich gar nicht übel und hatte, mit Erlaubnis zu sagen, tausend Teufel im Leibe."

„Woher, Exzellenz, beziehen Sie diesen Rotwein?" fragte der Graf, sein Glas bis zur Höhe seiner Augen erhebend, um die durchsichtige Farbe desselben zu prüfen.

„Ich beziehe ihn direkt aus Bordeaux," entgegnete der Hausmarschall, der sich durch diese Frage bis aufs Mark seiner Knochen geschmeichelt fühlte.

„Ich habe, aufrichtig gesagt, schon weit bessern getrunken," erklärte der Graf mit bedauernswürdiger Unverschämtheit, die — beiläufig erwähnt — eine der hervorragendsten Eigenheiten seines Charakters war. „Wie alt sind Sie, meine Liebste?" fragte er dann die ehemalige Bonne.

Ich gehe ins Dreißigste," erwiderte Angélique.

„Ja, ja, lieber Graf, älter ist sie wirklich nicht. Angélique war noch blutjung gewesen, als sie ein Jahr vor dem Tode meiner Frau in unser Haus kam."

„Ist es wahr, Exzellenz, daß Ihre Ehe mit der Komtesse keine glückliche gewesen war?" fragte der Schwiegersohn in spe.

„Ich habe niemals ein Geheimnis daraus gemacht. Meine Frau hatte tausend gute Eigenschaften, aber einen Fehler, der sie alle überstrahlte: sie war über alle Beschreibung kokett. Das Bedürfnis, allen zu gefallen, war schuld an dem Unglück unserer Ehe."

„Allen Respekt vor diesem Truthahn!" rief Graf Lynar, dessen Geist sich niemals allzulang mit einem und demselben Gegenstande zu beschäftigen gewohnt war. Apropos, ist es wahr, daß einer Ihrer Vorfahren Papst gewesen ist?"

„Wenigstens war er nahe daran, es zu werden, denn er hatte die Ehre, Kardinal zu sein."

„Als Urahn unseres Hauses glänzt jener Graf Rochus zu Lynar, welcher französischer General-Kriegs-Kommissär — Ihr Truthahn ist wirklich höchst beachtenswert! — und Inspektor sämtlicher Festungen Frankreichs — ich bitte noch um etwas Sauerkraut! — Generalmajor und Gesandter am kurbrandenburgischen Hofe gewesen war. Im Jahre 1570 wurde er kursächsischer Obrist-Artillerie-Meister und General-Baudirektor, acht Jahre später kurbrandenburgischer General der Artillerie, wie auch Zeug- und Baumeister. Am 22. Dezember 1596 starb er in der Festung Spandau."

„Was hatte er denn verbrochen?" fragte der bornierte Hausmarschall.

„Nichts, gar nichts hatte er verbrochen. Er starb dort als Geheimer Rat und Kammerdirektor. Mais revenons à nos moutons," sagte der Graf zu seiner Tischnachbarin. „Je länger, ma chère, ich Sie betrachte, desto mehr gefallen Sie mir. Woher sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin aus Lausanne," antwortete Angélique.

„Wenn die Heirat zwischen mir und Fräulein von Schönberg zustande kommt, dann müssen Sie jedenfalls mit uns nach Lübbenau."

„Ich habe durchaus nichts dagegen," erklärte der Hausmarschall.

„Schade, daß Ihr Fräulein Tochter gerade heute krank ist! Noch niemals habe ich — ehrlich gesagt — so viel Lust zum Heiraten in mir verspürt, als gerade heute. Denn dazu ist unsereins eben nicht jeden Tag aufgelegt. Wie heißen Sie denn, liebes Kind?" fragte er seine Nachbarin.

„Ich heiße Angélique," antwortete die Schweizerin.

„Dieser Name erinnert mich an eine französische Kunstreiterin, der ich kurze Zeit — faute de mieux — den Hof gemacht. Sie war zwar nicht so hübsch, aber viel jünger als Sie. Doch gibt es Frauen, die erst dann, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, genießbar werden. Sie gleichen darin dem Rheinweine, welcher, jung genossen, sehr leicht Säure und Sodbrennen verursacht. — Ein anderer meiner Vorfahren, Graf Rochus Friedrich, war dänischer Geheimer Konferenz-Rat, Statthalter von Oldenburg und Delmenhorst, wie auch Ritter des Elephanten-Ordens. Vorher war er Gesandter in Stockholm und in Petersburg gewesen. Unsere Familie, Exzellenz, hat zwar keine Kardinäle, aber viele grundgescheite Staatsmänner aufzuweisen. Ich, für meinen Teil begnüge mich mit dem Bewußtsein, reich zu sein, und verzichte mit Vergnügen auf jede Gattung von Ehrgeiz. Das höchste aller irdischen Güter ist ein gesunder Magen, eine ungestörte Verdauung. Wenn ich heirate, Exzellenz, geschieht es hauptsächlich nur darum, um jeder unnützen Aufregung vorsichtig aus dem Wege zu gehen und alles zu vermeiden, was das Gleichgewicht meines Magens stört und ihn

den Gefahren einer Indigestion preisgibt. Alle Uebel der Welt sind meiner Ansicht nach nur Folgen eines ausgehungerten oder überladenen Magens."

„Sie gefallen sich in geistreichen Paradoxen," meinte Angélique.

„Ich sage stets nur das, was ich fühle, und bekümmere mich wenig oder gar nicht darum, ob ich dadurch Anstoß errege, oder nicht. Besitze ich wirklich eine gute Eigenschaft, so ist es sicher keine andere, als die, daß es mir vollständig gleichgültig ist, ob die große Masse mich für ein Genie oder für einen Dummkopf hält. Mir genügt es, überzeugt zu sein, daß ich eben so wenig das eine als das andere bin. — Ich komme noch einmal auf Ihren Rotwein zurück. Je mehr ich davon trinke, desto mehr drängt sich mir die traurige Gewißheit auf, daß Ew. Exzellenz damit maßlos angeführt worden sind. Solche Weine möchte ich nicht dem ärgsten meiner Feinde vorsetzen, ohne in den Verdacht zu geraten, ihn damit — verzeihen Sie mir meine ungeschminkte Aufrichtigkeit! — vergiften zu wollen. Ihr Weinlieferant müßte von Rechtswegen gehenkt werden."

„Ich habe noch andere im Keller," erklärte Herr von Schönberg.

„Nach diesem Vorläufer, Exzellenz, fühlt sich mein Magen keineswegs aufgelegt, die Bekanntschaft seiner Nachfolger zu machen. Verbrannte Zungen, Exzellenz, scheuen das Feuer. Alle Hochachtung für Ihre respektable Küche! Ihr Keller aber steht unter Null!"

„Ich hoffe, lieber Graf, daß Sie mir deshalb nicht zürnen werden . . ."

„O durchaus nicht! Aber hätte ich ahnen können, daß Sie Ihrem zukünftigen Schwiegersohne solche Weine vorzusetzen im Stande sind, wer weiß, ob ich auf die Hand Ihrer Tochter nicht gleich im Voraus Verzicht geleistet hätte."

„Sie werden meiner Tochter außerordentlich zusagen," entgegnete der Hausmarschall mit jenem nichtssagenden Lächeln, das seiner ohnehin geistlosen Physiogmie etwas Urkomisches verlieh.

„Ob ich meiner zukünftigen Gemahlin gefalle oder nicht, ist Nebensache. Hauptsache ist, daß sie mir zusagt."

„Auch mein Gustchen," erwiderte Herr von Schönberg, „hat große Anlagen zu allem, was man unter Malice versteht. Auch darin gleicht sie ihrer seligen Mutter, die, trotz allen Anscheins von Sanftmut, bisweilen sehr boshaft gewesen war."

„Ich rede nur ungern von Toten! Sagen Sie mir, schöne Angélique, sind die blonden Zöpfe, die Sie tragen, echt oder falsch?"

„Es gibt Fragen, Herr Graf, die, aufrichtig gesagt, keine Antwort verdienen."

„Die Gereiztheit dieser Antwort beweist, daß Sie falsche Zöpfe tragen."

„Es kann mir gleichgiltig sein, was Sie davon glauben."

„Wer sich ärgert, hat immer Unrecht!" erklärte der Sonderling, dem es Bedürfnis war, vorzugsweise durch Impertinenz zu verblüffen.

Gewissen Frauen gegenüber imponiert man damit; Grobheit hat mehr Reiz für sie als Schmeichelei. Es gibt mehr als einen Mann, der den größten Teil seiner Siege einzig und allein seiner Unverschämtheit zu verdanken hat. Zu diesen Leuten gehörte Graf Lynar. In den Augen dieses Kavaliers war Bescheidenheit geradezu ein Fehler. Schmeicheleien sagen kann heutzutage jeder Ladenschwengel, impertinent aber können nur Kavaliere sein. Es liegt in dieser Anschauung so viel Wahres, daß Jeder, der ganz so, wie Graf Lynar denkt, dies unbedingt unterschreiben wird."

Nach der Mahlzeit entfernte sich Angélique.

Als der Graf mit dem Hausmarschall allein war, sagte er zu ihm:

„Diese Blondine, auf Ehre, gefällt mir! In der blauen Tiefe ihrer Augen ruht ein namenloser Reiz, der uns sirenenartig in die Tiefe dieses Meeres hinablockt. In ihrem ganzen Wesen ruht ein gewisses Etwas, das wie Champaggner prickelt und Jeden, der ihn schlürft, angenehm berauscht. Trotz ihrer dreißig Jahre moussiert sie noch immer wie junge Kohlensäure. Nun aber, Exzellenz, muß ich Sie verlassen."

„Und warum?" fragte Herr von Schönberg.

„Im Hotel, in welchem ich wohne, erwartet mich eine junge Polin, der ich versprochen habe, sie heute ins Theater zu begleiten. Auch Kavaliere müssen bisweilen Wort halten, zumal solchen gegenüber, die so schön, so jung und pikant wie meine kleine Polin sind. Sie heißt Lodoiska und braucht Geld. Dem Unglück muß man hilfreich beistehen. Das ist Grafen- und Kavalierpflicht! Wann darf ich Sie wiederbesuchen?" fragte Lynar.

„Sobald meine Tochter wieder wohl ist, werde ich Sie um die Ehre Ihres Besuches bitten."

„Ich komme, so oft Sie wünschen. Nur um eines möchte ich bitten . . ."

„Und was wäre dies?" fragte der Hausmarschall.

„Schaffen Sie sich bessern Rotwein an!" sagte Graf Lynar, nahm seinen Hut und empfahl sich.

„Mein zukünftiger Schwiegersohn ist ein Flegel erster Sorte," brummte Herr von Schönberg und begab sich zu seiner Tochter.

Fräulein von Schönberg lag im Bette. Als sie die Schritte ihres Vaters hörte, drückte sie die Augen zu und spielte die Schlafende. Ziemlich unsanft weckte er sie.

„Was fehlt Dir?" fragte er teilnahmslos.

„Der Arzt meint, ich hätte Fieber . . ."

„Du lügst! Dir fehlt gar nichts! Du bist gesund wie ein Fisch! Du stellst Dich krank, um nicht Deinen Bräutigam zu sehen. Aber ewig kannst Du nicht krank bleiben und sobald Du wieder gesund bist, mußt Du heiraten, sage ich Dir."

„Und wer will mich dazu zwingen?"

„Der, welcher leider Gottes Dein Vater ist! Widersetze Dich nicht länger meinem Willen. Weigerst Du Dich, dem Grafen Deine Hand zu reichen, dann jage ich Dich aus dem Hause, denn Deine Aufführung war bisher eine solche gewesen, die dem Namen unserer Familie wahrlich keine Ehre gemacht."

„Vater!" rief das tiefgekränkte Kind.

„Schweige, Taugenichts!" rief der Mann ohne Mit-

leid. Die Schande, die Du meinen grauen Haaren gemacht, kannst Du nur dadurch reinwaschen, daß Du dem Grafen Lynar — gleichviel ob Du ihn liebst oder nicht! — in längstens drei Tagen Deine Hand reichst."

„Ist dies Ihr fester, unabänderlicher Wille?" fragte die Tochter.

„Ja, ja und zehn Mal ja!" erklärte der herzlose Vater.

„Gut, dann will ich ihn heiraten," sagte Fräulein von Schönberg, „aber wehe ihm, wenn er mich unglücklich macht! Meine Rache wird dann ihn nicht allein, sie wird auch Jenen treffen, der mich zu dieser Ehe gezwungen hat."

„Du machst Dich lächerlich, liebes Kind! Ich fürchte Deine kindische Drohung nicht. Heirate und mache dann, was Du willst. Morgen abend soupiert er bei uns. Du wirst ihn kennen lernen und Dich überzeugen, daß er kein Monstrum ist."

„Vater, vor der Hochzeit mag ich ihn nicht sehen. Es ist mir gleichgiltig, wie er aussieht. Lieben kann ich ihn doch nicht!"

„Das wird sich finden, Starrkopf!" entgegnete der Vater. Unmöglich kann ich von ihm verlangen, daß er die Katze im Sack kaufen und heiraten soll, ohne Dich vorher gesehen zu haben."

„Gut, Vater, er soll mich sehen! Ich bin nun zu allem bereit, um Sie von der Last zu befreien, noch fernerhin für mich sorgen zu müssen. Mit Freuden verlasse ich das väterliche Haus, in welchem ich tausend Demütigungen ruhig erduldet habe."

„Du bist ein liederliches, undankbares Geschöpf. Du hast weder Moral noch Religion! Du bist so falsch, daß jedes Deiner Worte eine schamlose Lüge ist. Der Anblick Deiner Züge ruft mir täglich aufs neue zu: Du bist nicht Fleisch meines Fleisches, Du bist nicht meine Tochter!"

Die Aermste brach in Tränen aus.

„Auch Deinen Tränen glaube ich nicht. Dein Herz ist so schlecht und verwahrlost, daß selbst Dein Schmerz nichts als Lüge und Verstellung ist. Aber glimmt noch ein Funke

von Pflichtgefühl in Dir, dann beweise es mir dadurch, daß Du Dich meinem Willen fügst und den Mann heiratest, den ich für Dich auserkoren habe," sagte der Hausmarschall, ging und warf hinter sich die Tür mit solcher Heftigkeit zu, daß die Fenster klirrten.

Weinend warf sie sich auf's Sofa. Jedes dieser lieblosen Worte hatte wie ein vergifteter Pfeil ihr junges Herz durchbohrt und eine tödliche Wunde zurückgelassen für's ganze Leben. Der Haß des Vaters ruhte wie ein Fluch auf ihr.

Angélique erschien, um sie zu trösten.

„Ihr Vater ist ein grausamer Unmensch," sagte sie zu ihrer jungen Freundin. „Er verdient solch' einen Engel nicht! Trösten Sie sich, weinen Sie nicht! Graf Lynar ist ein Mann, mit dem sich leben läßt. Er ist Kavalier; er ist Gentleman. Sie werden sich an ihn gewöhnen."

„Niemals! Niemals!" erklärte das unglückliche Geschöpf.

„Sein Reichtum wird Sie für manches, was Sie vermissen werden, reichlich entschädigen. Der Luxus, mit welchem er Sie umgeben will, wird die Kluft, die Ihr Herz von dem seinigen trennt, mit Rosen überstreuen. Wie oft im Leben gestaltet sich eine sogenannte Vernunftheirat weit glücklicher als manche Heirat aus Liebe! Liebe, Fräulein, ist etwas höchst Vergängliches: sie zieht wie ein Traum vorüber; aber nichts im Leben ist bitterer, als das Erwachen aus diesem Traume. Wohl, Fräulein, ahne ich, wen Sie lieben, aber fragen Sie sich, ob es möglich ist, daß ein armer Künstler jemals in die Lage kommen kann, Sie heiraten zu können. Entsagen Sie also jenem süßen Traume und heiraten Sie lieber den Grafen, der Ihnen eine glänzende Zukunft sichert."

„Ihn, Angélique, werde ich niemals vergessen."

„Wer verlangt denn das von Ihnen? Glauben Sie, daß Sie die Einzige sind, deren Herz an der Brust ihres Gatten glühend für einen andern schlägt? An solchem Kummer sterben nur wenige. Einmal verheiratet, werden auch Sie sich daran gewöhnen, und — eine stille Liebe im Herzen! — vielleicht glücklicher sein als manche andere, die Sie um die Wonne dieses Kummers beneiden wird."

„Wo aber werde ich eine Freundin wie Dich wiederfinden, in deren Seele ich die ganze Fülle meines Grames ausschütten darf? Wer versteht mich so wie Du?"

„Und glauben Sie denn, daß ich in dem Augenblicke, wo Sie mehr als jemals meines Rates bedürfen, Sie verlassen würde? Auch Ihr Vater wünscht, daß ich Sie nach Lübbenau begleite und auch fernerhin bei Ihnen bleibe."

„Und wolltest Du mir wirklich dieses Opfer bringen?"

„Ist's denn ein Opfer, einem Wesen, das man liebt, überall zu folgen, wohin es vom Schicksale gerufen wird? Ich liebe Sie wie meine Schwester und bin bereit, alles zu tun, was Sie trösten und zerstreuen kann. Nun bitte ich Sie aber auch recht herzlich, Vernunft anzunehmen und dem Grafen Ihre Hand zu reichen. Heiraten Sie ihn und lieben Sie meinetwegen jeden andern."

„Was aber wird jener Unglückliche sagen, der mich liebt, der mich anbetet?"

„Auch er, Fräulein, wird sich trösten und früher oder später Ruhe in den Armen einer andern finden."

„Auch er wird meiner stets gedenken!"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht! In der Regel vergessen die Männer viel schneller als wir Frauen. Sollte er allein eine Ausnahme machen? Mit Ihrer Erlaubnis zweifle ich daran, denn ein Mann ist wie der andere. Ich komme auf den Grafen zurück. Er hat Geist, er hat Witz. Sagen Sie ihm dies hundertmal, dann wird er's glauben und Sie dafür auf Händen tragen. Denn welcher Mann wäre nicht eitel? Sagen Sie irgend einem Dummkopfe, er sei ein Mann von Geist, dann werden Sie ihn dadurch zu einem Ihrer treuesten Sklaven machen. — Also folgen Sie meinem wohlgemeinten Rate: lieben Sie den einen und heiraten Sie den andern," sagte Angelique und folgte dem Rufe der Klingel, die sie zum Hausmarschall rief.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Abende des folgenden Tages fand sich der Graf pünktlich zum Souper ein.

Fräulein von Schönberg, die im vollsten Glanze einer geschmackvollen Toilette erschien, machte durch Jugend, Anmut und Schönheit auf das schon ziemlich blasierte Herz des Grafen so großen Eindruck, daß Lynar jetzt ernstlich entschlossen war, sie zu heiraten. Das stolze Lächeln, mit welchem sie ihm gegenüber saß, verdoppelte die Glut seiner Zuneigung. Um ihren Geist auf die Probe zu stellen, knüpfte er mit ihr — bevor man sich zu Tische begab — ein absichtlich bizarres Gespräch an, dessen rascher Wechsel jede andere sehr leicht in Verlegenheit gebracht hätte.

„Sind Sie einmal in Kairo gewesen?" fragte er.

„Wie kommen Sie auf diese Frage?"

„Ich hätte schwören mögen, Sie im vorigen Winter dort gesehen zu haben. Unter einem Trupp von Damen, die in Begleitung einiger Kavaliere einen Ausflug nach den Pyramiden machten, befand sich eine, die Ihnen so ähnlich sah wie eine Granatknospe der andern. Das einzige, was mich an ihr verletzte, war die Buntfarbigkeit ihres Anzugs, der ihr, aus der Ferne betrachtet, das Aussehen eines Regenbogens verlieh, dessen prismatisches Farbenspiel mich unwiderstehlich zum Lachen reizte. Sie war schön wie eine Peri. Aber nicht um alles in der Welt wäre ich imstande gewesen, ihr den Hof zu machen, weil ihre Toilette ein Musterbild haarsträubender Geschmacklosigkeit war. Ist es erlaubt, Sie zu fragen, welche von den sieben Regenbogenfarben Sie am meisten lieben?"

„Ich liebe vorzugsweise die blaue Farbe."

„Blau ist das Sinnbild der Treue. Aber trotzdem wagte ein Derwisch, den ich in Konstantinopel kennen gelernt hatte, die unverschämte Behauptung aufzustellen, daß gerade jene Mohammedanerinnen, welche die blaue Farbe lieben, in der Regel am ungetreuesten sind."

„Ich bin nicht Mohammedanerin, um beurteilen zu können, ob Ihr Derwisch recht oder unrecht haben mag; ich weiß nur so viel, daß es mir gewagt scheint, von irgend einer Farbe, die man an sich trägt, Schlüsse auf den Stand und Charakter derer, die sie tragen, ziehen zu wollen. Nach dieser Ansicht müßte jeder Mann, der — wie Sie — eine rote Krawatte trägt, ein Fleischer oder Tierbändiger und jedenfalls sehr geneigt zum Blutdurst sein."

„Ich liebe die rote Farbe hauptsächlich darum, weil sie das Embleme der Schamhaftigkeit ist. Doch trügt auch dies bisweilen. In Ungarn hatte ich die Bekanntschaft einer jungen Wassermelonen-Verkäuferin gemacht, die trotz der scharlachroten Kleidung, die sie trug, wahrlich keine Vestalin gewesen war. Apropos Melone! Sind Sie böse, wenn ich mir die Frage erlaube, ob Ihnen eine saure Gurke bisweilen nicht weit besser als die allersüßeste Melone schmeckt?"

„Man braucht, um eine Gruke vorzuziehen, die Melone nicht zurückzusetzen, doch begreife ich sehr wohl, daß es Leute gibt, die eine spottbillige Pflaume einer teuern Pfirsich vorziehen."

„Ich für meinen Teil mache kein Geheimnis daraus, daß manche dralle Volksmelodie mich weit mehr als manche langstielige Opernarie entzückt. Lieben Sie Haydn mehr als Mozart?"

„Ich liebe den einen fast ebenso sehr als den andern."

„Und dennoch wollen viele behaupten, man könne nur einen lieben. Wer zwei zu lieben imstande sei, liebe, genau betrachtet, eigentlich keinen von beiden. Wie denken Sie darüber?"

„Da ich bis jetzt noch gar keinen geliebt habe, wage ich auch nicht zu sagen, ob ich imstande wäre, jemals mehr als einen zu lieben. Auch liebt nicht einer wie der andere."

„Und dennoch sagt Freund Virgil: ‚Amor omnibus idem!' Ich glaube, daß er recht hat. Ein Liebender denkt und fühlt wie der andere, gleichviel ob er Herzog oder Sackträger ist. Liebe ist eine Macht, die alle Stände nivelliert. Auf den Ruinen zu Memphis begegnete ich einst einem blutarmen Kameeltreiber, der seine Lumpen nicht mit allen Schätzen des Krösus vertauscht hätte, weil er überreich durch Liebe war. Haben Sie vielleicht ‚Manon Lescaut' gelesen?"

„Nein!" antwortete Fräulein von Schönberg.

„Sehen Sie, das freut mich außerordentlich!" sagte der Graf.

„Und warum freut Sie dies?"

„Weil auch ich diesen Roman bis jetzt noch nicht gelesen habe. Aber glauben Sie deshalb ja nicht, daß ich ein Bücherfeind sei. Sie werden in meinem Schlosse eine Auswahl der gediegensten Romane Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens finden. Zwei Dinge gibt's, die mich mit gerechtem Stolze erfüllen: meine Bibliothek und mein Marstall. Sagen Sie mir, reiten Sie gern?"

„Reiten ist eine meiner größten Leidenschaften."

„Ich werde mich glücklich preisen, Ihnen eine Isabellen-Stute vorzureiten, welche ‚Drahomira' heißt und die Königin meines reichbevölkerten Marstalls ist. Schade, daß man nicht gleichzeitig reiten und lesen kann! Das Lesen bildet, das Reiten stärkt! Lieben Sie denn auch die Jagd?"

„Ich habe nie begreifen können, wie man Geschmack daran finden kann, arme Tiere niederzuschießen, die uns wehrlos gegenüber stehen."

„Wo sollten wir unser Wildpret hernehmen? Man kann einem Manne von Bildung doch unmöglich zumuten, die Sehnsucht seines Magens durch ewig wiederkehrenden Gänsebraten zu befriedigen. Ziehen Sie Reh- oder Hirschkeule vor?"

„Eine schmeckt mir fast ebenso gut wie die andere."

„O sagen Sie dies nicht. Ein Hirschrücken verhält sich zu einer Rehlende wie ein Kalbskopf zu Raphaels Fornarina. Wollen Sie glauben, daß ich in Malta einen englischen Feinschmecker gekannt habe, der seinen einzigen Sohn — er hieß

Reginald und war Schiffskapitän — bloß darum enterben wollte, weil dieser Taugenichts in Gegenwart seines ehrwürdigen Vaters die mehr als leichtsinnige Behauptung aufgestellt hatte, daß ein junger Hase zwei alten Rebhühnern vorzuziehen sei. Nach meiner Ansicht wäre diese Geschmacksverirrung fast ebenso strafbar wie jene, die den ersten besten Walzer einem Requiem vorzieht. Mit vollem Rechte sagt ein französischer Gastrosoph: Dis moi ce que tu manges et je dirai ce que tu es. Ein Mensch, der cabable ist, tagtäglich nichts als Sauerkraut und Schweinsknöchel in sich aufzunehmen, muß entweder ein in Weingeist aufbewahrt gewesener Ur-Teutone oder ein in's Deutsche plump übertragener Holländer sein."

Der Hausmarschall, der die jungen Leute absichtlich allein gelassen hatte, unterbrach jetzt das Zwiegespräch derselben mit den Worten:

„Wenn's Ihnen gefällig ist, lieber Graf, gehen wir nun zu Tische."

„Ich bin bereit," sagte Lynar, reichte dem Fräulein seinen Arm und führte sie zur Tafel.

„Ich wünsche guten Appetit," sagte Schönberg, das Tafeltuch entfaltend, dessen beide Enden er an seiner Weste befestigte.

„Wo steckt denn heute Ihre Gouvernante?" fragte der Graf.

„Meine arme Angélique leidet an Zahnschmerzen . . ."

„Das bedauere ich, denn Ihre Freundin besitzt eine Eigenschaft, die nicht jeder Schweizerin nachzurühmen ist: sie hat Geist und ist pikant."

„Es freut mich, wenn sie Ihren Beifall findet, denn um so mehr werden Sie mir erlauben, sie mitnehmen zu dürfen."

„Ich bitte darum," sagte Lynar, seinen Tee probierend.

„Wie schmeckt Ihnen dieser Tchi- oder Perlentee?" fragte Herr von Schönberg.

„Nicht viel besser als Ihr Rotwein," erklärte der Graf. „Erlauben Sie mir, Exzellenz, Ihnen zu sagen, daß ich vor

allem auch etwas Teekenner bin. Wenn Sie für ein Pfund dieses Krautes mehr als anderthalb Taler bezahlt haben, dann hat Ihr Kaufmann Sie ganz abscheulich betrogen. Wenn Sie einmal zu mir nach Lübbenau kommen, werde ich Ihnen einen Tee vorsetzen, den die Engel im Himmel am Geburtstage unseres lieben Herrgotts zu trinken pflegen. Er heißt Lung-tseng, und ein Pfund dieses Göttertees kostet acht Pfund Sterling. Ich beziehe ihn direkt aus der Hofküche des Kaisers, dem ich dafür Teltower Rüben und westfälischen Pumpernickel liefere, wofür der Bruder der Sonne und Cousin des Mondes mich erst unlängst durch Zusendung einer Pfauenfeder auszuzeichnen geruht hat. Außerdem bin ich korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Peking und — mögen Sie's glauben oder nicht! — Mitarbeiter an der vom Kaiser Khang-hi ins Leben gerufenen Encyklopädie, die unter dem Titel: ‚Ku-kin-the-schu' seit dem Jahre 1699 in zweiunddreißig Sektionen erscheint, von denen jede einzelne Sektion zehntausend Bände umfassen soll. Von dieser Encyklopädie sind seitdem nicht weniger als siebentausendachthundertundvierzehn Bände erschienen. Für den Band, der in der nächsten chinesischen Ostermesse herauskommen soll, habe ich den Artikel Caviar mit so chinesischer Ausführlichkeit behandelt, daß meine gelehrte Abhandlung mindestens vierzehn bis fünfzehn Foliobogen füllen wird. Doch was bemerke ich? Ihr ungläubiges Lächeln sagt mir, daß Sie von dem allen, was ich Ihnen soeben vorgeschwatzt habe, nichts zu glauben scheinen. Sie haben vollkommen recht, liebes Fräulein! Ich hatte das Gespräch absichtlich nach China hingelenkt, um Ihnen zu zeigen, daß ich — dank meiner Belesenheit! — auch dort ziemlich gut zu Hause bin."

„Sie sind ein Tausendsasa, lieber Graf," sagte der Hausmarschall, der sich zu der Acquisition eines so grundgelehrten Schwiegersohnes im Stillen Glück wünschte.

„Wir sprachen zuletzt von Caviar. — Caviar aber erinnert mich an Austern. Wissen Sie, Fräulein, was in bezug darauf ein französischer Schöngeist, welcher Chamfort heißt, behauptet hat? — Austern, sagte er, nehmen in der

Rangordnung der Muscheltiere dieselbe Stellung ein, die die Edelsteine im Mineralreiche behaupten. Austern sind die Diamanten des Meeres. Leute, die nicht den Wert einer Auster zu schätzen wissen, sind Heloten, die keine Achtung verdienen."

„Sie scheinen vorzugsweise Gastronom zu sein," bemerkte Fräulein von Schönberg.

„Ja, meine Gnädige, das bin ich! Schon in Sekunda war ich Feinschmecker, und als ich endlich nach Prima kam, war mein Geschmack schon derart geläutert, daß ich Fromage de Bris dem deutschen Kuhkäse und die Satiren Boileau's jenen unseres Rabener vorzog. Später, als ich in Heidelberg Cameralia studierte, machte ich dort die Bekanntschaft eines geistreichen Franzosen, welcher Brillat-Savarin hieß und seit zehn Jahren mit der Ausarbeitung eines Werkes beschäftigt war, aus welchem er mir einige Bruchstücke vorlas, deren attisches Salz mich dergestalt entzückte, daß ich seitdem in Sachen des Geschmacks sein eifrigster Apostel bin und als solcher das Erscheinen seiner ‚Physiologie du goût' kaum erwarten kann. Manger est un besoin, sagte er mir eines Tages, mais savoir manger c'est un art. Und seitdem, Fräulein, bin ich stolz darauf, Eßkünstler zu sein."

„Wie schade, daß Angélique verhindert ist, Ihnen heute abend Gesellschaft zu leisten! Sie würde, da auch sie Feinschmeckerin ist, den Wert dieser Eigenschaften in hohem Grade zu schätzen wissen. Erst neulich sagte sie: Eines der notwendigsten Requisite zum Gedeihen einer glücklichen Ehe sei ein guter Koch. Mehr als eine Ehe sei nur darum glücklich, weil manche Speise, die ein gewissenloser Kochpfuscher bereitet, Unverdaulichkeiten erzeugt und, weil körperliche Indigestion endlich auch die Harmonie des Geistes und der Herzen stört. Für Angélique gibt es nur zwei Genüsse: sie ißt gern und reist gern."

„Das letztere hasse ich geradezu und denke in diesem Punkte ganz wie der französische Philosoph Diderot, der in einem seiner Werke sagt: ‚Ah quel triste plaisir de voyager.' — Nur Spießbürger finden Genuß im Reisen, der Gentleman dagegen liebt viel zu sehr seine Bequemlichkeit, um in

einem fremden Bette lieber als in dem seinigen zu schlafen. Wenn trotzdem auch ich gereist bin, so geschah es einzig und allein auf Befehl meines ziemlich einfältigen Vaters, der von dem alten Vorurteile ausging, daß man auf Reisen mehr Erfahrung sammelt als zu Hause. Aber nichts ist unwahrer als dies, denn wenn Reisen allein imstande wären, den Geist zu bilden und sich Menschenkenntnis anzueignen, dann müßte jeder Commis voyageur, welcher neun Monate im Jahre mit Proben und Mustern umherreist, ein Mann von ungeheurem Geist und fabelhafter Welterfahrung sein, während jedermann weiß, daß der größte Teil dieser Landplage dümmer als mancher Stockfisch ist. Vor zwei Jahren hatte ich in Berlin die Bekanntschaft eines holländischen Missionars gemacht, welcher in zehn Jahren drei Mal die Reise um die ganze Welt zurückgelegt hatte und dessenungeachtet so einfältig und beschränkt geblieben war, daß er den schlechtesten Wacholderschnaps dem feinsten Maraschino vorzog. — Seitdem ich selbständig geworden bin und nicht mehr von den spießbürgerlichen Launen meines „cher papa" abhänge, mache ich keine große Reise mehr und denke ganz wie Kant, welcher einmal behauptet hat, nur solche Menschen seien glücklich, die niemals über das Weichbild ihres Geburtsortes hinausgekommen sind und ihr ganzes Leben lang weder Paß noch Mantelsack gebraucht haben."

„Ihre große Abneigung gegen das Reisen wird, wie ich fürchte, meinen mir angeborenen Reisetrieb gewiß noch mehr reizen und anspornen . . ."

„Ich werde Sie nie davon zurückhalten. Sie werden mich stets bereit finden, Sie reisen zu lassen, wohin es Ihnen beliebt, vorausgesetzt, daß Sie mir niemals den Zwang auferlegen, Sie begleiten zu müssen, denn ich liebe Bequemlichkeit über alles und hasse jedes Vergnügen, das mit irgend einem Grade von Anstrengung verbunden ist."

„Und dennoch lieben Sie die Jagd?"

„Eigentlich nur darum, weil sie zum guten Tone gehört und mehr als mancher andere Zeitvertreib geeignet ist, den Appetit zu wecken. Ein Mensch ohne Appetit ist ein Luftballon ohne Gas, dem es niemals gelingen wird, sich von

der irdischen Scholle zum himmlischen Aether emporzuschwingen. Einem Dichter, der an Appetitlosigkeit leidet, wird eben so wenig die Schöpfung eines guten Gedichtes, wie einem Maler die Konzeption eines guten Bildes gelingen. Alles hängt vom gesunden Appetite ab. Selbst Liebe ist durchaus nichts anderes als ein bis zum Heißhunger gesteigerter Appetit nach Fleischspeise. Wenn es Ihnen recht ist, meine Gnädige, dann können wir schon morgen oder übermorgen unsere Hochzeit feiern."

„Wozu diese Eile?" fragte sie erschreckt.

„Ein arabisches Sprichwort sagt: „Ziehe das Gewisse von heute dem Ungewissen von morgen vor." „Kaffee," sagt ein türkischer Weiser, „muß man entweder heiß oder gar nicht trinken."

„Ich habe nichts dagegen," erklärte der Hausmarschall, „wenn Sie schon morgen getraut zu sein wünschen."

„Ich wünsche dies um so lieber, weil ich, aufrichtig gesagt, mit einem meiner Jugendfreunde tausend Louisdors gewettet habe, daß Ihre Tochter, sobald sie mir wirklich gefiele, in längstens acht Tagen meine Frau sein muß, und da ich Ihnen nicht verhehlen mag, daß Fräulein von Schönberg noch viel hübscher als die Heilige ist, in deren Bildnis ich mich verliebt habe, so sehe ich keinen vernünftigen Grund ein, warum ich jene Wette nicht gewinnen soll."

Fräulein von Schönberg fragte sich im Stillen, ob dieser Mann, der bei aller Geckenhaftigkeit doch mehr Geist und bei aller Unverschämtheit doch mehr savoir vivre als zehn Andere seinesgleichen besaß, unausstehlich oder, näher ins Auge gefaßt, doch erträglich sei? Diese Frage fiel zu Gunsten des Grafen aus.

„Ich erlaube mir noch eine Bemerkung," fügte Graf Lynar nach kurzer Pause hinzu. „Wir wollen unsere Hochzeit übermorgen feiern, vorausgesetzt, daß es an diesem Tage nicht regnet; denn ich gestehe Ihnen, daß ich ganz Aberglauben bin und mich um keinen Preis entschließen könnte, an einem Regentage getraut zu werden, weil ich fest überzeugt bin, daß eine Ehe, die unter Regen eingesegnet wird, selten oder niemals glücklich auszufallen pflegt. — Regnet es übermorgen, dann

verschieben wir unsere Trauung, wenn Sie damit einverstanden sind, auf den 13. Mai. Dies aber ist der letzte Termin, denn wenn ich Sie an diesem Tage nicht geheiratet habe, verliere ich meine Wette von tausend Louisdors und laufe Gefahr, außerdem noch verhöhnt zu werden."

„Ich gestehe Ihnen, Herr Graf," sagte Fräulein von Schönberg, „daß alles, was ich bis jetzt von Ihnen gehört habe, so originell klingt, daß man Ihnen wenigstens nicht zürnen kann. Darum bin ich gern bereit, Ihrem Wunsche nachzukommen und Ihnen zum Gewinne Ihrer Wette behilflich zu sein. Ich hoffe, daß Sie mir niemals Veranlassung geben werden, dies jemals bereuen zu müssen."

„Ich glaube, daß unsere Ehe, vorausgesetzt, daß es am Tage unserer Hochzeit nicht regnet, glücklicher als manche andere sich gestalten wird, denn nie werde ich von Ihnen mehr verlangen, als was ich selbst zu halten im Stande bin. Morgen mittag werde ich mit einem Notar erscheinen, der unsern Heiratskontrakt aufsetzen soll," sagte der Graf und kehrte gleich darauf in den Gasthof zurück, in welchem die kleine Polin Lodoiska ihn mit großer Ungeduld zu erwarten schien.

— — — — — — — —

Am 11. Mai ward der Kontrakt aufgesetzt. Am Morgen des 12. regnete es. Am 13. schien die Sonne, als das Brautpaar in die Schloßkirche fuhr, in solcher Pracht und Herrlichkeit, daß an Regen nicht zu denken war.

„Eine glückliche Vorbedeutung!" sagte der Graf.

Aber während der maßlos langen Predigt, die der Geistliche am Traualtar hielt, zogen urplötzlich finstere Wolken heran, die den blendenden Glanz der Sonne so rasch verdunkelten, daß fünf Minuten später der heitere Himmel eine zürnende Miene annahm und auf die Dächer und auf das Schiff der Kirche einen Platzregen herniederprasseln ließ.

Die kirchliche Zeremonie nahte ihrem Ende. Das schmucke Brautpaar wechselte die Trauringe.

Fräulein von Schönberg zitterte wie Espenlaub. Mit dem Bilde ihrer ersten Liebe im Herzen am Altare des Herrn einem andern Manne, zu welchem man keine Liebe

fühlt, ewige Treue schwören zu müssen, ist eines jener furchtbaren Gefühle, die sich weit eher fühlen und empfinden, als durch nüchterne Worte zergliedern lassen. Der Graf dagegen schien vollkommen ruhig. Das einzige, das ihn mit einem Vorgefühl von Besorgnis zu erfüllen schien, war der fatale Regenguß, der melancholisch an die Kirchenfenster schlug.

„Ein böses Omen!" flüsterte der Graf und führte seine Frau, begleitet von der langen Reihe ihrer Hochzeitsgäste, zur Kirche hinaus.

An der Schwelle derselben stand Grassi. Er war bleich wie der Tod. Als das Ideal seiner Träume, als der Gegenstand seiner Liebe am Arme des ihr angetrauten Gemahls wie ein geschmücktes Opferlamm an ihm vorüberzog, und als ihr zitternder Blick auf Grassi's bleiches Antlitz fiel, mußte sie die Augen schließen, um Ruhe und Fassung zu erringen. Sie schwankte wie jemand, der sich von einer Ohnmacht angewandelt fühlt. Als der Graf sie in den Wagen hob, sank sie in die Ecke zurück und schien mehr tot als lebendig.

„Armes Kind!" rief ihr Gemahl. Die langatmige Predigt hat sie angegriffen. Sie wird bald zu sich kommen. Der Regen bringt mich zur Verzweiflung! Auch mir liegt die Predigt wie Blei in allen Gliedmaßen. Ich fürchte, heute nicht bei so gesundem Appetite wie gewöhnlich zu sein. — — — — — — — — —

Als der Wagen vor dem Hause seines Schwiegervaters hielt, war Gräfin zu Lynar noch so ohnmächtig, daß zwei Diener sie herausheben und hinauftragen mußten. Erst allmählig kehrte ihr Bewußtsein zurück. Aengstlich schlug sie die Augen auf.

„Gottlob, ich sehe ihn nicht mehr!" rief sie leise vor sich hin.

„Kind," fragte der Graf, wen siehst Du nicht mehr?"

„Den Prediger, der uns getraut hat," erwiderte die Gräfin.

Sechzehntes Kapitel.

Wir kehren zum Marchese d'Agdolo zurück.

Zwanzig volle Jahre waren seitdem mitleidslos an dem starren Felsen des Königsteins und an der einsamen Kerkergruft des Staatsgefangenen vorübergezogen, ohne ihm das Recht eines Verhörs angedeihen zu lassen oder ihm Begnadigung zu bringen. — Nach Verlauf von zwei Decennien zeigte sich die Erbitterung und der Zorn des Kurfürsten noch eben so unerbittlich wie an jenem Tage, an welchem man Agdolo verhaftet hatte. — Friedrich August, den seine Zeitgenossen den Gerechten hießen, war so hart und unbarmherzig, daß alle Vorstellungen seines Beichtvaters, daß selbst die wiederholten Bitten der Kurfürstin es nicht vermochten, das Herz des Souverains zur Milde zu bewegen. Es schien, als habe er das Gelübde getan, eher allen übrigen Verbrechern, als diesem einen verzeihen zu wollen. Man preist die guten alten Zeiten und vergißt, daß Ungerechtigkeiten dieser und ähnlicher Art damals durchaus nichts Ungewöhnliches gewesen sind. — Der Franzose Henri Masers de Latude hatte in den Mauern der Bastille alle Qualen neununddreißigjähriger Gefangenschaft erdulden müssen, um einen harmlosen Scherz abzubüßen, durch welchen er sich die Ungnade der Marquise von Pompadour zugezogen. — Ungerechtigkeiten solcher Art sind heutzutage nicht mehr denkbar. Zwanzig Jahre lang einen Menschen ohne Verhör und richterliches Urteil seiner Freiheit zu berauben, war eine jener himmelschreienden Barbareien, über welche die Geschichte jener guten alten Zeit noch heute tief erröten muß.

Was ist die Strafe einer Hinrichtung gegen die Qual einer zwanzigjährigen Gefangenschaft?! Und was sind alle Qualen der Hölle gegen die Tortur jenes ewigen Einerleis, das den Gefangenen allmählig mehr und mehr in Verzweiflung bringt?! Wessen Feder fühlt sich stark genug, die Martern einer zwanzigjährigen Einförmigkeit zu schildern?! Die Qualen, die man Agdolo dulden ließ, waren so grausam raffiniert, daß tausend Andere dieser endlosen Peinigung erlegen wären; Agdolo aber verzweifelte nicht, obgleich man in der Härte gegen ihn so weit gegangen war, ihm sogar die Zerstreuung des Lesens und Schreibens zu entziehen. Alles, was man ihm gelassen hatte, waren zwei Spiele französischer Karten, mit deren Hilfe er zwanzig Jahre gegen die Folterqualen der Langenweile anzukämpfen sich bemühte. Was half es ihm, daß er sich dem törichten Wahne hingab, eine Formel gefunden zu haben, durch die es ihm möglich geworden sei, jede Pharobank zu sprengen, da er hier fortwährend gefangen saß? Stundenlang spielte er Patience mit sich. Täglich fand er neue Kombinationen dieses Geduldspiels. — Seit den letzten fünfzehn Jahren hatte er keine andere menschliche Stimme als die seines Kerkermeisters gehört. Tagtäglich wurde ihm, zwanzig Jahre hindurch, eine und dieselbe Speise, ein und derselbe Trunk verabreicht. Beides ekelte ihn zuletzt dermaßen an, daß er den Entschluß faßte, lieber zu verhungern, als immer ewig ein und dasselbe genießen zu müssen. Vier volle Tage wies er Speise und Trank zurück; am fünften aber erfaßte ihn ein solcher Heißhunger, daß er es vorzog, lieber trockenes Brot zu essen, als dem Hungertode zu erliegen.

Die Geschichte erzählt vom Grafen von Lauzun, daß er in der Einförmigkeit seiner Gefangenschaft eine Spinne abgerichtet habe; etwas Aehnliches wollte Marchese Agdolo versuchen. Tagtäglich hatte sich an den Eisenstäben seines Fensters eine Taube eingefunden; eines Morgens war es ihm gelungen, diese Taube zu fangen. Er herzte, er küßte sie; er spielte mit ihr wie ein Kind mit der Puppe spielt.

„Wenn es möglich ist," sagte er zu sich „Papageien so lange abzurichten, bis sie im Stande sind, einzelne Worte

nachzusprechen, weshalb sollte es nicht möglich sein, auch Tauben abzurichten, daß sie eben so gut wie Papageien sprechen lernen?

Tausendmal schwatzte er ihr in einer Stunde die Worte „Cara mia!" vor, um zu sehen, ob es ihm gelingen werde, der Taube das Nachsprechen dieser Worte beizubringen. Aber das ungelehrige Tier blieb stumm wie ein Fisch. — Nachdem er sechs Wochen lang sich mühsam mit ihr abgequält hatte, gab er ihr die Freiheit wieder und legte sich von neuem auf's Geduldspiel. — Zehn Jahre seines Lebens hätte er für den Besitz irgend eines Buches hingegeben, um sich durch Lektüre zerstreuen zu können; aber selbst diese Begünstigung hatte man ihm abgeschlagen. Die gräßlichste aller Qualen, die er erdulden mußte, war — Langeweile.

Eines Morgens, als er, Patience spielend, im Bette lag, öffnete sich die Tür seines Kerkers, und statt des Kerkermeisters trat der neu ernannte Kommandant der Festung ein. Er war ein ziemlich naher Verwandter des Grafen zu Lynar, welcher acht Monate zuvor Fräulein von Schönberg geheiratet hatte. Die Gräfin, welche ihrem Gemahle offenherzig erzählt hatte, weshalb sie an dem Schicksale des Gefangenen auf dem Königsteine so warmen Anteil nehme, beschwor ihn, den Kommandanten zu bewegen, den Marchese d'Agdolo mit etwas mehr Nachsicht als bisher zu behandeln und ihm wenigstens so viel zu gestatten, daß er sich täglich unter Beaufsichtigung eines Begleiters eine Stunde in Gottes freier Luft bewegen dürfe. Der Graf war nach Königstein gereist und hatte es endlich dahin gebracht, daß der Kommandant ihm das Versprechen gab, seinem Wunsche Gehör zu schenken.

Agdolo war nicht wenig überrascht, als der Kommandant ihm die Mitteilung machte, er wolle ihm von heute an die Begünstigung gewähren, sich täglich eine Stunde lang außerhalb der engen Mauern seines Kerkers unter freiem Himmel bewegen zu dürfen, vorausgesetzt, daß Agdolo sich anheischig mache, ihm das Ehrenwort zu geben, daß er das Vertrauen, welches ihm geschenkt werde, nie mißbrauchen wolle. Nachdem der Gefangene ihn darüber vollständig be-

ruhigt hatte, erhielt er die Erlaubnis, seine Zelle verlassen und in Begleitung eines Soldaten — nach länger als zwanzig Jahren zum erstenmale! — frische Luft schöpfen zu dürfen. Die Freude des Gefangenen war unbeschreiblich. Er küßte die Hand seinem Wohltäters und gelobte ihm ewige Liebe und Dankbarkeit.

Es war Sonntag. Die Glocken der Festungskirche riefen zum Gebete. Agdola verließ sein Gefängnis und eilte in das friedliche Gotteshaus, um seinem Schöpfer knieend für das Glück zu danken, das ihm so unerwartet zuteil geworden war. Die Klänge der Orgel zogen wie Genien des Trostes in seine Seele ein und erfüllten ihn mit neuem Lebensmute. Er sah wieder Menschen um sich und fühlte sich nicht mehr so verlassen und allein, als in der Trostlosigkeit seines Kerkers. Die Predigt des Geistlichen erquickte ihn. Er fühlte sich wie neugeboren.

Als der Gottesdienst zu Ende war, kehrte er mit seinem Begleiter in's Freie zurück. Noch niemals in seinem Leben war ihm ein Wintertag so schön erschienen als dieser Januar-Morgen. Sein Herz durchpulste ein unbeschreiblicher Jubel. Jeden Menschen, den er sah, hätte er umarmen und an sein Herz drücken mögen. Es war der feierlichste Sonntag seines ganzen Daseins.

Als er nach Verlauf einer Stunde in seine Zelle zurückkehrte, fand er auf seinem Tische eine Bibel. Er küßte sie mit zitternder Wonne. Aus den Blättern der heiligen Schrift schöpfte er den Balsam himmlischen Trostes, und je mehr er sich darin vertiefte, desto mehr Ruhe zog in seine Seele ein. Er warf die Karten beiseite und las so lange, bis es zu dunkeln begann. Dann überließ er sich dem Schlafe. Holde Träume umgaukelten den ruhigen Schläfer. Aus den azurblauen Höhen stieg zu ihm eine milde Fee herab, welche Psalmen des Trostes sang und die blutenden Wunden seines Herzens schloß.

Als er morgens erwachte, fiel sein Blick auf die Bibel. Er betete zum Vater des Himmels. Der Glaube an ihn erfüllte ihn mit neuer Hoffnung. An die Stelle der Trostlosigkeit trat jetzt Vertrauen auf Gott und den Heiland, der

jeden, welcher gläubig zu ihm emporblickt, unter die Flügel seines Schutzes nimmt und ihn aus dem Abgrunde banger Verzweiflung zu den lichten Höhen himmlischen Friedens emporträgt. Sein Kerker war ihm nicht mehr unerträglich. Seine Hoffnung auf eine schönere Zukunft vergoldete die nackten Wände seiner Zelle und schmückte sie mit frischem Immergrün. Jetzt fühlte er sich nicht mehr allein: sein tröstender Umgang war die Bibel.

Einem Gefangenen, der länger als zwanzig Jahre den Anblick des blauen Himmels entbehren mußte, gewährt eine Stunde der Freiheit mehr Genuß, als dem, welcher keine Beschränkung derselben kennt. Die ganze Welt hatte sich mitten im Winter in Frühlingsglanz gehüllt. Der Schnee, der auf den Anhöhen lag, zerschmolz und machte einem neuen Lenze Platz, der unter tausendstimmigem Jubel der Vögel und unter dem feierlichen Geläute aller Blumen-Glocken von den Bergen in's Tal hinabstieg.

Im Mai des Jahres 1797 fand Agdolo, als er, neugestärkt, aus der Kirche in sein Gefängnis zurückgekehrt war, zwischen den Blättern seiner Bibel ein Blatt Papier, auf dem, mit Bleistift geschrieben, folgende, in italienischer Sprache abgefaßten Worte standen:

„Der Kommandant ist gestern nach Dresden abgereist. Heute, bald nach Mitternacht, werden sich die Riegel Ihres Kerkers öffnen. Jemand, der seit Jahren an Ihrem Schicksale herzlichen Anteil nimmt, wird Ihnen eine Offiziers-kleidung leihen und Ihnen einen Weg zeigen, auf welchem Sie ungefährdet Ihrem Gefängnisse entfliehen können. Alles übrige sollen Sie später erfahren.

Gräfin von L . . . r."

„P. S. Vernichten Sie augenblicklich dieses Blatt."

Wer schildert das Erstaunen des Gefangenen? Anfangs glaubte er nur zu träumen. Aber als er den Inhalt dieser Zeilen noch einmal durchlas, sagte ihm eine Stimme seines Herzens, daß es kein Traum sei.

„Wer aber ist diese Frau, die sich Gräfin von L . . . r unterzeichnet hat? Ich kenne keine Dame dieses Namens. Sollte dies nur darum geschrieben sein, um mich in eine

Falle zu locken? Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Aber auf welche Weise mag es der Unbekannten möglich geworden sein, diese Zeilen in mein Gefängnis einzuschmuggeln? Hat sie vielleicht den Kerkermeister gewonnen? Das Ganze erscheint mir so rätselhaft, daß ich nichts von allem, was ich hier gelesen habe, begreifen kann. Einer solchen Aufopferung wäre nur **eine** fähig gewesen; diese eine aber lebt nicht mehr. Wer also könnte die Zweite sein, die seit Jahren an meinem Schicksale herzlichen Anteil nimmt? — Dies dunkle Rätsel peinigt, martert mich! Soll ich ihr trauen oder nicht? Soll ich ihr folgen oder vorziehen, hier ewig im Gefängnisse zu bleiben? — Die Unbekannte verlangt, daß ich dies Blatt vernichten soll. Ich finde dies so natürlich, daß ich's ohnehin getan hätte," sagte Agdolo, das Papier in hundert Stücke zerreißend, welche er in den Ofen warf. „Frau von Schönberg," fuhr er nach kurzer Pause fort, „hat eine Tochter hinterlassen. Sollte vielleicht diese meine Retterin sein? O Herz, armes Herz, warum erfüllt Dich diese Ahnung mit so großer, unnennbarer Freude? Wäre es möglich, daß diese Tochter erfahren haben sollte, daß ich? . . ."

Er schwieg und versank in Nachdenken.

„Nein, nein!" sagte er dann, „dies ist unmöglich! Weit natürlicher scheint es mir, daß jene Gräfin nur ein Werkzeug des Kurfürsten ist, welcher mich durch sie zur Flucht verleiten will, um ihm ein Recht zu geben, dann noch strenger als bisher gegen mich aufzutreten und mich noch tiefer in den Abgrund zu stürzen. Nein, nein, ich fliehe nicht! Ein Mann, den eine zwanzigjährige Haft nicht gebeugt und zum Widerrufe gezwungen hat, darf seine Befreiung nicht einer feigen Flucht verdanken, die, falls sie mißlingen sollte, den Kurfürsten nur noch mehr erbittern würde. Die Klugheit ratet mir, zu bleiben."

In jedem Gefangenen aber ist der Trieb nach Freiheit so natürlich, daß es wohl schwerlich irgend einen gegeben hat, der diesem Triebe nicht gefolgt wäre.

Auch Agdolo kam sehr bald zu der Ueberzeugung, daß er in der Hoffnungslosigkeit seiner Lage selbst das Schlimmste

wagen müsse, um endlich die Ketten seiner Gefangenschaft zu brechen und sein Heil in der Flucht zu suchen.

Mit fieberhafter Ungeduld zählte er nun jede Viertelstunde, die mit der Trägheit eines Jahrhunderts an ihm vorüberschlich. Er war so unruhig und aufgeregt, daß selbst die Bibel, zu welcher er seine Zuflucht nahm, nicht imstande war, eine sehnsüchtige Erwartung zu beschwichtigen. — Seit Monden spielte er heute zum erstenmale wieder Patience, um das Kartenorakel zu befragen, ob sein Fluchtversuch gelingen oder scheitern werde. Drei Patiencen, welche aufgegangen waren, weissagten ihm günstigen Erfolg.

Er warf sich auf sein Lager, um den Versuch zu machen, einzuschlafen und dadurch die ewig lange, bange Zeit des Harrens abzukürzen; aber der Gedanke, der jede Faser seines Körpers aufregte, verscheuchte den Schlaf und gönnte ihm keinen Augenblick Ruhe. Mit derselben qualvollen Pein, mit welcher ein zum Tode verurteilter Verbrecher die Stunde seiner Hinrichtung erwartet, mit derselben Aufregung erwartete Agdolo den heißersehnten Augenblick seiner Befreiung.

Endlich rückte die verhängnisvolle Stunde heran. Zehn Minuten nach Mitternacht öffnete sich sein Kerker.

Ein ihm unbekannter Offizier trat ein.

„Ich komme, um Sie abzuholen," sagte er, seine Uniform ausziehend. „Entkleiden nun auch Sie sich," fuhr er fort. „Aber sputen Sie sich, Herr Marquis! Jeder Augenblick ist kostbar! Schlüpfen Sie in meine Uniform, verlassen Sie sodann dieses abscheuliche Loch, in welchem ich für Sie zurückbleibe, und folgen Sie einem andern Offiziere, welcher Sie an der Schwelle Ihres Kerkers erwartet und Sie dahin führen wird, wo Ihrer eine Dame und ein leichter Einspänner harrt, die Sie nach Bodenbach bringen werden."

„Bevor ich mich entschließe, auf den Plan jener Unbekannten einzugehen, muß ich Sie bitten, mir zu sagen, was Sie bestimmt hat, sich meinetwegen aufzuopfern?"

„Ich hoffe dadurch eine Sünde abzubüßen . . ."

„Darf ich fragen, wie Sie heißen?"

„Ich heiße Otto Alfred von B***."

„Und wer ist die Dame, in deren Auftrage Sie mir dieses großherzige Opfer bringen?"

„Sie ist eine Tochter der verstorbenen Hausmarschallin von Schönberg und seit ungefähr neun Monaten die Gemahlin des Grafen zu Lynar."

„O meine Ahnung!" rief Agdolo, drückte die Hand des Offiziers und verließ seinen Kerker.

Der zweite Offizier, der ihn am Ausgang der Zelle erwartete, sagte zu ihm:

„Folgen Sie mir ohne alle Furcht! Unser Gehen wird ebensowenig Verdacht erregen, wie unser Kommen, da wir der Wache eine Ordre vorgezeigt haben, daß wir auf höheren Befehl erschienen sind, um während der Abwesenheit des Kommandanten die Festungskasse zu revidieren. Frägt Sie ein Posten: „Wer da?" dann antworten Sie darauf „Knau." So lautet die Parole dieser Nacht."

Beide stiegen jetzt die Apareille hinab; der Offizier pfiff ein heiteres Lied. Agdolo ging schweigend neben ihm. Ein unheimliches Vorgefühl sagte ihm, daß er in Gefahr schwebe, auf der Flucht ertappt zu werden.

Der Vollmond streute sein Silberlicht auf den einsamen Weg, den sie hinabstiegen.

„Fassen Sie Mut, Herr Marquis," sagte der Offizier zu seinem Begleiter. „In einer Viertelstunde sind wir am Ziele. Unten erwartet Sie die Gräfin zu Lynar."

Dreihundert Schritte vom Fuße des Königsteins entfernt, harrte ein Einspänner, den die Gräfin selbst kutschierte. Mit unbeschreiblicher Angst erwartete sie den Freund ihrer Mutter. Sie betete zu Gott, daß seine Flucht gelingen möge. Der Plan derselben war ein Werk des Herrn von B**, der ihr gelobt hatte, das schwere Unrecht, das er ihr zugefügt, durch Agdolos Befreiung gut zu machen. Von Sekunde zu Sekunde wuchs die Unruhe der Gräfin, die auf den glühenden Kohlen der Erwratung stand.

Agdolo und der Offizier waren nicht mehr hundert Schritte vom Fuße des Felsens entfernt, als das Schweigen der Nacht durch lautes Pferdegetrampel unterbrochen ward. Gerade in dem entscheidenden Augenblicke kehrte der Kom-

mandant der Festung in Begleitung seines Adjutanten und zweier andern Offiziere aus Dresden nach dem Königstein zurück.

Als Agdolos Begleiter die schweren Huftritte der Pferde vernahm, sagte er zum Marquis:

„Verstecken wir uns hinter dieses Gebüsch! Ich habe ein gutes Auge und erkenne in dem alten Graubarte, welcher voranreitet, den Kommandanten, den der Teufel zehn Minuten zu früh zurückkehren läßt. Erblickt uns der alte Eisenfresser, dann sind wir beide rettungslos verloren."

Beide verbargen sich hinter einen Strauch. Sie hielten ängstlich den Atem an.

In dem Momente, als sich das Pferd des Kommandanten diesem Verstecke genähert hatte, machte der Reiter urplötzlich Halt und richtete an die Offiziere, die ihn begleiteten, die Frage:

„Hat einer von Ihnen Schwamm bei sich? Ich verspüre Lust, noch eine Pfeife Tabak zu rauchen."

Alle drei beeilten sich, Feuer zu machen. In dem Augenblick, als der Kommandant den Zündschwamm auf die gestopfte Tabakspfeife legte, gewahrte der Adjutant einen der beiden Offiziere, die hinter dem Strauche versteckt lagen. Er zog seinen Degen und fragte: „Wer da?"

„Knau!" antworteten zwei Stimmen zu gleicher Zeit.

„Wer seid Ihr?" fragte der Kommandant.

Beide wollten rasch die Flucht ergreifen.

„Lassen Sie die Kerle nicht entfliehen!" rief der Kommandant seinen Begleitern zu.

Diese versperrten den Fliehenden den Weg. Alle vier umzingelten sie.

„Kreuzbombenelement!" rief der rauchende Kommandant, „was sehe ich? Einer dieser Nachtwandler ist Marquis d'Agdolo. Und wer ist denn der andere?"

„Ich bin Maler und heiße Joseph Grassi," antwortete der Gefragte.

„Und wie kommen Sie zu dieser Uniform, die Sie tragen?"

„Ich lieh sie mir . . ."

„Und wozu?" fragte der graubärtige General.

„Um mit Hilfe dieser Verkleidung einen Unglücklichen aus den Mauern seines Kerkers zu befreien."

„Es freut mich, daß Sie wenigstens aufrichtig sind und mich nicht belügen wollen. Ich hoffe, daß beide Herren so vernünftig sein werden, wieder umzukehren, da Sie selbst begreifen werden, daß es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, Sie nicht entfliehen zu lassen. Machen Sie also keinen unnützen Versuch und gehen Sie gefälligst voran; wir werden Ihnen nachfolgen."

Agdolo und Grassi sahen sich genötigt, den Weg, den sie hoffnungsvoll hinabgestiegen waren, hoffnungslos wieder hinanzusteigen.

„Was sagen Sie zu dieser herrlichen Nacht?" fragte der Kommandant den Marquis, welcher trostlos den Kopf hängen ließ.

„Ich finde, daß sie die traurigste meines ganzen Lebens ist."

„Ei, wer wird deshalb gleich verzweifeln!" meinte der gutmütige Graubart. „Glauben Sie, daß ich Ihnen zürne? Sie tun mir Unrecht, Herr Marquis! Ich, in Ihrer Stelle, hätte nicht anders gehandelt. Nichts scheint mir verzeihlicher, als das ganz natürliche Bedürfnis, nach mehr als zwanzigjähriger Gefangenschaft einmal kosten zu wollen, wie süß die Freiheit schmeckt. Fürchten Sie ja nicht, daß ich Ihren Fluchtversuch anzeigen und Sie dadurch der Gefahr aussetzen werde, noch strenger behandelt zu werden, als bisher. Ich fühle Mitleid mit Ihnen, Marquis! Das aber — Sie werden es wohl begreifen! — gibt mir noch lange kein Recht, Sie mir nichts, Dir nichts entwischen zu lassen."

„Sie sind ein Mann von Herz, welcher Menschlichkeitsgefühl mit den Vorschriften seiner Pflicht besser zu vereinen weiß, als hundert andere.

„Derlei Schmeicheleien, Herr, rühren mich nicht! — Sie, Herr Grassi, sind mir bis heute nur dem Namen nach bekannt gewesen; ich bin erfreut, einen Künstler Ihres Rufes nun auch persönlich kennen zu lernen. Auch Ihnen mache ich keine Vorwürfe; im Gegenteil: ich bewundere Sie; denn

nicht Jeder wird so viel Herz besitzen, seine eigene Freiheit aufs Spiel zu setzen, um die eines andern zu retten. In meiner Wohnung angelangt, werde ich Sie in Gegenwart dieser Herren einem kurzen Verhöre unterwerfen und Sie alsdann auf meine eigene Gefahr ruhig nach Hause schicken, umsomehr, da Ihr menschenfreundlicher Plan Ihnen leider mißglückt ist. Schon dadurch sind Sie hinlänglich bestraft," sprach der Kommandant, gemütlich weiter rauchend.

„Ich könnte Sie umarmen!" sagte Grassi.

„Tun Sie's, wenn's Ihnen Spaß macht! Aber Kreuzbombenelement, bei diesem Geschwätz ist mir das Feuer meiner Pfeife ausgegangen. Am Ende habe ich genug geraucht. Weiß ich doch wirklich nicht, woher es kommt, daß der kreuzbrave Mond da oben mich heute viel weicher als gewöhnlich stimmt. Halt, meine Herren, jetzt weiß ich den Grund. Heute vor achtzehn Jahren starb meine Frau, die ich mehr als die ganze Welt und mich geliebt habe. Mir ist's, als wohne sie jetzt oben im Monde und blicke mit treuer Baucis-Liebe auf mich alten Philemon herab, der sie noch immer nicht vergessen kann," sprach der Kommandant und wischte sich ein paar Tränen aus den treuen Augen, die gläubig zum Monde aufblickten, um dort den geliebten Schatten seines Weibes zu suchen. Die Liebe von Philemon und Baucis ist also doch wohl keine Fabel, denn noch zu jener Zeit gab es Ehen, die, ausnahmsweise, glücklich waren.

Auf der Höhe der Festung angelangt, erfuhr der Kommandant aus Grassi's Verhöre, daß der eigentliche Urheber dieses Planes ein Anderer sei, der das Mißlingen desselben jetzt dadurch abbüße, daß er selbst sich freiwillig seiner Freiheit beraubt habe und als Geißel für den Marquis im Kerker des letztern zurückgeblieben sei.

Der Kommandant fragte nach dessen Namen.

„Es ist derselbe Offizier," sagte Grassi, „der vor einigen Jahren sich genötigt sah, in Folge eines jugendlichen Leichtsinns, durch welchen er den guten Ruf eines jungen Mädchens gebrandmarkt hatte, aus dem Heere auszuscheiden."

„Meinen Sie damit Herrn von B***?" fragte der Kommandant.

„Ja, Exzellenz!" erklärte der Maler.

„Ich kenne jene dunkle Geschichte und gestehe Ihnen, daß Sie mich tief empört hat."

„Herr von B***," erklärte Grassi, ist besser als sein Ruf. Die Zeit hat ihn geläutert. Aus dem leichtsinnigen Roué von damals ist jetzt ein Mann von Ehre geworden, der Ihrer Verzeihung würdig ist."

„Auch er soll ungestraft bleiben! Aber sehen mag ich ihn nicht, denn jene Tat, welche er damals beging, ist in meinen Augen ein moralischer Mord gewesen, den ich ihm niemals vergeben kann. Wär' ich der Vater jenes verleumdeten Mädchens gewesen, wissen Sie, was geschehen wäre? Ich hätte dem elenden Verleumder dieses Schwert da durch die Brust gejagt."

„Sie sind ein Ehrenmann!" sagte Grassi.

„Ich bin ein Soldat, der von der Picke auf gedient und der das Wenige, was er ist, keinem Andern, als sich selber zu verdanken hat. Nun können Sie gehen, Herr Grassi! Es ist ein Uhr und ich alter Knabe bin müde. Nehmen Sie auch Herrn von B*** mit sich. Sie aber, Marquis, schlafen heute nacht bei mir. Und nun, gute Nacht, Meister Grassi!"

Grassi und die Offiziere entfernten sich. Ersterer eilte zu Herrn von B***, um ihm alles zu erzählen, was unterdessen vorgefallen war.

„Der Kommandant hat uns hochherzig verziehen. Kommen Sie, eilen Sie, denn unten erwartet uns Gräfin Lynar."

Herr von B***, darüber untröstlich, daß sein Plan mißlungen war, folgte schweigend dem Maler, der seine ganze Beredsamkeit aufbot, um seinen Begleiter zu trösten.

„Gott," sagte Grassi, „scheint nicht zu wollen, daß Agdolo frei werde. Fügen wir uns in dessen Ratschlüsse!"

Am Fuße der Festung angelangt, erzählte Grassi der Gräfin das Mißlingen ihres gemeinschaftlichen Planes. Sie war gefaßter, als beide vermuteten.

„Wir haben redlich das Unsere getan," sagte sie, „der Himmel aber scheint ihm zu grollen, und lauter als je ruft mir die Stimme meiner Mutter zu:

Der Unglückliche ist nicht zu retten!"

Siebzehntes Kapitel.

Am 4. Februar 1797 wurde die Gräfin Auguste Charlotte zu Lynar im Schlosse zu Lübbenau von zwei Knaben entbunden, von denen der eine in der bald darauf erfolgten Taufe die Vornamen: „Rochus Carl", der andere die Vornamen: „Rochus Hermann" erhielt.

An dem Tage, an welchem dies Zwillingspaar das Licht der Welt erblickt hatte, befand sich der Graf zufällig auf der Jagd. Als bei dessen Rückkehr der Kammerdiener seinem Herrn die frohe Botschaft brachte, sagte letzterer:

„Zwei Knaben auf ein Mal sind Luxus! Viel lieber hätte ich eine Tochter gehabt, leider aber tut meine Frau immer das Gegenteil von dem, was ich wünsche. Will ich ausfahren, wünscht sie zu Hause zu bleiben; wünsche ich zu Hause zu bleiben, will sie um jeden Preis ausfahren. Etwas Opposition lasse ich mir gefallen; ewiger Widerspruch aber wird endlich unerträglich. Ich wünschte, ich hätte gar nicht geheiratet, denn genau betrachtet, hat selbst die allerglücklichste Ehe einige Dornen, an denen man sich blutig ritzt. Die Ehe ist ein schleichendes Fieber, das endlich auch den Gesündesten umbringt. Meine Frau hat tausend gute Eigenschaften, aber einen Fehler, der sie alle verdunkelt: sie ist eifersüchtig über alle Maßen. Ewig wittert sie Untreue und Verrat. Ich wollte, meine gute Frau hätte ein halbes Dutzend kleiner Laster und nur eine Tugend: die nämlich: nicht eifersüchtig zu sein. — Zu jenen Hunderten, die sie ewig beargwohnt, gehört auch ihre Gesellschafterin. Bei Lichte betrachtet, bin ich selbst daran schuld. In einem

schwachen Augenblick hatte ich die Torheit begangen, meiner Frau zu gestehen, daß Angélique ungeachtet ihrer zwei und dreißig Jahre doch frischer und anziehender als manche Jüngere sei. Seit dieser unvorsichtigen Aeußerung ist die arme Angélique ein Gegenstand ihres fortwährenden Verdachts: meine Frau umringt mich und sie mit Spionen, deren Verschwiegenheit sie teuer erkaufen muß. Lieber Gott, wie danke ich Dir, daß Du mich mit dem lästigen Gefühle der Eifersucht verschont hast! Ich weiß sehr wohl, daß meine Frau gefallsüchtig ist; aber ich quäle sie deshalb nicht; sie kann machen, was sie will. Dieselbe Freiheit aber beanspruche auch ich. Ich weiß sehr wohl, daß zu den Leuten, die ihr den Hof machen, auch Grassi gehört, den ich ihr zu Liebe gastfrei in mein Haus aufgenommen; aber eifersüchtig bin ich nicht! Man muß jedem seine Freiheit gönnen. Diese christliche Monogamie ist ein Unglück! Wie beneide ich jeden Türken, der das Recht hat, sich so viele Frauen zu halten, als er ernähren kann! — Angélique gefällt mir mehr und mehr. Nichts ist verlockender, als die Frucht des Verbotenen. Wenn es erlaubt wäre, jede Frau zu lieben, die uns gefällt, würde die Untreue sehr bald aussterben und fast jeder Mann ein Musterbild ehelicher Treue sein. Denn nur das Verbotene schmeckt süß und aus diesem Grunde liebe ich Angélique, obgleich sie älter und weniger schön als meine Frau ist, zehnmal mehr, als die erlaubte Frucht. Der zähe Widerstand, den Angélique mir leistet, verleiht ihr in meinen Augen einen erhöhten Reiz. Ich liebe sie vielleicht nur darum, weil sie sich die Miene gibt, als ob ich ihr — Gott weiß, wie sehr! — gleichgiltig sei. Sie ist schlau, wie eine Schlange. Sie weiß, daß Widerstand doppelt anziehend macht. Ah, da kommt der schlaue Satan!" sagte der Graf und eilte ihr huldvoll entgegen.

„Vor einer Stunde," meldete Angélique, „ist die Frau Gräfin von Zwillingen entbunden worden. Erlauben Sie mir, Ihnen zu gratulieren."

„Ich danke, mein lieber Schatz," antwortete Lynar, seine Hand auf den blendenden Marmor ihrer nackten Schulter legend. „Wie geht es meiner guten Frau?"

„Sie fühlt sich wohl und erwartet Sie."

„Ich bin ermüdet von der Jagd und fühle das Bedürfnis, zuvor ein wenig auszuruhen."

„Dann will ich gehen, gnädiger Herr."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Angélique. Mehr als jemals drängt es mich, gerade heute, wo wir ungestörter als gewöhnlich sind, Sie zu fragen, warum Sie mir gegenüber die Grausame spielen?"

„Weil Sie, Herr Graf, verheiratet sind . . ."

„Das ist ein uraltes Lied, an dessen Wahrheit ich stets gezweifelt habe. Glauben Sie, Angélique, daß ein verheirateter Mann weniger Teilnahme verdiene, als einer jener Glücklichen, die noch frei und ledig sind?"

„Ich glaube das Gegenteil, Herr Graf. In meinen Augen hat ein seiner Freiheit beraubter Gefangener mehr Anspruch auf mein Mitgefühl, als Jener, dem es vergönnt ist, im Genusse voller unbeschränkter Freiheit zu schwelgen. Aber gerade darum weil er mein volles Mitleid verdient, erscheint er mir gefährlicher, als er wirklich sein mag, und gerade deshalb, weil ich fühle, daß er mir gefährlich werden kann, ratet mir die Klugheit, ihn zu meiden."

„Sie haben also Mitleid mit mir?"

„Ich bedauere Sie unendlich, Herr Graf!"

„Und warum?" fragte der verliebte Ehemann.

„Weil Ihre Frau Gemahlin — verzeihen Sie mir dies offene Geständnis! — Sie wenig oder gar nicht zu lieben scheint."

„Mein Gott, Angélique, was schadet dies? Um so weniger haben Sie dann Grund, sich Vorwürfe zu machen, wenn Sie endlich einmal aufhören, mir gegenüber die Kalte, Unerbittliche zu spielen. Angélique, ich bitte und beschwöre Sie, diese Maske der Gleichgültigkeit endlich fallen zu lassen und sich mir in Ihrer wahren Empfindung zu zeigen. Ich weiß, daß Sie mich lieben . . ."

„Sie irren sich!" sagte die Kokette.

„Nein, nein, Angélique, ich durchschaue Sie! Ich weiß, daß meine Huldigung Ihnen durchaus nicht gleichgültig ist. Ich weiß, daß Sie hauptsächlich nur darum kalt scheinen, um durch diese Kälte desto sicherer die Glut meiner Zu-

neigung zu entflammen; aber wenn Sie noch länger fortfahren wollen, mich in Ungewißheit zu lassen, dann werde ich endlich doch wohl zu der Einsicht gelangen, daß es klüger sein wird, Sie aufzugeben, als noch länger erfolglos für Sie fortzuschwärmen."

„Ich bitte das erstere zu tun. Denn niemals, Herr Graf, werde ich die Achtung vor mir selber so weit vergessen, den Gemahl meiner Gebieterin zu lieben."

„Gut, dann will ich Sie aufgeben," erklärte der Graf, der entschlossen war, die Absicht der Kokette zu durchschauen.

„Wie," fragte Angélique, „Sie wollen mich verstoßen?"

„Und warum nicht? Glauben Sie, daß ich nirgends Ersatz fände? Es gibt viele Frauen, welche schwach genug sein werden, mich vielleicht schon darum zu lieben, weil ich zufällig Graf und — Dank dem Himmel! — auch reich genug bin, jede Laune ihrer Eitelkeit befriedigen zu können. In einigen Tagen erwarte ich eine Polin; sie heißt Lodoiska und liebt mich. In ihren Armen werde ich Trost suchen."

„Tun Sie dies!" sagte Angélique und wollte sich entfernen.

Der Graf hielt sie sanft zurück. Eine Träne, welche er in ihrem Auge leuchten sah, hielt er für den Ausdruck ihres Schmerzes.

„Angélique," fragte er, „wollen Sie ewig unerbittlich bleiben?"

Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Was soll ich tun, Angélique, um Sie zu überzeugen, daß meine Neigung zu Ihnen wahr und innig ist?"

„Ich glaube es Ihnen, daß Sie mich lieben; aber so lange ich nichts als die abhängige Dienerin Ihres Hauses, nichts weiter als die untertänige Magd Ihrer Frau Gemahlin bin, werde ich mich niemals entschließen können, Sie wiederzulieben. Machen Sie mich frei und unabhängig: schaffen Sie mir eine sichere Zukunft, dann will ich jeden Ihrer Wünsche erfüllen und Sie mit allen Kräften meiner Seele lieben."

„Angélique, das, was Sie eben verlangt haben, finde ich vollkommen gerechtfertigt. Ich begreife recht wohl, daß

eine Frau, welche geschaffen ist, zu befehlen, endlich müde wird, gehorchen zu müssen; ich begreife leider nur zu gut, daß diese untergeordnete Stellung Ihnen unerträglich sein muß. Aus diesem Grunde finde ich das, was Sie wünschen, ganz natürlich. Und deshalb werde ich Sorge tragen, Sie vor allem frei und unabhängig zu machen."

„Sie werden mich dadurch zu ewiger Dankbarkeit verpflichten," sagte Angélique, seine Hand erfassend, die sie liebeglühend an Ihre Lippen zog.

„Sie sind ein Engel, der ein besseres Los evrdient," sagte der Graf und umarmte sie. „Hören Sie nun, was ich für Sie tun will. Zwei Stunden von Lübbenau ist eine reizende Villa zu verkaufen. Gefällt sie Ihnen, dann erlauben Sie mir, sie Ihnen schenken zu dürfen."

„Ich habe die schöne Lage jenes Landhauses oft genug bewundert und nehme Ihr großmütiges Anerbieten mit tiefgefühltem Danke an."

„Sie bleiben nur noch so lange bei uns, als meine Frau das Bett hüten muß. In längstens acht Wochen verlassen sie unser Haus und beziehen das Ihrige."

„Abgemacht!" sagte Angélique und erwiderte die Umarmung des Grafen. — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Wenigen Augenblicke später finden wir den Grafen am Wochenbette seiner Gemahlin.

„Wie geht es Dir, ma chère?" fragte der galante Ehemann.

Die Gräfin würdigte ihn keiner Antwort.

„Und warum zürnst Du mir wieder? Was habe ich verbrochen, daß meine Frage unbeantwortet bleibt?"

„Sie sind ein Heuchler, Herr Graf," sagte die aufgeregte Wöchnerin. Zwei Stunden vor meiner Entbindung fand ich auf Ihrem Schreibtische einen in französischer Sprache geschriebenen Brief, der, eben so reich an Liebesschwüren wie an orthographischen Fehlern, mit dem Vornamen ‚Lodoiska' unterzeichnet ist. Wer ist denn diese unverschämte Dirne?"

„Eine arme Polin, die ich zu jener Zeit, als ich mich um Deine Hand bewarb, in Dresden kennen gelernt, wo sie mit mir in einem und demselben Gasthofe gewohnt hat. Sie brauchte Geld, ich gab's ihr. Bald darauf verließ sie Dresden und ging nach Berlin, wo sie die Bekanntschaft des Prinzen Louis machte, dessen Geliebte sie wurde, weil sie etwas Klavier spielen und ziemlich gut singen konnte. Lodoiska, welche frühzeitig genug die unverantwortliche Torheit beging, Seiner Hoheit untreu zu werden, erhielt den Laufpaß und kehrte von Berlin nach Dresden zurück, wo sich der Ober-Kammerherr Graf Marcolini ihrer väterlich annahm, jedoch so lange nur, als er sie treu glaubte. Aber weil sie diese seltenste aller weiblichen Tugenden kaum vom Hörensagen kennt, blieb sie auch dem alten Grafen Camillo nicht länger als neun Wochen treu und verliebte sich dann abwechslungshalber in einen Stabstrompeter, dessen Name mir leider entfallen ist. Vor drei Monaten schrieb sie mir von ihm: „Il m'a vole, battu et abandonne," und in der Nachschrift bat sie mich wieder um Geld. Ich schickte ihr sechs Friedrichsd'or und ersuchte sie, mich fernerhin nicht mehr zu belästigen, da ich nun verheiratet sei. — Acht Tage darauf bat sie mich abermals um Geld; diesmal schickte ich ihr keinen Heller. Gestern erhielt ich einen Brief, in welchem sie, falls ich ihr kein Geld schicken würde, die Drohung fallen ließ, nach Lübbenau zu kommen."

„Und wie lautete Ihre Antwort darauf?"

„Ich antwortete ihr gar nicht."

„Und falls sie nun wirklich käme?"

„Würde ich ihr den guten Rat geben, gleich wieder abzureisen oder sich darauf gefaßt zu machen, daß ich sie als zudringliche Bettlerin arretieren lasse, denn diese Polin ist eines jener bodenlos liederlichen Geschöpfe, die keinen Funken von Mitleid verdienen."

„Ich gestehe Ihnen, daß der freche Ton ihres Briefes mich dergestalt empört hat, daß jedes ihrer zärtlichen Worte mir wie ein zweischneidiger Dolch in mein Herz drang und mich tödlich verwundete. Wenn, sagte ich mir, sich mein

Gemahl so tief erniedrigt hätte, eine solche Dirne lieben zu können, müßte ich ihn grenzenlos verachten."

„Kind, Du hast mir Unrecht getan! Derlei Phrynen sind auch mir zuwider."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich darüber beruhigen," sagte die Gräfin, ihrem Gemahle die Hand reichend.

„Ich verlasse Dich jetzt, liebes Kind, um in meinem Zimmer die Zeitungen zu lesen, welche heute früh angekommen sind."

Er hauchte einen kühlen Kuß auf die fieberheiße Stirn seiner Gemahlin und ging.

— — — — — — — —

Vier Wochen nach der Entbindung seiner Frau kaufte er für Angélique die Villa, für welche er mit dem dazu gehörigen Parke 32000 Taler zahlte. Das Innere dieser Villa erhielt eine so prachtvolle Einrichtung, daß Jeder, welcher die Schwelle derselben überschritt, in ein Feenschloß versetzt zu sein wähnte. Eine gußeiserne, stark vergoldete Wendeltreppe, deren Geländer aus Kristall-Säulen bestand, führte aus dem mit Marmor-Statuen geschmückten, im pompejanischen Stile gemalten Vestibule in das erste Stockwerk des Hauses, das fünf mit asiatischem Luxus und sardanapalischer Verschwendung eingerichtete Zimmer enthielt: eine in türkischem Kiosk-Geschmack mit gelbseidenen Divans versehene Antichambre; ein Empfangszimmer, dessen Ameublement mehr als fürstlich war; einen großen, eirunden Speisesaal, dessen Wände sich mit venezianischen Spiegeln und mit kostbaren Gemälden überkleidet hatten; ein Wohnzimmer, das sein reizendes Halbdunkel durch Glasmalereien erhielt, mit denen die Fensterscheiben dekoriert waren; ein Schlafkabinett, das allen erdenklichen Komfort in sich vereinigte, und endlich ein einfenstriges Badezimmer, in welchem eine Wanne von gemaltem China-Porzellan, ein türkischer Divan und persische Teppiche ein einladendes Ensemble bildeten, das nichts zu wünschen übrig ließ. — Im Erdgeschoß befand sich ein mit grünem Utrechter Samt tapeziertes Vorzimmer, das in den dreifenstrigen Bibliotheksaal, von dort in das mit orientalischen Wandmalereien geschmückte Frühstückszimmer und

aus diesem in das Garderoben-Gemach führte. Durch die Thür des Frühstückszimmers gelangte man in den äußerst geschmackvoll angelegten Garten und von da aus in den im englischen Stile ausgeführten Park.

Diese Umwandlung eines einfachen Landhauses in einen der anmutigsten Tempel des guten Geschmacks hatte, im Verlaufe eines Monats zu Stande gebracht, dem Grafen über 15 000 Taler gekostet.

Vierzehn Tage später verließ Angélique das gräfliche Schloß und bezog die ihr zum Geschenk gemachte Villa, deren Pracht sie dergestalt überraschte, daß sie dem Grafen gerührt um den Hals fiel.

„Es freut mich," sagte der Geber, „wenn Du mit der Einrichtung Deiner Villa zufrieden bist. Dein Wunsch, Angélique, ist nun erfüllt: Du bist frei, Du bist unabhängig!"

„Jetzt, Freund, bin ich Dein mit Leib und Seele! Jetzt bin ich nicht mehr die Magd Deiner Frau; jetzt brauchst Du Dich meiner nicht mehr zu schämen. Jetzt fürchte ich den Argwohn Deiner Frau nicht mehr. Jetzt darf sie erfahren, daß Du mich mehr als sie liebst, die Dich niemals geliebt und Dich nur auf Befehl ihres Vaters geheiratet hat. Wie oft hat sie mir seitdem gesagt, daß sie unglücklich ist, weil sie nichts für Dich empfindet, weil Du ihr gleichgiltig und in allem nur im Wege bist."

„Qu'importe?" sagte der Graf. Weiß ich doch, daß Du mich liebst! Deine Liebe wird mich reichlich entschädigen. Jeden Tag werde ich Dich besuchen. In Deinen Armen werde ich glücklich sein!"

„Wie aber, wenn die Gräfin jemals erführe?"

„Und was läge daran? Bin ich nicht Mann und habe ich als solcher nicht das Recht, alles zu tun, was mir gefällt? Das Joch der Ehe ist unerträglich!"

„Die Aerzte Deiner Frau haben einstimmig beschlossen, sie noch im Laufe dieses Sommers nach Italien und in die Bäder von Pisa zu schicken. Wirst Du, teurer Freund, sie begleiten?"

„Nicht um alles in der Welt! Auch sie wird es vorziehen, lieber allein als in der Begleitung ihres Gemahls zu reisen,

der ihr, wie sie Dir gesagt hat, nur im Wege ist. Glaubst Du, daß ich blind sei? Glaubst Du, ich hätte nicht schon vier Wochen nach der Hochzeit bemerkt, daß ich ihr gleichgiltig bin? Sie liebt nur das, was sie nicht lieben soll. Auch sie, Kind, haßt die Ehe schon darum, weil sie mehr als alles andere ihre Freiheit liebt. Jede Ehe aber ist nur Sklaverei! Geduldig schleppt man seine Kette, so lange es geht. Wenn's nicht mehr geht, zerreißt man sie."

„Versuche auch Du Dich wieder frei zu machen," riet Angélique.

„Das geht nicht so schnell, Kind, als Du glaubst. Trenne ich mich von meiner Frau, dann hat sie nach Paragraph 7 unseres Ehevertrags jährlich eine Summe von zwölftausend Talern von mir zu verlangen. Zwölftausend Taler, Angélique, sind kein Pappenstiel! Und darum trenne ich mich nicht!"

„Aber ist Freiheit und Unabhängigkeit nicht mehr als alles Gold der Erde wert?" fragte die schlaue Kokette.

„Reden wir lieber von heiteren Dingen. Willst Du mich nächstens nach Paris begleiten?"

„Nichts käme mir erwünschter als dies! Aber sage mir, was führt Dich gerade jetzt nach Frankreich?"

„Dir will ich's sagen, liebes Kind! Es wird Dir bekannt sein, daß General Napoleon Buonaparte am 9. März 1796 die Witwe des Marquis Alexander de Beauharnais, die Maitresse des Generals Paul François Barras, eines der fünf Direktoren der französischen Republik, geheiratet hat."

„Ich habe dies in den Zeitungen gelesen," entgegnete Angélique.

„Mein seliger Großvater, Graf Rochus Friedrich zu Lynar, welcher dänischer Gesandter in Stockholm und später in Petersburg gewesen war, hatte sich anno 1780 — ein Jahr vor seinem am 13. November 1781 erfolgten Ableben — nach Paris begeben und dort die Bekanntschaft jenes Marquis de Beauharnais gemacht, welcher kurz vorher der Gemahl der Mademoiselle Josephine Tascher de la Pagerie geworden war. Der Marquis, der meinen alten

Großpapa sehr zu lieben schien, stellte ihn seiner jungen Frau vor, die, abergläubisch wie jede Creolin, ihm eines Abends, als beide traulich am Kaminfeuer saßen, umständlich erzählte, daß ihr vor einigen Tagen von einer Kartenschlägerin, namens Le Normand, prophezeit worden sei, sie werde einst Kaiserin von Frankreich werden. — Auch ich, sagte mein Großvater, bin eine Art von Prophet, der Ihnen aus den Linien Ihrer Hand Ihre Zukunft weissagen kann. Haben Sie Vertrauen zu meiner Kunst, fuhr er fort, dann bitte ich Sie, mir einen Blick in Ihre Hand zu gestatten. — Frau von Beauharnais war bereit dazu. Mein Großpapa betrachtete durch eine Lupe die geheimnisvollen Schriftzüge ihrer Hand und sagte nach einem Weilchen: Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen! Ihre Kartenschlägerin hat Sie nicht getäuscht! Sie werden einst Kaiserin von Frankreich! — Wenn Ihre Weissagung, lieber Graf, jemals in Erfüllung gehen sollte, werde ich mich Ihrer dankbar erinnern und Ihnen einen Beweis meiner kaiserlichen Huld und Gewogenheit geben, erwiderte Frau von Beauharnais. — Wenn Sie Kaiserin werden, sagte mein Großpapa, werde ich schon lange begraben sein. — Dann werde ich, entgegnete die Kaiserin in spe, meine Huld auf einen Ihrer Söhne oder Enkel übertragen. — Ich halte Sie beim Wort, Madame, entgegnete mein Großvater und küßte die Hand der zukünftigen Majestät. — Vierzehn Jahre später wurde ihr Gemahl vor das Revolutionsgericht gestellt und als Contre-Revolutionär am 23. Juni 1794, vierunddreißig Jahre alt, auf dem Grève-Platze enthauptet. Kaum zwei Jahre später vermählte sich die junge, reiche Witwe, auf Wunsch ihres Freundes Barras, mit dem General Buonaparte, welcher in Folge dieser Heirat an Scherers Stelle den Oberbefehl über die französische Armee in Italien erhielt. In diesem Augenblick ist Josephinens Gemahl, wie Dir bekannt sein wird, der populärste Mann und größte Held der französischen Republik. — Ich will nun nach Frankreich, liebe Angélique, um mich der Frau von Buonaparte vorstellen zu lassen und sie an das Wort zu erinnern, welches sie als Frau von Beauharnais meinem alten Großpapa gegeben hat."

„Sie braucht es ja dann erst zu erfüllen, wenn sie Kaiserin von Frankreich geworden ist . . ."

„Wer weiß, ob ich dies erlebe. Mich treibt nicht Ehrgeiz nach Paris; ich wünsche weiter nichts, als durch die Freundin meines Großvaters den gefeiertsten Helden Frankreichs persönlich kennen zu lernen. Nichts ist interessanter, als sogenannte Große in der Nähe zu betrachten. Wie mancher dieser Riesen schrumpft dann in einen Zwerg zusammen! Ich bin neugierig, zu erfahren, ob General Buonaparte auch in der Nähe betrachtet so groß wie sein Ruf in der Ferne ist."

„Es ist wunderbar," sagte Angelique, „daß auch Deine Frau sich für diesen Mann in so hohem Grade interessiert, daß sie dessen Feldzüge in Italien mit einer Aufmerksamkeit verfolgt hat, die wenigstens für mich bisweilen geradezu komisch war. Nach dem Siege von Montenotte bekränzte sie die Büste des Generals mit einem Lorbeerkranze, und seitdem schwärmt sie für ihn."

„Das erlaube ich ihr; solche Schwärmerei für Helden in der Ferne hat oft das Gute, daß sie die Aufmerksamkeit von Andern ablenkt, die uns näher stehen. Meine Frau gehört zu Jenen, die sich für Jeden begeistern, welcher Aufsehen macht, gleichviel ob der Mann ein Napoleon Buonaparte oder ein Cartouche ist. Sie leidet vor allem an Ehrgeiz. Hätte der liebe Gott aus ihr einen Mann gemacht, dann würde auch sie die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt haben; aber da sie nur ein Weib ist, gefällt sie sich in der Bewunderung solcher Männer, deren Ehrgeiz sie rastlos von einem Siege zum andern treibt. Dieser General Buonaparte steht an der Schwelle einer großen Zukunft: unaufhaltsam steigt er von Stufe zu Stufe."

„In den Augen Deiner überspannten Frau ist er ein Halbgott, dessen lawinenartig wachsender Weltruhm sie mit abgöttischer Anbetung erfüllt. Eines Tages sagte sie zu mir: zehn Jahre ihres Lebens möchte sie opfern für den Wunsch, sich eine Stunde in den Strahlen jenes Helden sonnen zu dürfen, der, ein neuer Alexander, den Trieb und die Macht in sich fühlt, die halbe Welt zu erobern."

„Um so lieber wird sie den Rat ihrer Aerzte befolgen

und nach Italien gehen, um dort die frischen Siegesspuren ihres Abgottes zu verfolgen. Während sie an den Ufern des Arno umherschwärmt, wollen wir beide uns an den Ufern der Seine amüsieren und die Freuden des Lebens in vollen Zügen genießen. Ich habe keine Zeit zu verlieren, Angélique, denn eine Ahnung sagt mir, daß ich bald sterben werde."

„Was berechtigt Dich zu dieser Furcht?" fragte Angélique, beide Arme um seinen Hals schlingend und nachforschend in die meerblaue Tiefe seiner Augen blickend.

„Ich fühle mich matt und angegriffen. Ein Mann, der so frühzeitig wie ich angefangen hat, das Leben zu genießen und alle Becher der Freude bis auf die Hefe zu leeren, altert schneller als jeder Andere, der in seinem fünfundzwanzigsten Jahre manche Freude dieses irdischen Daseins kaum dem Namen nach kennt. Mir aber ist nichts fremd geblieben. Ich bin blasiert und gänzlich abgestumpft."

„In meinen Armen wirst Du allmählig von neuem aufleben, an meiner Brust Dich verjüngen und wieder Geschmack finden an dem durch Liebe verklärten Leben. Denn was ist Leben ohne Liebe?!"

„Ein Truthahn ohne Trüffel!" sagte der Graf, der, von Müdigkeit angewandelt, die Angeln seines Mundes zum Gähnen öffnete. Ich bin heute verteufelt müde, Angélique, sagte er zu seiner Maitresse und legte sein Haupt auf ihren Schos.

„Schlafe, Kindchen, schlafe! sagte Angélique und streichelte das blonde Haar ihres Freundes, der die Augen schloß und gleich darauf einschlief.

Die Schweizerin betrachtete das Haupt des Schläfers und murmelte dann leise die Worte vor sich hin:

„Mein guter Rochus ist etwas langweilig!"

Achtzehntes Kapitel.

Am 8. Juni 1797 trat die Gräfin Auguste Charlotte zu Lynar in Begleitung eines ihrer beiden Hausärzte, zweier Stubenmädchen und eines Kammerdieners ihre Reise nach Italien an.

Italien war das Land ihrer Sehnsucht. Sie hatte davon so vieles gehört, so vieles gelesen, daß sie kaum erwarten konnte, die Sonne dieses Wunderlandes einzuatmen.

Ihr Reiseplan führte sie über Wien und Triest nach Venedig.

Es gibt auf Gottes schöner Erde keine zweite Stadt, die auf ein poetisches Gemüt so tiefen, nachhaltigen Eindruck macht, wie das von Götterhänden gebaute Venedig, das uns wie ein versteinertes Märchen aus Tausend und Einer Nacht anlacht und den Fremden, der sich in einer still verschwiegenen Mondscheinnacht zum ersten Male in der Gondel auf dem Rücken der Lagunen schaukelt, in wunderholde Träume wiegt und ihm eine neue Welt erschließt, deren feenhafter Zauber unbeschreiblich ist. Die alte Markusstadt mit ihrem Dogenpalaste ist eine jener Reise-Erinnerungen, die man niemals vergessen wird. Jeder, der einen Abend auf dem Markusplatze verlebt hat, wird dort mehr Novellen- und Romanstoff aufgesammelt haben, als irgend anderswo. Nirgends wird man sich einen bessern Rückblick auf Venedigs glänzende Vergangenheit verschaffen können, als vor dem Eingange der Markus-Kathedrale, die eines der erhabensten Denkmale der byzantinischen Baukunst ist. Jeder, der einmal den Campanile bestiegen und von der Höhe dieses Glocken-

turms auf den Wirrwarr der Häuser herabgeblickt hat, von welchen jedes einzelne eine Festung en miniature ist, wird sich eingestehen müssen, daß ganz Venedig ein aus Wasser und Marmor zusammengesetztes Rätsel ist.

Gräfin zu Lynar verweilte hier vierzehn Tage. Sie wohnte am Canal grande im Palazzo Balbi, den wenige Tage vorher General Buonaparte bewohnt hatte. Hier schwärmte, hier träumte sie von ihm. In einem dieser Träume war ihr der Held von Arcole erschienen, die flatternde Sieges-Fahne in der Hand. Er hatte sie eines Blickes gewürdigt und ihr zugeflüstert: „Eines Tages werden wir uns wiedersehen!"

Zu jener Zeit befand sich Buonaparte in Mailand, wo er am 10. Mai 1797 mit der Republik Venedig jenen Vertrag unterzeichnet hatte, laut welchem der letzte Doge, Ludovico Manin, und der große Rat seiner Souverainetät entsagen und Venedig den französischen Truppen einräumen mußten. Buonaparte bürdete der besiegten Republik harte Opfer auf. Venedig mußte eine Contribution von sechs Millionen Dukaten zahlen, außerdem zwanzig der herrlichsten Meisterwerke der venetianischen Malerschule und fünfhundert der seltensten Handschriften der Markus-Bibliothek dem Sieger ausliefern.

Am 18. Mai rückten dreitausend Franzosen in Venedig ein, das bis zu diesem Tage noch kein feindlicher Fuß betreten hatte. An die Stelle des großen Rats trat eine aus sechzig Mitgliedern zusammengesetzte provisorische Regierung, die am 25. Mai das Gebäude und die Gefängnisse der Staatsinquisition niederreißen ließ. Bonaparte war's gewesen, welcher Venedigs vergoldete Fesseln der aristokratischen Tyrannei gesprengt hatte. Am 4. Juni wurde am Fuße des neu aufgepflanzten Freiheitsbaums das goldene Buch des venetianischen Adels verbrannt und „Freiheit und Gleichheit" eingeführt. Als der Doge Manin sich gezwungen sah, den Eid der Treue zu schwören, stürzte er bewußtlos nieder.

Venedig schwelgte im ersten Rausche der Freiheit, als Gräfin Lynar den Boden dieser Stadt betrat. Der Enthusiasmus, den Bonapartes neuer Sieg erregte, berauschte unsere

Gräfin dergestalt, daß sie fast eben so trunken wie ganz Venedig war.

Von hier ging sie nach Mailand. Das Diadem der Sehenswürdigkeiten dieser Stadt ist der weltberühmte Dom, der ihre Erwartung, wie groß sie auch gewesen war, bei weitem übertraf. Diese prachtvolle Kathedrale, gegründet im Jahre 1386 von Giovanni Galeazzo Visconti, Herzoge von Mailand, ist von weißem Marmor in gotischem Stile, mit Ausnahme der von Pellegrini in byzantinischem Geschmack ausgeführten Fassade. Der erste Baumeister dieses Domes soll ein Deutscher, Heinrich Arler aus Gmünd, gewesen sein. Seit ihm haben 170 Ingenieure und Architekten ihr Talent dem Ausbau dieses Tempels geweiht. Die fünf Schiffe desselben ruhen auf 52 achteckigen, mit einer Unzahl von Statuen geschmückten Säulen. Auf dem Dache des Domes prangen 107 größere und kleinere Türme: der größte derselben, von Francesco Croce um das Jahr 1772 vollendet, hat eine Höhe von 326 Fuß. 512 Stufen führen auf die äußerste Spitze. Doch schon auf der Hälfte der Höhe gelangt man auf das eigentliche Dach und tritt von hier in einen Wald von blendenden Marmortürmen, in ein Gewimmel von großen und kleinen Bildsäulen, deren Zahl auf 4500 angegeben wird. Mitten in diesem Tohu-bohu von Türmen und Statuen fühlt man sich von der Größe dieses Wunderbaues dergestalt gedrückt, daß man anfangs kaum zu atmen wagt. — Im Innern der Kirche selbst ist vor allem die Sakristei wegen der zwei silbernen Bildsäulen des heiligen Ambrosius und Carl Borromäus, von Procaccini, sehenswert. Der ganze Silberschatz des Mailänder Domes wird auf zwei Millionen Lire geschätzt. — In der Nähe des großen Altars bewundert man die Statue des geschundenen Sankt Bartholomäus, eine Bildhauerarbeit von Agrate, die unserer Landsmännin so sehr gefiel, daß sie den geschundenen Heiligen in das Album ihrer „Impressions de voyage" aufnahm.

Von Mailand reiste sie nach Genua. Mit Recht heißt diese stolze Dogenstadt „la superba", denn in der Tat ist sie eine der prachtvollsten Städte von ganz Italien. Am

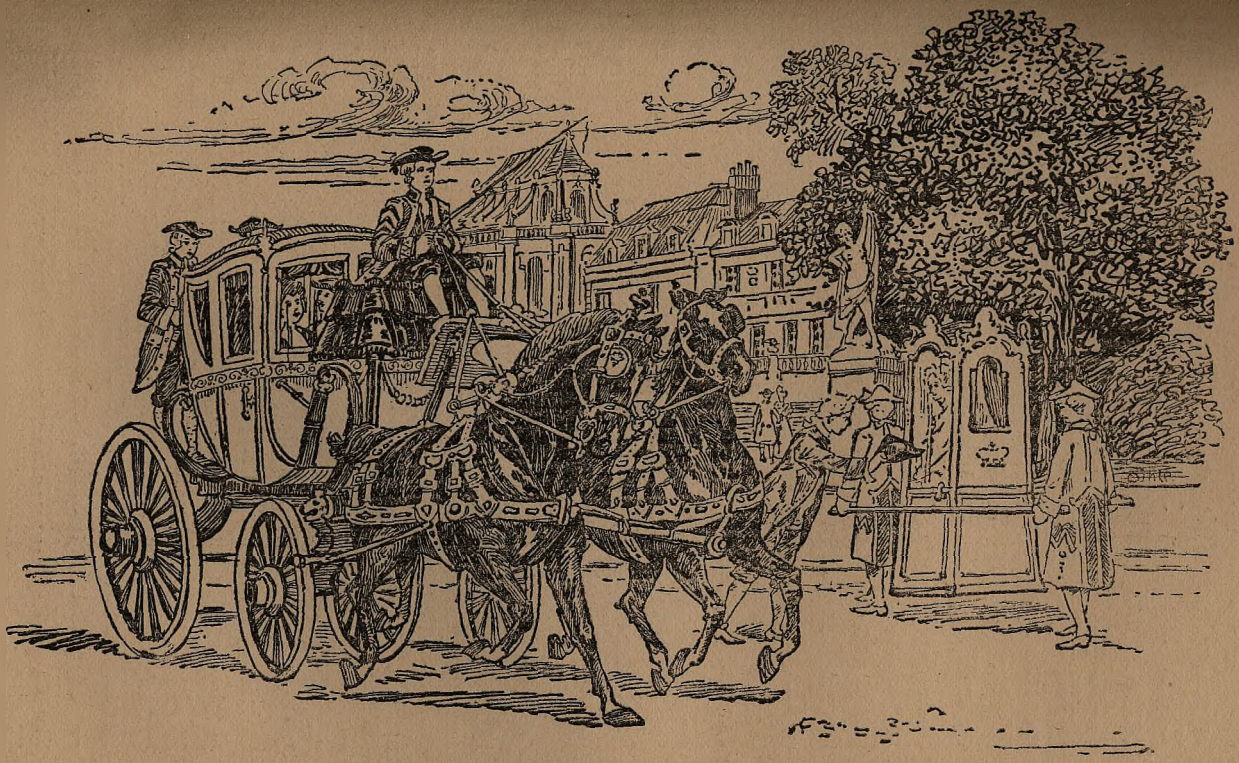
Südzipfel der Apeninnen-Kette steigt sie am Meerbusen amphitheatralisch mit ihren kühnen Befestigungen und ihren imposanten Palästen empor. Der erste Palast, der dem Reisenden, welcher von Mailand kommt, majestätisch entgegentritt, ist der, den sich Andreas Doria, der Admiral Papst Paul's III., Kaiser Karl's V. und König Franz' I. von Frankreich, im Jahre 1529, wie die lange, lateinische Inschrift sagt, als Ruheplätzchen für sein Alter bauen ließ. Die Fassade dieses riesigen „Ruheplätzchens" bildet eine ganze Straße, welche „Strada di San Benedetto" heißt. Von der imposanten Terrasse des in französischem Geschmacke angelegten, mit gestutzten Cypressen und Buchsbäumen ausgestatteten Gartens genießt man eine entzückend schöne Aussicht auf den reich belebten Hafen. — In der Mitte des Gartens erhebt sich ein Neptun mit seinem Dreigespann, umgeben von einem Kreise weißmarmorner Adler, welche blendende Wasserstrahlen in's Bassin gießen.

In der Strada Carlo Alberto, zwischen der Kirche San Ambrosio und der Kathedrale San Lorenzo, erhebt sich der Dogen-Palast, der letzte Zeuge der 1797 von den Republikanern zu Grabe getragenen Dogen-Herrlichkeit.

Von der Unzahl der Kirchen — Genua zählt deren wohl über hundert — besuchte die Gräfin nur die Kirche San Matteo, in deren unterirdischer Kapelle das Grabmal des Admirals Andreas Doria und in der Sakristei das Schwert gezeigt wird, welches Paul III. seinem tapferen Admiral Doria geschenkt hat.

Unter den Bildern, welche im Palazzo Brignole die Bewunderung unserer Reisenden erregten, befand sich eine Madonna von Carlo Dolce und eine Anna Bolena von Hans Holbein. Letztere gefiel ihr besser als erstere. Italien ist das Land, wo man sehr bald madonnenmüde wird, weil man sie hier bis zum Ueberdruß in allen Größen und Farben sieht.

In Genua blieb sie vier Tage. Dann ging's über Livorno nach Pisa, wo sie sich auf Rat ihres ärztlichen Begleiters niederließ.



Graf Lynar mit seiner Maitresse auf der Reise von Paris nach Florenz.

In Pisa sind fast alle Sehenswürdigkeiten auf einem Platze zusammen gedrängt; der prachtvolle, in toskanisch-byzantinischem Stile erbaute Dom ist eine der schönsten Kirchen von ganz Italien. Die Bronzetür am Haupteingange ist mit herrlichen Reliefs von Giovanni da Bologna geschmückt. Das Innere dieser Kirche besitzt den ganz eigentümlichen Reiz, daß man sich hier mehr als in jeder andern wunderbar heimisch fühlt. — Neben diesem Dome erhebt sich der Campanile, der sogenannte „schiefe Glockenturm", an welchem Galileo Galilei die Gesetze der Schwerkraft erforscht haben soll. — Im Battisterio, einem der schönsten Denkmale mittelalterlicher Baukunst, wurde Gräfin Lynar durch das merkwürdige Echo überrascht, das eine ganze Octave von Tönen mit glockenreiner Klarheit wiederholt. — Im Campo santo, dem großartigen Friedhofe, in welchem mehr als ein berühmter Pisanter ruht, zog sie von allen Grabmälern keins so sehr als jenes an, welches Friedrich der Große seinem gelehrten Freunde Algarotti setzen ließ.

Vierzehn Tage nach der Ankunft der Gräfin in Pisa langte daselbst auch der Maler Grassi an. Sie war erfreut, daß der Zufall auch ihn hierher geführt.

In der Gesellschaft dieses Künstlers, dessen Talent ihr fast eben so viel Hochachtung als die Reinheit seines Charakters eingeflößt hatte, machte sie nun fast jede Woche einen mehr oder minder längern Ausflug nach Florenz.

Florenz ist eine jener Städte, deren erster Eindruck weit weniger günstig ist, als man zu erwarten pflegt; man glaubt in ein Paradies hineinzufahren und erblickt eine ganz gewöhnliche Stadt, deren Aeußeres durchaus nichts auffallend Schönes hat. Und doch ist Florenz ein höchst angenehmer Ort: es gleicht einer jener seltenen Frauen, die uns anfangs ziemlich kalt lassen, bei näherer Bekanntschaft aber von Tag zu Tage mehr Reiz, mehr Zauber, mehr Anziehungskraft gewinnen und von denen man sich zuletzt nur mit schwerem Herzen trennt, weil man sie ernstlich lieb gewonnen hat. — Es gibt wenig Städte, an welche sich so viel historische und artistische Erinnerungen knüpfen, als an die Stadt der Medicäer.

Florenz ist die Wiege drei der größten Dichter aller Zeiten und Nationen: Dante, Petrarca und Boccaccio. Florenz ist die Vaterstadt Macchiavelli's, dessen Name mehr als jede Lobrede sagt. Florenz ist die Vaterstadt drei der größten Naturforscher: Galilei, Viviani und Torrelli. Florenz ist das ehrwürdige Jupiterhaupt, dem ein ganzer Schwarm von Malern, Bildhauern und andern Künstlern entsprungen ist. Auf jedem Platze, in jeder Straße liegt ein Stück Kunst- und Literatur-Geschichte.

Eine Frau, die, wie Gräfin Lynar, mehr als Tausende ihresgleichen das glühende Bedürfnis fühlte, den Kreis ihrer Kenntnisse täglich mehr und mehr zu erweitern, wanderte mit heiliger Pietät durch die Straßen dieser Stadt, in welcher so viel weltberühmte Dichter und Künstler gelebt und gewirkt haben. Sie wanderte von Platz zu Platze und suchte die Geburtshäuser der Unsterblichkeiten von Florenz auf. In der Via Ghibellina (Nummer 7588) wurde eines der größten Genies Italiens, Michel Angelo Buonarotti, gleich groß als Maler, Dichter und Bildhauer; in der Via Santa Chiara (Nummer 5079) Benvenuto Cellini, auf der Piazza San Martino (Nummer 631) in einem ärmlichen, zweifenstrigen Hause Dante Allighieri, der unsterbliche Sänger der „göttlichen Komödie", geboren. In der Via de' Bardi, in der Casa Manuelli (Nummer 1309) schrieb Boccaccio einen Teil seines „Decamerome"; in der Via de' Guicciardini (Nummer 1754), in einem gleichfalls zweifensterigen Hause, starb der florentinische Livius, der Mann, der den „Principe" und eines der feinsten Lustspiele „La Mandragora" geschrieben; hier starb Niccolo Macchiavelli am 22. Juni 1527 in der drückendsten Armut. — In der Via della Scala (Nummer 4333), in einem winzig kleinen Häuschen, vor dem sich jetzt eine kleine Kapelle erhebt, sammelte Antonio Magliabecchi zwanzig Jahre lang seine Bücherschätze, um sie nach seinem Tode der Stadt Florenz zu schenken. Auf dem Borgo degli Ognisanti, im Hospitale San Giovanni di Dio, ruhen die irdischen Ueberreste jenes Amerigo Vespucci, der dem Genuesen Christofero Colombo die Entdeckung Amerikas streitig gemacht, und in der Biblioteca Laurenziana bewahrt man in

einem kristallenen Becher eine Reliquie von Galileo Galilei, einen seiner Finger, welchen Gori dem Leichname des großen Astronomen abgeschnitten hatte.

Eines der denkwürdigsten Häuser steht in der Via Maggio (Nummer 1921). Hier, in einem schmucken, mit Fresken gezierten vierfensterigen Hause von zwei Stockwerken hatte einst eine der schönsten Frauen von ganz Italien gewohnt.

In diesem Hause wohnte Bianca Capello, die Perle von Venedig, zur Zeit, als sie die Geliebte des Großherzogs Franz I. von Medicis gewesen war, der ihren Gemahl in engen Seitengäßchen, das diesem Hause gegenüberliegt und Via Squazza heißt, nachts durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Zu derselben Zeit lebte noch des Großherzogs erste Frau, Giovanna, Tochter Kaiser Ferdinand's I. Um seine Liebe zu Bianca Capello geheim zu halten und — von keinem gesehen — in deren Haus zu gelangen, ließ er vom Palazzo Pitti aus nach der Via Maggio einen unterirdischen Gang graben, welcher noch heutzutage existieren soll. Sechs Monate nach dem Tode seiner Frau (am 12. Oktober 1558) vermählte er sich mit Bianca Capello, und neun Jahre später wurden beide an einem und demselben Tage (20. Oktober 1587) auf ihrer Villa zu Poggio Cajano vergiftet durch Kardinal Ferdinand von Medicis, Bruder und Nachfolger von Biancas zweitem Gemahle.

Im Audienzsaale des Palazzo vecchio sah Gräfin von Lynar die Bildnisse der Ermordeten; zwischen beiden hing des Mörders Bild; alle drei gemalt von Allori-Bronzino.

Von den öffentlichen Plätzen ist die Piazza di Gran Duca der Brennpunkt von ganz Florenz. Hier erhebt sich der von Arnoldo di Lapo im Jahre 1298 erbaute Palast der Signorina. In diesem Palaste ist der Riesensaal des Rates der Fünfhundert, durch sechsunddreißig Fresken von Giorgio Vasari, durch eine Statue der Göttin Viktoria von Michelangelo Buonarotti und durch ein kolossales Standbild Leos des Zehnten von Baccio Bandinelli berühmt. — In dem gegenüber liegenden Saale des Rates der Acht befindet sich eine ziemlich vollständige Galerie von Bildnissen der Familie von Medicis; hier sieht man unter andern ein Porträt

Katharinens und Marias von Medicis, von denen die erste Gemahlin des zweiten, die letzte Gemahlin des vierten Heinrichs von Frankreich gewesen war. Eines der schönsten Bilder ist das Porträt des Großherzogs Giovanni Gastone, des letzten der regierenden Medicäer. An der äußern Tür, die vom Audienzsaale in den Saal des Rates der Acht führt, prangen die Bildnisse Dantes und Petrarcas, in Holz geschnitten von Benedetto a Majano.

Von diesem Palast aus gelangt man durch einen Korridor in den von Cosmo I. erbauten Palazzo degli Uffizii, in welchem sich die Biblioteca Magliabecchiana und die Bildergalerie befinden. Aus der Unmasse von guten und schlechten Bildern, welche darin aufgehäuft sind, gefiel unserer Gräfin ein Bild von Giovanni da San Giovanni bloß darum, weil es das originellste der ganzen Sammlung ist: eine Venus, die, mit einem Kamme bewaffnet, auf Gott Amors schelmischem Haupte . . . Läuse sucht. — Unter den Statuen ragt die Gruppe der Niobiden (eine Kopie des griechischen Bildhauers Skopas), die medicäische Venus, ein Apollo aus der Schule des Praxiteles und der von Michelangelo Buonarotti restaurierte Faun hervor. — In diesem Saale prangen nicht weniger als sechs Raphaels, worunter seine „Fornarina", die ohne Zweifel eines der schönsten Meisterwerke ist. — Aber mehr als alles dies gefiel unserer Landsmännin das Kabinett der Bildnisse berühmter Maler, die sich zum größten Teile selbst gemalt haben; es ist die vollständigste Porträtsammlung dieser Art und zählte schon damals, als Gräfin Lynar in Pisa gelebt, gegen vierhundert Bildnisse: darunter befand sich Raphael und sein Meister Perugino, Giulio Romano, Leonardo da Vinci, Tizian, Michelangelo Buonarotti, Paolo Veronese, Tintoretto und seine Tochter Marietta, Guido Reni, Carlo Dolce, Cristofero Allori, Giovanni Bellini und Salvatore Rosa. Von nicht italienischen Meistern prangen hier die selbst gemalten Porträts von Velasquez, Rubens, Rembrandt und Van Dyk, Dürer und Holbein, Raphael Mengs und Josua Reynolds, von Sophonisbe Anguissola und Angelica Kauffmann.

Von der Bildergalerie degli Uffizii führt ein nicht allen

Fremden bekannter Gang (über den Ponte Vecchio und viele Häuser hinweg) nach dem Palazzo Pitti, dem Residenzschlosse der Großherzoge von Toskana. Die Verbindung des Palazzo Vecchio ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten von ganz Florenz; doch bedurfte es — wenigstens damals — zur Besichtigung derselben einer zuvor eingeholten Erlaubnis.

Der Pitti-Palast, 1440 von Filippo Brunelleschi für Luca Pitti, Gonfaloniere von Florenz, erbaut und von einem Urenkel des ersten Besitzers 1550 als Eleonora von Toledo, Gemahlin Cosmos I. von Medicis, verkauft, ist eines der prachtvollsten Residenzschlösser von ganz Europa, eine imposante Steinmasse, die Hunderte von Millionen gekostet haben soll. — Das erste Stockwerk hat dreiundzwanzig, das zweite dreizehn Fenster Front. 'Im ersten Stockwerke befindet sich in elf Sälen eine der reichsten und berühmtesten Bildergalerien der Welt: 497 Bilder, deren Gesamtwert ein italienischer Kunstkenner auf hundert Millionen Dukaten berechnet hat.

Uebersättigt von Kunst, flüchtete Gräfin Lynar in die Arme der Natur, in den Schloßgarten, in den Giardino di Boboli. Dieser Boboli-Garten ist ein ewig grünes Feenmärchen, ein unbeschreiblich schöner Zauberhain, bevölkert von fünftausend Blumenvasen, fünfhundert Zitronen- und Orangen-Bäumen und von fast eben so vielen Statuen, die, eingehüllt in den Schatten immergrüner Lorbeer-, Pinien- und Zypressenbäume, uns Wunderdinge aus den Zeiten der Medicäer heimlich ins Ohr flüstern. In diesen geheimnisvoll stillen Alleen lustwandelten die Töchter des Hauses Medicis: Katharina, die Gemahlin Heinrich's II.; Maria, die Gattin Heinrichs IV.; Anna, die Tochter Cosmos II.; Claudia, Tochter Ferdinands I.; Leonore, Tochter des ersten Franz von Medicis. Das Amphitheater dieses Gartens war der Schauplatz der üppigsten Feste gewesen: hier wurde 1652 die Vermählung Annas von Medicis mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich und, neun Jahre später, die Hochzeit Cosmos III. mit Margarethe Louise von Orleans gefeiert. — Die ganze Anlage dieses wunderherrlichen Gartens — das Vorbild, nach welchem Le Notre die Gärten von Versailles

und Marly angelegt — ist von Niccolo Braccini, genannt il Tribolo, und von Bernardo Buontalenti, die sich durch diesen Feenhain ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben.

Aus dem Boboli-Garten kehrte Gräfin Lynar, von Grassi geführt, nach dem Mittelpunkte der Stadt zurück, um dort vier der berühmtesten Kirchen in Augenschein zu nehmen: die Santa Maria del Fiore, die Santa Annunziata, die Santa Croce und die San Lorenzo-Kirche. — Die erste dieser vier Kirchen, der Dom, ist ein großartiges Bauwerk, das die Namen seiner Meister — Arnolfo di Lapo, Giotti, Taddeo Gaddi und Filippo Brunelleschi — den Schöpfer der Kuppel, die ein steinernes Wunder ist, unsterblich gemacht hat für alle Zeiten. Die Statuen des ersten und letzten dieser großen Architekten stehen dem Dome gegenüber, zwei Meisterwerke von Luigi Pampaloni. — Im Innern des Doms erhebt sich ein Denkmal Giotti's mit einer Grabschrift von Angelo Poliziano und das Denkmal Brunelleschi's mit einem Epitaphium von Marzupini. — Der Glockenturm ist jenes Meisterwerk, von welchem Kaiser Karl V. gesagt, man solle es in ein Gehäuse stellen und es dem Volke jährlich nur einmal zeigen. — Dieser Turm hat zwölf Millionen Goldgulden gekostet.

In der Annunziata ist vor allem das Monument des Malers Andrea del Sarto sehenswert. — Auf dem Platze dieser Kirche steht die von Tacca aus Kanonen-Erz gegossene Reiter-Statue des Großherzogs Ferdinand I. von Medicis, dessen Kopf nach den nun zugemauerten Fenstern des gegenüber liegenden Palastes schaut, aus welchen ihn einst seine Geliebte, die schöne Anna Ricciardi, huldvoll angelächelt hatte. — Dicht am Palaste dieser Schönen liegt das Findelhaus. — Santa Croce ist das Pantheon von Florenz: hier prangt links am Eingange das Denkmal Galileo Galilei's, rechts erheben sich die Monumente von Dante, Macchiavelli und Michelangelo Buonarotti's.

Das prächtigste aller Denkmäler hat Ferdinand I. sich und seinen fünf Vorfahren in der Kapelle der Medicäer in San Lorenzo gesetzt. In der Mitte der Kirche bezeichnet ein einfacher Stein die Ruhestätte jenes Cosmos I. von

Medicis, den sein dankerfülltes Volk mit dem schönsten aller Titel belehnt hat, denn es nannte ihn: „pater patriae." An der rechten Seite dieses Fürsten schlummert die irdische Hülle des Bildhauers Donatello. — Im anstoßenden Kloster dieser Kirche befindet sich die weltberühmte Biblioteca Laurenziana, die damals schon über 7000 Manuskripte besaß. Letztere sind mit eisernen Ketten auf den Bücherpulten angeschlossen. Einige der seltensten Handschriften — ein Virgil, ein Tacitus und ein Decameron von Boccaccio — liegen unter Glas und Rahmen. Aber mehr als diese Handschriften interessierten sie zwei auf Seide gemalte Bilder von Laura und Petrarca, gemalt im vierzehnten Jahrhunderte. Nach diesen Porträts zu schließen muß Laura di Noves blond und keineswegs schön, Petrarca aber ein Muster von Häßlichkeit gewesen sein.

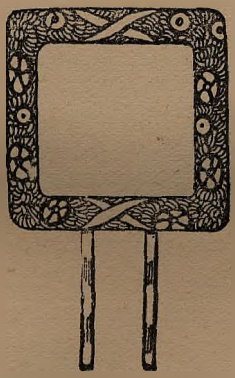
Gräfin Lynar kehrte aus diesem Kloster nach der Piazza di Gran Duca zurück. Hier in der Loggia de' Lanzi, die ein wahres Golkonda von Bildhauerschätzen ist, prangen: Perseus mit dem Medusenhaupte und Judith und Holophernes in Erz gegossen von Benvenuto Cellini, der Raub der Sabinerin und Herkules, den Centaur bekämpfend, von Giovanni da Bologna u. s. w. u. s. w. Vor dieser Loggia, die ehemals die Hauptwache der deutschen Lanzenknechte gewesen, war Girolamo Savanarola, der Freund und Lehrer eines ihrer Vorfahren, Nikolaus von Schönberg, auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. — Vor dem Eingange des dieser Loggia gegenüber liegenden Palazzo Vecchio erhebt sich ein kolossaler David von Michelangelo und ein Herkules von Baccio Bandinelli. Links vom Palaste imponiert ein riesiger Neptun mit Tritonen von Bartolomeo Ammanati und die Reiterstatue Cosmos I. von Giovanni da Bologna.

Keinen besser unterrichteten Cicerone gab es, als Joseph Grassi, der, selber Italiener, Italien so gut als sich selbst kannte.

Nachts, wenn er mit der Gräfin auf der Piazza auf- und niederging, nachts, wenn der Mond diese Statuen in die zitternden Strahlen seines Lichts eingehüllt hatte, erzählte der Maler seiner wißbegierigen Schülerin blaue Wun-

derdinge aus dem Leben jener Maler und Bildhauer, deren Werke sie mit enthusiastischer Bewunderung erfüllten. Gräfin Lynar war dann ganz Ohr. Ihr Geist versenkte sich in die alten Zeiten zurück, wo am Hofe der Medicäer ein großer Künstler, ein ausgezeichneter Poet höher als der Troß faullenzender Hofschranzen stand, wo Florenz das sonnige Asyl aller Künste und Wissenschaften gewesen war.

Der letzte der Medicäer, Giovanni Gastone, der zweite Sohn Cosmos III., der seit 1697 in unglücklicher und unfruchtbarer Ehe mit der Prinzessin Anna von Sachsen-Lauenburg gelebt hatte, starb am 9. Juli 1737. Mit ihm starb das Haus Medicis aus. Ihm folgte Herzog Franz III. von Lothringen. Seitdem war Florenz nicht mehr das Florenz von ehedem.



Neunzehntes Kapitel.

„Welches Ohr klingt mir?" fragte Angélique, als sie in dem von vier Extrapostpferden gezogenen Reisewagen an der Seite des Grafen zu Lynar die ersten Häuser des großen Seine-Babels vor sich sah.

„Dein rechtes Ohr," antwortete der Graf.

„Nein Kind, mir klingt das Linke."

„Dann spricht man Schlechtes von Dir."

„Dann ist es sicher Deine Frau, die in diesem Augenblick in Italien an mich zu denken geruht und bei dieser Gelegenheit mich vielleicht verwünschen mag."

„Und warum, Schatz, glaubst Du dies?"

„Weil mein Herz mir sagt, daß Deine Frau mich gründlich verabscheut. Gerechter Gott, was kann denn ich dafür, daß Du meine Wenigkeit mehr als jede Andere liebst?!"

„Meine Frau scheint sich darüber zu trösten; wenigstens hat sie mir darüber noch keinen Vorwurf gemacht und mein Verhältnis zu Dir stillschweigend geduldet."

„Dies eben ärgert mich am meisten, gestand Angélique. „In den Augen Deiner Frau muß ich nicht gefährlich sein..."

„Desto mehr bist Du's in den meinigen. Je vertrauter mein Umgang mit Dir wird, desto mehr fühle ich mich zu Dir hingezogen. Fragst Du mich, welche von Deinen Eigenschaften mich am meisten gefesselt hat, dann muß ich Dir sagen, daß ich Dich hauptsächlich darum liebe, weil Du heute eine Andere als gestern und morgen eine Andere als heute bist. Du gehörst zu jenen seltenen Frauen, die uns tagtäglich in neuem Lichte erscheinen und die niemals dieselben

sind. Gestern warst Du mutwillig, heute bist Du ernst und nachdenkend. Ich bin neugierig zu erfahren, wie Du morgen sein wirst."

„Ich werde Dich morgen nicht weniger als heute lieben und alles aufbieten, um Dir täglich neu zu erscheinen. Die meisten Ehen sind nur darum unglücklich, weil fast alle Frauen an jener trostlosen Einförmigkeit leiden, die Euch Männer in Verzweiflung bringt. Eine Frau, welche ewig lächelt, wird eben so schnell monoton und langweilig werden, als eine andere, die beständig schmollt. Die meisten Frauen vergessen, daß ewiges Licht ohne Schatten eben so unerträglich wie ewiger Schatten ohne Licht ist. Eine Frau, die dem Manne, welcher sie liebt, alles sagt, was sie für ihn empfindet, ihm nichts zum Erraten und nicht den geringsten Grund zum Zweifel übrig läßt, ist weit weniger anziehend als jene, die ihm nur die Hälfte der Geheimnisse ihres Herzens offenbart. Ein gänzlich aufgeschnittenes Buch reizt die Neugier weit weniger als jenes, das nur teilweise aufgeschnitten ist."

„Das Geheimnis Deiner Macht über mich liegt darin, daß Du mein Herz fast eben so genau als Dein eigenes kennst. Frauen Deinesgleichen erobern und unterjochen jeden, der mit ihnen in nähere Berührung kommt. Deine Klugheit würde selbst den größten Weiberfeind bekehren. — Zu der Zahl dieser Weiberfeinde soll auch General Bonaparte gehören, welcher die Witwe Beauharnais, wie allgemein behauptet wird, nicht aus Liebe, sondern nur darum geheiratet haben soll, weil sie die einflußreiche Freundin des Generals Barras ist, der ihn zum General-en-Chef der französischen Armee in Italien gemacht hat. Bonaparte ist einer jener eingefleischten Egoisten, die außer sich keinen Andern lieben. Du wärst vielleicht die einzige, die ihm gefährlich werden könnte."

„Und was hätte ich wohl davon? Glaubst Du, ich würde ihn mehr lieben als Dich, weil er in diesem Augenblick der Löwe des Tages, der Abgott Frankreichs ist? Glaubst Du, ich liebte Dich nur darum, weil Du Graf und

nebenbei ein kleiner Krösus bist? Du irrst! Wahre Liebe fragt niemals nach Rang und Reichtum. Wenn ich Dich liebe, so geschieht es darum, weil ich, besser als Deine Frau — die guten Eigenschaften Deines Charakters zu schätzen weiß. Du hast eine bessere Frau verdient!"

„Ich habe ja Dich!" sagte Lynar, seinen rechten Arm um ihre Hüfte schlingend.

„Aber leider bin ich nicht Dein Weib!"

„Was nicht ist, kann noch werden," sagte der Graf und preßte einen Kuß auf ihren Rosenmund.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Angélique trug sich mit dem Plane, alle Mittel in Bewegung zu setzen, das ohnehin lockere Band jener Ehe zu trennen, hauptsächlich darum, um die Gräfin dafür zu bestrafen, daß sie auf ihre ehemalige Bonne, dem äußern Anscheine nach, nicht im geringsten eifersüchtig war."

Der Graf und seine Begleiterin stiegen im „Hotel des Princes" ab. Am andern Morgen erschien er im Vorzimmer der Generalin Bonaparte. Josephine hatte ein sehr gutes Gedächtnis. Sein Name, welcher auf der abgegebenen Visitenkarte stand, erinnerte sie sogleich an jenen alten Herrn, der vor siebzehn Jahren aus den Linien ihrer Hand die Weissagung herausgelesen hatte: Frau von Beauharnais werde einst Kaiserin von Frankreich werden. Bis jetzt war diese Prophezeiung zwar noch nicht in Erfüllung gegangen; dessenungeachtet fühlte Madame Bonaparte das Bedürfnis, die Bekanntschaft des Grafen Lynar zu machen. Der Enkel des Propheten wurde augenblicklich vorgelassen. Josephine empfing ihn mit der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Naturells.

„Mein seliger Großvater," sagte der Graf, „hatte mir kurz vor seinem Tode so viel Schönes von Frau von Beauharnais erzählt, daß ich seit meinem achten Jahre keinen stolzern Wunsch als den gehegt habe, Sie kennen zu lernen. Der Ruf Ihrer Schönheit, Ihres Geistes und Ihrer Herzensgüte ist so groß, daß ich wahrscheinlich nicht der Einzige bin, dessen brennende Sehnsucht ihn in Ihre Nähe treibt.

Ganz Europa verehrt in Ihnen den Glücksstern jenes großen Helden, der täglich neuen Lorbeer pflückt."

„Gestern abend erhielt ich von meinem Gemahle einen Brief, worin er mir seine baldige Rückkunft aus Italien anzeigt. Wenn Sie, Herr Graf, bis dahin noch in Paris sind, wird es mich freuen, Sie meinem Gemahle vorzustellen."

„Ich bitte darum," sagte der Graf.

„Erlaubt es Ihre Zeit, dann schenken Sie mir morgen abend nach dem Theater die Ehre Ihres Besuches; doch sage ich Ihnen im Voraus, daß meine beschränkten Geldmittel mir keinen großen Aufwand erlauben; ich lebe sehr einfach und zurückgezogen. Zwei Herren, welche mich nach dem Theater dann und wann besuchen und eine Tasse Tee bei mir zu trinken pflegen, sind Jugendfreunde meines Gemahls. Der eine, welcher Ducis heißt, ist Theaterdichter; der andere, welcher der größte Tragöde Frankreichs ist, heißt Talma. Beide sollen Sie morgen kennen lernen."

„Ich werde mich glücklich schätzen, in Ihrer Gesellschaft verweilen zu dürfen," sagte der Graf und entfernte sich.

Nach seinem Gasthofe zurückgekehrt, fand er Angélique in Tränen.

„Warum weinst Du?" fragte er.

„Es quält mich eine bange Ahnung," sagte sie, ihre Tränen trocknend.

„Närrisches Kind, was ängstigt Dich denn?"

„Paris ist ein Sodom und Gomorrha. An jeder Straßenecke lauert schamlose Verführung. Was bürgt mir für Deine Treue?"

„Meine Liebe zu Dir, reizende Angélique! Und stiegen alle Peris des muhamedanischen Paradieses zu mir hernieder, keine von ihnen würde imstande sein, mich Dir untreu zu machen. Also beruhige Dich, mein närrisches Kind! Eben komme ich von Madame Bonaparte. Ich fand bei ihr liebenswürdige Aufnahme. Morgen abend soupiere ich bei ihr."

„Ist sie schön?" fragte Angélique, die Eifersüchtige spielend.

„O, mehr als schön!" entgegnete Lynar, in dessen Ab-

sicht es zu liegen schien, sie zum ersten Male eifersüchtig zu machen. Aus dem Krater ihrer Augen sprüht creolisches Feuer: man schwebt zwischen Hölle und Himmel!"

„Madame Bonaparte scheint Dir zu gefallen . . ."

„Mein Gott, wem gefällt sie nicht? Schwärmt nicht ganz Paris für sie? Josephine ist eine ins Creolische übersetzte Angélique."

„Wie leicht Dein Herz Feuer fängt! Ich wußte, Paris werde mir gefährlich werden. Verlassen wir diese Stadt der Sünde. Kehren wir lieber nach Lübbenau zurück. Dort gibt es wenigstens keine Creolinnen!"

„Nie bist Du schöner als dann, wenn Du schmollst. Nie ist die Sonne blendender als in solchen Augenblicken, wo sie siegreich durch Nebelwolken dringt."

„Je treuloser der Mann ist, desto reicher und unerschöpflicher pflegt er an Schmeicheleien zu sein. Sie werden sich morgen göttlich amüsieren."

„Daran zweifle ich keinen Augenblick, Angélique.

„Uebermorgen kehre ich nach Deutschland zurück."

„Reisen Sie mit Gott und allen Heiligen!"

„Hätte ich gewußt, daß man auch malitiös sein kann, dann würde ich lieber zu Hause geblieben sein."

„Hätte ich geahnt, daß man auch eifersüchtig werden kann, würde ich Sie ersucht haben, mich nicht zu begleiten."

Angélique begab sich in ihr Schlafgemach. Dort warf sie sich aufs Bett und lachte heimlich über die Leichtgläubigkeit des eitlen Mannes, der sich dem Glauben hingab, daß sie *wirklich* eifersüchtig sei.

Der Graf ließ sie ruhig ausschmollen. Er begab sich ins Café Tortoni. Aber wer malt dessen Ueberraschung, als er dort am Arme eines alten Herrn die junge Polin Lodoiska wiederfand. Augenblicklich hatte auch sie ihn erkannt. Sie ließ den Arm ihres Begleiters los und eilte auf Lynar zu mit der Frage:

„Sind Sie allein hier in Paris?"

„Wozu diese Frage?" meinte der Graf.

„Weil ich Sie dann besuchen will. Aber glauben Sie

darum ja nicht, daß ich Geld brauche. Dieser Herr, der mich gegenwärtig protegiert, ist ein alter Schwede aus Stockholm, welcher mit mir die Schätze seines Ueberflusses teilt und sich glücklich preist, daß ich ihm erlaube, mir den Hof zu machen. Er heißt Ankarström und ist der Oheim eines Neffen, der auf König Gustav III. auf dem Maskenball ein Terzerol abgeschossen hatte, worauf sich mein alter Schwede entsetzlich viel einzubliden scheint. Doch was schadet dies? Er ist unvernünftig reich und besitzt die vortreffliche Eigenschaft, mir mehr Vertrauen zu schenken, als ich verdiene. Wenn Sie allein hier sind, dann besuche ich Sie. Apropos, wo wohnen Sie denn?"

„Ich wohne," stotterte der Graf. Wo zum Teufel wohne ich denn? Halt, nun fällt mir's ein! Ich wohne im Hôtel des Londres."

„Das kenne ich von früher her. Adieu, morgen früh besuche ich Sie," sagte die junge Polin und kehrte zu ihrem alten Schweden zurück.

„Wer ist denn dieser junge Mann?" fragte Onkel Ankarström.

„In Dresden war er Klavierstimmer gewesen. Vor zwei Jahren hatte er eine steinreiche, uralte Witwe geheiratet und lebt seit dieser Zeit von seinen Renten. Er hat mich gebeten, seine Alte zu besuchen."

„Und wirst Du dies tun?" fragte der Schwede.

„Natürlich," sagte Lodoiska.

Als der Graf von Tortoni in sein Hotel zurückkehrte, sprang ihm Angélique wie ein ausgelassenes Kind entgegen, schlang beide Arme um seinen Hals und sagte zu ihm:

„Vergib, daß ich ungezogen gewesen war. Ich verspreche, Dir, mein Kind, Dich niemals mehr durch Eifersucht zu quälen."

„Ich habe Dir längst verziehen," sagte der Graf und küßte ihre Augen, die ihn treu und zärtlich anlachten.

Der Friede war nun wieder hergestellt. — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages kehrte General Bona-

parte von den Schlachtfeldern Italiens in die Arme seiner Frau zurück. Am Abend desselben Tages stellten sich Ducis, Talma und Lynar pünktlich zum Souper bei Madame Bonaparte ein. Letztern stellte sie ihrem Gemahle vor.

„Willkommen, Herr Graf," sagte der General. „Meine Frau kannte Ihren Großpapa, wie sie mir gesagt. Sein Enkel ist uns herzlich willkommen. Josephine will erfahren haben, daß Sie einer der reichsten Edelleute Deutschlands sind. Ist dies wahr?" fragte Napoleon Bonaparte.

„Ich habe Ursache, mit meinem Lose nicht unzufrieden zu sein . . ."

„Sind Sie verheiratet?"

„Ja, General," entgegnete der Graf.

„Schade! Wären Sie ledig, würde ich in der Lage gewesen sein, Ihnen eine gute Partie vorzuschlagen. Sie hätten noch zehn Jährchen warten und dann die Nichte meiner Frau heiraten können; denn nicht jeden Tag findet man ein so schönes Engelskind, wie unsere kleine Stephanie von Beauharnais."

„Jetzt, General, bedauere ich um so mehr, verheiratet zu sein."

„Sind Sie am Dresdener Hofe bekannt?"

„Ein wenig."

„Kennen Sie die Prinzessin Marie Auguste?"

„Ich habe die Ehre," erwiderte Lynar.

„Sie soll schön und geistreich sein . . ."

„Sie ist wenigstens allgemein beliebt."

„Und der Vater derselben, der Kurfürst?"

„Wird als Muster der Gerechtigkeit aufgestellt."

„Wie aber verträgt sich dies mit jener maßlosen Willkür, mit welcher er seit mehr als zwanzig Jahren einen gewissen Marquis Agdolo unverhört gefangen hält?"

„Auch Sie also haben davon gehört?"

„Ganz Europa spricht von dieser Ungerechtigkeit. Apropos! Hat auch Ihre Frau Vermögen?"

„Sie ist fast eben so reich als ich."

„Dies lasse ich mir gefallen, denn die Frauen, junger

Freund, sind kostspielige Ware. Doch wie ist der Mädchenname Ihrer Frau?"

„Sie heißt Auguste Charlotte und ist die Tochter des kursächsischen Hausmarschalls von Schönberg, der nicht wenig stolz darauf ist, daß zwei seiner Vorfahren, Heinrich und Friedrich, die Ehre gehabt haben, Marschälle von Frankreich gewesen zu sein."

„Beide sind auch mir nicht unbekannt. Haben Sie Ihre Frau vielleicht mitgebracht?"

„Nein, General, sie weilt gegenwärtig in Pisa."

„Und gedenken Sie lange in Paris zu bleiben?"

„Nur acht bis zehn Tage noch."

„Sie haben vielleicht dringende Geschäfte hier?"

„Kein geringeres als das: Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

„Wie denkt Ihr Deutschland über mich?"

„Es sieht, es hört und staunt. Meine Frau aber bewundert Sie, General!"

„Empfehlen Sie mich der Gräfin Lynar," sagte Bonaparte. „Hier," sagte er nach kurzer Pause, „stelle ich Ihnen meine Freunde Talma und Ducis vor. Letzterer wollte so freundlich sein, uns heute abend sein neuestes Trauerspiel vorzulesen; ich habe ihn ersucht, davon abzusehen, da ich, von der Reise etwas angegriffen, mich nach leichtrer Zerstreuung sehne. Ist Ihnen eine Partie l'Hombre gefällig?"

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten."

Bonaparte, Talma, Ducis und Lynar setzten sich zum Spiele. Im Nebenzimmer plauderte Madame Josephine, die zärtlichste aller Mütter, mit ihren beiden Kindern, Eugen und Hortense von Beauharnais, von denen der Knabe damals siebzehn, das Mädchen erst vierzehn Jahre zählte. Die vierte in dieser Familie war Stephanie von Beauharnais, damals kaum acht Jahre alt.

Während des l'Hombrespiels unterhielt sich Bonaparte abwechselnd mit Talma und mit Ducis.

„Hat Freund Talma noch immer so viel Unglück im Spiele als in früherer Zeit?"

„Ich bin ein Unglücksvogel," sagte Talma.

„Versündige Dich nicht, alter Freund! Ein Mann, dem der liebe Gott ein so großartiges Talent wie Dir verliehen hat, ist ein Glückskind! Ducis, wie heißt Dein neues Trauerspiel?"

„Fedor und Wladimir," antwortete der Dichter.

„Und wo spielt es?" fragte Bonaparte.

„In Rußland!"

„In Rußland?" wiederholte Bonaparte ganz verdutzt. „Dann wird es sicher Fiasko machen! Sage mir, Talma, wie geht's unserer Freundin Mars?"

„Täglich steigt sie in der Gunst des Publikums, das sie auf Händen trägt."

„Sie ist ein Stern erster Größe," erklärte der General, welcher zur Zahl ihrer eifrigsten Bewunderer gehörte. „Weißt Du, Ducis, wen ich neulich kennen gelernt habe? Deinen italienischen Nebenbuhler, den Grafen Alfieri, der als Florenz nach Mailand gekommen war, um mir eine Sammlung seiner Trauerspiele zu überreichen. Wär' ich Monarch gewesen, dann hätte ich ihm den höchsten meiner Orden verliehen. Da ich aber trotz aller meiner Siege nur ein armseliger General bin, drückte ich ihm die Hand und schenkte ihm meine Freundschaft."

„Letztere wiegt alle Orden der Erde auf," sagte der Schmeichler.

„Ist es wahr, Talma, daß Du heiraten willst?"

„Ich schwanke unentschlossen hin und her . . ."

„Ich bitte Dich, Talma, heirate nicht! Ein verheirateter Künstler ist ein Adler, der einen seiner Flügel gebrochen hat. Er kann nicht mehr kühn empor fliegen, er flattert höchstens wie ein Spatz. Habt denn auch Ihr Deutschen große Schauspieler?"

„Wir haben einen Eckhoff . . . wir haben einen Iffland."

„Ich kenne weder den, noch jenen," sagte Talma, der anmaßend wie fast jeder Mime war.

„Das ist nicht meine Schuld," entgenete Graf Lynar.

Ducis nahm eine Prieſe und . . . nieſte. Talma gab ſtatt Carreau Coeur zu. Bonaparte huſtete und Lynar . . . gewann die Partie.

Man fing ſogleich eine neue an. Der Graf gewann auch die zweite. Selbſt in der dritten lächelte ihm das Glück. Talma verlor hundertzwölf, Bonaparte hundertachtunddreißig Points. Der Sieger ſo vieler Schlachten geriet außer ſich, wenn er einige Sous im Spiele verlor. Wenn das Sprichwort: „Im Spiele erkennt man den Menſchen" eine Wahrheit iſt, dann muß Napoleon Bonaparte ein ſehr kleinlicher Geizhals geweſen ſein.

Nach dem Spiele ging's zu Tiſche. Der General war bei bewunderungswürdigem Appetite. Die Koſten der Unterhaltung beſtritt Joſephine. Ihre roſenfarbene Laune würzte das frugale Mahl. Ihr Geiſt ſprühte in tauſend Farben.

Um Mitternacht trennte ſich die Geſellſchaft. Talma begleitete ſeinen Freund Ducis. Beide begaben ſich in ein Kaffeehaus. — Lynar kehrte in ſein Hotel zurück. Angélique erwartete ihn mit aufrichtiger Sehnſucht.

„Wie haſt Du Dich unterhalten?" fragte ſie ihren Freund.

„In der Nähe betrachtet iſt General Bonaparte ein Spießbürger, der ſich ärgert, wenn er im Spiele ein paar Sous verliert, und einen Teil ſeiner Glorie verliert, wenn man ihn eſſen ſieht. Ein Mann, der die Gabel in der Rechten und das Meſſer in der Linken hält, kann wohl ein Held, aber kein Gentleman ſein."

„Und wie gefällt Dir ſeine Frau?"

„Sie iſt eben ſo gut als liebenswürdig! Ihre Tochter Hortenſe gleicht einer Fee; Eugèn hat ein Paar feurige Augen, aus denen Mut und Ehrgeiz ſprühen. Man braucht nicht Prophet zu ſein, um vorauszuſehen, daß Eugèn es weiter als mancher andere bringen wird, denn jeder, der einc Papſt zum Vetter hat, kann leicht Kardinal werden. Aber Du ſcheinſt müde zu ſein? Wir wollen uns zur Ruhe begeben," ſagte der Graf und begleitete Angélique in ihr Schlafgemach.

— — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages saßen beide beim Gabelfrühstück, als sich plötzlich die Tür öffnete und eine Person eintrat, deren Erscheinen den Grafen dergestalt außer Fassung brachte, daß die Auster seiner Hand entglitt. Es war die bewußte Polin Lodoiska.

„Warum, liebenswürdiger Taugenichts," sagte sie zum Grafen, „haben Sie mich hinter's Licht geführt und mir gesagt, daß Sie im Hôtel des Londres wohnen? Heute früh, als mein alter Schwede noch im Bette lag, sprang ich in ein Cabriolet und fuhr nach dem Gasthof, um Sie zu besuchen. Als der Portier auf meine Frage, in welchem Zimmer Graf Lynar wohne, mir die Antwort gab, daß hier kein Graf dieses Namens eingekehrt sei, wurde ich wütend auf Sie und fuhr auf die Polizeipräfektur, um mich dort nach Ihrer Wohnung zu erkundigen. Ich zahlte fünf Francs und erfuhr dafür, daß mein liebenswürdiger Windbeutel im Hôtel des Princes abgestiegen ist. — Da bin ich nun, wie Sie sehen, und da ich Sie eben beim Frühstück finde, so erlauben Sie mir wohl, daran teilzunehmen. Das Wichtigste aber hätte ich beinahe vergessen. Ist diese Dame da Ihre Frau?"

Was sollte er ihr darauf antworten? Ja sagen wollte er nicht und Nein sagen setzte ihn der Gefahr aus, daß Lodoiska dann noch dreister und unverschämter aufzutreten imstande wäre.

„Sie scheinen sehr neugierig zu sein," sagte Angélique.

„Ja, Neugier ist meine schwache Seite! Aus diesem Grunde wünsche ich zu erfahren, ob Sie die Frau meines alten Freundes oder nur dessen „Duschinka" sind."

„Was verstehen Sie unter diesem Namen?"

„In Rußland heißt so jede Frau, die eben nicht die angetraute Frau, sondern nur die „Favorite" eines verheirateten Mannes ist."

„Ich finde Sie in so hohem Grade dreist und unverschämt, daß ich nicht begreifen kann, was uns die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

„Graf Lynar ist mein alter Freund! Wir kennen uns

von Dresden her. Sie hätten sehen sollen, wie groß seine Freude war, als er mich gestern im Café Tortoni traf. Mein Gott, wundert Sie dies vielleicht? On revient toujours à ses premiers amours! Aber weshalb sind Sie so bestürzt?" fragte Lodoiska den Grafen. Stehen Sie denn gar so sehr unter dem Pantoffel dieser Dame, daß mein Erscheinen Ihre Zunge gelähmt hat? Dieu de Dieu! Wie sehr haben Sie sich geändert! Früher keck wie der Teufel, sind Sie jetzt schüchtern wie ein Dorfschullehrer, der in Gegenwart seines gestrengen Herrn Patrons nicht den Mund zu öffnen sich getraut."

„Rochus, wer ist denn diese Person?" fragte Angélique tief empört.

„Sie ist Polin und heißt Lodoiska. Niemals macht sie Anspruch auf Liebe; sie begnügt sich stets mit Geld. Ihr gegenwärtiger Freund ist ein Schwede . . ."

„Der fast eben so reich wie Graf Lynar ist und mir monatlich zweitausend Franks zahlt. Sie brauchen also nicht zu fürchten, Madame, daß ich Ihren jungen Freund vielleicht blos darum besuche, um die Großmut seiner Börse auf die Probe zu stellen. Ich kam, weil ich, aufrichtig gesagt, ihm gewogen bin und nie vergessen werde, daß er mir einmal ziemlich ernst den Hof gemacht hat. Polinnen vergessen niemals ihre alten Anbeter."

„Wenn alle so zudringlich wie Sie sind, dann ist es wahrlich zu verwundern, wenn auch nur eine unter Tausenden Ihresgleichen so glücklich ist, einen Anbeter gefunden zu haben."

„Ei, ei, wie gereizt Sie sind! Ich wette darauf, junger Freund, daß diese alte Dame da ein wenig eifersüchtig ist. Wenn ich einmal so bejahrt sein werde, wie Madame, werde vielleicht auch ich ebenso gereizt und heftig sein. Die Jugend aber ist weit versöhnlicher: sie verzeiht die Schwächen des Alters!"

„Was sagst Du zu dieser Frechheit?" fragte Angélique, die aus Aerger eine Anwandlung von Migräne bekam.

„Ich sage, daß es mehr als unverschämt ist, wenn man,

wie diese Polin hier, den Anstand so weit vergessen kann, eine so freche Sprache zu führen. Ich rate Ihnen bei Zeiten, Ihren Rückzug anzutreten, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von meinem Diener an die frische Luft geführt zu werden."

„Dies ist wirklich sehr zum Lachen!" sagte Lodoiska. „Und dafür habe ich fünf Franks gezahlt! Nicht länger will ich Sie stören. Ich weiß sehr wohl, daß nicht alles, was Sie sagen, Ihr Ernst ist, kleiner Spaßvogel! Wären Sie mit mir allein, sprächen Sie gewiß in anderm Tone. Ich verlasse Sie jetzt, junger Freund!"

„Ich hoffe, Sie niemals wiederzusehen," sagte der Graf.

„Schäker!" lachte Lodoiska und entfernte sich.

Angelique hatte, wie gesagt, die Migräne bekommen. Nichts hatte sie tiefer verletzt, als die Anspielung auf ihr Alter. Es gibt Frauen, die das Bedürfnis fühlen, ewig jung sein zu wollen. Sie vergessen, daß nichts so lächerlich wie eine alte Matrone ist, die noch im Spätherbste ihres Lebens die jugendliche Gurli zu spielen versucht.

Die Migräne währte volle vierundzwanzig Stunden. Lynar wich nicht von ihrem Lager. Er, dessen Frau sechzehn Jahre jünger als seine Maitresse war, hing an letzterer mit wärmerer Liebe und größerer Treue, als an der Gräfin, die ein Engel an Schönheit war. Worin aber lag der Vorzug, den Angelique der Gräfin gegenüber besaß? Als Geliebte fühlte sie vor allem die Notwendigkeit, morgen nicht dieselbe zu sein, die sie heute gewesen ist. Nichts widert die Mehrzahl der Männer mehr an, als das ewige Einerlei jener trostlosen Monotonie, die allen Reiz, allen Zauber aufhebt und endlich selbst die schönste und geistreichste Frau langweilig und unerträglich macht."

Zwanzigstes Kapitel.

Wir überspringen den Zeitraum dreier Jahre und befinden uns jetzt an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts.

Während dieser Zeit hatte sich in den Kreisen, in die wir unsere Leser eingeführt, vieles verändert.

Am 24. Dezember 1799 war General Napoleon Bonaparte zum ersten Konsul der französischen Republik auf zehn Jahre gewählt worden. Die Fünf-Männer-Herrschaft, das sogenannte Direktorium, hatte sich überlebt. Bonaparte bezog das Palais der Tuilerien.

Auf der Festung Königstein saß, noch immer unverhört, der unglückliche Marchese d'Agdolo.

Im Schlosse zu Lübbenau lebte der Graf und die Gräfin in einer Ehe, die von Jahr zu Jahr beiden Teilen unerträglicher ward. Durch die Liebe, mit der ihr Gemahl an Angelique hing, fühlte sich die Gattin in ihren Rechten geschmälert und zurückgesetzt. Wagte sie es, ihm darüber Vorwürfe zu machen, dann wurde er heftig und erklärte rund heraus, er sei Mann und lasse sich keine Vorschriften machen. Im übrigen sei sie an allem selber schuld. Ihr kaltes Benehmen gegen ihn habe ihn frühzeitig genug überzeugt, daß sie ihn nie geliebt und nur darum geheiratet habe, weil sie von ihrem Vater dazu gezwungen worden sei. Ueberdem sei sie ihm mit bösem Beispiele vorangegangen und ihm nicht treu geblieben. — Dieser Vorwurf empörte das leidenschaftliche Temperament der Gräfin in so hohem Grade, daß sie mit der Wut einer gereizten Hyäne auf ihn zusprang und ihn mit ihren Nägeln zerreißen wollte. Empört stieß er sie von sich.

Sie fiel und bekam den Weinkrampf. Seine Abneigung gegen sie hatte sich zu solcher Höhe gesteigert, daß er keinen Funken von Mitleid für sie empfand und teilnahmslos sie liegen ließ.

Als sie wieder zu sich gekommen war, ließ sie einen ihrer Aerzte rufen. Ihm offenbarte sie zum ersten Male die ganze Fülle ihres Kummers.

„Ich bin so unglücklich," sagte sie, „daß mir nichts erwünschter wäre als der Tod! Die Brutalität meines Mannes bringt mich in Verzweiflung. Er, der seit Jahren, alles Schamgefühl vergessend, mit meiner ehemaligen Bonne lebt, er wagt es, mir Vorwürfe über meine Untreue zu machen. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß er mir Unrecht tut! Die tiefsinnige Freundschaft und Bewunderung, die ich für Grassi in meinem Herzen trage, hat nichts gemein mit jener sündigen Liebe, welche ihn zu seiner Buhlin hinzieht. Meine ehemalige Dienerin ist eine durchtriebene Kokette, in deren Händen er ein mit Gold gefüllter Schwamm ist, den sie systematisch auspreßt. Sie ruiniert ihn physisch und moralisch. Und darum hasse und verabscheue ich jene Person, die mir sein Herz geraubt hat, auf solche Weise, daß nichts imstande ist, mich mit ihr auszusöhnen. Diese Elende ist's, die in ihm den Verdacht genährt hat, daß ich ihm untreu geworden sei. Sie hat ihm tausend Lügen erzählt, denen er um so lieber Glauben geschenkt, weil sie mich in seinen Augen herabsetzen. Es scheint auf mir der bittere Fluch zu ruhen, stets verkannt und verleumdet zu werden. Was werden meine Feinde noch alles erfinden, um mich gebrandmarkt in den Staub zu ziehen? Ach Doktor," rief sie unter Tränen aus, „mein Leben widert mich dergestalt an, daß ich mich schon häufig mit dem finsteren Gedanken trug, die unerträgliche Last eines freudeleeren Daseins von mir abzuwälzen und diesem Leben ohne Liebe ein Ende zu machen."

„Versündigen Sie sich nicht, gnädige Frau," tröstete der Arzt. „Der Selbstmord, sagt unser großer Schiller, ist die einzige Sünde, welche man nicht bereuen kann. Ertragen Sie Ihr unverdientes Leiden mit christlicher Geduld! Blicken

Sie zu dem Bilde unseres Heilands empor, den die Pharisäer gekreuzigt haben und der, die Dornenkrone um die blutende Stirn, in den Himmel fuhr. Jeder, der hier auf Erden unverdient leiden muß, wie Er, wird dort oben tausendfach dafür belohnt werden. Fassen Sie Mut, fassen Sie Vertrauen!"

„Wie sehr Ihre Worte mich auch trösten, bin ich doch weit unglücklicher, als Sie glauben. Erst dreiundzwanzig Jahre alt, habe ich den Kelch der Leiden fast bis zur Neige geleert. Von meinem Vater verflucht, von meinem Gemahle gehaßt, von der Welt lieblos verkannt und verleumdet, fühle ich mich von allem, was mich umgibt, so angeekelt, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen zu sagen, wie trostlos und elend ich bin. Der einzige, welcher mich aufrichtig bemitleidet, ist Grassi. Auch ihn gönnt die Welt mir nicht. Sie stellt ihn als meinen Buhlen hin, um ihn und mich grundlos zu verurteilen.

„Gnädige Frau, die Welt, die nach dem Scheine urteilt, glaubt allerdings . . ."

„O wie sehr verkennt sie ihn! Joseph Grassi ist vor allem Künstler. Er lebt in einer Welt von Idealen, und das Gefühl, welches ihn zu mir hinzieht, ist nichts anderes als Mitleid, Mitleid mit allem, was ich leide. Mag auch die Welt von mir das Schlimmste glauben, ich vergebe ihr alles bis auf das eine, daß sie auch diesen Ehrenmann, dessen Herz so rein wie Gold ist, zu verdächtigen wagt. — Sie haben mich vor Selbstmord gewarnt; Ich werde Ihren frommen Rat befolgen und das Maß unverdienter Kränkungen mit christlicher Geduld ertragen. Eines aber, Doktor, müssen Sie mir versprechen . . ."

„Und was verlangen Sie von mir?"

„Schlägt einst die Stunde, wo ich, erdrückt von der Last meiner Leiden, von neuem verzweifeln müßte, dann reichen Sie mir Ihre rettende Hand: dann, Doktor, geben Sie mir Gift!"

„Das, was Sie verlangen, ist unmöglich. Nie darf ein Arzt zum Mörder sich erniedrigen."

„Gut, dann helfe ich mir selbst!" rief Gräfin Lynar mit heldenmütiger Entschlossenheit.

„Wie, gnädige Frau, Sie haben Gift? Und welcher Elende gab es Ihnen?"

„Meine selige Mutter hinterließ es mir. Ich fand es unter ihren Schmucksachen; daneben lag ein vergilbtes Blatt Papier. Auf diesem Zettel standen die Worte: „Wenn, mein süßes Kind, einstens Umstände eintreten, welche Dir die Last des Lebens unerträglich machen, dann nimm Deine Zuflucht zu dieser Phiole. Die Arznei, die sie enthält, heilt jede Wunde, jedes Leiden, jeden Schmerz. Auch meine Qualen wird sie stillen!"

„Ihre Mutter hat sich also vergiftet?"

„Leider muß ich es wohl glauben," sagte Gräfin Lynar, deren Augen in Tränen schwammen.

„Ich ehre die Heiligkeit dieser Zähren. Sie verleihen Ihrem Haupte jenen Glorienschein, auf den Sie durch die Fülle Ihrer Seelenleiden gerechten Anspruch haben," sprach der Arzt und verließ die Gräfin.

Sie nahm ein Buch, aus dessen Blättern sie in Augenblicken der Entmutigung schon mehr als einmal den Balsam christlichen Trostes geschöpft hatte. Der Autor war Thomas a Kempis . Das Buch hieß: „De imitatione Christi."

Ihr Herzen alle, die Ihr unverschuldet leiden müßt wie Gottes Sohn, ahmt das Beispiel der Gräfin nach und suchet Trost bei Thomas a Kempis und seinem unsterblichen Werke, das ein Helfer in jeder Not und Bekümmernis ist und es so lange bleiben wird, als es gebrochene Herzen gibt."

Während die Gräfin sich an der „Nachfolge Christi" labte, erbaute sich der Graf an der frivolen Unterhaltung mit Angélique, die, heute lustiger als jemals, alle Springfedern ihres Geistes, ihrer Laune, ihres Witzes in Bewegung setzte, um ihren Freund, welcher auffallend verstimmt an ihrer Seite saß, um jeden Preis aufzuheitern. Gestern sentimental und einsilbig, war sie heute ganz das Gegenteil: mutwillig wie ein junges Mädchen, das mit seiner Puppe spielt, und geschwätzig wie eine Elster.

„Was fehlt Dir, mein süßer Mann?“ fragte Angélique, zärtlich sein Kinn streichelnd.

„Ich bin verdrießlich,“ sagte der Graf.

„Und warum denn, Du lieber Narr?“ fragte die Kokette, mit ihren Fingern in den blonden Locken seines Hauptes wühlend. „Hat Dich Deine Frau wieder geärgert?“

„Natürlich!“ sagte Lynar. „Es hat wieder eine Szene gegeben. Wir sagten uns gegenseitig bittere Wahrheiten. Ich wurde grob: sie bekam den Weinkrampf. Ich setzte mich aufs Pferd und ritt zu Dir.“

„Deine gute Frau ist eine Xantippe,“ sagte Angélique, auf dem Schooß des Grafen Platz nehmend.

„Ich aber, lieber Schatz, bin kein einfältiger Sokrates, der die Ausbrüche des Zornes seiner Xantippe geduldig erträgt. Diese Zeit ist Gottlob längst vorüber! Zuletzt verliert der Beste die Geduld!“

„Und wer kann es ihr verdenken?“ fragte Angélique, seinen Hals mit beiden Armen umschlingend und ein ganzes Alphabet zärtlicher Küsse auf Stirn, Augen und Mund ihres Freundes niederlegend. Sei kein Tor und tröste Dich! Was kümmert Dich Dein launenhaftes Weib? Süßer Mann, Du hast ja mich!“

„Das eben ist's, was sie ärgert! Sie gönnt mir nicht die geringste Abwechslung!“

„Ist denn etwa sie so beständig? Liebt sie Grassi nicht hundertfach mehr, als Dich, der Du weit jünger, weit schöner, weit liebenswürdiger bist, als jener alte, scheinheilige Sünder, der ihr den Kopf verdreht hat. Wär' ich Graf zu Lynar, ich würde mich von dieser Xantippe scheiden lassen.“

„Kind, das werde ich n i c h t tun!“

„Und warum nicht, Du reizender Eigensinn?“

„Einfach, weil ich Gründe dazu habe. Bist Du vielleicht töricht genug, zu glauben, ich würde mich von meiner Frau losreißen, um das Recht zu haben, Dich zu heiraten? Du irrst Dich, lieber, süßer Schatz! Heute meine Frau, würdest Du morgen nicht um ein Haar breit besser sein, als die Gräfin. Daran also, Kind, denke nicht mehr! Gebrannte

Kinder, Angelique, fürchten das Feuer. Ein Mann, der zum zweiten Male heiratet, ist ein Kandidat des Irrenhauses."

„Glaubst Du, daß dies offene Bekenntnis mich ärgert? Sei kein Tor und tröste Dich! Eben so wenig wie Du an eine Trennung von Deiner Frau denkst, eben so wenig habe ich jemals an eine Verheiratung mit Dir gedacht. Morgen Deine Frau, wär' ich in vier Wochen Dir eben so gleichgiltig, wie die Gräfin. Bleib' also auf ewig ihr Sklave! Füge Dich gehorsam jeder ihrer Launen. Heute murre und morgen verzeihe ihr! Das sind die Variationen der Ehe!"

„Passons la-dessus!" sagte der Graf. Heute vor drei Jahren . . ."

„Waren wir in Paris gewesen," unterbrach ihn Angelique. Nie werde ich vergessen, wie die Auster Deiner Hand entsank, als die bewußte Polin Dich besuchte . . ."

„Sie ist das Vorbild weiblicher Frechheit. Aber derartige Geschöpfe bringen es häufig weiter in der Welt, als sogenannte Tugendspiegel. Weißt Du, welche Laufbahn sie gemacht? Nachdem sie den reichen Schweden ausgeplündert und an den Bettelstab gebracht, hatte sie den General Joachim Murat kennen gelernt und ihn dergestalt für sich einzunehmen gewußt, daß er ihr ein Haus und eine Einrichtung für 100 000 Franks geschenkt haben soll, blos darum, um sie wieder loszuwerden, weil er vor sechs Monaten die jüngste Schwester des Konsuls Bonaparte, Marie Caroline Annonciade, geheiratet hat und seitdem der Schwager Napoleons ist. Der Konsul, dem Murat's Verhältnis zu Lodoiska verraten worden war, nahm sich die Freiheit, die Polin aus Paris zu verweisen. Gegenwärtig lebt die Verbannte in London. Zu der Zahl ihrer dortigen Freunde gehört der galante Prinz von Wales, welcher sich in die kleine Hexe dermaßen vergafft hat, daß er ein Sklave ihres Willens ist."

„Beweis, daß sein Geschmack verdorben ist."

„Wie so? Im Leben jedes Feinschmeckers gibt es Augenblicke, in welchen er eine gewöhnliche Kartoffel der allerfeinsten Ananas vorzuziehen pflegt. Schwärmt doch selbst der große Korse, der Gemahl Josephinens, für eine Schöne,

die nicht viel besser als diese kleine Polin ist. Sie heißt Georges und ist Schauspielerin. Josephine von Beauharnais und Mademoiselle Georges! Der gute Konsul hat wahrlich recht: „du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!" Nun aber will ich nach Hause."

„Und warum heute früher, als gewöhnlich?" fragte Angélique.

„Vergiß nicht, liebes Kind, daß meine Frau wieder unwohl ist. Weiß ich doch selbst nicht, woher es kommen mag, daß ich bisweilen einen kleinen Vorgeschmack von Gewissensbissen empfinde. Oft sage ich mir, daß meine Frau trotz aller ihrer Fehler mehr Achtung, mehr Liebe verdient! In solchen Augenblicken möchte ich zu ihren Füßen niedersinken und sie für alles, was mein Leichtsinn ihr zugefügt hat, um Verzeihung bitten. Aber diese Anwandlung bitterer Reue währt in der Regel nicht länger als eine Nacht; dann bin ich wieder der Alte! Morgen gehe ich auf die Jagd; gegen Abend, lieber Schatz, besuche ich Dich und bringe hoffentlich etwas bessere Laune als heute mit."

„Gehe mit Gott, Muster eines christlich-germanischen Ehemanns!" sagte Angélique mit beißender Ironie.

Der Graf umarmte sie und ging.

Als Angélique mit sich allein war, pflanzte sie sich vor einen ihrer Spiegel auf und sagte zu sich selbst:

„Er ist schwach wie jeder Andere! Heute empfindet er Reue; morgen aber sündigt er von neuem. Er ist eben so unbeständig in seinem Hasse wie in seiner Liebe. Und dennoch möchte ich die Frau dieses Mannes sein! Nicht aus Liebe, nur aus Caprice! Und darum heißt es fortfahren, alles zu tun, um die mir verhaßte Ehe nach und nach aufzulösen. Gelingt es mir, dann werde ich sein Weib, mag er es wollen oder nicht. Wachs ist er in meiner Hand und tut endlich doch alles, was ich ernstlich will. Sinnliche Menschen besitzen nur selten Charakter. Sie sind Marionetten, die keinen eigenen Willen haben und nur von dem Willen Anderer abhängen, die deren Schwächen durchschauen. Ich kenne ihn durch und durch. Und wenn Lynar nur ein Jahr noch am

Leben bleibt, dann muß er mein Gemahl werden, so wahr ich Angélique heiße und kein Wesen auf Erden glühender als dessen Frau hasse."

Eine Stunde später empfing sie Besuch. Der Mann, der ihr seine Aufwartung zu machen sich erlaubte, war der Maler Grassi.

„Welchem Zufalle verdanke ich die Ueberraschung Ihres Besuchs?" fragte Angélique.

„Erlauben Sie mir, Ihnen vor allem andern zu sagen, daß ich nicht im Auftrage irgend einer Person, sondern einzig und allein aus freiem Antriebe komme, um eine Bitte an Ihr Herz zu legen, durch deren Erfüllung Sie mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichten würden . . ."

„Womit kann ich dienen, Herr Grassi?"

„Ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören und mir nicht zu zürnen, wenn ich mich in Dinge mische, die mich, streng genommen, nichts angehen; aber von der Ueberzeugung ausgehend, daß Sie ein gutes Herz und auch Mitgefühl für das Leiden Anderer haben, trete ich als Anwalt für eine Dame auf, deren Schicksal in Ihren Händen liegt. Ich meine die Gräfin zu Lynar."

„Was kann ich für sie tun?" fragte Angélique.

„Mehr als jeder Andere auf Erden! Sie allein vermögen ihr das Glück und die Ruhe ihres Lebens wiederzugeben . . ."

„Wodurch?" fragte sie mit eiskalter Ruhe."

„Dadurch, daß Sie deren Gemahl aus dem Labyrinthe seiner Verirrungen auf den Pfad seiner Gattenpflicht zurückführen dadurch, daß Sie freiwillig ihm entsagen."

„Verlangen Sie nichts Unmögliches von mir! Ich liebe ihn so wahr und innig, daß nichts als der Tod mich von ihm trennen kann."

„Sie begehen eine Sünde, die sich früher oder später — diesseits oder jenseits! — bitter rächen wird."

„Ich werde die Folgen ruhig abwarten," sagte Angélique, deren Kälte unbesiegbar war.

„Haben Sie Mitleid mit der armen Gräfin, deren Herz

sich in wildem Gram verzehrt. Erwachen Sie aus dem Taumel der Verirrung zu dem Bewußtsein, daß Sie alles, was Sie bis zu diesem Augenblick ihr Böses zugefügt haben, nur dadurch sühnen können, daß Sie jener frevelhaften Liebe, die das Brandmal ewiger Schmach auf Ihre Stirn drückt, freiwillig entsagen und Ihren Mitschuldigen, reuig bekehrt, zu den Füßen seiner tiefgekränkten Frau zurücktreiben."

„Verlangen Sie, mein eigenes Glück zu gunsten des Glückes einer Andern aufzuopfern? Soll ich Ihnen noch ein-, noch zehn-, noch hundertmal wiederholen, daß ich den Mann jener Frau mit allen Kräften meiner Seele, mit jedem Blutstropfen meines Herzens liebe? Was kümmert mich die Gräfin? Muß sie nicht den größten Teil seiner Schuld sich selber zuschreiben? Jeder, der, wie ich, jahrelang Zeuge gewesen war, wie lieblos sie ihn behandelt hat, wird sie unmöglich bedauern können. Wenn gewisse Männer ihren Frauen untreu werden, sind letztere in der Regel selber daran schuld. Unmöglich, Herr Grassi, konnte es dem Grafen entgangen sein, daß seine Frau sich zu Ihnen mehr, als zu ihm hingezogen fühlte. Jeder andere in seiner Stelle würde sie mit Vorwürfen überschüttet haben. Der Graf aber tat es nicht. Er ließ seine Frau ruhig gewähren, und erst dann, als er einsah, daß er ihr völlig gleichgültig sei, rächte er sich an ihr dadurch, daß er Trost suchte in den Armen einer Andern, die ihm ein Herz voll heißer Liebe entgegentrug."

„Sie tun der Gräfin eben so unrecht, als mir. Ich schwöre Ihnen bei Gott und allen Heiligen, daß die Gräfin zu Lynar, mir gegenüber, frei von jeder Sünde ist. Sie liebt in mir nicht den Menschen; sie achtet in mir den Künstler. Auch die Liebe und Verehrung, die ich für die Gräfin hege, hat sich keinen Vorwurf zu machen; denn sie ist eben so rein und uneigennützig wie die ihrige. Ein so großes, edles Herz, wie das der Gräfin, kann seinen Schwüren niemals untreu werden."

„Wie sehr überschätzen Sie diese Frau! Ich kenne sie von Jugend auf und weiß, daß sie eine jener Scheinheiligen

ist, welche Tugend auf der Lippe und Hang zur Sünde im Herzen tragen."

„Ich bitte Sie inständig, etwas vorsichtiger in dem Urteile über Andere zu sein und nicht vergessen zu wollen, daß es eben so lieblos wie unklug ist, wenn jemand, der ein gläsernes Dach hat, mit Steinen nach Andern wirft. Damen Ihrer Gattung können die Tugend einer Frau anderer Natur eben so wenig, wie Blinde den Unterschied der Farben begreifen. Gräfin Lynar ist eine Frau von Ehre; Sie dagegen, Mademoiselle, sind eine Buhlerin!"

„Wie, mein Herr, Sie wagen es . . ."

„Ich wage es, Ihnen das zu sagen, was alle Welt über Sie zu denken einig ist. Sie gehören jener Sippe von Frauen an, die nicht ahnen, was Liebe, wohl aber wissen, was Eigennutz ist. Sie heucheln Liebe, um den eiteln Mann, der dem vergifteten Honig Ihrer Worte glaubt, immer tiefer in das Garn der Verführung hineinzuziehen. Ich wage es, Ihnen offenherzig zu sagen, daß Sie eine jener herzolosen Phrynen sind, für welche ein Mann von Ehre kein anderes wage es Ihnen zu sagen, daß noch zehn Mal größer als die Verachtung, die ich für Sie hege, der Abscheu ist, den ich für Sie empfinde. Mademoiselle, ich war in der Absicht gekommen, Sie zu bessern; ich scheide von Ihnen mit dem Bewußtsein, daß letzteres ein Ding der Unmöglichkeit ist. Jedes Weib, das sich, wie Sie, schamlos im Schlamme der Sünde wälzt, wird sich niemals zu der Höhe wahrer Reue erheben. Fahren Sie fort zu sündigen, wie bisher, aber vergessen Sie nicht, daß einst Tag und Stunde kommen werden, wo Vergeltung schlagen wird," sagte Grassi und stürmte fort.

Angelique knirschte wütend mit den Zähnen. Sie keuchte wie ein durch Zorn seiner Sprache beraubtes Geschöpf. Jedes Wort dieser Strafpredigt hatte sich wie ein vergifteter Pfeil in ihr Herz gebohrt. Vergebens rang sie nach Fassung. Die Worte erstarben auf ihren Lippen. Das, was sie in diesem Augenblicke litt, vermögen nur solche mitzufühlen, die sich einmal in ähnlicher Lage befunden haben. Vom Sofa warf sie sich auf die Erde.

Kaiser Napoleon.

Um ihren Schmerz zu betäuben, biß Angelique in den Teppich, auf dem sie sich konvulsivisch umherwälzte wie ein halbtot geprügelter Hund, dem das Bellen verging.

Erst nach Verlauf einiger Stunden begann sie ruhiger zu werden. Tödlich verwundet, brach sie in eine Flut von Tränen aus.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages — es war am 1. August 1800 — begab sich Graf Lynar auf die Hühnerjagd. Er jagte von acht Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags, ohne dadurch heiterer zu werden. Ein dunkles Vorgefühl sagte ihm, daß seiner Maitresse etwas Unangenehmes begegnet sei; diese Ahnung machte ihn unruhig. Mehr als einmal war er entschlossen, zu ihr hinauszureiten, um sich Gewißheit zu verschaffen. Immer aber hielt ihn eine ihm selber unerklärliche Furcht zurück, seinen Vorsatz auszuführen. Er verschob ihn von Stunde zu Stunde.

„Unangenehmes," sagte er zu sich, „erfährt man noch immer frühzeitig genug. Angelique macht mir Kummer und Sorge. Wer weiß, ob ich nicht ruhiger und glücklicher wäre, stünde nicht immer ihr Bild zwischen mir und meiner Frau, deren tiefgekränkter Stolz mir niemals vergeben wird, daß die ehemalige Dienerin mehr Gewalt über mich besitzt als sie, mein Weib. Aber so leid letzteres mir auch tun mag, immer zieht ein dämonischer Zauber mich in Angeliques Schlingen zurück. Immer mehr und mehr fühle ich die Unmöglichkeit, mich von ihr loszureißen. — Wenn ich sie einen Tag lang nicht gesehen habe, treibt mich bange Sehnsucht in ihre Arme zurück. — Je näher ich ihrem Hause komme, desto lauter pocht mein Herz. So oft ich zu ihr eile, beschleicht mich die Furcht, sie nicht zu Hause zu finden. Wie oft schon hatte ich mir eingebildet, daß Angelique mir untreu geworden und bald mit diesem, bald mit jenem durchgegangen sei! Ueberall erblicke ich Nebenbuhler und Verräter. Von Tag zu Tag werde ich argwöhnischer, mißtrauischer, eifersüchtiger. Wie oft ich mich auch fragen mag, worin der Zauber dieses

Weibes ruht, niemals weiß ich mir darauf eine richtige Antwort zu geben. Häufig betrachte ich sie minutenlang, ohne zu wissen, was mich zu ihr hinzieht. Hat sie nicht Mund und Augen wie jede andere? Warum aber dünkt sie mir schöner als Tausende ihresgleichen? Nur darum, weil ich sie liebe! Aber warum liebe ich sie wohl? Hic haeret acqua! sagt der Lateiner."

Gegen vier Uhr ritt er nach Hause. Der Gedanke, der ihn fortwährend beschäftigte, war Angélique. Und dennoch vermied er es, sie heute zu besuchen, weil eine Stimme seines Herzens ihm sagte, Angélique werde ihn mit Vorwürfen empfangen, weil sie seinetwegen gekränkt worden sei. Ein Herz, welches liebt, ist hellsehend. Liebe durchschaut und löst jedes Rätsel.

Nach Lübbenau zurückgekehrt, war er nicht wenig erstaunt, die Gräfin zu sehen, die ihn heute mit weit mehr Freundlichkeit als gewöhnlich am Eingange des Schlosses erwartet hatte.

„Wie froh bin ich, Dich wieder zu sehen!" sagte die Gräfin. „Wenn ich heute um Dich mehr als jemals besorgt gewesen bin, so lag der Grund einzig und allein darin, daß mich in vergangener Nacht ein böser Traum gequält hat. Heute abend erzähle ich ihn Dir."

„Ich bin erhitzt, wie Du siehst, und will vor allem die Kleider wechseln," sagte der Graf, vom Pferde steigend, dessen Zügel er einem seiner Stallknechte zuwarf.

Lynar flog die Schloßtreppe hinan. Seine Gemahlin folgte ihm. Im Garderobezimmer angelangt, sagte er zu seiner Frau:

„Während ich mich umkleide, kannst Du mir einen Gefallen erweisen. Bringe mir ein Glas frischen Wassers."

Die Gräfin eilte zur Tür hinaus.

„Wenn ich mich umgekleidet habe," sagte der Graf leise vor sich hin, „dann eile ich zu Angélique. Neugierig bin ich zu erfahren, was gestern oder heute draußen auf ihrer Villa vorgefallen sein mag."

Gleich darauf kehrte die Gräfin zurück.

„Du bist noch immer sehr erhitzt," sagte sie. „Iß, bevor Du dieses Glas frischen Wassers trinkst, ein Stückchen von diesem Mandelkuchen."

„Gib her, liebes Kind," sagte Lynar und aß den Kuchen, den sie ihm hinreichte.

„Wohl bekomme es Dir!" sagte sie.

„Ich danke," sprach der Graf und leerte dann mit einem Zuge das ziemlich große, mit eiskaltem Wasser angefüllte Glas.

„Das hat geschmeckt!" rief er aus. — —

— — — — — — — —

Eine Viertelstunde später war er tot.

Als die Kunde vom plötzlich erfolgten Tode des Grafen mit der Schnelligkeit einer bösen Seuche von Haus zu Hause und, drei Stunden später, auch zu Angélique's Ohren drang, faßte letztere einen raschen Entschluß: sie rächte sich auf infame Weise.

„Seine herzlose Frau hat ihn vergiftet!" rief Angélique.

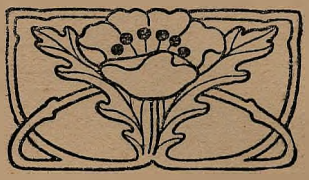
— — — — — — — —

Je größer und kühner die Verleumdung ist, desto leichter findet sie Eingang und Glauben.

Am andern Morgen wiederholte ganz Lübbenau:

„Sie hat ihn vergiftet durch Kuchen!"

Angélique triumphierte; die Gräfin aber verzweifelte. Im Munde des Volkes war sie seitdem auch Giftmischerin. —



Einundzwanzigstes Kapitel.

In dem Zeitraume vom 1. August 1800, an welchem Graf Rochus zu Lynar im Alter von kaum siebenundzwanzig Jahren so urplötzlich gestorben war, bis zum 10. April 1802, an welchem Tage sich die verwitwete Gräfin zu Lynar mit dem Grafen Hans Ferdinand Ludolph von Kielmannsegge vermählt hatte, verlor sie ihren Vater, Peter August von Schönberg, einen ihrer beiden Söhne, den Grafen Rochus Karl, der am 4. September 1801 starb, und sechsundzwanzig Tage nach dem Ableben ihres Gemahls auch den Freund ihrer Mutter, jenen unglücklichen Marchese Pietro Alviso d'Agdolo, der nach fast vierundzwanzigjähriger Gefangenschaft am 27. August 1800 als ein Opfer der Unversöhnlichkeit Friedrich August's des Gerechten auf der Festung Königstein seinen letzten Seufzer aushauchte.

Als der Kurfürst durch einen vom Kommandanten der Festung abgesandten Eilboten das Ableben jenes Mannes erfuhr, sagte er zu einem seiner Vertrauten:

„Mit diesem Agdolo, der vor drei Stunden seine Augen geschlossen hat, ist eines der dunkelsten Rätsel der sächsischen Geschichte und eines der gefährlichsten Werkzeuge der bösen Pläne Unserer in Gott ruhenden Frau Mutter heimgegangen. Der Tod hat ihm den Mund geschlossen. Jetzt habe ich nichts mehr zu fürchten!"

Die Gräfin Kielmannsegge legte Trauer an.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der zweite Gemahl der verwitweten Gräfin zu Lynar, Graf Ferdinand Hans Ludolph von Kielmannsegge — geboren zu Hannover am 14. Februar 1777 — war ein Nachkomme jenes Freiherrn Johann Georg von Kielmannsegge, welcher am 25. November 1717 als königlich großbritannischer und kurhannoverscher Ober-Stallmeister zu London starb. Die Gemahlin desselben, Sophie Charlotte Gräfin von Platen, war die Maitresse König Georg's I. gewesen, der sie zur Gräfin von Arlington erhoben hatte. Sie starb zu London am 1. Mai 1725.

Graf Ferdinand von Kielmannsegge war erst fünfundzwanzig Jahre alt und königlich hannoverscher Hauptmann gewesen, als er die reiche Witwe des Grafen Rochus zu Lynar geheiratet hatte, um mit dem Vermögen seiner jungen Frau die Ansprüche seiner zahllosen Gläubiger zu befriedigen. Auguste Charlotte von Schönberg hatte von ihrem Vater die Güter Schmochtitz, Neusalz, Spremberg, Dürrhennersdorf u. s. w. und damit ein jährliches Einkommen von mehr als dreißigtausend Thalern geerbt. Die verwitwete Gräfin zu Lynar war also trotz des bösen Rufes, den sie genoß, eine höchst brillante Partie.

— Ich will nicht untersuchen, sagte sich der junge Ehemann, ob meine Frau ihren ersten Gemahl wirklich vergiftet hat oder ob dies nur — wie Vieles in dieser bösen Welt! — boshafte Verleumdung ist. Sie hat Geld und dies genügt!

Bald nach seiner Vermählung mit ihr hatte er seine Schulden bezahlt und lebte nun mit seiner Frau in Hannover

wie Gott in Frankreich. Seine Liebe zu ihr war eben nicht größer als die ihres ersten Gemahls. Lynar war aber wenigstens ein Mann von Geist gewesen; Kielmannsegge dagegen besaß weder Geist noch Herz. Bei Lichte betrachtet, war er nichts weiter, als ein auf seinen Grafentitel eingebildeter „Krautjunker," der außer seinen Pferden nur sich selber zu lieben schien und eben so wenig wie Graf Lynar geeignet war, sich die Achtung und Liebe seiner Frau zu erwerben.

Nach den Flitterwochen vernachlässigte er sie. Die Gräfin, welche frühzeitig genug es bereuen mußte, diesem Manne ohne Geist und Poesie ihr Herz und ihr Vermögen zum Opfer gebracht zu haben, zog sich, bitter getäuscht, mehr und mehr von allen Gesellschaften zurück und suchte Trost in der Einsamkeit. — Der hannoversche Adel, der sie teils um ihren Reichtum, teils um ihren Geist und ihre Schönheit beneidete, fühlte sich gekränkt, daß Gräfin Kielmannsegge von ihm wenig oder gar keine Notiz nahm und den Umgang mit geistreichen Leuten bürgerlichen Ursprungs vorzog. Der liebe Adel rächte sich dadurch, daß er allen Verleumdungen, welche ihr von Dresden und Lübbenau vorausgeeilt waren, unbedingten Glauben schenkte.

— Wer kann mit einer Frau umgehen, die schon als vierzehnjähriges Mädchen in einem verdächtigen Hause ertappt worden ist und die später den besten und redlichsten aller Männer durch vergifteten Kuchen aus der Welt geräumt hat? sagte eine der adeligen Klatschschwestern.

— Sie sollte für Letzteres hingerichtet werden. Kurfürst Friedrich August aber soll sie aus Rücksicht für ihre Familie zu der mehr als barbarischen Strafe verurteilt haben, Zeitlebens, Tag und Nacht, einen Henkerstrick um ihren Hals zu tragen, erklärte eine andere der adeligen Klatschrosen.

— Während ihres Witwenstandes, erzählte ein drittes Klatschmaul, soll sie allwöchentlich — auf Befehl des Kurfürsten — in Lübbenau von dem Dresdener Scharfrichter Fritzsche besucht worden sein, damit er sich augenscheinlich überzeuge, ob sie das Zeichen ihrer Strafe trage.

Keines von allen Sprichwörtern der französischen Sprache

scheint uns so unwahr, als jenes, welches „noblesse oblige" als Grundsatz des Adels aufstellt.

— Auch mit ihrem jetzigen Gemahle soll sie auf sehr gespanntem Fuße leben und sich damit trösten, daß sie sich von bürgerlichem Janhagel den Hof machen läßt, behauptete eine vierte Klatschschwester.

— Man erzählt sich allgemein, sie habe ihre Seele dem Teufel verschrieben, der sie in das Geheimnis ewiger Jugend eingeweiht und ihr eine Zauberschminke geschenkt haben soll, mit deren Hilfe sie sich wie Diana von Poitiers verjüngen und — was noch mehr sagen will! — unsichtbar machen kann, erezählte die Erste des vierblätterigen Kleeblatts.

— Ich fürchte mich vor dieser Hexe, erklärte die Zweite, die alt und häßlich wie des Teufels Großmutter war.

— Am Ende behext sie auch uns! rief der Dritte, die schon ohnehin Hexe war.

— Derlei Teufelsbräute sollten unbarmherzig verbrannt werden! meinte die Vierte. — — — —

— — — — — — — —

Die Gräfin, der es nicht fremd geblieben war, in welchem Rufe sie stand, fand Trost und Beruhigung in dem Bewußtsein, daß die Welt ihr himmelschreiend Unrecht tue. — Mehr und mehr isolierte sie sich. Ihre einzige Zerstreuung war die Lektüre. Mit unermüdlichem Eifer trieb sie Geschichte. Sie fand Geschmack an der Politik. Ihr Abgott wurde der Konsul Buonaparte. Mit Interesse folgte sie jedem seiner Siege. Seit dem 14. Juni 1800, wo der „kleine Korporal" die Schlacht bei Marengo gewonnen hatte, war er für sie eine Art von Kultus geworden.

Am 2. August 1802 wurde General Buonaparte zum Konsul auf Lebenszeit, am 18. Mai 1804 zum Kaiser der Franzosen ausgerufen. Die Gräfin küßte das Bild ihres Helden und schwelgte in den Strahlen seines Heldenruhms. Josephine von Beauharnais war jetzt Kaiserin. Die Weissagung der Kartenschlägerin und des alten Grafen zu Lynar hatte sich erfüllt. Ganz Europa zitterte vor Napoleon I.

Aber betrachtet man diesen Koloß ohne Vorurteil, dann

drängt sich jedem Unparteiischen die traurige Ueberzeugung auf, daß dieser Held nichts Anderes, als die Selbstsucht in der höchsten Potenz, der herzloseste Ehrgeiz, der unersättlichste Blutsauger der Geschichte war, der die ganze Menschheit als eine große Riesennull, sich selbst aber als die einzige Eins der ganzen Welt betrachtete. Sogenannter Heldenruhm, der bis an den Knieen in Blutbächen watet, ist eine jener Ruhmesgattungen, für die nur Solche sich begeistern können, welche in der rohen Gewalt der Uebermacht den höchsten aller Siege erblicken. Was aber ist der Krieg wohl viel Anderes, als ein in großartigem Maßstabe betriebenes Metier von Räubern, Brandstiftern und Blutsaugern? Ist nicht Fra Diavolo ein fast eben so großer Held, wie Napoleon Buonaparte? Jener hat freilich nur einzelne Landstriche, Dieser dagegen die halbe Erde geplündert und mehr unnützes Blut als ein ganzes Heer von Fra Diavolo's vergossen. Mögen hundert Andere für Napoleon schwärmen! Wir fühlen keinen Enthusiasmus für ihn, denn sein geheimer Wahlspruch war: Alles für mich; Nichts für Andere!

Als Madame Therese Cabarrus von ihrer ersten Tochter untbunden wurde, legte sie ihr, aus Haß für Robespierre, in der Taufe den Vornamen „IX. Thermidor" bei. Als Gräfin Kielmannsegge am 24. November 1804 ihren ersten Sohn gebar, bestand sie darauf, ihn „Napoleon Buonaparte" getauft zu sehen.

— Ich hasse diesen corsischen Wehrwolf, entgegnete der Gemahl und gab seinem Sohne den Namen „Alfred."

Vier Monate nach der Entbindung der Gräfin kam Grassi nach Hannover. Seit ihrem Wegzuge aus Lübbenau hatte sie ihn nicht mehr gesehen und auch keine Nachricht von ihm erhalten. Sie empfing ihn mit unbeschreiblicher Freude. Sie umarmte ihn wie einen Bruder; sie küßte ihn wie einen Vater.

— Nun müssen Sie bei uns bleiben, sagte sie zu ihm. Jetzt lassen wir Sie nicht mehr fort von uns. O wie oft hatten Sie mir gefehlt! Wie häufig hatte ich mich nach Ihnen gesehnt! Sind Sie doch der Einzige, der nicht Allem glaubt, was die boshafte Welt von mir zu erzählen weiß.

Sie sind vielleicht der Einzige, der mich nicht haßt, nicht verabscheut. Sie glauben es nicht, daß mein Gemahl durch mich vergiftet worden ist.

— Diese schamlose Verleumdung ist die Erfindung jener elenden Schweizerin, die, beiläufig erwähnt, traurig geendet hat. Bald nach dem Tode Ihres Herrn Gemahls hatte sie die Bekanntschaft eines französischen Kunstreiters gemacht. Er war ein Goliath und hieß David. In diesen David hatte sich jene Angelique so sterblich verliebt, daß sie Alles, was Graf Lynar ihr geschenkt, zu Geld machte und ihrem Goliath von Dresden nach Petersburg folgte. Nachdem der gute David Alles, was sie mitgenommen, durchgebracht hatte, jagte er sie halb nackt aus seiner Wohnung und wollte Nichts mehr von ihr wissen. Als sie wiederkam und von ihm Geld zum Leben verlangte, gab er ihr Peitschenhiebe, Fußtritte und Schimpfnamen aller Art. Sie verfluchte und verwünschte ihn; er pfiff ein Lied und lachte. Angelique rannte wie eine Verrückte fort. Drei Tage später fand man an den Ufern der Newa ihren Leichnam.

— Gott möge ihrer Seele gnädig sein! rief Gräfin Kielmannsegge.

— Sie hat kein besseres Los verdient, entgegnete Grassi. Nun aber, teure Gräfin, gestatten Sie Ihrem treuesten Freunde eine offenherzige Frage. Sind Sie jetzt glücklicher, als damals?

— Nein! antwortete sie mit schwerem Herzen.

— Und wer von Beiden trägt die Schuld?

—Wir tragen sie Beide! Mein zweiter Gemahl ist eben so herzlos, wie es mein erster gewesen war. Auch er haßt und vernachlässigt mich. Lynar war wenigstens niemals grob gewesen; Kielmannsegge aber ist auffahrend und brutal. Seine Roheit streift oft an Gemeinheit.

— Ertragen Sie auch diese neue Prüfung mit christlicher Geduld, riet Grassi.

— Dies ist leichter gesagt, als ausgeführt ...

— Das weiß ich. Aber ein so großer, starker Charakter, wie der Ihrige, vermag Alles, was er ernstlich will; der

menschliche Jammer währt nicht ewig. Auf Tage unerträglicher Leiden folgen Jahrtausende himmlischer Glückseligkeiten.

— Glauben Sie wirklich an ein Jenseits? fragte die Gräfin.

— Und warum sollte ich nicht glauben? Hat dieser Glaube doch so viel Tröstendes, daß er uns Kraft und Entschlossenheit verleiht, Manches zu ertragen, was ohne diesen Glauben unerträglich wäre. Bekämpfen Sie diesen ewig wiederkehrenden Zweifel: fassen Sie Mut zum Hoffen und zum Glauben.

— Ich verspreche es Ihnen, sagte die Gräfin ihm die Hand reichend.

In demselben Augenblick erschien ihr Gemahl.

— Erlaube mir, sagte die Gräfin, Dir einen alten Freund vorzustellen, der an meinem Schicksale brüderlichen Anteil nimmt: Herr Professor Joseph Grassi aus Dresden.

Der Künstler machte eine stolze Verbeugung.

— Sind Sie Professor der Jurisprudenz? fragte Kielmannsegge.

— Nein, Herr Graf, ich bin nur Maler und Professor der Dresdner Kunst-Akademie.

— Sind Sie verheiratet? fragte der Graf.

— Ich bin ledig, erwiderte der Künstler.

— Und warum heiraten Sie nicht?

— Aufrichtig gesagt, nur darum nicht, weil ich die traurige Erfahrung gemacht habe, daß unter hundert Ehen häufig nicht eine vollkommen glücklich ist.

— Da haben Sie vollkommen Recht, Professor! Die Ehe ist ein Hazardspiel, bei dem fast Jeder verliert und — wunderbar genug! — Keiner gewinnt. Auch unsere Ehe ist keine glückliche. Meine Frau schwärmt für Leute, welche ich hasse, und haßt dagegen Andere, für welche ich schwärme. Sie bewundert den Abenteurer Napoleon und verachtet Jeden, der, wie meine Wenigkeit, von diesem zu Fleisch gewordenen Egoismus nichts hören mag. Buonaparte's unermeßlicher Ehrgeiz setzt halb Europa in Feuer und Flammen. Und wohin führen all' seine Siege? Zum elenden Despotismus der

unerträglichsten Säbelherrschaft! Ich selber bin Soldat, aber diese bluttriefende Kaiserwirtschaft flößt mir zehnmal mehr Haß als Achtung ein. Napoleon Buonaparte ist ein neuer Attila, eine schreckenverbreitende Gottesgeißel, die wie ein verheerender Pesthauch von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zieht und Tausende von Menschen dem feuerspeienden Moloch seines unersättlichen Ehrgeizes opfert.

— Diese Geißel Gottes ist eine Notwendigkeit! erklärte die Gräfin. Er ist ein von Gott gesandter Sturmwind, welcher die verpestete Luft durchfegt und die Erde von manchem Ungeziefer befreit.

— Sein Ende wird ein Schreckliches sein! prophezeite der Graf. Doch genug von ihm! Kommen Sie jetzt geraden Wegs von Dresden? fragte er, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

— Nein, Herr Graf, ich komme von Rom.

— Und was gibt es dort Neues? fragte die Gräfin.

— Papst Pius VII., weniger hartnäckig als sein Vorgänger Pius VI., der als Gefangener Napoleon's am 14. Juli 1798 in der Zitadelle von Valence gestorben ist, hat mit Frankreich ein Konkordat abgeschlossen und wird sich im Oktober dieses Jahres (1804) zur Kaiserkrönung nach Paris begeben. Einer der erbittertsten Feinde des Kaisers ist der päpstliche Staatssekretär, Kardinal Ercole Consalvo, der, ganz das Gegenspiel des nachgiebigen Papstes, gegen Napoleons Krönung zum Könige von Italien entschieden zu protestieren wagt.

— Und was wird die Folge sein? fragte Gräfin Kielmannsegge.

— Die Franzosen werden Rom besetzen und den heiligen Vater gefangen nehmen, entgegnete Grassi.

— Gibt's denn keine Nemesis mehr? fragte der Graf. Der Uebermut dieses Korsen wächst von Stunde zu Stunde. Er will die ganze Welt unterjochen, die ganze Menschheit zum Spielzeuge seines Ehrgeizes machen. Meine Erbitterung gegen ihn ist so groß, daß ich nicht Worte finde, Ihnen zu sagen, wie sehr ich den Abgott meiner Frau verabscheue. Doch nun

zu etwas Anderm! Gedenken Sie lange in Hannover zu verweilen?

— Nur zwei Tage, sagte der Maler.

— Und wohin reisen Sie von hier? fragte die Gräfin.

— Ich gehe von hier nach Hamburg. Von dort eile ich nach London, um einer Einladung des Prinzen von Wales zu folgen, der mich mit einem Auftrage beehren will. Seine königliche Hoheit residiert gegenwärtig in Carlton-House. Seine Ehe mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig ist leider keine glückliche. Seit Jahr und Tag lebt er mit einer Polin, welche Lodoiska heißt, und in früherer Zeit eine der vielen Maitressen Murat's gewesen war. Diese Lodoiska soll ich für seine Privat-Galerie malen.

Der Prinz von Wales, sagte die Gräfin, ist nach Allem, was ich über ihn gehört und gelesen habe, ein abscheulicher Lovolace, der, nachdem er Jahre lang für die Schauspielerin Mary Robinson geschwärmt, sich in Rom heimlich mit einer irischen Katholikin, Lady Fitz-Herbert, trauen ließ. Sie wird nicht die Letzte sein, von welcher er sich lossagen wird, um irgend eine Andere zu verführen.

— Der Prinz von Wales, der um jeden Preis von seiner Braunschweigerin getrennt zu sein wünscht, trägt sich mit dem Plane, Prinzessin Karoline öffentlich des Ehebruchs anzuklagen, erzählte der Graf.

— Einem Hannoveraner traue ich Alles zu, sagte die Gemahlin des Grafen, welcher, wie bekannt, ebenfalls Hannoveraner war.

Der Graf zuckte die Achsel.

— Ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreise noch einmal zu sehen, sagte er zum Maler und entfernte sich.

— Nun, wie gefällt Ihnen mein Gemahl? fragte die Gräfin.

— Noch erlaube ich mir kein Urteil über ihn. Das Einzige, was mir an ihm aufgefallen, ist der glühende Haß, den er gegen Napoleon zu haben scheint.

— Er haßt ihn hauptsächlich darum, weil ich ihn bewundere, weil der Kaiser der Franzosen in meinen Augen

der größte Mann seines Zeitalters, der glänzende Schlußpunkt der französischen Revolution, der Anfang einer neuen Aera ist.

— Und dennoch ist Ihr Gemahl nicht der Einzige, der in dem Gegenstande Ihrer Bewunderung eine Geißel Gottes erblickt.

— In meinen Augen ist er ein Messias, der unserm armen Vaterlande Befreiung von der Knechtschaft bringt. Mit Gottes und Napoleons Hilfe werden die Schuppen von den Augen der Völker fallen, und bald wird auch die deutsche Nation zu dem Bewußtsein erwachen, daß nur Einigkeit sie stark und mächtig machen kann. Der Ruhm ist kein leeres Traumbild. Ein Volk, das auf Ruhm freiwillig Verzicht leistet, ist nicht wert, daß es existiert. Ein Volk, das jede Tyrannei ruhig gewähren läßt, und nicht den Mut besitzt, die Kette, die es drückt, von sich abzuschütteln, unterschreibt sein eigenes Todesurteil: es hört auf, Volk zu sein; es sinkt zu einer Sklavenhorde herab. Und darum sandte Gott der Gerechte in Napoleon I. eine Geißel, welche die von despotischer Knechtschaft niedergebeugten Nationen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit anspornt und siegreich mit sich fortreißt. Napoleon ist das Ende der Knechtschaft. Nur darum ist er mein Abgott!

— Ich bewundere die Größe Ihres Enthusiasmus; doch mag ich nicht verhehlen, daß die Freiheit, die uns Napoleon bringt, uns der Gefahr aussetzt, willenlose Sklaven seiner maßlosen Eroberungssucht zu werden. Sind die Italiener jetzt freier und glücklicher, seitdem ihr Land italienische Republik heißt? Und wie lange wird Italien Republik sein? Macht der Kaiser der Franzosen nicht schon lange Miene, König von Italien zu werden? Sein Ehrgeiz kennt weder Maß noch Grenze! So lange ein Napoleon auf dem Throne Frankreichs sitzt, ist an wahren Frieden nicht zu denken. Europa aber sehnt sich nach Ruhe. Nach mehr als zehnjährigem Kampfe gegen Frankreich will es endlich Frieden haben. Er aber wird nicht müde, jährlich Hunderttausende von Franzosen auf die Schlachtbank zu führen, um blindlings den Plänen seiner selbstsüchtigen Ruhmsucht zu folgen.

— Also auch Sie sind ein Feind Napoleons?

— Ich bewundere seinen Mut und verabscheue seinen Egoismus.

— Dieses Urteil schmerzt mich tiefer, als Sie glauben. Denn was tut wohl weher als das Gefühl, von Freundeshand den Nimbus seines Ideals geschwärzt zu sehen?

— Wir Künstler sind Freunde des Friedens. Nur unterm Szepter des Friedens gedeihen Kunst und Wissenschaft; der Krieg dagegen ist, bei Lichte betrachtet, ein en gros betriebenes Räuberhandwerk, für das ich mich unmöglich begeistern kann. Mehr als alle Helden des Altertums bewundere ich einen Raphael oder Ariost, einen Shakespeare oder Rembrandt, die sich ihren Ruhm nicht mit Hilfe Millionen Anderer errungen haben. Heldenruhm hat keinen Wert für mich. Ein Drama wie „Nathan der Weise" von Lessing begeistert mich mehr, als zehn Siege Ihres großen Napoleons.

— Nur dem Schwerte gehört die Welt! In meinen Augen steht kein Weib der Geschichte so groß und erhaben wie jene Jungfrau von Orleans da, die ihr Vaterland von der Knechtschaft Englands befreit hat. Auch ich liebe mein teures Vaterland! Auch ich möchte es befreien von dem Joche seiner vielen kleinen Fürsten, die wie Blutegel ihm alle Kraft aus den Adern saugen.

— Auch die Kleinen haben ihr Gutes. Jeder hat in seinem Kreise gewirkt. Hat nicht mancher der kleinen Höfe, wie z. B. Weimar und Gotha, mehr für Künste und Wissenschaften getan, als mancher der größern Höfe? Einheit macht stark, Stärke allein aber macht uns weder frei noch glücklich!

— Ist das einköpfige Frankreich nicht freier und glücklicher, als unser vielköpfiges Deutschland?

— Ich erlaube mir, dies zu bezweifeln. Jenes blutige Gespenst, welches „la gloire" heißt, wird Frankreich früher oder später in's Verderben treiben. Die Zeit wird kommen, in welcher es seine Siege mit einer schmachvollen Niederlage bezahlen wird. Es gibt nichts Perfideres als Schlachtenglück! Auch Napoleon wird diese Erfahrung machen; auch er wird fallen wie hundert Andere.

— Er wird sterben wie ein Held!

— Aber sicher nicht auf dem Throne! Denn eines Tages wird sich ganz Europa gegen ihn erheben und seinem Ehrgeize ein Ziel setzen. Der gute Engel, der ihn bis heute bewacht, ist Josephine.

— Es gibt keine Frau auf Erden, welche ich mehr beneide, wie diese Josephine! Gemahlin eines Napoleons bedeutet fast eben so viel, wie Cornelia, die Mutter der unsterblichen Gracchen zu sein. Der einzige Fehler, den ich der Kaiserin nicht verzeihen kann, ist der, daß sie ihrem Gemahle keinen Thronerben schenkt.

— Sein Ehrgeiz wird auch dies benutzen. Aus dem Munde des Kardinals Consalvi habe ich erfahren, daß Napoleon, seitdem er Erbkaiser geworden ist, sich mit dem Plane trägt, seinen Glücksstern zu verstoßen und einen neuen Ehebund zu schließen.

— Das ist eines jener abscheulichen Gerüchte, die seine Feinde nur darum ersinnen, um ihn in den Augen Derer, die ihn lieben, herabzusetzen. Die Kaiserin Josephine ist ein so wesentlicher Bestandteil seines Ruhmes, daß eine Trennung Beider mir geradezu unmöglich scheint. Napoleon ohne Josephine dünkt mir ein Heiliger ohne Strahlenkranz zusein.

— Die Zukunft wird uns Manches offenbaren, sagte Grassi. Nun aber zu Ihrem Gemahl zurück! Es scheint mir, als wäre er noch weniger wie Graf Lynar geeignet, in den Besitz Ihrer Liebe zu gelangen . . .

— Wir lieben uns nicht im Geringsten und machen gegenseitig so wenig Geheimnis daraus, daß selbst die Gimpel auf Hannovers Dächern wissen, wie maßlos glücklich unsere Ehe ist. Lynar war ein Geck, ein Sonderling, Kielmannsegge aber ist ein roher Soldat.

— Und warum haben Sie ihn geheiratet?

— Um in der Welt nicht allein zu stehen. Hätte ich ihn damals so genau wie jetzt gekannt, wäre ich lieber ewig Witwe geblieben. Vor der Hochzeit ein glühender Salamander, wurde er, vier Wochen nach der Vermählung, ein kalter

Frosch. O, was ist Ehe ohne Liebe! Eine lebenslängliche Tortur, eine unerträgliche Galeere!

— Ich fürchte, gnädige Frau, daß auch Sie einen Teil der Schuld tragen. Die Macht der Frau ist so groß, daß nichts als Wille, Nachsicht und Geduld dazu gehören, um auch den verworfensten Mann mit der Zeit zu veredeln.

— Männer wie er sind geradezu unverbesserlich! Eher würde ich einen Elephanten Menuett tanzen lehren, als meinem Gatten Geschmack an Lektüre beibringen. Lesen ist in seinen Augen die schwerste aller Sünden, ein unverzeihliches Verbrechen. Das, womit die schlaue Schlange im Paradiese das erste Menschenpaar in's Unglück der Erkenntnis gestürzt haben soll, war nach der Ansicht meines Gemahls kein Apfel, sondern ein Buch gewesen. Mancher Roman, behauptete er geradezu, habe größeres Unglück angerichtet, als hundert Schlangen der Erde. Trifft er mich mit einem Buche in der Hand, geratet er außer sich vor Zorn und hält mir eine Strafpredigt, über welche ich gewöhnlich einschlafe. Lesen ist für mich ein Bedürfnis geworden, weil manches Buch mir mehr Unterhaltung als manche Gesellschaft gewährt. Soll ich diesem Genusse nur darum entsagen, weil er meinem Gemahle nicht behagt? Wenn ich stundenlang allein sitze und mich mit Fragen der Politik beschäftige, grollt er mit mir und nennt mich eine überspannte Närrin. Bin ich strafbar, weil ich das Bedürfnis fühle, täglich, stündlich den Kreis meiner Kenntnisse zu erweitern? Frage ich ihn, womit er sich beschäftigt? Habe ich jemals gewagt, ihm Vorwürfe zu machen über seine Spiel-Leidenschaft? Während er allabendlich, bald hier, bald dort, heute Pharao, morgen Lanzknecht spielt, sitze ich hier mutterseelenallein und suche Erholung und Zerstreuung am Borne der Belehrung. Wenn Lesen eine Sünde ist, dann sündige ich mit Vergnügen.

— Fast jedermann hat eine Schwäche: der eine eifert gegen das Tanzen, der andere ist gegen das Lesen eingenommen. In meiner Vaterstadt Verona habe ich einen Mann gekannt, welcher sich von seiner Frau, die ein Muster aller Vollkommenheiten war, bloß darum scheiden ließ, weil sie im Sommer

jeden Morgen baden ging und im Winter jeden Nachmittag Schlittschuh lief.

— Auch mein Mann und ich werden nicht ewig beisammen bleiben. Er paßt so wenig zu mir, wie ich zu ihm passe, und segnen werde ich den Tag, an welchem es ihm gefallen wird, sich huldreichst von mir loszusagen.

— Sie werden niemals glücklich sein, sagte Grassi, der bei aller Achtung, welche er für ihre guten Eigenschaften besaß, nicht blind für ihre Fehler war.

Und bald darauf empfahl er sich.

Die Gräfin nahm ein Buch, aus welchem sie fast täglich einen Abschnitt las. Es war Montesquieu's „Esprit des lois".

Ihr Geist versenkte sich in die Wahrheiten dieses Meisterwerks. Ihrem Auge öffnete sich eine Welt neuer Anschauungen. Sie studierte die einzelnen Sätze, prüfte jedes Wort und schärfte dadurch ihre Urteilskraft. — Es wird sicher mehr als einen Spießbürger geben, der's ihr verargen wird, daß sie sich mit dem „Geist der Gesetze" lieber als mit einem Strickstrumpfe befaßt; doch darf man nicht alle Frauen mit einer und derselben Elle messen. Eine Frau wie die Marquise von Sévigné muß anders wie eine Ninon de Lenclos beurteilt werden. Eine Frau von Staël denkt und fühlt anders, als einer jener alltäglichen Blaustrümpfe, von denen Dreizehn auf ein Dutzend gehen. — Auch Gräfin Kielmannsegge war eine jener seltenen Erscheinungen, deren männlicher Geist auf einer so hohen Stufe der Entwickelung stand, daß nicht jeder befähigt war, die Tiefe und Wahrheit ihrer Anschauungen zu würdigen. In Frankreich geboren, wäre aus ihr, hätte sie zur Zeit der Republik gelebt, eine Manon Roland oder Charlotte Corday geworden. In Deutschland geboren, blieb sie eine exaltrierte Frau, ein männlicher Denker im weiblichen Unterrock. Sie war das Urbild der Corinna.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In den Vordergrund unserer Erzählung tritt jetzt mehr und mehr jenes Sandkorn von Ajaccio, das sich im Zeitraum sechsundzwanzig Jahren, von 1778, wo man in der Militärschule von Brienne saß, bis zum 18. Mai 1804, wo man den „kleinen Korporal" zum Kaiser der Franzosen ausrief, zu einer Pyramide angewachsen war, deren Glanz und Größe von einem Pole der Welt bis zum andern drang und den Namen dieses neuen Kolosses durch ganz Europa trug.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Tage aus dem Leben dieses Mannes wird unserm Leser einen Ueberblick über dessen Laufbahn geben.

Napoleon Bonaparte, zweitältester Sohn des corsischen Advokaten Carlo Bonaparte und der Maria Lätitia Ramolini, wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren. Den Namen Christoph, den er in der Taufe empfangen, tauschte er 1785, als er das Offiziers-Examen gemacht hatte, in den besser klingenden Namen Napoleon ein. Christoph Napoleon Bonaparte zeichnete sich als Kapitän zuerst 1793 bei der Belagerung von Toulon aus. Am 20. Dezember 1793, am Tage der Uebergabe dieser Festung, wurde er Brigade-General. Nach Paris zurückgekehrt, lebte er dort halb vergessen bis zum 15. Oktober 1795, an welchem Tage der Aufstand der Pariser Sektionen gegen den Konvent ausbrach. Auf Vorschlag des Konventspräsidenten Barras zum Divisions-General ernannt, jagte Bonaparte mit Hilfe einiger Kanonen die Aufständischen in die Flucht und rettete dadurch die Mitglieder des Konvents. Barras stieg zum Direktor der Re-

publik empor, und Napoleon Bonaparte trat an dessen Stelle als Ober-Kommandant der Armee des Innern ein. Am 9. März 1796 heiratete letzterer die Witwe Beauharnais, die Geliebte des Direktors Barras, der ihn an demselben Tage zum General-en-Chef der italienischen Armee erhob.

Nun folgte ein Sieg dem andern. Er schlug die Oesterreicher unter Wurmser und Alvinczi bei Mantua, schloß am 17. März 1797 den Präliminar-Frieden zu Leoben und am 17. Oktober desselben Jahres den Definitiv-Frieden zu Campo formio. Am 19. Mai 1798 schickte ihn das Direktorium an der Spitze von 30 000 Mann nach Aegypten. Er eroberte Malta, verjagte den letzten Großmeister des Malteser-Ordens, Freiherrn Ferdinand von Hompesch, landete am 1. Juli bei Alexandrien, das er im Sturm eroberte, und drang bis nach Kairo vor. Am 25. Juli 1799 rächte er die Niederlage, welche der französische Admiral François Paul Bruys am 1. August 1798 in der Seeschlacht von Abukir vom englischen Admiral Nelson erlitten, durch einen glänzenden Sieg über 18 000 Türken. Nach dieser Waffentat übergab er das Kommando dem General Kleber und kehrte, ohne Erlaubnis des Direktoriums, am 23. August nach Frankreich zurück. Am 9. Oktober landete er in Frejus und vier Wochen später, am 18. Brumaire (9. November 1799), hob er das Direktorium auf, jagte mit bewaffneter Hand den Rat der Alten wie den Rat der Fünfhundert auseinander und setzte sich durch diesen Staatsstreich als Konsul auf zehn Jahre an die Spitze der Regierung.

Am 14. April 1800 eröffnete er den Feldzug gegen Deutschland; er selbst brach am 7. Mai gegen Italien auf. Am 14. Juli schlug er den österreichischen General Melas in der Schlacht bei Marengo und gewann nun ganz Ober-Italien. Am. 9. Februar 1801 schloß er mit Oesterreich den Frieden zu Luneville. — Am 29. Juli 1802 durch Volksabstimmung zum Konsul auf Lebenszeit erwählt, erhielt Frankreich durch ihn eine neue Verfassung, die ihm fast unumschränkte Macht verlieh. — Auch damit nicht zufrieden, ließ sich Konsul Buonaparte durch den Senat, der keinen andern Willen als den seei-

nes Herrn und Gebieters besaß, am 18. Mai 1804 zum Erbkaiser der Franzosen ausrufen. Pius VII. mußte nach Paris kommen, um am 2. Dezember desselben Jahres in der Notre-Dame-Kirche den Krönungsakt zu vollziehen. Am 15. März 1805 von der zisalpinischen Republik zum Könige von Italien gewählt, wurde er am 26. Mai im Dome zu Mailand mit der eisernen Krone der Lombardei gekrönt. Die Krönungs-Feierlichkeit wurde vom Kardinal-Erzbischof von Mailand, Caprara, und dem Erzbischofe von Ravenna, dem kaiserlichen Groß-Almosenier Cadronchi vollzogen.

Oesterreich und Rußland verbanden sich gegen ihn mit England. Napoleons gefährlichste Feinde in London waren der Minister Pitt, die Polin Lodoiska und der französische Journalist Jean Gabriel Peltier, der, einer der wärmsten Anhänger der Dynastie Bourbon, nach der Revolution des 10. August 1789 sich nach London geflüchtet und hier im Jahre 1800 ein in französischer Sprache geschriebenes Journal „L'Ambigu" gegründet hatte, welches den allmächtigsten Mann Frankreichs mit bewundernswürdiger Unerschrockenheit angriff, und dem Kaiser der Franzosen so sehr zu Leibe ging, daß der große Napoleon kleinlich genug war, durch seinen Gesandten auf Peltier's Bestrafung und Verbannung aus England zu dringen. Peltier, von dem berühmten Advokaten John Mackintosh verteidigt, wurde als „Verleumder des Usurpators" zu einer Geldstrafe von 6 Schilling verurteilt. Der Kaiser geriet darüber außer sich: sein Haß gegen England steigerte sich zu solcher Höhe, daß er Heere bei Boulogne und Utrecht sammelte, um von beiden Punkten aus gleichzeitig eine Landung in England zu versuchen.

Unterdessen gewann Napoleon gegen Oesterreich eine Schlacht nach der andern. Am 17. Oktober 1805 zwang er den Feldzeugmeister Mack zur Uebergabe der Festung Ulm. 23800 Mann ergaben sich als Kriegsgefangene. Am 28. Dezember gewann er gegen das russisch-österreichische Heer von 90000 Mann, geführt vom Feldmarschall Kutusow und dem Erzherzoge Karl, die siegreiche Schlacht bei Austerlitz. 12000 Russen blieben auf dem Schlachtfelde. Die Franzosen

eroberten 186 Kanonen und nahmen 6 Generale, 20 Stabsoffiziere, 800 andere Offiziere und 18 000 Russen und Oesterreicher gefangen.

Kaiser Franz sandte in der Nacht, die dem für ihn so unglücklich ausgefallenen Tage von Austerlitz gefolgt war, den Fürsten Johann von Liechtenstein ab, um dem Kaiser der Franzosen einen Waffenstillstand vorzuschlagen und Friedensanträge zu machen. Am 4. Dezember fand in einer Mühle unweit Starutschitz die Zusammenkunft Napoleons I. mit Franz II. statt. Tags darauf trat Waffenstillstand ein. Zu Nikolsburg in Mähren traten Oesterreich, Rußland und Frankreich zum Friedenskongreß zusammen. Das französische Heer bezog Winterquartiere. Lannes rückte in Brünn, Znaim und Olmütz, Bernadotte zu Iglau in Mähren und zu Tabor in Böhmen ein; Murat lag an der March und an der Donau, Davout in Preßburg und Soult in Wien. Die zu Nikolsburg vom Fürsten Talleyrand und Grafen Stadion eingeleiteten Friedensbedingungen wurden zu Brünn und zu Wien fortgesetzt: das Resultat dieser diplomatischen Unterhandlungen war der am 26. Dezember 1805 abgeschlossene Friede zu Preßburg. Oesterreich, das sich gezwungen sah, die Vereinigung Piemonts, Genuas, Parmas und Piacenzas mit Frankreich anzuerkennen, mußte Venedig an das Königreich Italien, Tirol an Bayern, einen Teil der österreichisch-schwäbischen Besitzungen an Württemberg und Breisgau an Baden abtreten. Die Verbündeten Napoleons, die Kurfürsten von Bayern und Württemberg, wurden „par la grâce de Sa Majesté impériale" zu Königen und der Kurfürst von Baden zum Großherzoge erhoben. Letzterer mußte bald darauf — am 8. April 1806 — die Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie von Beauharnais, heiraten.

Am 12. Juli 1806 schloß Kaiser Napoleon den Rheinbund. Am 6. August ward durch ihn das Deutsche Reich aufgelöst.

Gleich darauf trat Preußen, verbündet mit Rußland und Sachsen, gegen Frankreich auf. Alle drei erlitten schmachvolle Niederlagen in den Doppelschlachten von Jena und

uerstädt (14. Oktober 1806). In Jena wurde Fürst Fried=
ch Ludwig von Hohenlohe=Langenburg=Ingelfingen von den
Marschällen Lannes und Ney, Augereau und Soult, in Auer=
ädt wurde Herzog Karl von Braunschweig vom Marschall
)avout geschlagen, der gleich darauf zur Belohnung dieses
Sieges den Titel und die Dotation als Herzog von Auerstädt
rhielt. In Jena hatte Preußen 10 000 Tote und Verwundete
ast eben so viel Mann auf dem Schlachtfelde bei Auerstädt
zurückgelassen, außerdem über 60 Fahnen und mehr als
300 Kanonen eingebüßt.

Am 16. Oktober kapitulierte Erfurt. Der preußische Feldmarschall Heinrich Graf von Möllendorf und der Prinz von Oranien gerieten in französische Gefangenschaft. An dem Tage, an welchem Erfurt sich ergeben hatte, befand sich Napoleon in Weimar. Am 24. Oktober war er in Potsdam, am 25. besuchte er das Grabmal Friedrichs des Großen, am 27. hielt er seinen Einzug in Berlin. Graf Hullin wurde zum Gouverneur eingesetzt.

Am 11. Dezember schloß Napoleon mit dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen den Frieden von Posen ab. Letzterer nahm den Königstitel an und trat jetzt als Verbündeter des Kaisers auf.

Am 5. Januar 1807 kapitulierte Breslau. Am 27. Mai ergab sich Danzig dem Marschall Lefèbvre, der dafür zum Herzoge von Danzig erhoben ward. Am 14. Juni schlug der Kaiser die Russen und Preußen in der Schlacht bei Friedland. Am 21. Juni wurde zu Tilsit ein Waffenstillstand zwischen Marschall Berthier und dem Fürsten Labanoff abgeschlossen. Am 25. Juni, nachmittags 1 Uhr, traf auf einem Floße mitten im Niemen Napoleon mit Alexander zusammen. Am folgenden Tage fand eine zweite Zusammenkunft statt, der auch Friedrich Wilhelm III. beiwohnte. Am 7. Juli wurde der Friede zu Tilsit geschlossen.

Am 1. November 1807 setzte Napoleon den Kurfürsten Wilhelm von Hessen=Kassel und den Herzog Karl von Braunschweig ab und bildete aus beiden Staaten das Königreich Westphalen, das er seinem jüngsten Bruder, dem Prinzen Jerôme,

verlieh. — Der von Polen abgerissene Teil fiel als Großherzogtum Warschau an den König von Sachsen. — Joachim Murat erhielt das Großherzogtum Berg.

Am 13. Januar 1808 überschritt Murat an der Spitze eines Heeres von 70 000 Franzosen die spanische Grenze. Am 19. März legte König Karl IV. zu Gunsten seines Sohnes, Ferdinand's VII., die Krone nieder. Vier Tage später zog Murat in Madrid ein. Am 6. Mai unterzeichnete Karl IV. den Traktat von Bayonne, in welchem er alle seine Rechte auf Spanien seinem Freunde und Bundesgenossen Napoleon gegen eine Rente von 30 Millionen Franks abtrat. Am 12. Mai entsagten auch die drei Infanten von Spanien, Ferdinand und Karl, als Söhne, und Don Antonio, als Bruder Karl's IV., ihren Ansprüchen.

Am 6. Juni 1808 schenkte Napoleon die usurpierte Krone von Spanien seinem ältesten Bruder Joseph, dem bisherigen Könige von Neapel, und am 1. August ernannte er seinen Schwager Joachim Murat, den bisherigen Großherzog von Berg, zum Könige von Neapel.

An demselben Tage, an welchem Joachim Murat den Thron von Neapel bestieg, war König Joseph durch Aufstände in Süd- und Nord-Spanien genötigt, die Hauptstadt seines neuen Reichs nach kaum achtwöchentlichem Aufenthalte daselbst wieder verlassen zu müssen. — Bald darauf lud Napoleon den Kaiser von Rußland und die Fürsten des Rheinbunds zu einer Versammlung in Erfurt ein. Dieser Kongreß, auf welchem Kaiser Alexander sich bestimmen ließ, den Prinzen Joseph Buonaparte als König von Spanien und Joachim Murat als König von Neapel anzuerkennen, währte vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808.

Am 12. Oktober überschritten 72 000 Franzosen und Rheinbundstruppen die spanische Grenze.

Am 5. November rückte Napoleon selbst in Vittoria ein; am 4. Dezember kapitulierte Madrid. Am 23. Januar 1809 kehrte der Kaiser nach Paris zurück.

Oesterreichs Macht, geschwächt durch den Krieg von 1805, hatte sich bis dahin neutral gehalten. Erst dann, als Portugal

und Spanien sich gleichzeitig erhoben hatten, um das Joch der französischen Zwingherrschaft von sich abzuschütteln, verkündete am 6. April 1809 ein Aufruf des Erzherzogs Karl den Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich.

Am 9. April überschritten die Oesterreicher die bayrisch-tirolische Grenze; am 16. April besetzten sie München, am 21. erstürmten sie Regensburg.

Am 13. April hatte Napoleon Paris verlassen; am 16. war er in Dillingen, am 17. in Donauwörth, am 19. in Ingolstadt.

Am 22. April ging er aus der Schlacht bei Eckmühl als Sieger hervor. Marschall Davout, der an diesem Tage 15 Fahnen erobert und 20000 Oesterreicher gefangen genommen, wurde vom Kaiser zum Fürsten von Eckmühl ernannt.

Am 23. April in der Schlacht bei Regensburg erhielt Napoleon, *den bis dahin noch keine feindliche Kugel getroffen hatte*, einen unbedeutenden Streifschuß an der Ferse. Der Kaiser, der aus dem Gewühle so vieler Schlachten bis zu diesem Tage gänzlich unversehrt hervorgegangen war, hatte durch diesen Schuß den Glauben an die Unverwundbarkeit seiner Person verloren.

Am 10. Mai standen Napoleon und Marschall Lannes vor den Toren Wiens; zwei Tage darauf kapitulierte General O'Reilly. General Andreossy wurde Gouverneur, General Razout Kommandant von Wien.

Am 21. und 22. Mai schlug Erzherzog Karl die Franzosen in der Schlacht bei Aspern. Letztere zogen sich mit einem Verluste von 8 Generalen, 7000 Toten und 35000 Verwundeten nach der Insel Lobau zurück. Acht Tage nach dieser Schlacht starb Marschall Lannes an den Folgen seiner Wunden (30. Mai). Unter den Verwundeten befanden sich außer ihm die Marschälle Massena und Bessières.

Am 5. Juni begann die Schlacht bei Wagram. Sie fiel zu Gunsten der Franzosen aus.

Am 12. Juni wurde ein vierwöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen. Davout besetzte den Brünner, Massena den Znaimer, Marmont den Kornenburger Kreis. Marschall

Oudinot lagerte vor Wien, Prinz Eugène von Beauharnais bei Presburg; Napoleon und die kaiserliche Garde residierten im Schlosse zu Schönbrunn.

Am 15. Juli begannen in Ungarisch-Altenburg die von Metternich und Champagny eingeleiteten Friedensunterhandlungen. Am 15. September wurde der Waffenstillstand verlängert. Am 14. Oktober gelangte der Friede von Schönbrunn zum Abschluß. Oesterreich mußte Salzburg und Berchtesgaden an Bayern, Görz, Trient und Krain, fast ganz Kroatien, Fiume und Illirien an Frankreich, ganz Westgalizien und den Zamoisker Kreis in Ostgalizien an das Großherzogtum Warschau und den Tarnopoler Kreis an Rußland abtreten. Durch diesen Frieden büßte Kaiser Franz gegen zweitausend Quadratmeilen und über dreiundeinhalb Millionen seiner Untertanen ein. Der unglückselige Krieg von 1809 hatte Oesterreich auf 11000 Quadratmeilen und 24 Millionen Einwohner reduziert.

Napoleon stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht.

Einen Tag vor dem Abschlusse dieses Friedens hatte der Sieger von Wagram im Garten zu Schönbrunn einen Teil seiner Garden gemustert. Während der Revue war in Napoleon's Nähe ein junger Mann mit dem Vorsatz erschienen, den „Feind Deutschlands" zu ermorden. Dieser achtzehnjährige Fanatiker hieß Friedrich Staps. Sohn eines Naumburger Predigers, hatte er auf Wunsch des Urhebers seiner Tage eine Kommisstelle in Leipzig angenommen. Von Leipzig war er nach Wien und von da nach Schönbrunn gegangen, in der Absicht, der glänzenden Laufbahn des großen Usurpators ein Ziel zu setzen und durch einen Dolchstoß die Welt von einem Ungeheuer zu befreien, das Millionen von Menschenleben seinem unersättlichen Ehrgeize zum Opfer gebracht hatte. In dem Augenblick, als Staps im Begriffe stand, seinen Plan auszuführen, hatte sich seiner eine Unruhe bemächtigt, die dem Adjutanten des Kaisers, dem General Rapp, dergestalt aufgefallen war, daß er ihn augenblicklich festnehmen und durchsuchen ließ. Der Leibmameluk Rustan fand einen Dolch bei ihm. Auf die Frage Rapp's wozu er dieses Mordin-

strument bei sich führe, erwiderte er mit fanatischer Kaltblütigkeit:

„Ich wollte den Kaiser Napoleon ermorden."

Rapp, der bekanntlich ein Elsaßer war und als Solcher vollkommen gut deutsch verstand, stellte ihn nach der Musterung dem Kaiser mit den Worten vor:

„Ich empfehle Ihrer kaiserlichen Huld und Nachsicht einen beklagenswerten Fanatiker, der sich mit der hirnverbrannten Absicht trug, mit diesem Messer hier das Leben Ew. Majestät zu enden."

„Wie heißen Sie?" fragte der Kaiser.

Der junge Mann nannte seinen Namen.

„Was trieb Sie zu dieser Absicht?" fragte Napoleon.

„Ich verstehe nicht Französisch!" erklärte Staps.

„Rapp, übersetzen Sie ihm meine Frage!".

Rapp tat es. Staps antwortete darauf:

„Die Ueberzeugung, daß ich ein gutes Werk stifte, wenn ich die Welt vom größten aller Tyrannen befreie."

Der Adjutant verdolmetschte ihm diese Phrase.

„Junger Mann," sagte Napoleon, „ich bedaure Sie! Sie haben überspannte Ideen, welche Sie in's Unglück stürzen. Sie halten mich für einen Tyrannen; um Sie vom Gegenteile zu überzeugen, will ich Ihnen, vorausgesetzt, daß Sie Ihren Vorsatz aufrichtig bereuen, großmütig verzeihen."

„Ich mag nichts hören von Verzeihung!" sagte Staps.

„Und warum nicht?" fragte der Kaiser. „Ihr Stolz, junger Mann, gefällt mir. Aus Ihren Augen strahlt ein Feuer, das mich für Sie einnimmt. Junger Mann, gehen Sie in sich! Ueberlegen Sie mit ruhigkaltem Blute, daß Meuchelmord — gleichviel wen er treffen soll! — eine abscheuliche Sünde ist."

„Sire, ich weiß es," sagte Staps, „aber trotzdem bereue ich sie nicht."

„Sie sind jetzt aufgeregt, junger Mann! Rapp, bringe ihn einstweilen in Gewahrsam. — Ich lasse Ihnen drei Tage Bedenkzeit. Wenn Sie nach Ablauf dieser Frist zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß das, was Sie gegen mich beabsich-

tigt haben, ein Unrecht gewesen ist, dann will ich Ihnen gern verzeihen und für Ihre Zukunft sorgen. Bereuen Sie es aber nicht, dann machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich Sie am vierten Tage hier auf dieser Stelle erschießen lasse."

„Ich werde nicht bereuen," erklärte Staps.

Worauf Rapp ihn in's Gefängnis abführen ließ.

„Wie töricht ist es," sprach der Kaiser nachdenkend zu sich, „den blutigen Fantomen des Ruhmes nachzujagen, wenn der Dolch des ersten, besten Fanatikers uns vom Gipfel der Macht in den Abgrund des ewigen Nichts herabzustürzen im Stande ist? Was heute geschehen ist, kann täglich wiederkehren. Nichts schützt mich gegen frechen Meuchelmord. Fanatiker muß man durch Milde bessern."

Einen Augenblick später erschien General Andreossy.

„Was führt Sie zu mir?" fragte Napoleon.

„Als Gouverneur von Wien halte ich es für meine Pflicht, Ew. Majestät mitzuteilen, daß die Stimmung der Stadt von Tag zu Tage gefahrdrohender wird. Es haben sich in Wien geheime Klubs gebildet, in welchen junge Tollköpfe ganz offen Tyrannenmord predigen."

„Bellende Hunde," lieber Graf, „beißen nicht. Ich fürchte nur Jene, welche schweigen. Le silence des peuples est la crainte des rois. Tragen Sie Sorge dafür, daß jene Klubs nicht geschlossen werden. Nur wer Furcht zeigt, ist verloren! Um die guten Wiener zu beruhigen, werde ich ein Paar Feste zur Feier des wieder hergestellten Friedens veranstalten und Feuerwerke abbrennen lassen, um den guten Pöbel ein wenig zu zerstreuen. Ein Volk ist wie das andere. Mit Brot und Festen ködert man alle. Kehren Sie mit Gott nach Wien zurück und lassen Sie sich meinetwegen keine grauen Haare wachsen!"

In's Schloß zurückgekehrt, empfing Napoleon den Maler Jean Baptiste Isabey. Josephine hatte ihn nach Wien gesandt, um ihrem kaiserlichen Gemahle ein neugemaltes Bild zu überreichen, auf welchem Meister Isabey sie dergestalt getroffen hatte, daß Napoleon, erstaunt über die sprechende Aehnlichkeit, ihm dafür den Orden der Ehrenlegion verlieh.

„Was sagt die gute Stadt Paris?" fragte der Kaiser den Maler.

„Sie stimmt ein Tedeum nach dem Andern an. Man schwelgt in Ruhm und Siegesfesten. Ganz Frankreich ist berauscht und entzückt."

„Nur Bruder Lucian schmollt mit mir! Mais qu'importe? — Was macht die Königin von Holland?" fragte er weiter.

„Getrennt von ihrem mißtrauischen Gemahle, lebt sie in Paris und beschäftigt sich mit Musik und Wohltun."

„Hortense ist ein wahrer Engel!" sagte Napoleon, die Spitzen seiner Finger küssend. Warum haben Sie nicht auch meine Hortense gemalt?"

„Vergebens hatte ich um diese Huld nachgesucht. „Wir wollen warten," sagte sie, „bis der Kaiser aus Wien zurückkehrt."

„In vierzehn Tagen hoffe ich in Paris zu sein," sagte der Kaiser.

Nachdem der Maler ihn verlassen hatte, betrachtete er Josephinens Bild von Neuem und sagte tiefbetrübt:

„Arme Josephine, ich sehe mit Schrecken, daß Du seit meiner Abwesenheit von Paris sehr gealtert hast. Wie schade, daß alles im Leben vergänglich ist! Wie Vieles hat sich in den dreizehn Jahren, seitdem ich mit Dir verheiratet bin, verändert! Von Jahr zu Jahre gab ich mich stets auf's Neue der Hoffnung hin, Du würdest meinem Throne einen Erben schenken. Jetzt muß ich dieser Hoffnung entsagen. Arme Josephine!" wiederholte der Kaiser und versank in trübes Nachdenken.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Nach Ablauf der dreitägigen Bedenkzeit, welche Napoleon dem jungen Fanatiker geschenkt hatte, sandte er seinen Adjutanten Rapp zu Staps, um ihn zum letzten Male fragen zu lassen, ob er seine Freveltat bereue.

„Nein!" erklärte Staps mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit.

„Dann, junger Mann, sind Sie verloren," sagte Rapp

und eilte zum Kaiser, welcher ihm mit der Frage entgegeneilte:

„Nicht wahr, er bereut seine Tat?"

„Nein, Sire!"

„Ah, voilà une veritable tête carree!" rief Napoleon und schwankte einen Augenblick, was er beschließen sollte. „Ich kann ihm nicht helfen," sagte er nach kurzer Pause und erteilte seinem Adjutanten die schriftliche Vollmacht zur augenblicklichen Hinrichtung des jungen Verbrechers.

Am 17. Oktober, zwischen zehn und elf Uhr vormittags wurde Friedrich Staps im Garten von Schönbrunn vor den Augen des Kaisers, welcher am offenen Fenster stand, von den Kugeln zweier Grenadiere niedergeschossen. Er starb standhaft wie ein Held. Napoleon schien tief bewegt zu sein.

„Tu l'as voulu, George Dandin!" sagte der Kaiser und nahm, zehn Minuten später, sein Gabelfrühstück ein.

Am 19. Oktober verließ er Wien. Am 20. traf er im Schlosse Nymphenburg bei München ein. Tags darauf schrieb er an die Kaiserin, die während seiner Abwesenheit in Malmaison residierte.

„Nymphenburg, den 21. Oktober 1809.

Seit gestern bin ich hier, frisch und gesund. Morgen werde ich noch nicht abreisen. In Stuttgart will ich mich einige Tage aufhalten. Du wirst vierundzwanzig Stunden vorher von meiner Ankunft in Fontainebleau benachrichtigt werden. Es wird ein Fest für mich sein, Dich endlich wiederzusehen. Ich erwarte diesen Augenblick mit Ungeduld. Ich umarme Dich. Ganz der Deinige. Napoleon."

Am 24. Oktober schrieb er ihr aus München:

„In einer Stunde, meine Freundin, reise ich ab. Zwischen dem 26. und 27. treffe ich in Fontainebleau ein. Dort erwartet Dich mit unaussprechlicher Sehnsucht Dein Dich zärtlich liebender Napoleon."

Und dieser Mann, der so liebevolle Briefe schrieb, trug sich schon seit dem 18. Oktober mit dem festen Plane, sich von Josephinen zu trennen, um sein Herz und seinen Thron

meit einer Andern zu teilen, auf welche Graf Metternich ihn aufmerksam gemacht hatte.

Einen Tag vor seiner Abreise von Schönbrunn war er seiner zukünftigen Braut in den Alleen des Schloßgartens begegnet.

Sie hieß Maria Louise und war die älteste Tochter des Kaisers Franz I. und dessen zweiter Gemahlin, der Prinzessin Marie Thereſie von Sizilien.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine der größten Sünden, welche Napoleon's unersättlicher Ehrgeiz sich zu Schulden kommen ließ, war seine bruske Scheidung von Josephinen. Handelte es sich dabei nur darum, sich einen Thronerben zu verschaffen, dann hätte er nicht die Tochter des Kaisers, sondern eine Tochter des Volks, das ihn zu dieser Höhe emporgetragen, heiraten sollen. Aber bei dieser Heirat handelte es sich eben nur darum, seinen persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen, und deshalb opferte er den guten Stern seines Lebens, um durch seine Vermählung mit einer deutschen Kaisertochter seiner usurpierten Krone legitimen Glanz zu verleihen.

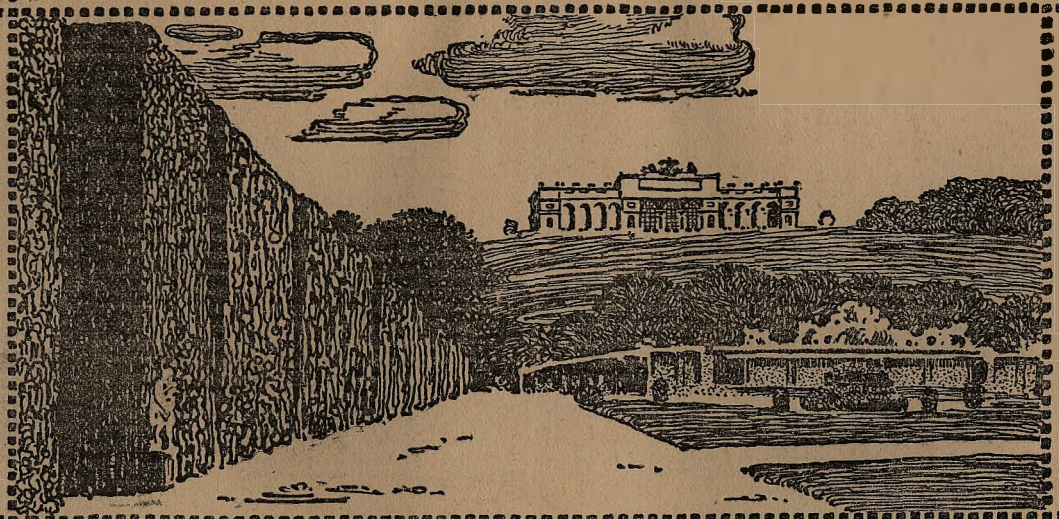
Während Marschall Alexander Berthier, Prinz von Neufchatel und Wagram, sich im Namen seines Herrn und Gebieters in Wien um die Hand der Erzherzogin Marie Louise bewarb und die Zustimmung ihres kaiserlichen Vaters erhielt, war der Polizeiminister Fouche, Herzog von Otranto, beauftragt, Napoleon's Scheidung von der Kaiserin einzuleiten.

Fouche ließ sich bei Josephinen anmelden.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?" fragte die Kaiserin, die bei dem Anblicke dieses Mannes erbleichte.

„Ich erscheine im Auftrage Sr. Majestät, um Ihnen eine Mitteilung zu machen, die mich unendlich tief betrübt . . ."

„Ich errate das, was Sie mir mitzuteilen haben. Mein Herz sagt mir, daß mein Gemahl, den ich über alles liebe, gesonnen ist, sich von mir loszusagen . . ."



Schloss Schönbrunn.

„Ich bewundere den Scharfblick Ihrer Majestät," entgegnete Fouche. „Doch bin ich gleichzeitig beauftragt, Sie darüber zu trösten, daß diese Trennung — ganz gegen die Neigung seines Herzens — einzig und allein nur aus Rücksichten höherer Politik eine unabweisbare Notwendigkeit geworden ist. Ihre Ehe ist leider kinderlos geblieben. Der Kaiser aber braucht einen Erben."

„Und warum adoptiert er nicht seinen Stiefsohn? Ist mein Eugen nicht würdig dieser Ehre?"

„Durch die Bevorzugung Ihres Sohnes, Madame, würde der Kaiser jeden seiner Brüder zurücksetzen . . ."

„Warum wählt er nicht Einen unter ihnen zu seinem Nachfolger?"

„Wählte er Joseph, würde sich Louis, wählte er Louis, würde sich Lucian, wählte er Lucian, würde sich Jerôme dadurch zurückgesetzt fühlen. Um Keinen von ihnen zu kränken, will Seine Majestät eine neue Ehe schließen, um sich einen Thronerben zu verschaffen."

„Daß unsere Ehe kinderlos geblieben, ist nicht meine Schuld, denn ich bin Mutter zweier Kinder aus erster Ehe. Der Kaiser Napoleon Buonaparte ist unfähig . . ."

„Sein Leibarzt Corvisart behauptet des Gegenteil," unterrichtete sie Fouche.

„Und wer ist die Glückliche, mit welcher mein Gemahl sich vermählen will?"

„Die Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich."

„Die Tochter seines tief gedemütigten Feindes?"

„Der Kaiser Napoleon gab ihm dafür im Frieden von Schönbrunn mehrere der von ihm eroberten Städte und Landstrecken zurück und bewog durch diesen Akt der Großmut den Kaiser von Oesterreich, dessen Bewerbung um die Hand der Erzherzogin-Tochter die väterliche Zustimmung zu erteilen."

„Die Sache ist also bereits abgemacht?" fragte Josephine mit zitternder Stimme und fieberhafter Aufregung."

„Seit gestern!" erklärte Fouche mit eiskalter Ruhe.

Die Kaiserin brach in Tränen aus.

„Hemmen Sie den Lauf Ihrer Tränen. Unvermeidliches muß man mit Würde tragen. Ich bin beauftragt, Ihrer Ma-

stät zu sagen, daß Sie trotz der Scheidung den Titel einer Kaiserin fortzuführen berechtigt sind und daß der Kaiser in seiner unerschöpflichen Huld und Gnade beschlossen hat, der Kaiserin-Witwe das Lustschloß Malmaison und das Schloß Navarre als Wittum mit einer Jahresrente von 3, wiederhole drei Millionen Franks allerhuldreichst zu bewilligen. Mit diesem Sümmchen läßt sich's leben."

„Ich habe aber noch kleine Schulden," entgegnete Josephine.

„Die zwar ziemlich groß sind, die aber Seine Majestät bezahlen will, vorausgesetzt, daß Sie ihm huldreich versprechen wollen, keine neue Schulden zu machen."

„O Gott, wie unglücklich bin ich!" sagte die Kaiserin, in Tränen aufgelöst.

„Unglücklich mit drei Millionen Franks Jahresrente? Dies Unglück, Madame, ist zu ertragen! Ich kenne mehr als eine Witwe, die jährlich mit dreihundert Franks durchkommen muß."

„Ihr Auftrag, Herr von Fouche, ist erfüllt. Ich bitte Sie, mich zu verlassen."

„Mit Vergnügen," sagte er und ging.

Die Kaiserin sank auf einen Diwan. Es war ihr zu Mute, wie Einem, der sich von der höchsten Stufe der Glücksleiter in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung hinabgestürzt fühlt.

„Auch mich opfert er seinem Ehrgeize!" rief sie aus. „Alles hat er, nur kein Herz! Sein unersättlicher Egoismus kennt keine Grenze. L'etat c'est moi! sagte Ludwig XIV. Moi, sagt Napoleon, moi je suis la France, le monde, l'univers! — Alles, was ihm im Wege steht, vernichtet er ohne Schonung, ohne Mitgefühl, ohne Reue. Auch mich zertritt er ohne Mitleid! Die Liebe, die er mir tausendmal zugeschworen hatte, war nichts, als ein fortgesetzter Meineid. Napoleon liebt keinen Andern, als sich. — Auch Marie Louise wird dies erfahren und das Los derselben wird eben so wenig beneidenswert sein, als das Meinige. Seit jenem unglückseligen Augenblick, in welchem er vom ersten Konsul zum erblichen Kaiser der Franzosen herabgestiegen, war ich ihm eine Last geworden. — Schon vor drei Jahren trug er sich mit dem Plane, sich von

mir loszureißen und die Tochter eines seiner Bundesgenossen, die Prinzessin Auguste von Sachsen, zu heiraten. Sie wagte es, ihm einen Korb und das Versprechen zu geben, sie wolle ewig ledig bleiben. — Mein Los ist nun endlich entschieden! Bei Lebzeiten meines Gemahls bin ich dessen Witwe! Ein glänzendes Nichts, eine vergoldete Null! O Ihr Frauen, die Ihr mich oft genug um mein Glück beneidet habt, seht, wie sehr ich zu beneiden bin! Man hieß mich seinen guten Stern. Und wie lohnte er meine Liebe? Er lohnte sie mit schwarzem Undank. Er verstößt mich, weil ich in seinen Augen alt und häßlich bin. Er reißt sich los von mir, um sein treuloses Herz einer andern zuzuwenden, die — mein Herz sagt's mir! — ihn niemals lieben wird, niemals lieben kann, denn Despot auf dem Throne, ist er ein noch größerer Tyrann in der Ehe und kennt wahre Liebe kaum dem Namen nach. Und dennoch wird mein Herz fortfahren, ihn zu lieben, vielleicht gerade darum, weil er's nicht verdient!" sprach Josephine und brach von neuem in heiße Thränen aus.

Und so sind fast alle Frauen! Wie mancher, der seine Frau mit jedem Blutstropfen seines Herzens liebt, wird von ihr verlacht, während ein anderer, der sie lieblos von sich stößt, von ihr vergöttert zu werden pflegt.

Am 16. Dezember 1809 wurde die Kaiserin Josephine von ihrem Gemahle nach dreizehnjähriger Ehe durch einen Ausspruch des allezeit gehorsamen Senats getrennt.

An diesem Tage verließ sie das Schloß der Tuilerien und zog sich nach ihrem Witwensitz Malmaison zurück.

Die Braut Napoleons, Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, geboren zu Wien am 12. Dezember 1791, war achtzehn Jahre alt, als sie sich — einzig und allein auf Wunsch ihres kaiserlichen Vaters — am 11. März 1810 mit dem Kaiser der Franzosen vermählte, der damals an der Grenze der Vierziger stand.

Baron Meneval, Napoleons Kabinetts-Sekretär, wirft einen Blick auf die Kinderjahre Marie Louisens und sagt in Bezug darauf in seinen „Souvenirs historiques":

„Die Geschichte der ersten Jahre Marie Louisens ist die

aller österreichischen Erzherzoginnen, deren Erziehung fast unveränderlichen Regeln unterworfen ist. Diese Prinzessinnen, welche bis zum Augenblick ihrer Vermählung unter den Augen ihrer Eltern erzogen werden, leben, fern vom Hofe, in gänzlicher Zurückgezogenheit mit ihren Damen und ihren Dienern, die sie mit wohlwollender Vertraulichkeit behandeln. Gouvernanten leiten die Erziehung und wohnen dem Unterrichte bei, den ihnen die Lehrer erteilen. Hofmeisterin der Erzherzogin Marie Louise war die Gräfin Laczanski gewesen. Marie Louise hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen; sie sprach mehrere Sprachen, sogar die lateinische, und hatte, obgleich sie noch sehr jung war, schon ziemlich große Fortschritte in der Musik und im Zeichnen gemacht; sie malte auch in Oel und nahm nach ihrer Ankunft in Paris weitern Unterricht darin bei dem berühmten Maler Pierre Paul Prud'hon. Später mußte sie die Malerei aufgeben, weil der Oel- und Farbengeruch sie belästigte." — — — —

„Die Erzherzogin Marie Louise," fährt unser oben genannter Gewährsmann fort, „hielt sich nach den ersten Worten, die man von ihrer Verbindung mit Napoleon sprach, für ein dem Minotaur geweihtes Opfer. Später erzählte sie, daß sie, wenn auch nicht im Haß, so doch wenigstens in höchst ungünstigen Ansichten über den Mann aufgewachsen sei, welcher das Haus Habsburg mehr als ein Mal an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Das gewöhnliche Spiel ihrer Brüder und Schwestern habe darin bestanden, eine Reihe kleiner Holz- oder Wachsfiguren aufzustellen, welche man die französische Armee hieß und an deren Spitze sie den General Napoleon Bonaparte als die häßlichste und widerwärtigste dieser Figuren hinzustellen gewohnt waren. Sie versetzten ihm Nadelstiche, überhäuften ihn mit Schmähungen und rächten sich auf diese Weise an dem unschuldigen Puppen-Anführer für die Leiden, die jener gefürchtete Führer ihrer Familie bereitet hatte, gegen den alle Anstrengungen der österreichischen Armee und die Donnerschläge des Wiener Kabinetts nichts auszurichten vermochten. Und dennoch mußte Marie Louise, welche in der Gewohnheit passiven Zustands erzogen war, sich den Wünschen ihres kaiserlichen Vaters fügen und

dem Manne, der bis dahin verhaßt gewesen war, ihre Hand reichen."

Am 7. März 1810 erschien der drei Tage zuvor in Wien angelangte Vize-Connetable des französischen Reiches, Alexander Berthier, Fürst von Neufchâtel und Wagram, um im Namen seines kaiserlichen Herrn und Gebieters um die Hand der Erzherzogin Marie Louise anzuhalten. Er hielt an Kaiser Franz I. nachfolgende Anrede:

„Sire, ich komme im Auftrage meines kaiserlichen Herrn, um für ihn die Hand der Erzherzogin Marie Louise, Ihrer erlauchten Tochter, zu begehren. Die vorzüglichen Eigenschaften, welche diese Prinzessin auszeichnen, haben ihr einen Platz auf einem großen Throne angewiesen. Sie wird das Glück eines großen Volkes und eines großen Mannes machen. Die Politik meines erlauchten Souverains harmoniert mit dem Wunsche seines Herzens. Diese Verbindung zwei der mächtigsten Familien, Sire, wird zwei edelmütigen Nationen neue Bürgschaften für ihre Ruhe und ihr Glück gewähren."

Die Antwort des Kaisers lautete:

„Ich betrachte die Anwerbung um die Hand meiner Tochter als ein Pfand der guten Gesinnungen des Kaisers, das ich zu schätzen weiß. Ich kann meine Wünsche für das Wohl der künftigen Gatten nicht mit mehr Wahrheit ausdrücken: ihr Glück wird auch das meinige sein. Ich werde in der Freundschaft des Fürsten, dessen Stellvertreter Sie sind, vollkommene Trostgründe für die Trennung von meinem geliebten Kinde finden; unsere Völker werden darin ein sicheres Pfand ihrer wechselseitigen Wohlfahrt erblicken. Ich bewillige dem Kaiser der Franzosen die Hand meiner Tochter."

Berthier wandte sich nun an die Erzherzogin mit den Worten:

„Madame! Ihre erlauchten Eltern haben die Wünsche des Kaisers, meines Herrn, genehmigt. Politische Rücksichten mögen auf den Entschluß unserer beiden Souveraine wohl einigen Einfluß gehabt haben, aber die erste Rücksicht ist immer die auf Ihr Glück: von Ihrem Herzen will der Kaiser, mein Herr, Ihre Zusage erhalten. Es wird schön sein, auf einem großen Throne mit dem Genie der Macht die Herr-

schaft der Reize und Grazien glücklich vereint zu sehen. Der heutige Tag, Madame, wird für den Kaiser, meinen Herrn, ein glücklicher sein, wenn Ihre Kaiserliche Hoheit mich huldreich beauftragen, ihm zu sagen, daß Sie die Hoffnungen, die Wünsche und die Gefühle seines Herzens teilen."

Darauf geruhte Marie Louise zu antworten:

„Der Wille meines Vaters war stets der Meinige; mein Glück wird stets das Seinige bleiben. In diesen Grundsätzen wird Seine Majestät der Kaiser Napoleon das Pfand der Empfindungen erblicken, welche ich meinem Gemahle zu widmen entschlossen bin: ich werde glücklich sein, wenn ich Etwas zu seinem Glücke wie zu dem einer großen Nation beitragen kann. Ich gebe mit Erlaubnis meines Vaters meine Einwilligung zu meiner Verbindung mit dem Kaiser Napoleon."

Der Fürst von Neufchatel richtete nun seine Ansprache an die Kaiserin Marie Therese:

„Madame! Der Kaiser, mein Herr, hat mir besonders aufgetragen, Ihrer K. K. Majestät all' die Empfindungen auszudrücken, von welchen er auch für Sie durchdrungen ist. Er wird bald die ganzen Verpflichtungen fühlen, die er gegen Sie für das gute Beispiel und die Sorgfalt hat, welche der Erzherzogin Marie Louise von Ihnen zu Teil geworden sind. Sie konnte von keinem schönern Vorbilde die Kunst erlernen, die Majestät des Thrones mit der Liebenswürdigkeit der Grazien zu vereinigen, welche Eigenschaften Ihre K. K. Hoheit in so ausgezeichnet hohem Grade besitzen."

Die Antwort der Kaiserin lautete:

„Es ist mir äußerst angenehm, in diesem für mein Herz so wichtigen Augenblick, wo sich das Schicksal meiner Tochter für immer entscheidet, von Ew. Durchlaucht eine Zusicherung der Gesinnungen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen zu erhalten. Gewohnt, mich bei jeder Gelegenheit in meinen Wünschen und Ideen nach denen Seiner Majestät des Kaisers, meines vielgeliebten Gemahls, zu richten, hege ich mit ihm das Vertrauen, daß das Ziel erreicht werden wird, welches er bei dieser Verbindung vor Augen gehabt hat; gleichwie ich mit ihm die heißesten Wünsche für das zukünftige unwandelbare Glück unserer vielgeliebten Tochter inbrünstig

zum Himmel sende. Dieses Glück hängt von nun an einzig und allein von dem Glücke Seiner Majestät des Kaisers Napoleon ab. Ich bin durch die viel zu günstige Meinung, welche Seine Majestät von mir gefaßt, lebhaft gerührt; doch kann ich mir nicht Verdienste zuschreiben, die meine Tochter einzig und allein ihren vortrefflichen Anlagen und ihrem sanften Charakter zu verdanken hat. Ich verbürge mich dafür, daß ihr einziger Zweck kein Anderer ist als der: Seiner Majestät dem Kaiser zu gefallen und sich gleichzeitig die Liebe und Achtung der französischen Nation zu erwerben."

Die vierte Ansprache Berthier's richtete sich an den Erzherzog Karl:

„Monseigneur! Nachdem der Kaiser, mein Herr, vom Kaiser, Ihrem erlauchten Bruder, die Hand der Erzherzogin Marie Louise erhalten hat, bin ich von ihm beauftragt, Ew. K. K. Hoheit den hohen Wert auszudrücken, den er darauf legt, daß es Ihnen gefallen möge, bei der Vermählungsfeier dessen Stellvertretung anzunehmen. Erteilen Ew. K. K. Hoheit dazu Ihre Einwilligung, dann werde ich die Ehre haben, Ihnen die Prokuration meines Souverains zu überreichen."

Darauf antwortete der Erzherzog Karl:

„Mit Vergnügen nehme ich den Antrag an, den Seine Majestät der Kaiser der Franzosen durch Sie an mich gerichtet hat. Ich fühle mich durch seine Wahl eben so sehr geschmeichelt, als von der frohen Hoffnung durchdrungen, daß diese Verbindung alles politischen Zwistigkeiten ein Ende machen, die Uebel des Krieges heilen und zweien Nationen, welche geschaffen sind, sich gegenseitig zu achten, eine glückliche Zukunft bereiten wird. Ich zähle den Augenblick zu den schönsten meines Lebens, wo ich zu einer offenen und redlichen Annäherung der Erzherzogin Marie Louise im Namen des großen Monarchen, der Sie abgeordnet hat, die Hand reichen werde. Ich bitte Sie, mein Fürst, bei ganz Frankreich der Dolmetscher meiner heißen Wünsche zu sein, daß die Tugenden der Erzherzogin die Freundschaft unserer Souveraine und das Glück ihrer Völker auf immer befestigen mögen!"

Am 11. März fand in der Hofburg die feierliche Pro-

kura-Vermählung der Erzherzogin Marie Louise mit ihrem Oheime, dem Erzherzog Karl, statt.

Am 13. März, früh acht Uhr, verließ die Erzherzogin, begleitet von ihrer Oberhofmeisterin, Gräfin Laczanski, und einem zahlreichen Gefolge von Kavalieren die Kaiserstadt und hielt ihr erstes Nachtlager in Sanct Pölten.

Am 14. März übernachtete sie zu Ens, am 15. zu Ried. Am 16. erfolgte zu Braunau, (einer bayerischen Stadt, in welcher auf Napoleons Befehl am 26. August 1806 der deutsche Patriot und Buchhändler Johann Philipp Palm kriegsrechtlich erschossen worden war), die Uebergabe der kaiserlichen Braut an die dazu abgeordneten Komissäre des Kaisers.

Marie Louise trug auf der Brust das Bildnis ihres künftigen Gemahls, in Diamanten eingefaßt, deren Wert sich auf 250000 Franks belief. In Braunau erhielt sie ein eigenhändiges Schreiben Napoleons, worin er ihr herzlich dankte, daß sie seinetwegen Vater und Vaterland verlassen habe. Marie Louise las die undeutliche Hand des Kaisers so leicht und fließend, als hätte sie selbst diesen Brief geschrieben.

Der französische Divisions-General Friant, der schon Tags zuvor an der Spitze des hundertundelften Infanterie-Regiments zur Bewillkommung der Kaiserbraut in Braunau eingerückt war, begleitete sie am 17. März von Braunau bis nach München.

In Braunau hatten sich dem Gefolge der Erzherzogin die Königin von Neapel Marie Caroline Annonciade, Gemahlin Joachim Murats, und der Fürst von Neufchatel angeschlossen.

Der Weg von Braunau nach München, welcher zweiunddreißig Stunden beträgt, wurde in fünfzehn Stunden zurückgelegt.

Die Ankunft in München erfolgte um acht Uhr abends. Die ganze Stadt war festlich beleuchtet. Beide Majestäten, die in einem Wagen saßen, stiegen im königlichen Schlosse ab.

Am 18. verweilte Marie Louise in München.

Am 19. traf die Kaiserin, in Begleitung der Königin von Neapel, zehn Minuten vor zwei Uhr nachmittags unter

Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken in Augsburg ein.

Um drei Uhr desselben Tages erfolgte die Abreise nach Ulm, woselbst die hohen Reisenden um elf Uhr nachts eintrafen und im Hause des General-Kommissärs, Freiherrn von Gravenreuth, zu soupieren und zu übernachten geruhten. Die ganze Stadt war glänzend illuminiert.

Am 20. März setzten Marie Louise und Marie Caroline Annonciade ihre Reise nach Stuttgart fort.

An demselben Tage reiste durch Ulm der österreichische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Clemens Wenzel von Metternich-Winneburg, welcher sich geraden Weges nach Paris begab.

An der württembergischen Grenze wurden die Kaiserin und die Königin durch den Minister-Kollegen des Innern, Freiherrn von Reischach, durch den Kreishauptmann von Schmitz-Grollenburg und durch den Ober-Stallmeister Grafen Görlitz empfangen. — Zu Göppingen, wo sie das Mittagsmahl einnahmen, empfing sie Seine königliche Hoheit, Prinz Paul von Württemberg.

Gegen fünf Uhr abends erfolgte unter stets bereitwilligem Kanonendonner und harmonischer Glocken-Begleitung deren Ankunft in Stuttgart, wo sie im feenhaft beleuchteten Residenz-Schlosse abzusteigen geruhten.

Am 21. März, morgens neun Uhr, erfolgte die Weiterreise nach Karlsruhe. — Zu Rastatt wurden beide Fürstinnen von dem Erbgroßherzoge Karl Ludwig und von dessen Gemahlin, Stephanie von Beauharnais, begrüßt und von ihnen bis nach Karlsruhe begleitet, wo man um fünf Uhr abends eintraf. Marie Louise speiste bei Hofe. Nach dem Souper besuchte sie das Theater, wo „Sargines" von Paër aufgeführt wurde.

Am 22. März, morgens neun Uhr, setzten sie ihre Reise nach Straßburg fort.

An der Grenze des Niederrheins, jenseits Zabern, betrat die Kaiserin den Boden Frankreichs und ward daselbst vom Präfekten Lezay-Marnesia ehrfurchtsvoll empfangen. Gegen Abend erreichte man Straßburg.

Hier verweilte Marie Louise den folgenden Tag.

Am 24. März, morgens sieben Uhr, reiste sie mit der Königin von Neapel und dem Fürsten von Neufchatel nach Zabern, wo das Gabelfrühstück eingenommen, von hier nach Pfalzburg, wo diniert und von da nach Luneville, woselbst das Nachtquartier aufgeschlagen wurde.

Am 25. traf sie in Luneville, Montag abends in Vitry, Dienstag in Rheims und Mittwoch in Compiègne ein, wo sie ihr kaiserlicher Gemahl erwartete, der ihr bis Soissons entgegeneilte.

Die Zivil-Vermählung fand Sonntag, am 1. April, im Schlosse zu Sankt Cloud statt. — An diesem Tage wurden auf Befehl des Kaisers in ganz Frankreich 6000 junge Mädchen ausgestattet. Jede erhielt eine Mitgift von 1200 Frks. unter der Bedingung, dafür einen tapferen Soldaten des Kaiserreichs zu heiraten. — Auf allen öffentlichen Plätzen der guten Stadt Paris wurde Fleisch und Wein gratis unter das Volk verteilt.

Das Brautkleid der Kaiserin, mit Diamanten gestickt und die Zwischenräume mit Brüsseler Spitzen ausgefüllt, wurde auf 500 000 Frks. geschätzt.

Bei der Zivil-Vermählung saß der Kaiser an der Seite der Kaiserin auf dem Throne.

Zur Rechten Napoleons saßen: Prinz Louis Napoleon, König von Holland; Prinz Jerôme Napoleon, König von Westphalen; Prinz Camillo Borghese, Herzog von Guastalla; Prinz Joachim Murat, König von Neapel; Prinz Eugen, Vize-König von Italien; der Prinz-Erzkanzler Cambacerès und der Prinz Vize-Großwahlherr.

Zur Linken der Kaiserin saßen: die Mutter des Kaisers, Madame-Mère genannt; die Prinzessin Julie von Spanien, Gemahlin seines abwesenden Bruders Joseph; die Prinzessin Hortense, Königin von Holland; die Prinzessin Katharina, Königin von Westphalen; die Prinzessin Marie Karoline Annonciade, Königin von Neapel; die Prinzessin Elise, Großherzogin von Toskana; die Prinzessin Pauline, Herzogin von Guastalla, die Prinzessin Auguste, Vize-Königin von Italien und die Prinzessin Stephanie, Erbgroßherzogin von Baden.

Außerdem wohnten der Trauung der Erbgroßherzog von Baden, der Großherzog von Würzburg, der Prinz-Erzschatzmeister und der Prinz-Vize-Connetable, Fürst von Neufchatel, bei.

Der Erzkanzler sprach den Akt der Zivil-Vermählung aus mit folgenden Worten:

„Im Namen des Kaisers und des Gesetzes erkläre ich, daß Seine K. K. Majestät Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, und Ihre K. K. Hoheit, die Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, nunmehr ehelich verbunden sind."

Tags darauf (2. April) fand der religiöse Vermählungsakt in der Louvre-Kapelle statt. Der Kardinal Groß-Almosenier Fesch segnete den Ehebund. Außer ihm wohnten noch zwölf andere Kardinäle und über 6000 Personen dieser feierlichen Zeremonie bei. Unter letzteren befand sich auch Talma.

Am Abende dieses Tags trat Napoleons alter Freund als Achille in „Iphigenia" auf.

Paris schwamm in einem Meere von Festen, die an Glanz und Herrlichkeit alles übertrafen, was Frankreich bis dahin gesehen hatte.

Am 6. April begab sich das kaiserliche Paar nach Compiègne zurück.

Die Verheiratung der 6000 jungen Mädchen wurde auf den 22. April verlegt.

Am 26. April verließen der Kaiser und die Kaiserin Compiègne und begaben sich nach Antwerpen.

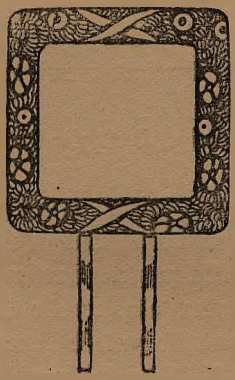
Der dreiwöchentliche Aufenthalt Napoleons im Schlosse zu Compiègne, wo er seine Flitterwochen verlebt hatte, soll nach der Berechnung des Grafen Daru über 225 000 Dukaten, mithin die Hälfte der Mitgift der Erzherzogin Marie Louise, gekostet haben.

Werfen wir einen Blick zurück auf die geschiedene Kaiserin!

Je näher der Hochzeitstag des Kaisers herangerückt war, desto lästiger wurde Josephinen der Aufenthalt in Malmaison. Jeder Stuhl in ihren Zimmern, jedes Bild an den Wänden, jeder Baum im Parke, jede Blume in den Treibhäusern erinnerten sie an das, was sie ohne ihre Schuld verloren hatte.

Am 23. März verließ Josephine ihren bisherigen Aufenthalt und bezog das Schloß Navarre.

Hier blieb sie bis Ende April. Da sie aber auch hier keine Ruhe fand, kehrte sie wieder nach Malmaison zurück. Mit dem Genusse einer Apanage von drei Millionen Franks fühlte sich die trauernde Witwe von Malmaison unglücklicher, als manches Bettelweib, das, in Lumpen gehüllt, auf einem Strohsacke schläft. Denn was ist Leben ohne Liebe?!



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am 1. Juni 1810 kehrten der Kaiser und die Kaiserin von ihrer belgischen Reise nach Saint-Cloud zurück. Dieser Monat wurde den glänzenden Festen geweiht, welche die gute Stadt Paris und die kaiserliche Garde zu Ehren des kaiserpaares veranstaltet hatten.

Am 1. Juli gab der K. K. österreichische Botschafter, Fürst Karl Philipp von Schwarzenberg, jenes sardanapalische Fest, das eine traurige Berühmtheit durch das Unglück erlangte, das sich dabei zutrug.

Ueber dieses traurige Ereignis brachte der „Moniteur" nachfolgenden Bericht:

Am 1. Juli fand das Fest des Fürsten von Schwarzenberg statt. Ihre kaiserlichen Majestäten erschienen um zehn Uhr abends. Der feenhaft beleuchtete Garten bot verschiedene Ansichten aus den Gegenden dar, welche die Kaiserin während ihrer Kindheit vorzugsweise geliebt hatte. — Das Ballet der großen Oper, in die Kostüme der verschiedenen Völkerschaften der österreichischen Monarchie gekleidet, führte eine bunte Reihe von Nationaltänzen auf. Dann folgte ein prachtvolles Feuerwerk. Ueber zwölfhundert Gäste waren eingeladen. Der Fürst hatte, um eine so zahlreiche Gesellschaft aufnehmen zu können, einen bretternen Ballsaal bauen lassen, dessen Wände mit Gemälden, Gaze, Mousselin und Blumen geziert waren. Dieser Saal gewährte einen reizenden Anblick. — Die Königin von Neapel eröffnete die Polonaise mit dem Fürsten Eßterhazy und der Vize-König von Italien mit der Fürstin Pauline von Schwarzenberg, Gemahlin des ältern Bruders

des Botschafters. — Nach der Quadrille folgte eine Ecossaise, während welcher der Kaiser und die Kaiserin sich mit den nicht tanzenden Damen zu unterhalten geruhten. — Marie Louise war bereits auf ihren Armsessel zurückgekehrt; der Kaiser befand sich noch am anderen Ende des Saales und unterhielt sich mit der Fürstin Pauline von Schwarzenberg, als die Flamme einer Wachskerze einen der Fenstervorhänge ergriff und ihn im Nu in Feuer aufgehen ließ. Der kaiserliche Kammerherr Graf Dumanoir und mehrere neben ihm stehende Offiziere wollten die Vorhänge herabreißen, aber die Flamme griff bereits weiter um sich. Der Kaiser eilte zu der Kaiserin. Der Botschafter bat Ihre Majestäten, den Saal zu verlassen. Und beide entfernten sich. Das Feuer hatte sich während dieser Zeit mit Blitzesschnelle weiter fortgepflanzt. Glücklicherweise waren die Ausgänge so geräumig, daß der Menschenhaufe leicht hinaus und im Garten sich verteilen konnte; viele Mütter aber hatten dadurch Zeit verloren, daß sie im brennenden Ballsaale ihre Töchter suchten, von denen die Ecossaise sie getrennt hatte. Das Feuer griff unterdessen mit solcher Hast um sich, daß die Königin von Neapel, welche hinter dem Kaiserpaare folgte, aus Schreck niederfiel und nur durch die Geistesgegenwart des Großherzogs von Würzburg gerettet ward. Die Königin von Westphalen wurde am Arme ihres Gemahls und des Grafen Metternich aus dem Saale geführt. Der Vize-König von Italien, der im Saale zurückgeblieben war und Bedenken trug, sich mit seiner Gemahlin in's Gedränge zu begeben, bemerkte, daß das Herabfallen der Kronleuchter und des Plafonds ihm den Weg versperrte. Zum Glück hatte er eine kleine Tür wahrgenommen, welche in's Innere des Hotels führte und durch die er noch zeitig genug der Gefahr entging. Eine der Personen, die dabei um's Leben kamen, war die Fürstin Pauline von Schwarzenberg, die, ihre Töchter suchend, vom Rauchqualme erstickt, im brennenden Saale zusammenbrach. Zwanzig Damen wurden mehr oder minder verwundet. Die Fürstin von der Leyen, die Gemahlin des russischen General-Konsuls Labiensi und die Gattin des Generals Baron Tousard trugen gefährliche Brandwunden davon. Der russische Botschafter, Fürst Alexander Borisso-

witsch Kurakin, hatte das Unglück gehabt, auf den Stufen, die vom Saale in den Garten hinausführten und die ebenfalls in Brand geraten waren, einen Fall zu tun. Er blieb einen Augenblick ohne Bewußtsein. Zwei österreichische Gesandtschafts-Offiziere und zwei Offiziere der kaiserlichen Garde retteten ihn. Er ist bettlägerig und leidet sehr. — Der Garten bot einen Augenblick das Schauspiel von Vätern und Müttern dar, die, ängstlich besorgt, ihre Frauen, ihre Gatten, ihre Kinder suchten und in dem Augenblick, wo sie sich wiederfanden, sich jubelnd umarmten. Der Kaiser und die Kaiserin waren während dieser Zeit an dem Thore des Gartens in einen Wagen eingestiegen. Als Beide ihre Equipage, die in den Champs-Elysees ihrer harrte, erreicht hatten, ließ er die Kaiserin einsteigen und nach den Tuilerien zurückbringen; er selbst kehrte mit seinem Adjutanten in's Hotel des österreichischen Botschafters zurück. — Die Fürstin Pauline von Schwarzenberg hatte im brennenden Saale am längsten verweilt. Sie hielt eine ihrer Töchter an der Hand. Eins der brennenden Trümmer war Ursache, daß das junge Mädchen niederfiel. Jemand, der dicht neben ihr stand, hob sie auf und trug sie in den Garten hinaus. Auch die Mutter wurde aus dem Saale fortgerissen. Aber als die Fürstin ihre Tochter vermißte, lief sie überall umher und schrie nach ihr.' Nach viertelstündigem Suchen kehrte sie, von dem Heldenmute mütterlicher Liebe angetrieben, in den brennenden Saal zurück. Seit jenem Augenblick wußte Niemand mehr, was aus ihr geworden sei. Unterdessen waren die Pompiers Meister des verheerenden Elements geworden. Das Hotel des Botschafters wurde gerettet, die Ruhe wieder hergestellt. — Fürst Joseph von Schwarzenberg suchte die ganze Nacht hindurch seine Gemahlin. Er zweifelte noch an seinem Unglücke, als man beim Anbruche des Tages unter den Trümmern des Ballsaals einen entstellten Leichnam fand, in welchem der berühmte Phrenologe Dr. Gall den Körper der Fürstin Pauline von Schwarzenberg zu erkennen glaubte. Bald blieb kein Zweifel mehr, als man ihren Schmuck, den sie am Halse trug, erkannte. Die Fürstin von Schwarzenberg war eine Tochter des Herzogs Ludwig Engelbert von Aremberg, erst

sechsunddreißig Jahre alt, Mutter von acht Kindern und schwanger seit vier Monaten. Sie hatte sich eben so sehr durch die Anmut ihrer Persönlichkeit, wie durch die Vorzüge ihres Geistes und Herzens ausgezeichnet. Die Aufopferung, die ihr das Leben gekostet, ist ein Beweis, wie sehr sie bedauert zu werden verdient. Der Tod war augenscheinlich: die Flammen schlugen in Wirbeln heraus. Nur ein Mutterherz, wie das ihrige, war fähig gewesen, solcher Gefahr zu trotzen.

Der Kaiser entfernte sich erst gegen drei Uhr morgens. Vier Stunden später wurde auf dessen Befehl der Architekt des abgebrannten Ballsaals verhaftet.

Der Wert der bei diesem Brande verloren gegangenen Diamanten und Juwelen wird auf acht Millionen Franks angegeben. Die Fürstin von der Leyen hatte einen Solitair von hunderttausend Franks eingebüßt.

Siebzehn Personen büßten ihr Leben ein. Zu diesen gehörten: die Fürstin von der Leyen, geborene Gräfin von Schönborn und Frau von Labienski, geborene Derosne. Beide Damen starben am 4. Juli. Tags darauf erlag auch die Tochter der Fürstin Pauline von Schwarzenberg den Folgen ihrer Brandwunden.

Acht Tage nach jenem unglückseligen Ballfeste erschien im „Moniteur" nachfolgendes Manifest, datiert Rambeuillet, 9. Juli:

„Napoleon, Kaiser der Franzosen usw. Wir haben dekretiert und dekretieren, wie folgt:

Art. I. Holland wird mit Frankreich vereinigt.

Art. II. Amsterdam wird die dritte Hauptstadt des Reichs.

Art. III. Holland wird sechs Senatoren, sechs Deputierte im Staatsrate, fünfundzwanzig Abgeordnete im gesetzgebenden Körper und zwei Richter im Kassationshofe haben."

Am folgenden Morgen reiste der Erbschatzmeister des Reichs, Charles François Lebrun, Herzog von Piacenza, nach Holland, ab, um als des Kaisers General-Lieutenant oder Statthalter die Zügel der holländischen Regierung zu übernehmen.

Am 13. Juli hielt der Herzog seinen Einzug in Amsterdam.

Zwölf Tage zuvor hatte der Bruder des Kaisers, Louis Napoleon Buonaparte, zu Gunsten des ältesten seiner Söhne, Napoleon Louis, der holländischen Krone entsagt und sich nach Deutschland zurückgezogen. Müde, nichts anderes als ein willenloses Werkzeug der despotischen Beschlüsse seines kaiserlichen Bruders zu sein, entsagte er der scheinbaren Souverainetät um so leichter, um sich dadurch dem Joche seiner Gemahlin Hortense zu entziehen, die er einzig und allein auf Befehl ihres Stiefvaters geheiratet hatte.

Am 9. Juli war der Ex-König von Holland unter dem Namen eines Grafen von Saint-Leu in Teplitz angelangt, um daselbst auf Anraten seiner Aerzte die dortigen Mineralbäder zu gebrauchen.

Kurz vorher war dort auch die Gräfin von Kielmannsegge eingetroffen. Ihr Gemahl befand sich während dieser Zeit auf Reisen.

Der Zufall hatte es gewollt, daß die Gräfin in einem Hause abgestiegen war, das dem „goldenen Schiffe," dem Gasthofe, welchen der Graf von Saint-Leu bewohnte, gerade gegenüber lag.

Die Gräfin von Kielmannsegge, beseelt von dem Wunsche, die persönliche Bekanntschaft des Grafen von Saint-Leu zu machen, hatte Stunden lang am offenen Fenster gelegen, ohne von ihm bemerkt worden zu sein.

Eines Morgens raffte sie die ganze Summe ihres Muts zusammen und schrieb ihm nachfolgenden Brief:

„Sire.

Die glühendste Verehrerin Napoleons des Großen, die der Sehnsucht, auch dem erlauchten Bruder desselben ihre Huldigung darzubringen, nicht länger widerstehen kann, wagt Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte an das Herz zu legen, huldreich geruhen zu wollen, ihr eine Viertelstunde Audienz zu gewähren, um Ihnen mündlich wiederholen zu können, wie sehr sie ist und ewig bleiben wird

Ew. Majestät
treueste Anhängerin
Auguste Gräfin von Kielmannsegge."

Louis Buonaparte, der von Jugend auf den unverbesserlichen Fehler besaß, in hohem Grade argwöhnisch und mißtrauisch zu sein, hatte beim Empfange dieser Zeilen sogleich den Verdacht geschöpft, daß die Schreiberin derselben sicher nichts anderes, als eine Spionin seines Bruders sei, der ihn, wie überall, auch hier bewachen lasse. Seine Kränklichkeit vorschützend, beeilte er sich, der Gräfin noch an demselben Tage eigenhändig zu antworten, daß sein Unwohlsein ihn vorläufig des Vergnügens beraube, sie bei sich empfangen zu können. Gleich darauf ließ er einen seiner Begleiter, den Vize-Admiral Desbonys-Treslong rufen.

„Ziehen Sie," sagte der Graf von Saint-Leu, „bei dem Bade-Kommissär noch heute Erkundigungen ein, wer und was die Absenderin dieses Briefes ist, woher sie gekommen sein und in welchem Gasthofe sie wohnen mag."

Der Vize-Admiral las das Schreiben, welches ihm der Ex-König von Holland offen übergeben hatte.

„Was halten Sie von dieser Dame?" fragte der Graf.

Treslong zuckte die Achseln und schwieg.

„Die Gräfin kommt mir verdächtig vor," sagte der Ex-Monarch hinzu. „Sie ist entweder ein Mouchard meines Bruders oder meiner Frau."

„Letzteres, Sire, scheint mir weniger wahrscheinlich, als Ersteres."

„Und was raten Sie mir?" fragte der Graf von Saint-Leu.

„Den Besuch dieser Dame jedenfalls anzunehmen, um dann desto leichter den Plan ihres Absenders durchschauen zu können."

„Sie haben Recht! Aber bevor ich die Gräfin zu mir einlade, kann es durchaus nichts schaden, wenn Sie mir einigen Aufschluß über sie verschaffen. Am Ende ist sie eine jener pauvres honteuses, die mich anbetteln wollen."

„Auch dies, Sire, ist nicht unwahrscheinlich, denn fast täglich erhalte ich hier derlei Bettelbriefe. Einen der seltsamsten dieser Art empfing ich erst vor wenigen Minuten. Gestatten mir Ew. Majestät, Ihnen den Inhalt dieses Schreibens mitzuteilen?"

„Ich bitte, lieber Freund, lesen Sie!"

Dieser merkwürdige Brief lautet wie folgt:

„Die Absenderin dieser Zeilen ist eine Unglückliche, welche in mehr als einer Beziehung Ihre volle Teilnahme verdient. Noch vor wenigen Jahren genoß ich der Ehre, mich der ganz besondern Gunst des Prinzen Joachim Murat zu erfreuen. Ich war, ohne Umschweife gesagt, seine Maitresse. Aus diesem Grunde wurde ich auf Befehl des Kaisers aus Frankreich verbannt. Ich floh über den Kanal und hatte in London das Glück, in den Kenneraugen Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Wales so viel Wohlgefallen zu finden, daß ich in dessen Armen die brutale Willkür meines französischen Verfolgers vergaß. Da es mir aber leider nicht gegeben ist, irgend einem Manne länger als ein halbes Jahr treu zu bleiben, schenkte ich die andere Hälfte meines Herzens einem französischen Flüchtlinge, welcher Gabriel Peltier heißt und einer der erbittertsten Gegner des Kaisers der Franzosen ist. Ich erhörte den Herausgeber des in London erscheinenden „Ambigue" nur unter der Bedingung, alles, was ich ihm gegen meinen Verfolger einsenden würde, unverkürzt aufnehmen zu müssen. Er hielt sein Wort — ich ebenfalls! Eines Tages aber, als der Prinz von Wales durch einen seiner lustigen Zechgenossen, den Schauspieler Edmund Keau, in Erfahrung brachte, daß ich ihm untreu geworden und daß Monsieur Peltier sein Nebenbuhler sei, lud er mich zu sich nach Carlton-House und hielt mir dort eine höchst naive Strafpredigt, die ungefähr folgendermaßen klang: „Höre, lieber Schatz, was ich Dir zu sagen habe. Wenn ich mir eine Maitresse halte, dann halte ich sie eben nur für mich und nicht für irgend einen anderen. Du aber scheinst von der Ansicht der Mehrzahl deinesgleichen auszugehen und alles, was Du von der Gunst des einen erhaltest, mit dem andern schwesterlich zu teilen. — Nicht im Entferntesten denke ich daran, Dir über Deine Untreue Vorwürfe zu machen: im Gegenteile finde ich es ganz begreiflich, daß Geschöpfe deinesgleichen einem nicht länger als dem andern treu zu bleiben vermögen. Diese Erfahrung wird auch Peltier machen; auch ihn wirst Du hintergehen, wie Du jeden seiner Vorgänger, zu denen auch

ich gehöre, betrogen hast, und jeden seiner unausbleiblichen Nachfolger betrügen wirst. Ich finde dies in der Ordnung. Und darum zürne ich Dir nicht. Hier schenke ich Dir tausend Pfund Sterling; reise mit diesem Gelde nach dem Festlande zurück oder bleibe meinetwegen auch in London; mich aber, Schatz, inkommodiere nicht mehr, denn sollte es Dir jemals einfallen, mir die unschätzbare Ehre Deines Besuches zu schenken, dann würde ich so frei sein, von meinem Hausrechte Gebrauch zu machen und Dir die Tür zu weisen. Ich hoffe aber, daß Du Dir sowohl als mir diese unnütze Demütigung ersparen und mich von heute an huldreichst vergessen wirst. Gehe nun und grüße meinen Nebenbuhler!" — Und letzteres tat ich denn auch. Als auch Peltier mir nicht mehr gefiel, verließ ich London und zog mich mit dem Reste meiner Habe nach Hamburg zurück. Diese Stadt ist ein elendes Krämernest. Man hat Geld, aber keinen Geschmack. Ich nahm meine sieben Sachen und begab mich nach Berlin, ausgerüstet mit einem Empfehlungsbriefe an den Prinzen August, der mir in früherer Zeit, als ich noch die Geliebte des Prinzen Louis gewesen war, ziemlich auffällig den Hof gemacht hatte. Augusts gefühlvolles Herz war aber leider nicht mehr frei: es schwärmte für ein hübsches Bürgermädchen, das Friederike Wichmann hieß und von Friedrich Wilhelm dem Dritten unter dem Namen einer Frau von Waldenburg in den Adelstand erhoben ward. Ich kam ein Jahr zu spät! Von Berlin ging ich nach Dresden. Auch hier war nichts zu machen. Seit gestern bin ich in Teplitz. Der Graf von Saint-Leu, den ich ein einziges Mal in einem der heitern Abendzirkel bei seinem Schwager Murat gesehen, wird sich meiner vielleicht noch erinnern. Ersuchen Sie ihn, sich meiner anzunehmen. Ich bin arm wie eine Synagogenmaus; meine Habe besteht in siebzig Franks. Damit komme ich höchstens nach Prag; mein Herz zieht mich nach Wien. Dort gibt's einige alte, reiche Kavaliere. Dort hoffe ich besser als anderswo meine Rechnung zu finden. Verzeihen Sie mir meine ungeschminkte Offenherzigkeit: mit tausend Franks wäre mir vorläufig geholfen. Eine Bagatelle für den Grafen von Saint-Leu! Von allen Brüdern des Kaisers soll er, wie man sagt, das

beste, edelste und teilnahmsvollste Herz haben. Er, nur er, wird mir helfen. Mit brennender Sehnsucht erwartet das Resultat Ihres einflußreichen Fürworts

Ihre
Ihnen dankbar ergebene
Lodoiska B....ka.

Wohnhaft im „Weißen Neger" Nr. 31."

„Ich erinnere mich dieser leichtsinnigen Person," sagte der Exkönig von Holland, als er diesen Namen gehört hatte. „Damals war sie pikant wie Chesterkäse. Jetzt wird sie wahrscheinlich heruntergekommen sein. Schicken Sie ihr die tausend Franks! Weil mein Bruder sie aus Frankreich verwiesen hat, ist es meine Schuldigkeit, die Strenge des Kaisers einigermaßen zu sühnen. Gern helf ich, wenn ich kann," sagte der Graf von Saint-Leu und trat gleich darauf seinen täglichen Spaziergang nach dem Schloßgarten an.

Gegen mittag traf er dort die alte Fürstin Christine von Clary-Aldringen, Tochter des geistreichen Prinzen Charles de Ligne und seit 1775 Gemahlin des ziemlich bornierten Fürsten Johann Nepomuk von Clary, der, beiläufig gesagt, unter vielen andern Narrenkappen auch die besaß, daß er mitten im Sommer nie weniger als zwei Unterjacken und drei verschiedenfarbige Westen trug, um seinen vom Podagra heimgesuchten Leichnam vor Erkältung zu schützen. Seine Gemahlin hieß ihn das wandelnde Schwitzbad.

Unter den Damen, welche sich der Fürstin von Clary heute zum ersten Male angeschlossen hatten, befand sich auch Gräfin von Kielmannsegge, die ihr durch den österreichischen Gesandten am Dresdener Hofe, welcher hier gleichfalls die Kur gebrauchte, erst Tags vorher vorgestellt worden war. Die Fürstin, nicht minder witzig wie ihr Vater, bot das ganze Einmaleins ihres Geistes auf, um der hannoverschen Gräfin eine gute Meinung von sich beizubringen.

„Hat Ihr Herr Gemahl Sie nach Teplitz begleitet?" fragte die Gemahlin des Schwitzbades.

„Nein, Durchlaucht, ich bin hier allein. Mein Gemahl weilt gegenwärtig in London."

„O wie sehr beneide ich Sie! Mein guter Mann reist leider niemals. Aber was ist dagegen zu machen? Er hat Furcht, sich zu erkälten! Im Winter sind die Zimmer meines lieben Nepomuks dergestalt geheizt, daß ich ihm im letztvergangenen Fasching geraten habe, zum Zeitvertreibe Eier für mich auszubrüten. Glauben Sie, daß er's getan hat? Nein, Madame! Ein Clary, rief er tief empört, ist kein Brütofen! — Am 24. Juli jedes Jahres legt er eine seiner beiden Unterjacken ab, um sie Tags darauf wieder anzuziehen. Diese fortwährende Schwitzkur macht ihn stüpide, und so oft ich mich darüber beklage, sagt er: Christine, was verstehst denn Du davon? Hat nicht schon Gott der Herr gesagt: der Mensch solle sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen?! Ich, Kind, schwitze Tag und Nacht!

In demselben Augenblick grüßte sie Jemand. Es war der Graf von Saint-Leu.

„Darf ich mich nach Ihrer Gesundheit erkundigen?" fragte der Ex-Souverain.

„Ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser," sagte die Fürstin. „Gestatten Sie mir, Sire," fuhr sie fort, „Ihnen eine Fremde vorzustellen: Gräfin Auguste von Kielmannsegge aus Hannover.

Saint-Leu machte Miene des Erstaunens.

„Ich schätze mich glücklich," stammelte er.

„Ew. Majestät persönlich kennen zu lernen," unterbrach ihn die Gräfin.

„Sie werden dabei nur wenig gewinnen. Ich bin krank, finster und mürrisch . . ."

„Und welcher Arzt behandelt Ew. Majestät?"

„Ich folge dem Beispiele des Kaisers Tiberius, der mit vollem Rechte behauptet hat, daß, vom vierzigsten Jahre angefangen, jeder Mensch sein eigener Arzt sein müsse. Und darum behandele ich mich selbst. Gedenken Sie lange hier zu verweilen?"

„Bis gegen Ende dieses Monats, Sire!"

„Und wo ist Ihr Herr Gemahl?"

„Er befindet sich gegenwärtig in London. Von dort geht er nach Paris."

„Nach Paris?" wiederholte er voll Argwohn.

„Um dort Gemälde und Kupferstiche einzukaufen; seine Galerie ist eine der schönsten. Er liebt die neuere französische Schule und schwärmt vorzugsweise für David und Gerard.

„Auch ich schätze und liebe sie. Von der Meisterhand des Letztern besitze ich ein Miniaturbild meines Bruders Napoleon, der es meiner Frau am Vorabende unserer Hochzeit als Andenken geschenkt. Dies Porträt ist von allen, welche mir bekannt sind, unstreitig das ähnlichste."

„Ew. Majestät würden mich unaussprechlich glücklich machen, wenn Sie mir huldreichst gestatten wollten, jenes Bild einmal betrachten zu dürfen," sagte die Gräfin.

„Sie hatten mir die Ehre Ihres Besuches zugedacht; ist's erlaubt zu fragen, wann ich Sie erwarten darf?"

„Wenn Ew. Majestät es erlauben, komme ich morgen um diese Zeit . . ."

„Abgemacht!" sagte der Graf von Saint-Leu.

In demselben Augenblick kehrte sich die Fürstin Clary, die am Arme ihres Sohnes, Karl Joseph, vorausgegangen war, zum Grafen, der neben Frau von Kielmannsegge ging, mit der Frage um:

„Ist es wahr, Sire, daß Sie Teplitz bald verlassen und sich nach Graz zurückziehen wollen?"

„Dies ist allerdings meine Absicht, Durchlaucht; doch liegen noch so viel „Wenn" und „Aber" dazwischen, daß ein einziger Augenblick alles umgestalten kann. "

„Sire, kommen Sie lieber nach Wien! Sie werden bei uns gewiß weit besser aufgehoben sein, als in der Steyermark."

Während sich dieses Gespräch à quatre bouches fortspinnt, wollen wir unsern Blick nach Paris zurücklenken.

Dort lebte, von ihrem Gatten freiwillig getrennt, die Ex-Königin Hortense von Holland, deren Ehe mit dem Bruder ihres kaiserlichen Stiefvaters höchst unglücklich gewesen war. Beide haßten und verabscheuten sich gründlich. Louis Buonaparte war ein ausgesprochener Weiberfeind; Hortense von Beauharnais dagegen hatte auffallend große Zuneigung zu dem stärkern Geschlecht. Zu den Männern, die sich ihrer ganz

besondern Huld und Gewogenheit zu erfreuen hatten, gehörte der königlich holländische Admiral Carel Hendrik Verhuel und der kaiserlich französische General Graf Charles Joseph Flahault de la Billarderie. Letzterer wie ihr Obriststallmeister. Im Jahre 1810 hatte deren gegenseitige Vertraulichkeit eine solche Höhe erreicht, daß die Médisance daraus höchst gewagte Schlüsse zog. Bald darauf wurde Flahault Adjutant des Kaisers und eine der angesehensten Persönlichkeiten des Hofes. Hortense machte aus ihrer Zuneigung zu ihm so wenig Geheimnis, daß Napoleon ihr eines Morgens, als er sie besuchte, nachfolgende Strafpredigt hielt:

„Ich bin sehr unzufrieden mit Dir! Du nimmst keine Vernunft an und wirst von Tag zu Tage unvorsichtiger. Paris macht böse Glossen über Dich. Benimm Dich klüger als bisher und vermeide alles, was Dich verdächtig machen könnte. Liebe meinetwegen jeden, den Du willst; aber beobachte das Dekorum, unvorsichtiges Kind! Gestern abend erzählte mir Fouché, er habe ein Spottbild konfiszieren lassen, das Dein vertrautes Verhältnis mit Verhuel zum Gegenstande schlechter Witze macht, die Deine Ehre an den Pranger nageln. Auch Deine täglichen einsamen Spazierritte in Begleitung Deines Stallmeisters Flahault sind durchaus nicht geeignet, Deinem fadenscheinig gewordenen Rufe einen neuen Lüstre zu verleihen. Sage mir, wohin dies führen soll?"

„Sire, als Sie mich gegen meine Neigung Ihrem Bruder vermählten, mußten Sie selbst sich sagen, was die Folge dieser unglücklichen Mesalliance sein werde. Sie zwangen mich zu jener Heirat! Die Leere meines Herzens zwang mich, für meines Mannes Kälte und Gleichgültigkeit Trost und Ersatz in den Armen Anderer zu suchen. Wenn dies ein Verbrechen ist, dann sind Sie der Urheber desselben!"

„Du sprichst sehr kühn, liebes Kind! Das Wichtigste aber hast Du vergessen. Treue hast Du mit Untreue belohnt. Schweige, leichtsinnige Hortense, ich weiß alles! Und wenn ich trotzdem Dir manches verziehen habe, so geschah dies einzig und allein aus Rücksicht für Deine engelsgute Mutter, die ich noch immer liebe und . . ."

„Die Sie trotzdem treulos verlassen haben . . ."

„Weil Frankreich einen Thronerben verlangt hat."

„Und warum adoptieren Sie nicht Ihren Stiefsohn, meinen Bruder Eugen, oder einen meiner Söhne?"

„Gutes Kind, Du verstehst dies nicht! Mais revenons à nos moutous. Jetzt ist die Rede von Dir. Versuche nicht, mich davon abzulenken. Du mußt endlich vernünftig werden, Hortense! Es ist Zeit, daß Du in Dich gehst und Dich, mir zu Liebe, bald ein Wenig änderst . . ."

„Sie sind wohl gar etwas eifersüchtig?"

„Und hätte ich nicht Grund dazu? Diese stundenlangen Spazierritte müssen endlich aufhören. Meine Geduld hat ihr Ende erreicht. Morgen früh geht Flahault nach Spanien."

„Wollen Sie mir das Herz brechen?" fragte Hortense mit allen Anzeichen aufrichtiger Verzweiflung.

„Redensarten, liebes Kind, nichts als Redensarten! Nur wenig Frauen sterben aus Liebesgram."

„Sire, ich werde ins Wasser springen . . ."

„Deine Drohungen, Hortense, erschrecken mich nicht. Ich weiß, wie weit ich gehen darf."

Hortense warf sich ihm zu Füßen.

„Sire, darf ich Flahault nach Spanien begleiten?"

„Bist Du närrisch? Bist Du toll? Ist denn der Zauber dieses Menschen so unwiderstehlich, daß Du ihm Deinen Ruf opfern willst? Schäme Dich, Hortense! Du bist nicht wert, daß meine Hand Dein Haupt mit einer Königskrone geschmückt hat. Der Mann, den Du kränkst, ist mein Bruder! Vergiß dies nicht!" sprach der Kaiser und verließ sie.

Hortense warf sich weinend aufs Sopha.

„Welch' ein Tyrann!" rief sie aus. „Nicht genug, daß er mir seinen Bruder, der mir verhaßt ist, herzlos aufgedrängt, will er mir jetzt auch den letzten Trost meines Lebens rauben! Er hat ein Herz von Kanonenerz! Seine Seele ist ein Stück Bronze! Sein Wille ist ein unbeugsamer Granitfels! — Armer Flahault! Er schickt Dich nach Spanien, weil Du seine Eifersucht erregt hast! Aber meine Gedanken folgen Dir überall."

Dann eilte sie ans Klavier und sang unter Tränen:

„Mir wird die Zeit so lang,
Mir ist so ängst und bang,
Ich bin so ganz allein!
Mein Aug' ist tränenschwer,
Mir ist das Herz so leer ....
O könnt' ich bei Dir sein!

Wohl weiß ich, was mich quält,
Wohl weiß ich, was mir fehlt,
Ich bin so ganz allein!
Mir fehlt ein lieber Stern,
Er ist so fern, so fern ...
O könnt ich bei Ihm sein!

Wie war die Nacht so kühl,
Wie ist der Tag so schwül,
Ich bin so ganz allein!
Ich sehne mich nach Dir,
Du sehnest Dich nach mir ...
O könnt' ich bei Dir sein!"

Am folgenden Morgen befand sich General Flahault auf dem Wege nach Madrid.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein heiterer Juli-Sonntag.

Die Gräfin von Kielmannsegge, eingehüllt in den Zauber einer ebenso reichen, als geschmackvollen Toilette, begab sich ins „goldene Schiff", um dem Ex-Könige von Holland ihre Huldigung darzubringen.

Der Graf von Saint-Leu empfing die „glühendste Verehrerin" seines Bruders mit jener echt französischen Galanterie und Liebenswürdigkeit, die ihm in Teplitz mehr als ein Frauenherz gewann.

„Waren Sie niemals in Paris gewesen?" fragte er die Gräfin im Laufe des Gesprächs.

„Bis jetzt leider noch nicht; aber desto größer ist die Sehnsucht, die mich hintreibt, um dort den größten Mann seines Jahrhunderts, den „Julius Cäsar" seiner Zeit, zu sehen."

„Wie neidenswert ist der Mann, der auch Sie zu der Masse seiner Bewunderer zählen darf! Mein Bruder ist ein wahres Glückskind! In seinen Händen verwandelt sich Blei in Gold, Granit in Wachs. Selbst seine Gegner werden seine Anhänger. Bewundernd liegt die Welt zu seinen Füßen und segnet die Mutter, die solch' einen Sohn unter ihrem Herzen trug. Aber nichts ist vollkommen in dieser unvollkommenen Welt. Auch mein Bruder hat seine Fehler: der größte derselben ist sein Egoismus. Er ist der Mittelpunkt der Erde; nur Er ist Licht und Sonne: alles andere dünkt ihm Staub und Asche. Um die Pläne seiner Herrschsucht zu verwirklichen, kennt er weder Rücksicht noch Mitleid. Er ist die gußeiserne, unzertrümmerische Selbstsucht! Ich will Ihnen das bewußte

Bild zeigen: es ist das Aehnlichste und das Einzige, das ihm nicht geschmeichelt hat."

Der Graf zeigte ihr das Bild. Er war mit großen Edelsteinen eingefaßt, deren Wert sich, beiläufig erwähnt, auf mehr als 50 000 Franks belief. Die Gräfin verschlang die bronzenen Züge ihres Ideals mit unbeschreiblicher Heißgier. Ihre Augen bohrten sich in die unbewegliche Ruhe der seinigen. Sie starrte das Bild mit zitternder Wollust an. Ihr Geist versenkte sich in seine Physiognomie wie eine Biene in den honigschwangern Kelch einer Blume, deren geheimnisvoller Duft sie magisch berauscht hat.

„Ja, ja, Sire, das ist Er!" rief sie in Extase aus. So und nicht anders muß der Mann aussehen, der von der Höhe seines ruhmgeschmückten Thrones allen Fürsten und Völkern der Erde bindende Gesetze vorschreibt. Er, der die Geschicke von ganz Europa leitet und dessen siegreicher Macht der Größte wie der Kleinste sich schweigend unterwerfen muß. Ein neuer Briareus, umfassen die tausend Arme seines allmächtigen Geistes den ganzen Erdkreis. Schiedsrichter zwischen Helios und Poseidon spricht er jenem das Vorgebirge, diesem die Landenge zu. Alle Herrscher sind dessen untertänige Vasallen: er setzt Könige ab und ein. Ihm gehorchen Kronen und Schwerter, die Kirche und der Papst. Die Bannstrahle des Letztern verlacht er. Pius VII., in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1809 vom General Radet zum Gefangenen des Kaisers erklärt, ist nach Savona abgeführt worden. Dort bereut er seine machtlose Hartnäckigkeit."

„Und dennoch," unterbrach sie der Graf von Saint-Leu, „fürchte ich, daß die geistige Macht des gefangenen Papstes die weltliche Macht seines Verfolgers überleben wird, denn die katholische Kirche ist das einzige, an dessen Unbezwingbarkeit jeder glauben muß, der die Geschichte der Päpste kennt. Mag mein Bruder die Hauptstadt des heiligen Vaters zur zweiten Metropole Frankreichs erniedrigt haben, Rom bleibt doch das ewige Rom, die unvergängliche Hauptstadt der katholischen Christenheit! Jede andere Macht, die sich einzig und allein auf den Schutz der Bajonette und Kanonen stützt, ist ein hinfälliges Kartenhaus: das Papsttum aber ist ein

unerschütterlicher Fels, der alle Dynastien der Erde siegreich überdauern wird."

„Ihrem unsterblichen Bruder war es vorbehalten, die Macht des Papstes zu zertrümmern und die Wirkung seiner Bannbullen für alle Zeiten unschädlich zu machen. Pius VII. ist eine gekrönte Null, der Schatten eines Schattenbildes! — Aber je länger ich das Bild Ihres unsterblichen Bruders betrachte, desto mehr wächst meine Teilnahme für ihn. Alles, Sire, was ich mein nenne, würde ich mit tausend Freuden hingeben für den Besitz dieses Bildes!"

„Es ist ein Geschenk meiner Frau, und schon darum würde ich niemals im Stande sein, mich davon loszusagen."

„Die Physiognomie des unsterblichen Helden hat sich mit so unvertilgbaren Zügen in mein Gedächtnis eingeprägt, daß ich den Kaiser jetzt unter Millionen herausfinden würde," sagte die Gräfin und preßte, von glühender Begeisterung hingerissen, einen Kuß auf das Bild, von welchem sie sich nur mit schwerem Herzen loszureißen vermochte.

Der Graf von Saint-Leu, der das Bild sorglos liegen ließ, begleitete seinen weiblichen Besuch in ein anderes Zimmer, um ihm dort einige andere Portraits zu zeigen.

„Dieses Bild da ist meine Mutter," sagte der Graf von Saint-Leu, auf ein Oelgemälde zeigend, das zwischen zwei andern Frauenköpfen hing. „Madame Mère," fügte er hinzu, „ist sechzig Jahre alt. — Zur Rechten meiner Mutter prangt das Bild meiner Schwiegermutter, der Kaiserin-Witwe Josephine von Beauharnais; zur Linken hängt deren Tochter, meine Frau, die alle Schwächen ihrer Mutter, aber keine von ihren Tugenden geerbt, mich durch ihre Gefallsucht namenlos unglücklich gemacht und mich mit dem Kaiser und der ganzen Welt auf immer entzweit hat."

Die Gräfin betrachtete diese Bilder mit fast religiöser Andacht. Am längsten verweilte ihr Blick auf dem Portrait der Kaiserin-Mutter.

Es scheint uns hier am rechten Platze zu sein, mit einigen flüchtigen Zügen das Lebensbild dieser denkwürdigen Frau zu unterwerfen.

Maria Lätitia Ramolino, geboren zu Ajaccio am 24.

August 1750 — Stiefschwester des späteren Kardinals Joseph Fesch — war noch nicht sechszehn Jahre alt gewesen, als sie sich — am 30. Juli 1766 — mit einem Besitzer des königlichen Gerichtshofes zu Ajaccio, mit dem Rechtsgelehrten Carlo Buonaparte, vermählt hatte. Madame Lätitia Buonaparte, die damals eine Schönheit ersten Ranges gewesen war, hatte sich während der ersten Jahre ihrer Ehe die Huldigung der angesehensten Männer Korsika's als pflichtschuldigen Tribut gefallen lassen, ohne für einen ihrer vielen Anbeter mehr als für irgend einen andern zu empfinden. Der einzige Mann, der ihr imponierte, war der Gouverneur von Korsika, Graf Louis Charles Rene de Marbeuf, welcher die schöne Frau unter die Flügel seines Schutzes genommen und für das Fortkommen ihrer Söhne gesorgt hatte. Der Graf starb, vierundsiebenzig Jahr alt, zu Bastia am 20. September 1786 und hinterließ eine Witwe, die infolge eines kaiserlichen Dekrets am 19. Dezember 1805 vom Kaiser Napoleon eine jährliche Pension von sechstausend Franks bis zu ihrem Tode erhielt.

Madame Lätitia, die im Jahre 1783 Witwe geworden war, hatte ihrem Gemahle während ihrer siebzehnjährigen, ziemlich glücklichen Ehe fünf Söhne und drei Töchter geschenkt. Ihr Liebling war der zweitgeborene Sohn Napoleon, der sich damals in der Militärschule von Brienne befand.

Nachdem die Engländer unter dem Oberbefehle Lord Samuel Hook's am 18. Februar 1794 in Korsika gelandet waren und am 24. Mai desselben Jahres die Hauptstadt dieser Insel erobert hatten, war die damals vierundvierzigjährige, noch immer eben so schöne als imposante Witwe Buonaparte mit ihren drei Töchtern nach Marseille entflohen, dort in ziemlich bedrängten Verhältnissen bis zum Herbste 1799 geblieben und dann auf Einladung ihres Sohnes, der sich in dem kurzen Zeitraume von vierzehn Jahren vom einfachen Unterlieutenant im vierten Artillerie-Regiment La-Fère zum ersten Konsul der französischen Republik emporgeschwungen hatte, nach Paris gekommen. Nachdem Napoleon am 18. Mai 1804 zum Kaiser ausgerufen war, sah sich „Madame-Mère" von ihrem Sohne zur Beschützerin aller frommen, wohltätigen Anstal-

ten Frankreichs erhoben. Seitdem war die Kaiserin-Mutter die Vorsehung aller Armen.

„Wie beneide ich diese hohe Frau um die Ehre und das Glück, Mutter solcher Söhne zu sein!" rief Gräfin Kielmannsegge, deren Augen beim Anblick des Bildes der Madame-Mère sich mit flammender Begeisterung füllten.

Bald darauf hatte die Audienz ihr Ende erreicht. Die Gräfin, aufrichtig entzückt von der liebenswürdigen Aufnahme, die ihr zu teil geworden war, verabschiedete sich beim Grafen Saint-Leu mit der Versicherung, daß ihr Enthusiasmus für den Kaiser Napoleon und dessen Familie ohne Grenzen sei und sich bei jeder Gelegenheit, die sich ihr darböte, glänzend offenbaren werde. Ihr Wahlspruch sei fortan: „Gott und Napoleon!"

Eine Stunde später erhielt der Exkönig von Holland den Besuch der zudringlichen Polin, die unangemeldet eingetreten war, um ihm für das Geschenk von tausend Franks, welches seine Großmut ihr gewährt hatte, mündlich ihren Dank abzustatten.

Er empfing sie mit auffallender Kälte. Lodoiska aber, die sich durch sein abstoßendes Benehmen durchaus nicht zurückschrecken ließ, beeilte sich, alle Hilfstruppen ihrer mehr als frivolen Gefallsucht aufzubieten, um in das unempfindliche Herz dieses Weiberfeindes eine Bresche zu schießen und ihn wenigstens gesprächig zu machen. Er aber blieb kalt und einsilbig.

„Welch ein Eisbär!" dachte die Polin und trat, verwirrt und beschämt durch die beispiellose Kälte seines Benehmens, bald darauf ihren Rückzug an.

Als sie, tief empört über diese Unhöflichkeit ohne gleichen, durchs andere Zimmer ging, fiel ihr Blick auf den Tisch, auf welchem der Graf von Saint-Leu das Miniaturbild seines kaiserlichen Bruders sorglos hatte liegen lassen. Geblendet von der wertvollen Einfassung des Portraits stieg in der leichtsinnigen Polin blitzschnell der Gedanke auf, sich dasselbe anzueignen. Nur einen Moment schrak sie vor der Ausführung zurück; dann faßte sie sich und — stahl das Bild.

Kaiſerin Joſephine

Prinzeſſin Marie Louiſe

Zwei Stunden später befand sich Lodoiska mit Extrapost auf dem Wege nach Prag.

Der Graf von Saint-Leu, der in seiner sprichwörtlich gewordenen Zerstreutheit jenes Bild unterdessen ganz und gar vergessen hatte, erinnerte sich desselben erst dann, als es bereits zu spät war. In dem Augenblick, als ers vermißte, fiel sein Argwohn sofort auf die Gräfin Kielmannsegge, hauptsächlich darum, weil sie es gewesen war, der er es gezeigt, die es in ihren Händen gehabt und in ihrer ungezügelten Begeisterung geäußert hatte, daß sie alles, was sie besitze, mit tausend Freuden für den Besitz dieses Bildes hinzugeben im Stande sei.

Ueberzeugt, daß sein Verdacht vollständig gerechtfertigt sei, war er anfangs fest entschlossen, diesen frechen Diebstahl dem Gerichte anzuzeigen und Gräfin Kielmannsegge dafür verantwortlich zu machen. Aber zum Glück für Letztere besann er sich bald eines bessern und unterließ diesen Schritt, der die Ehre der Gräfin, unverdient, für immer beschimpft und gebranntmarkt haben würde.

An Lodoiska dachte er nicht mehr. Sie war seinem schwachen Gedächtnisse so ganz und gar entschwunden, daß kein Funke von Argwohn auf die wahre Urheberin dieses Diebstahls fiel.

In Prag, wo die Polin zwei Tage verweilte, hatte sie die Diamanten vereinzelt und ihren Rand zu Gelde gemacht, mit welchem sie sich eiligst nach Wien begab.

Das aber, was die Gräfin Kielmannsegge in den Augen des Grafen von Saint-Leu noch verdächtiger gemacht, war deren urplötzliche Abreise von Teplitz, das sie, vier Tage nach jenem Diebstahle, mitten in der Nacht verlassen hatte.

Unentschlossen, was er tun solle, entschied er sich endlich dafür, die Gräfin aus Mangel sichern Beweises nicht verfolgen und die ganze Sache ruhen zu lassen.

Unterdessen war Lodoiska in Wien angekommen. Schon Tags darauf hatte sie infolge eines von Dresden mitgebrachten Empfehlungsschreibens die Bekanntschaft eines schon damals höchst einflußreichen Mannes gemacht, der mehr als jeder andere geeignet und gleichzeitig auch sehr gern bereit

war, diese galante Abenteuerin unter die Flügel seines Schutzes zu nehmen.

Er war Diplomat und hieß — Gentz.

Dieser Mann — geboren zu Breslau am 8. September 1764 — war achtunddreißig Jahre alt gewesen, als er, damals preußischer Geheimrat, aus mehr pekuniären als politischen Rücksichten urplötzlich seinen Abschied nahm und im Jahre 1802 als K. K. Hofrat in die Wiener Hof- und Staatskanzlei eintrat. Er besaß ungemein viel Geist, aber blutwenig Gewissen. Letzteres hielt er für eine üble Angewohnheit, die in gewissen Lagen des Lebens dem Spießbürger eine Art von Bangigkeit einflößt, über die sich ein Gentleman — und vor allem ein echter Diplomat — mit großer Gemütsruhe hinwegzusetzen versteht. Anfangs liberal, war er später servil geworden. Einer der entschiedensten Gegner Napoleons hielt er sich 1806 im Hauptquartiere des Königs von Preußen auf und verfaßte dort das geharnischte Manifest Friedrich Wilhelms III. gegen Frankreich. Nach Wien zurückgekehrt, arbeitete er wieder im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und redigierte 1809 das Kriegs-Manifest Oesterreichs gegen Napoleon. Seit dem Tage, an welchem Graf Metternich an Stadions Stelle die Leitung des Auswärtigen übernommen hatte, war Hofrat Friedrich von Gentz die rechte Hand und das linke Ohr dieses Diplomaten, der die außerordentliche Gewandtheit und Schärfe der Feder dieses Publizisten vollständig zu würdigen und die Dienste, die dieser Mann ihm und dem Staate erwies, besser als das knickerige Preußen zu belohnen verstand.

Schon damals hatte Herr von Gentz ein höchst glänzendes Einkommen und eine Stellung, die ihm in jeder Hinsicht mehr als seine frühere in Berlin zusagte. Vor allem war er ein vollendeter Lebemann und einer der feinsten Epikuräer jener Zeit. Am meisten liebte er luculliſche Mahlzeiten. Außerdem auch einer der eifrigsten Verehrer des schönen Geschlechts, hatte er schon damals mehr galante Liaisons als Haare auf dem gescheiten Kopfe und überließ sich seinem Hange zu verliebten Abenteuern in so zügelloser Weise, daß er dadurch überraschend schnell in den Ruf eines neuen Don Juan geriet und

infolge dieser Leidenschaft nach und nach so sehr von Kräften kam, daß er — zehn Jahre später — seine Zuflucht zu Brühen von fünfzehn Pfund Rindfleisch zu nehmen sich gezwungen sah. Mit auffallender Vorliebe schwärmte er selbst noch in weiter vorgerücktem Alter für blutjunge Ballettänzerinnen, zu denen — zwei Dezennien später — auch die berühmte Ballettänzerin Fanny Elsler gehörte, was seinem Geschmacke jedenfalls zu hoher Ehre gereicht.

Da sein gefühlvolles Herz in dem Augenblicke, als Lodoiska ihren Empfehlungsbrief abgab, zufällig vakant gewesen war, ergriff er die Gelegenheit, jene Lücke auszufüllen, um so eifriger und lieber, weil die Ungebundenheit ihres ganzen Wesens, die prickelnde Frivolität ihres Charakters mit dem seinigen vollkommen harmonierte.

Beide wurden bald sehr vertraut. Die jederzeit bereitwillige Börse des äußerst galanten Hofrats verschaffte seiner polnischen Flamme die nötigen Mittel, ihren Hang zum Aufwande, der für sie ein notwendiges Lebensbedürfnis geworden war, vollständig zu befriedigen. Lodoiska ihrerseits überhäufte ihn dafür mit tausend Liebenswürdigkeiten, die ihn das Geld, das er mit stets vollen Händen in ihren Schoß warf, niemals bereuen ließen. Reue kannte er überhaupt nur dem Namen nach, denn Reue ist Katzenjammer des Gewissens; letzteres aber war ihm eben auch nur vom Hörensagen bekannt. — — — — — — —

— — — — — — — —

Gräfin Kielmannsegge, die unterdessen von Teplitz nach Hannover zurückgekehrt war, erwartete hier die Rückkunft ihres Gemahls, der sich noch immer in London umhertrieb. Dort schien er sich freier und wohler zu fühlen als in Hannover an der Seite seiner Gattin, für welche er blutwenig Zuneigung besaß, was sie frühzeitig genug durchschaut hatte. Auch ihr Herz erkaltete mehr und mehr, und so geschah es, daß nach der Rückkehr des Grafen diese Ehe sich für beide Teile immer trüber und unglücklicher gestaltete. Beide trugen, weil sie sich niemals aufrichtig geliebt hatten, das Joch ihres Zusammenlebens mit einer gegenseitigen Gleichgültigkeit, welche nach und nach dergestalt zunahm, daß man sich wech-

seitig sehr bald zur Last ward. Die Seele der Gräfin, erfüllt von einem unerreichbaren Ideale, das Napoleon hieß, schwärmte für ihren „Held der Helden" mit einer Begeisterung, die von Tag zu Tage zunahm. Der Graf dagegen, der ein abgesagter Feind des Kaisers war, benutzte jede Gelegenheit, ihren übertriebenen Enthusiasmus „für den gewissenlosen Usurpator" stets ins Lächerliche zu ziehen und seine Gattin dadurch so empfindlich zu kränken, daß sie, gereizt durch diesen ewigen Widerspruch, immer heftiger für den Mann ihrer stolzen Träume erglühte. — — — — —

— — — — — — — —

Gegen Ende des Monats Oktober 1810 überbrachte der kaiserlich französische Stallmeister, Baron von Mesgrigny, dem Wiener Hofe die erste Nachricht von der positiven Gewißheit der bis dahin immer noch bezweifelten Schwangerschaft der Kaiserin Marie Louise. Ganz Wien, ja ganz Oesterreich begrüßte diese frohe Botschaft mit großem, ehrlich gemeinten Jubel.

Am 13. November kehrte Herr von Mesgrigny mit den schriftlichen Glückwünschen des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich nach Paris zurück.

Als auch Gräfin Kielmannsegge diese Nachricht erfuhr, empfand sie einen ihr selber unerklärlichen Neid und brach darüber in Gegenwart ihres Gemahls laut in Tränen aus.

„Ich begreife nicht," sagte der Graf zu ihr, „woher es kommen mag, daß diese Kunde Dich traurig stimmt. Du solltest, im Gegenteile, hoch erfreut sein, daß der heißeste Wunsch des Kaisers dadurch in Erfüllung geht. Wenn ihm die Vorsehung einen Thronerben schenkt, dann ist seine Dynastie fester als bisher begründet."

„Ein banges Vorgefühl sagt mir, daß diese Ehe dem Kaiser kein Glück bringen wird," entgegnete die Gräfin.

„Kind, laß dies seine Sorge sein! Sein unersättlicher Ehrgeiz, der ihn angetrieben hatte, sich von seinem guten Sterne loszusagen und Josephine von Beauharnais zu verstoßen, fand in dieser Verbindung mit der deutschen Kaisertochter seine höchste Befriedigung. Was kümmerts Dich, ob diese Ehe gute oder schlimme Folgen haben wird? Jeder Mensch

ist seines Glückes eigener Schmied. Die Wahrheit dieses Satzes wird auch Napoleon früher oder später erkennen lernen," sagte ihr Gemahl, der dem Gespräch rasch eine andere Wendung gab.

Anfang November verkündete der Pariser „Moniteur" die Ernennung der Gräfin von Montesquiou, Gemahlin des Oberkammerherrn, zur Gouvernante der kaiserlichen Kinder und die des Herrn Antoine Dubois, Ober-Chirurgen am Hospitale der medizinischen Schule, zum Geburtshelfer Ihrer Majestät der Kaiserin. — Ganz Paris schwelgte im Vorgefühle neuer Festlichkeiten.

„Endlich — erzählt Baron von Meneval — nahte der Augenblick der Entbindung, den der Kaiser, wie ganz Frankreich, mit gespannter Ungeduld erwartete. Am Morgen des 20. März 1811 verkündeten hundertundein Kanonenschuß die Geburt des Königs von Rom. Einundzwanzig Schüsse sollten die einer Prinzessin anzeigen. Schwerlich kann man sich eine Vorstellung von der Spannung machen, mit welcher man die ersten Schüsse zählte. Bis zum einundzwanzigsten herrschte tiefe Stille. Beim Donner des zweiundzwanzigsten Schusses brach in allen Teilen von Paris gleichzeitig ein ungeheurer Jubel los. Die Freude und Begeisterung war allgemein. Aber die Geburt des Wesens, auf dem so große Geschicke ruhen sollten, ging äußerst schwer von statten.

„Tantae molis erat romanam condere gentem."

Die ersten Wehen, die sich abends zuvor eingestellt hatten, waren bis zum Tagesanbruch erträglich gewesen, dann hörten sie auf; die Kaiserin konnte einschlafen. Der Kaiser hatte den Anfang der Nacht bei ihr zugebracht. Als sie eingeschlummert war, kehrte er in sein Schlafzimmer zurück und nahm dort ein Bad. Eine Stunde später war die Kaiserin durch sehr heftige Schmerzen geweckt, welche anzeigten, daß der Augenblick der Entbindung gekommen sei. Doktor Dubois erklärte, daß sie schwer werden dürfte, da das Kind auf der Seite lag. Der Kaiser war ganz ruhig, als Dubois plötzlich die Tür aufriß und in Bestürzung ihm anzeigte, daß er die lebhaftesten Besorgnisse hege. Napoleon sprang, ohne ihm zu antworten, aus dem Bade, warf sich in seinen Schlafrock

und begab sich mit dem Arzte zur Kaiserin. Er trat, seine Angst verheimlichend, an ihr Bett, küßte sie zärtlich und sprach ihr Mut ein. Die Schmerzen nahmen mehr und mehr zu. Die Kaiserin ängstigte sich außerordentlich und rief, man wolle sie opfern. Der Kaiser, der sich in der größten Bestürzung befand, sagte, wenn das Kind nicht lebendig zur Welt kommen könne, müsse man vor allem die Mutter zu erhalten suchen.

Endlich, nach den schmerzlichsten Anstrengungen kam das heißersehnte Kind zur Welt: es war ein Knabe, der aber anfangs kein Lebenszeichen von sich gab. Der Kaiser, der jetzt über den Zustand der Mutter beruhigt war, wendete nun seine ganze Sorgfalt seinem Sohne zu; er betrachtete mit ängstlicher Besorgnis das scheinbar leblose Kind, bis seine Furcht durch einen schwachen Schrei desselben verscheucht ward. Der Kaiser selbst meldete in der Freude seines Herzens dem anwesenden Hofe die Geburt seines Sohnes; er war aber noch so sehr ergriffen von dem schmerzlichen Schauspiel der Entbindung, daß er mehrmals wiederholte, lieber hätte er einer Schlacht beiwohnen wollen. —

Die Nachricht von der glücklichen Entbindung der Kaiserin hatte sich wie durch Zauber durch ganz Paris verbreitet. Als sie die Glocken von Notre-Dame und der Donner des Geschützes verkündigten, war schon eine große Volksmenge im Tuileries-Garten unter den Fenstern des Palastes versammelt. Der Kaiser betrachtete, von seinen Gemächern aus, mit auffallender Rührung dies für ihn so angenehme Schauspiel."

Am Abende desselben Tages empfing der Neugeborene in der Kapelle der Tuilieren vom Kardinal-Großalmosenier Fesch die Nottaufe.

Am folgenden Morgen nahm der Kaiser auf dem Throne die Glückwünsche des Hofes, des Senats, des gesetzgebenden Körpers, der ersten Behörden und des diplomatischen Korps an. Nach dieser feierlichen Audienz begaben sich alle zum Könige von Rom, der in der prachtvollen goldenen Wiege lag, welche am 5. März Graf Frochot, Präfekt des Seine-Departements, dem Kaiser im Namen der guten Stadt Paris überreicht hatte.

Die beiden Großkanzler der Ehrenlegion und der eisernen Krone legten die Großkreuze dieser Orden auf die Wiege des

neugeborenen Prinzen. — Einige Tage später überreichte ihm der Gesandte Oesterreichs, Fürst von Schwarzenberg, im Auftrage seines hohen Souverains die große Dekoration des Sankt-Stephan-Ordens.

Sämtliche Theater der Hauptstadt wetteiferten, die Geburt des Königs von Rom zu feiern. Feste aller Art und eine allgemeine Illumination zeugten von der ungeheuchelten Teilnahme des Volks. Die Erzbischöfe und Bischöfe schrieben Gebete aus. Fast sämtliche Höfe Europas übersandten dem Kaiser ihre Glückwünsche. Die Könige von Spanien, Neapel und Westphalen begaben sich persönlich nach Paris, um ihrem erhabenen Bruder mündlich zu gratulieren.

Doktor Dubois, der die Entbindung glücklich vollzogen hatte, erhielt vom Kaiser die Baronswürde und ein Geschenk von hunderttausend Franks.

Damals gab es auf Erden keinen stolzeren und glücklicheren Vater als Napoleon I.

Aber jedes Glück hat seine Grenzen. Auch der Glücksstern des Kaisers neigte sich, schon wenige Monate nach der Entbindung Marie Luisens, mehr und mehr seinem Untergange zu.

Unterdessen führen wir unsern Leser nach Hannover zurück.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Gräfin Kielmannsegge, die dort an der Seite ihres, sie gleichgültig angähnenden Gemahls sich durchaus nicht heimisch zu fühlen vermochte, sehnte sich in ihrem Innern mehr und mehr nach Dresden zurück, wo sie ihre Jugendjahre verlebt hatte und wo jener Künstler verweilte, zu welchem sie sich mit dem reinsten Gefühle aufrichtiger Sympathien hingezogen fühlte.

Der Briefwechsel, den sie seit ihrer Verheiratung mit Joseph Grassi unterhielt, läßt uns, besser als alles übrige, einen Blick in die trostlose Nacht ihres Herzens werfen und uns die ganze Größe ihres Kummers erkennen.

„Ich selbst," schreibt sie in einem ihrer Briefe, „weiß mir keine Rechenschaft zu geben von dem Gefühle, das wie ein giftgeschwollener Skorpion an meinem Herzen nagt und mir den innern Frieden raubt. Nie und nirgends finde ich Ruhe! Immer und überall verfolgt mich ein dunkler Schatten, ein unheimliches Gespenst, das mich namenlos beunruhigt. — Ist dieses unbestimmte Gefühl, das mich unaufhörlich quält und peinigt, nichts anderes, als Sehnsucht, dann frage ich mich selbst, wonach sich meine Seele sehnt, und mit bangem Entsetzen muß ich mir dann gestehen, daß jener schöne herrliche Traum, der jede Faser meines Ichs erfüllt, eine eitle Chimäre ist, und daß jenes stolze Ziel, dem ich atemlos nachjage, für mich unerreichbar bleibt. Diese unbefriedigte Sehnsucht ist die Wurzel jener unbeschreiblichen Wehmut, die wie eine wildwuchernde Nessel all mein Fühlen umrankt und mir die brennendsten Schmerzen bereitet. — Zu dieser Wehmut

gesellt sich ein Gefühl von Reue, das mich mit einer Trostlosigkeit erfüllt, die mich mehr und mehr in Verzweiflung bringt. — Ihnen, teurer Freund, darf ich gestehen, daß mich in meinem freudeleeren Dasein schon oftmals der sündige Gedanke beschlichen hat, meinem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Es gibt Leute, welche den Selbstmord für Feigheit erklären; ich dagegen halte ihn für einen Akt des größten Heldenmuts. Längst schon hätte ich diese Last von Seelenpein und Herzensleid, die mich niederbeugt, von mir abgewälzt, hielte nicht moralische Feigheit mich zurück, mich loszusagen von diesem hoffnungslosen Leben, das mir von Tag zu Tage unerträglicher wird. Allnächtlich bete ich zu dem unerforschlichen Lenker unserer Schicksale, daß er mich abrufe aus diesem Labyrinthe wildverworrener Seelenleiden. Untröstlich bin ich, wenn ich morgens zu neuem Leben erwache. Wo, Freund, soll ich Trost finden? In der grausigen, mit tausend Schreckensgestalten erfüllten Nacht meines qualvollen Daseins strahlt mir kein Schimmer von Hoffnung, jeder Augenblick bringt mir neue Täuschungen, und jede dieser Täuschungen erfüllt mich mit neuer Erbitterung gegen mich und meine ganze Umgebung. Es gibt Stunden, in denen ich mich selbst und die ganze Welt verwünsche, Stunden, in welchen das lügenhafte Treiben dieser treulosen Erde mich dergestalt anwidert, daß der Ekel, den ich empfinde, mich oft bis zur Gotteslästerung hinreißt. Wozu erschuf er diese sündige Menschenbrut? Sie ist selbstsüchtig, falsch und heimtückisch. Sie, herzlich geliebter Freund, sind der einzige, zu dem ich noch Vertrauen habe und in dessen teilnahmsvolles Herz ich die ganze Fülle meines Kummers ausgießen darf, ohne befürchten zu müssen, von Ihnen verkannt und, statt aufrichtig bemitleidet, lieblos verachtet zu werden. Die Verzweiflung, die mich in diesem Augenblick aufs neue erfaßt, raubt mir beinahe den Verstand. O Gott, wie soll das enden?"

— — — — — — — —

— — — — — — — —

In Grassis Antwort an die Gräfin hieß es unter anderem:

„Ich begreife die Größe Ihres Kummers. Ich kenne

Ihr großes, edles Herz und jenen dunklen Schatten, der Sie unablässig verfolgt und Ihnen nirgends Ruhe gönnt. Ich kenne jenes unheimliche Gespenst, das Sie fortwährend beunruhigt, leider auch aus eigener Erfahrung. Auch ich, angebetete Freundin, bin im höchsten Grade unglücklich. Auch ich strebe nach unerreichbaren Zielen; auch mich martert eine peinliche Unruhe; auch ich empfinde bittere Reue über manches, was ich mir vorzuwerfen habe. Ich fühle mehr und mehr, daß ich zu etwas Besserem geschaffen war: ich hätte Priester werden und mich, statt der frivolen Kunst der Malerei, dem frommen Dienste der Kirche weihen sollen. Nur in den Mauern eines Klosters findet das menschliche, von tausend tollen Widersprüchen ruhelos umhergepeitschte Herz jene heilsame Abgeschiedenheit, jene wohltuende Ruhe, jenen himmlischen Frieden, die unsere sündhaften Leidenschaften abkühlen, eine Wunde nach der andern schließen und uns schon hier auf Erden das wolkenlose Glück des unbekannten Jenseits ahnen lassen. So oft ich das Läuten der Glocken vernehme, die den Gläubigen zur Kirche rufen, füllt sich mein Herz mit Andacht und mein Auge mit wehmutsbangen Tränen. Gegen Seelenleiden gibt's nur eine Arzenei: den Balsam, den Trost des Gebets! So oft ich, erschöpft von den Anstrengungen meiner Kunst und unbefriedigt von dem Erfolge derselben, mich von meiner Staffelei abwende, sinke ich entmutigt auf meine Knie und lasse meine Seele untertauchen in die beruhigenden Fluten des Gebets zu dem großen, allweisen, allmächtigen Unbekannten, in dessen barmherziger Hand die Geschicke aller Sterblichen ruhen. Das Gebet tröstet und beruhigt mich. Bald fühle ich dann, daß an die Stelle jener trostlosen Entmutigung eine stille Sabbathruhe einkehrt, die mir neuen Mut und neue Kraft verleiht, siegreich anzukämpfen gegen alle Widerwärtigkeiten des Lebens und geduldig zu ertragen alle Prüfungen, die das Schicksal jedem Sterblichen auferlegt. Das Gebet versöhnt uns mit Gott und unsern Nebenmenschen; es stillt die Gefühle der Sehnsucht; es beruhigt den Schmerz unserer Wehmut; es erleichtert und sühnt unsere Reue. Darum soll der Mensch niemals verzweifeln; in allen Kämpfen des Lebens soll er Vertrauen und Mut im Gebete

suchen. Nichts aber ist gottloser, als Selbstmord. Denn wie darf der Mensch sich nehmen, was er sich nicht selbst gegeben hat? Sein Leben ist das Eigentum Gottes. Nur er allein darf darüber schalten und walten frei und unumschränkt. Geben Sie also jene finsteren Gedanken auf, die Ihrer unwürdig sind. Hören Sie auf, mutlos zu verzweifeln. Fassen Sie Vertrauen zu sich selbst. Suchen Sie Ruhe und Frieden im Gebete. Der liebe, gute, allbarmherzige Gott verläßt keinen, der sich nicht selbst verläßt. Beten Sie, teure Freundin, beten Sie! Alles, liebe Gräfin, wird dann besser werden, als Sie anfangs befürchtet haben."

Diese Antwort verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Gräfin suchte Trost im Gebete. In ihrem Vertrauen zu Gott fand sie Beruhigung und erwachte aus dem Starrkrampfe der Verzweiflung zu neuem Leben. — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Im Mai-Monate desselben Jahres, in welchem die Vorsehung dem Kaiser der Franzosen in dem Könige von Rom einen hoffnungsvollen Thronerben geschenkt hatte, führte der Zufall einen jungen Engländer nach Hannover, dessen Bekanntschaft Graf Kielmannsegge erst wenige Monate zuvor in London gemacht hatte.

Er hieß Horace Cunningham und war der einzige Sohn eine durch industrielle Unternehmungen aller Art steinreich gewordenen Baronets, den der Tod im August vorigen Jahres aus seinem Sommer-Aufenthalte bei Nottingham in die großen Winterquartiere des Jenseits abgerufen hatte. — Erbe eines jährlichen Einkommens von mehr als 12000 Pfund Sterling war Horace, auf den der Baronstitel seines Vaters überging, seit seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre völlig frei und unabhängig, einer der reichsten und angesehensten jungen Leute seiner Vaterstadt Nottingham. Gebildet in der großen Weltstadt London, großgesäugt von der Milch der Denkungsart Richardson'scher Romanhelden, galt der junge Baronet Cunningham schon seit seinem zwanzigsten Jahre für einen der hervorragendsten Löwen des großen Themse-Babels, für einen der bekanntesten und gesuchtesten Dandies Alt-Englands.

Ueber alles liebte er den Aufwand. Nach dem Vorbilde seines unsterblichen Ideals Richard Lovelace hätte er's unter anderem für die größte Versündigung am feinen Welttone gehalten, ein Paar neue Glacehandschuhe mehr als ein Mal zu tragen. Dann schenkte er sie seinem Diener, welcher — im Vorbeigehen erwähnt — Franzose war und, wie jener berühmte Schachspieler, Philidor hieß. Wie der Herr, so der Diener! — Letzterer war ein Nachäffer seines Herrn, der als das Urbild eines in jeder Beziehung echt aristokratischen Vollblut-Stutzers erschien.

Mit einigen Pinselstrichen wollen wir die äußere Erscheinung unseres Helden zu schildern versuchen. Horace hatte eine hochgewölbte Stirn, rötlich blondes, nicht eben allzu reiches Haupthaar, einen ins Rötliche hinüberspielenden, aber desto reicher gesegneten Backenbart, einen feingeschnittenen Mund, der zwei Reihen blendend weißer, makelloser Zähne offenbarte, eine römische Adlernase, auffallend kleine Ohren und ein paar geistsprühende Augen, die zu allem fähig schienen, was geeignet ist, in dem Herzen der Frauen eine gewisse Art von geistiger Aufregung und Unruhe wachzurufen. Cunningham, der sich dieser Eigenschaft sehr wohl bewußt war, schien darauf nicht weniger eitel, als auf den Besitz seiner kleinen Hände und kleinen Füße zu sein, die aller Blicke auf sich zogen und die er mit sichtbarem Wohlgefallen zu betrachten pflegte, weil er ihnen manche seiner Triumphe zu verdanken pflegte.

Das, was ihn aus London nach dem Festlande, zuerst nach Frankreich und von dort nach Deutschland gezogen hatte, war der jedem Engländer angeborene Trieb, Welt und Menschen kennen zu lernen und durch Erfahrungen vielfacher Art, die man sich nirgends rascher und leichter als auf Reisen anzueignen pflegt, den noch ziemlich beschränkten Kreis seiner Anschauungen bestmöglichst zu erweitern.

Der erste Besuch, den er in Hannover abzustatten sich beeilte, galt dem Grafen Kielmannsegge, der ihn in London eingeladen hatte, ihn — falls er einmal nach Deutschland käme — ja nicht vergessen zu wollen. Er versprach's ihm fest und teuer. Und Horace Cunningham, als Gentleman

gewohnt, stets sein Wort zu halten, war auch bei diesem Anlasse nicht davon abgewichen.

Graf Kielmannsegge stellte ihn seiner Frau vor. Cunningham verbeugte sich kalt und abgemessen. Beide wechselten ein paar gewöhnliche Phrasen; bald darauf empfahl sich der Baronet.

Der erste Eindruck, den er auf die Gräfin gemacht hatte, war ein durchaus ungünstiger gewesen; er flößte ihr, wie die Mehrzahl der Männerwelt, einen hohen Grad von Abneigung, ja sogar einen Anflug von Widerwillen ein, der seinem Scharfblick durchaus nicht entgangen war. — Er hingegen gestand sich, als er nachdenkend die Stufen der Treppe hinabging, daß die Gräfin, die ihm weit jünger vorkam, als ihr Gemahl sie ihm in London geschildert hatte, einen ungewöhnlich hohen Grad geistiger Anmut und sinnberauschenden Zaubers, ein geheimnisvolles Etwas besaß, das die Neugier dieses Weiberkenners in vollen Anspruch nahm.

„Entweder muß dieses Weib ein vollendeter Engel oder ein raffinierter Teufel sein! — So viel aber weiß ich schon jetzt, daß sie keine jener gewöhnlichen Alltagsfrauen ist, wie sie haufenweise in jedem Lande der Erde umherlaufen. Wer eine kennt, kennt sie alle. Diese aber macht eine Ausnahme. Und da ich die seltenen Ausnahmsfälle der allgemein verbreiteten Regel vorzuziehen gewohnt bin, so mache ich kein Geheimnis daraus, daß die Gräfin trotz des allzu sichtbaren Widerwillens, den sie — gewiß absichtlich! — affektiert, mir mehr Interesse als hundert andere Frauen, die ich kenne, eingeflößt hat.

Im schönsten Hotel der Stadt mietete er sofort auf drei Monate ein ganzes Stockwerk, hielt sich ein paar Equipagen und Reitpferde und entfaltete in allem, was er trieb, einen so auffallenden Luxus, daß er dadurch sehr bald das Stadtgespräch, der Held des Tages, der Löwe Hannovers ward.

Als Graf Kielmannsegge ihm schon an andern Vormittage seinen Gegenbesuch abzustatten sich beeilte, fand er den Baronet bereits so vollständig und mit solchem Komfort eingerichtet, daß der Graf darüber sein Erstaunen äußerte.

„Warum, my dear, verwundert Sie das?“ fragte der

Gentleman. „Für Geld ist alles zu haben! Nichts geht über Komfort und Bequemlichkeit! Ich fühle mich hier bereits so heimisch, wie bei mir zu Hause."

„Und wie lange, Baronet, gedenken Sie hier zu verweilen?"

„Vielleicht nur ein paar flüchtige Tage; vielleicht auch zwei oder drei Monate, jedenfalls aber nicht länger, als es mir hier gefällt . . ."

„Alles, was von mir abhängt, Ihnen Ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten, soll meinerseits ehrlich geschehen, um Ihnen wenigstens einen Teil meiner Dankesschuld für die liebenswürdige Aufnahme, die ich in Ihrem gastlichen Hause zu London fand, abzutragen."

„Sie sind zu gütig, lieber Graf," entgegnete der Baronet. „Sagen Sie mir, my dear, glauben Sie, daß ein Fremder meiner Gattung sich in Ihrer Stadt einige Zeit gut unterhalten kann?"

„Hannover ist, aufrichtig gesagt, etwas langweilig und nach der Ansicht vieler sogar die langweiligste aller deutschen Städte; doch werden Sie hier, wie ich hoffe, ein paar Wochen eben so gut Ihre Zeit totschlagen können, als irgend anderswo."

„Gibt es hier viel schöne Frauen?" forschte das Spiegelbild Lovelace's.

„Nicht mehr und nicht weniger, als in jeder andern Stadt, London selbst nicht ausgenommen, denn auch dort, wie überall, findet man mehr häßliche als schöne Frauen."

„Aber woher mag es kommen, daß in meinen Augen — verzeihen Sie mir meine unbescheidene Aufrichtigkeit! — selbst die häßlichste Engländerin doch weit mehr Reiz für mich besitzt, als die allerschönste Ausländerin?"

„Ueber Geschmackssachen ist nicht zu streiten. Ich für meinen Teil ziehe wiederum die deutsche Frau den Frauen aller andern Nationen vor."

„Die Mehrzahl Ihrer Landsmänninnen ist prüde . . ."

„Sagen Sie lieber, sittig und tugendhaft . . ."

„Wenn's Ihnen Freude macht, sehr gern; doch habe ich mir leider von mehr als einem unserer Touristen sagen

lassen, daß es in Deutschland nicht minder gefallsüchtige Frauen als im galanten Frankreich gibt."

„Auch dies läßt sich nicht läugnen; denn kokett sind sie freilich überall."

„Sprechen wir lieber von Ihren Pferden! Gibt's denn auch hier schöne Racen?"

„Sie werden oft genug darüber erstaunen."

„Aber nach den Herren Hunden zu schließen, die ich in Deutschland bisher kennen zu lernen die Ehre gehabt, scheint mir ein gewisses Vorurteil gegen Ihre Herren Pferde wohl nicht ganz ungerechtfertigt. Die Mehrzahl Ihrer Hunde sind plebejisch. Der deutsche Pudel ist ein Erzphilister ... unsre Doggen sind wahrhafte Gentlemen!"

„Ihre sogenannten King Charles gefallen mir durchaus nicht. Sie sind gleichsam Parodien der Bologneser," entgegnete der deutsche Graf, der ernstlich entschlossen schien, dem englischen Baronet keine seiner Grobheiten schuldig bleiben zu wollen.

Von den Pferden und Hunden lenkte der Engländer — etwas brüsk und täppisch — das Gespräch auf einzelne, besonders hervorragende Spitzen der Kunst.

„Wie sieht's bei Ihnen in Deutschland mit der Malerei aus? Erlauben Sie mir die bescheidene Anfrage, ob auch Sie einen Josua Reynolds oder Benjamin West aufzuweisen haben?"

„Leider fehlen uns gerade diese beiden. Aber mit demselben Rechte erlaube ich mir, so unbescheiden zu sein, die Frage aufzuwerfen, ob auch Sie einen Bach oder Haydn, einen Gluck oder Mozart aufzuweisen haben?"

„Musik ist die schwächste Seite unserer künstlerischen Begabung. Wir komponieren und musizieren nur mittelmäßig, aber desto größern, einflußreichern Lärm machen wir im Gebiete der Politik. Wir sind eine große, freie Nation. Wir haben eine heilige, unantastbare Verfassung. Wir besitzen eine mächtige, weltgebietende Flotte. Was haben Sie dafür in Deutschland?"

„Darüber lassen Sie mich lieber schweigen," entgegnete beschämt der deutsche Kavalier.

„Verzeihen Sie," antwortete der Engländer, „wenn ich,

ohne es zu wollen, Sie vielleicht gekränkt haben sollte. Es war nicht so böse gemeint, als es sich vielleicht angehört haben mag. Aber reden wir nicht mehr von Dingen, welche geeignet wären, uns gegenseitig zu verstimmen. Wir wollen lieber gute Freunde bleiben," bat der Gentleman, dem Grafen mit herzlicher Aufrichtigkeit die Hand reichend.

„Ich wünsche es von ganzem Herzen und will mir vor allem angelegen sein lassen, Sie zu überzeugen, daß wir Deutsche nicht weniger das Gastrecht zu ehren wissen, als die Söhne Albions," entgegnete der Graf, den Händedruck des stolzen Briten eben so schnell als herzlich erwidernd.

„Wo werden Sie den heutigen Abend zubringen?" fragte der Gentleman.

„Ich habe eine kleine Whistpartie arrangiert und bin gekommen, um Sie im Namen meiner Frau freundlichst dazu einzuladen."

„Im Namen Ihrer Frau? "wiederholte der Baronet, offenbar erstaunt.

„Und warum wundert Sie dies?"

„Weil ich, aufrichtig gesagt, bemerkt zu haben glaube, daß der Eindruck, den ich auf Ihre Frau Gemahlin gemacht, leider kein günstiger gewesen ist."

„Und woraus, Baronet, folgern Sie dies?"

„Eine Stimme meines Herzens sagt mir, daß Gräfin Kielmannsegge — leider weiß ich nicht warum — mir nicht gewogen scheint."

„Dies darf Sie durchaus nicht verstimmen. Meine Frau ist eine ausgesprochene Männerfeindin. Selbst ihren Gatten liebt sie nicht . . ."

„Was sagen Sie da?" fragte Horace.

„Nichts anderes als die traurigste Wahrheit! Unsere Ehe ist leider sehr unglücklich. Fragen Sie, wer von uns beiden die Hauptschuld trägt, dann muß ich sie auf meine Frau schieben, während diese sie zweifelsohne auf mich zurückwälzen wird. Wir passen gegenseitig nicht für einander: wir lieben uns nicht im geringsten; wir dulden uns nur!"

„O wie sehr bedaure ich Sie!" gestand der Engländer mit ungeschminktem Mitgefühl.

„Mehr zu bedauern ist meine Frau! Sie weiß häufig selbst nicht, was sie will. Sie gönnt sich niemals Abwechslung und Zerstreuung. Sie gefällt sich in dem Gefühle, das unglücklichste Weib unter Gottes Sonne zu sein. Fast immer trägt sie ein und dasselbe schwarze Kleid, um durch die Farbe der äußern Trauer auf die Trauer ihres Innern hinzudeuten. Sie weint oft ganze Tage lang."

„Sie sollten versuchen, Ihre Frau Gemahlin aufzuheitern. Sie sollten sie auf Reisen schicken . . ."

„Auch das Reisen gewährt ihr keine Zerstreuung mehr. Am liebsten hockt sie zu Hause . . ."

„Wollen Sie es mir überlassen, den Versuch zu machen, sie heiterer zu stimmen?"

„Ich würde Ihnen dafür außerordentlich dankbar sein; denn es würde mir leid tun, wenn Sie glauben möchten, daß ich gegen meine Frau geradezu hart und grausam bin. Sehr oft dauert sie mich aufrichtig; aber jene Kälte und Lieblosigkeit, welche sie mir gegenüber so offen zur Schau trägt, empört mich stets aufs neue. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich allein nicht schuld an dem Zerwürfnis unserer Ehe bin.

„Die Ehe, sagt einer unserer englischen Satiriker, ist ein moralischer Zweikampf, bei welchem in den meisten Fällen beide Teile zu unterliegen pflegen. Und darum werde ich niemals heiraten."

„Sie besuchen uns also heute abend?" fragte der Graf, um das Gespräch abzubrechen.

„Ich komme ganz bestimmt, lieber Graf," versprach der Baronet.

„Bringen Sie Ihre gute Laune mit," bat Herr von Kielmannsegge und entfernte sich.

Als Horace Cunningham mit sich allein war, sagte er nachdenkend zu sich selbst:

„Ich weiß nicht, woher es kommen mag, daß ich diesen guten Mann eines Teiles aufrichtig bedauere und es andern Teils doch gewissermaßen gern sehe, daß er mit seiner schönen Frau nicht glücklich lebt. Letzteres wird, wie ich hoffe, nicht wenig dazu beitragen, ihren Widerwillen gegen mich, wenn

auch nicht sogleich, doch sicher allmählich in Zuneigung umzuwandeln. Ich habe Zeit und kann es ruhig abwarten," sagte der Roué und stellte sich vor seinen kleinen Fensterspiegel, um sich als Gentleman pflichtschuldigst eigenhändig zu rasieren, denn nur Spießbürger überlassen die sorgfältige Pflege ihres Bartes den fremden Händen eines gewissenlosen Barbierbarbaren.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am Abend desselben Tages finden wir unsern Baronet im Hotel des Grafen Kielmannsegge an der Seite der Gräfin, die, wie gewöhnlich, eine schwarzseidene Robe trug und sich auch heute durch eine fast ärmlich zu nennende Einfachheit ihrer Toilette (sie trug nicht den mindesten Schmuck) auszuzeichnen bemüht war.

Unser Gentleman, der dem Wunsche des Grafen nachkommend, seine gute, bisweilen etwas derbe Laune und seinen gesunden, mitunter etwas barocken Humor mitgebracht hatte, ließ, bevor man sich zum Whisttische begab, alle Sprühteufel seines drallen Mutterwitzes springen, um die Gräfin Kielmannsegge, die, wie vorgestern, verstimmt und traurig, kalt und einsilbig war, nach Kräften aufzuheitern. Sein ganzes Wesen mußte, wie die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung, sie unwillkürlich an ihren ersten Gatten, an den Grafen zu Lynar, erinnern, mit welchem Baronet Cunningham mehr als eine auffallende große Aehnlichkeit besaß, eine Zufälligkeit, welche ganz und gar geeignet war, die Gräfin — wenn's möglich gewesen wäre — noch verstimmter zu machen.

Horace bemerkte dies und wurde verlegen. Die Einsilbigkeit, mit welcher sie jede seiner buntfarbig durcheinander gewürfelten Fragen beantwortete, hielt er für einen neuen sichern Beweis ihres offenbaren Widerwillens gegen ihn. Dieser Widerwille verletzte teilweise seine Eitelkeit; teilweise aber fachte er in seinem Innern auch immer mehr den Ehrgeiz und die Begierde an, diesen Widerwillen um jeden Preis zu besiegen und diese stolze, kalte, unempfindlich scheinende Männer-

feindin endlich doch für sich einzunehmen. Wohl ahnte er bereits, daß dieser Sieg ihm nicht so leicht werden würde, wie mancher frühere ähnlicher Art. Und darum machte er sich gleich anfangs auf eine langwierige Belagerung und auf die hartnäckigste Verteidigung dieser Herzensfestung gefaßt. Er dachte nicht daran, sie, wie manche andere, im Sturme zu erobern. Er beschloß, sie nach und nach, gleichsam stückweise, für sich einzunehmen und sie durch alle Mittel raffinierter Belagerungskunst endlich doch dahin zu bringen, sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen. — Glücklicherweise besaß er zur Erreichung dieses stolzen Eroberungsplans die ganze Ausdauer und Beharrlichkeit, den ganzen Takt und Scharfsinn, welcher Richardsons Lovelace der armen Clarisse Harlowe gegenüber endlich doch zum heißersehnten Ziele geführt hat.

Beide begaben sich nun zum Spieltisch. Ihre Partner waren Graf Kielmannsegge und eine Gräfin von Platen, eine schon ziemlich bejahrte, äußerst ahnenstolze Witwe, die blaue Brillengläser und einen gepuderten Kopfputz aus der Pompadour-Zeit trug, außerordentlich gesprächig, maßlos fragelustig und durch ihre allzugroße Neugier mitunter hypernaiv, ja bisweilen sogar urkomisch war. Gräfin Kielmannsegge hieß ihre Freundin das fleischgewordene Fragezeichen.

Schon während der junge Baronet die Karten mischte, griff sein Gegenüber, die alte Schwätzerin, ihn mit der neugierigen Frage an:

„Wie alt sind Sie, mein Lieber?"

„Madame," erwiderte nach kurzer Pause der erstaunte Gentleman, „ich bin gewiß viel älter als Sie glauben und doch wohl etwas jünger als ich aussehen mag. Ich sage nie, wie alt ich wirklich bin und überlasse Ihrem Scharfblicke die Beantwortung dieser an und für sich gänzlich gleichgültigen Frage."

Gräfin von Platen, welche gewohnt war, jeden Sterblichen, der das Glück hatte, zufällig jünger zu sein als sie, um zehn bis zwölf Jahre älter zu machen, erwiderte darauf mit näselnder Stimme:

„Sie werden ein hoher Vierziger sein . . ."

„Trefflich erraten, Frau Gräfin," entgegnete der Kartengeber. „Im nächsten Herbste werde ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis meinen vierundvierzigsten Geburtstag feiern," erklärte der kaum dreißigjährige Gentleman.

„Dann haben Sie sich glänzend konserviert," meinte die urkomische Sybille.

„Finden auch Sie dies, meine Gnädige?" fragte Horace die Gräfin Kielmannsegge.

„Ich finde, daß die Kurzsichtigkeit meines geliebten „Fragezeichens" Sie um mindestens zehn Jahre älter gemacht hat, als Sie in Wirklichkeit sein können."

„Der Baronet ist, so viel ich weiß, noch nicht dreißig Jahre alt," fügte ihr Gemahl hinzu.

„Dann bitte ich tausendmal um Verzeihung," hüstelte Gräfin von Platen. „Ist es erlaubt, zu fragen," fuhr sie neugierig fort, „was Ihr Herr Papa gewesen ist?"

„Er war natürlich Engländer, wie ich!"

„Ich meine, was er getrieben hat?"

„So viel ich weiß, nur . . . Allotria."

„Allotria? Was ist dies für ein Geschäft?" fragte die Schwätzerin.

„Ein sehr weises und höchst einträgliches Geschäft: er bekümmerte sich nur um sich und niemals um die Geschäfte Anderer."

„Ich danke für Ihre gütige Auskunft," entgegnete die Brillenträgerin, welche sich durch die Derbheit dieser Antwort so verstimmt fühlen mochte, daß sie das Weiterfragen vorläufig einzustellen beschloß.

„Gestatten Sie nun auch mir eine Frage," begann der Baronet. Sind Sie vielleicht jene Gräfin von Platen, die den armen jungen Grafen von Königsmark verriet, welchen einer Ihrer Herren Kurfürsten — ich glaube, er hieß Ernst August — aus Rache dafür, daß der junge Graf dessen Schwiegertochter, die Kurprinzessin Sophie Dorothee geliebt haben soll, in den Backofen werfen und ihn dort lebendig verbrennen ließ?"

„Sie scheinen," erwiderte der Gefragte nicht wenig pikiert,

„in der Geschichte leider nur sehr wenig oder gar nicht bewandert zu sein, weil Sie sonst durchaus wissen müßten, daß sich diese fabelhafte Historie schon vor länger als hundert Jahren zugetragen hat, und daß jene Gräfin Sophie Charlotte von Platen — ich dagegen heiße Magdalene Sibylle — als Geliebte König Georg's I. von England schon anno 1726 in London gestorben ist."

„Ich erinnere mich, daß diese später gegrafte Maitresse Darlington vorher mit dem kurhannöverschen Oberstallmeister Johann Georg Freiherrn von Kielmannsegge vermählt gewesen war," erzählte Horace.

„Ich wußte dies," sagte Gräfin von Platen, „und habe dieses Factum nur aus Rücksicht für Sie und Ihren Herrn Gemahl absichtlich verschweigen wollen."

„Ei," unterbrach sie die Gräfin Kielmannsegge etwas unwirsch, „glauben Sie vielleicht, daß ich darüber, daß die Gattin eines der Vorfahren meines Gemahls die Gunstdame eines Königs gewesen ist, mich grämen soll?"

„Ich für meinen Teil," gestand der Graf ziemlich offenherzig, „hätte doch wohl gewünscht, daß dem Stammbaume meiner Ahnen dieser Schandfleck erspart geblieben wäre, denn ich bin kein Freund solcher zweideutigen Mesalliancen."

„Hat auch Ihr Herr Vater, der, wie Sie mir erzählt haben, nur Allotria getrieben, auch derlei kostspielige Liebschaften gehabt?" fragte die Schwätzerin.

„Ich habe," antwortete der Gentleman, „niemals den Mut gehabt, um Dinge zu fragen, die mich nichts angehen."

„Das wundert mich!" rief die Alte. Von Rechtswegen sollte der Sohn anständiger Familie stets begierig sein, die galanten Geheimnisse seines Vaters zu erfahren. Doch um auf Ihre Frau Mutter zu kommen. War denn auch sie adeliger Abkunft?"

„Nein, meine Gnädige," gestand der Baronet. „Meine unvergeßliche Mutter war bürgerlichen Ursprungs; das aber, was sie in den Augen meines guten Vaters über Tausende ihres Geschlechtes hoch erhoben hatte, war der Adel ihrer hochherzigen Gesinnung. Sie hatte keine Felder in ihrem Wappen, aber desto mehr Felder in der Wirklichkeit."

„Gewiß sind auch diese nicht zu verachten," erklärte Gräfin Kielmannsegge, die stolz auf den Besitz der Güter war, die sie von ihrem Vater geerbt hatte und deren reiches Erträgnis sie unabhängig vom Vermögen ihres Gemahls machte.

„Der Reichtum ist wahrlich keine Chimäre," bekannte der Gemahl der Gräfin. Auch er verleiht einen gewissen Adel, und ich gestehe gern, daß ich zu Jenen gehöre, die einen reichen Bürger einem armen Edelmanne vorziehen, der nur mit dem Alter seines Stammbaums prunkt."

„Ich dagegen, bester Graf," gestand das Fragezeichen, „würde es immerhin vorziehen, lieber eine blutarme Gräfin als eine steinreiche Bürgersfrau zu sein."

„Was mich betrifft, Frau Gräfin von Platen," entgegnete der Engländer, „so lege ich auf meinen geerbten Baronettitel nicht höhern Wert, als auf die beinernen Spielmarken, mit welchen ich in diesem Augenblick drei Triks und deux d'honneurs markiere."

Bald darauf begann die zweite Partie.

Dies offene Geständnis des jungen Engländers hatte der Gräfin Kielmannsegge so sehr zugesagt, daß sie ihm eine Art von Anerkennung seiner Grundsätze, die mit ihren eigenen übereinstimmten, schuldig zu sein glaubte.

„In diesem Punkte," sagte sie, „teile ich vollständig Ihre Ansicht. Aus jedem ehrenhaften Bürger kann irgend ein Monarch einen Edelmann, aber, umgekehrt, nicht aus jedem Edelmanne einen ehrenhaften Bürger machen. Adel ist nur ererbtes, echtes Bürgertum hingegen ein durch sich selbst erworbenes Verdienst."

Der Baronet, entzückt von der Wahrheit dieses Ausspruchs, entgegnete darauf:

„Dächte jeder Adelige so vorurteilsfrei, wie Gräfin Kielmannsegge, dann zöge ich es vor, ein einfacher, schlichter Bürger zu sein."

„Und dennoch blüht und gedeiht die Aristokratie, die in Ihren Augen keinen hohen Wert zu haben scheint, nirgends mehr als gerade in Ihrem Vaterlande," erwiderte die ahnenstolze Gräfin von Platen.

„Dies kommt wohl nur davon her, daß jeder echt eng-

lische Aristokrat gleichzeitig auch ein ehrenhafter Bürger ist," erklärte der Baronet. „Den glänzendsten Beweis für diese Tatsache hat unser verstorbener, im Herzen seines Volkes glorreich fortlebender Minister William Pitt, Graf von Chatam, geliefert."

„Der Name dieses Mannes," erklärte Gräfin Kielmannsegge, war mir stets zuwider, ja sogar verhaßt gewesen."

„Und soll ich Ihnen sagen, warum?" fügte der Graf hinzu. „Weil William Pitt der entschiedenste Gegner des großen Napoleon gewesen war."

Die Gräfin warf ihrem Gemahle einen Blick voll tiefer Bitterkeit zu, ohne auf dessen Randglosse auch nur ein Wort zu erwidern.

„Was halten denn Sie vom Kaiser der Franzosen?" fragte Gräfin von Platen den Engländer.

„Ich gehöre nicht zu jenen meiner Landsleute, die seine hohen Verdienste aus reinem Nationalhaß herabzusetzen bemüht sind. Ich für meinen Teil bewundere in Napoleon eine der höchsten und erhabensten Erscheinungen aller Zeiten und kann nicht begreifen, wie es überall noch Leute gibt, die den Mut besitzen, den Strahlenglanz seiner Heldentaten in den Staub zu ziehen."

„Ganz so, Baronet, denke auch ich!" rief Gräfin Kielmannsegge mit hochstrahlender Begeisterung. In meinen Augen ist Napoleon ein Held, in welchem alle Eigenschaften Alexanders des Großen, Julius Cäsars und Oliver Cromwells sich vereinigt finden, und darum hasse ich nichts so sehr als die Beschränktheit gewisser Leute, die dessen unsterbliche Größe nicht begreifen können oder wollen."

Der Graf zuckte boshaft die Achsel.

Horace, dem die Gereiztheit beider Eheleute nicht entgangen war, beeilte sich, das Gespräch auf einen andern Gegenstand hinzulenken.

„Ist es wahr, lieber Graf, daß der Neffe Friedrichs des Großen, Prinz August von Preußen, der, wie Ihnen bekannt sein wird, seit Jahren für Madame Adelaide Récamier schwärmt, vor kurzem Berlin heimlich verlassen und sich im strengsten Inkognito nach der Schweiz begeben habe, um in

Coppet, dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte der aus Frankreich verwiesenen Frau von Staël, mit dem Gegenstande seiner glühenden Anbetung zusammenzutreffen?"

„Die deutschen Zeitungen," entgegnete der Graf, „schweigen darüber, doch habe ich erst unlängst in einem Schweizer Journale gelesen, daß das bewußte Rendezvous nicht am Genfer See, wohl aber in Schaffhausen statthaben soll, wo Prinz August vor einigen Tagen unter dem Namen eines Grafen von Ruppin eingetroffen ist. Nach jenem Blatte soll Seine Königliche Hoheit seit kurzem ernstlich entschlossen sein, mit Madame Récamier eine morganatische Ehe, eine Heirat zur linken Hand, abzuschließen."

„Schon in Paris habe ich davon reden gehört, doch bezweifle ich die Wahrheit dieses Gerüchtes, weil ich aus guter Quelle weiß, daß der streng sittliche König von Preußen zu einer Verbindung dieser Art nie seine Einwilligung geben und daß sie deshalb höchst wahrscheinlich unterbleiben wird," meinte der Baronet.

„Liebende Herzen," entgegnete Gräfin Kielmannsegge, „wissen selbst Unmöglichkeiten möglich zu machen, und da, wie man hört, Frau von Staël diese romantische Liebe sehr begünstigen soll, so wäre es doch wohl möglich, daß die auch seinerseits ernstlich gemeinte Heirat noch zu Stande käme."

„Aber diese Madame Récamier," bemerkte das alte Fragezeichen, ist, so viel ich weiß, ja noch verheiratet . . ."

„Ich habe mir sagen lassen, daß die Verbindung, welche am 24. April 1793 die damals kaum fünfzehnjährige Mademoiselle Bernard mit dem damals bereits dreiundvierzigjährigen Bankier Jacques Récamier eingegangen war, nur eine Scheinehe ist. Einer meiner Pariser Freunde, der mit beiden in vertrautem Umgange lebt, schrieb mir erst unlängst:

Herr Récamier, der jetzt sechzig Jahre zählt und an seiner jungen Frau nur mit väterlicher Liebe hängt, soll ernstlich entschlossen sein, sein eigenes Glück großmütig dem ihrigen aufzuopfern und sich von ihr, sobald sie es ernstlich wünsche, gerichtlich scheiden zu lassen, um ihrer neuen Verbindung mit dem Prinzen August von Preußen nicht im Wege zu stehen.

„Nicht alle Ehemänner wären einer solchen Aufopferung fähig," kommentierte Gräfin Kielmannsegge.

Ihr Gemahl, der sich durch diese Anspielung nicht angenehm berührt fühlen mochte, erwiderte darauf:

„Dies glaube auch ich; doch erlaube ich mir die bescheidene Bemerkung, daß auch nicht jede Frau eines solchen Opfers würdig ist."

Der Baronet, der die Bitterkeit dieser Antwort begriff, betrachtete die Dame des Hauses mit einem Blicke, der seine aufrichtige Teilnahme verriet.

Das Gespräch geriet in unheimliche Stockung; es trat eine lange Pause ein. Nach Beendigung des dritten Robbers nahm man, gegenseitig verstimmt, das Abendbrot ein. Trotz aller Bemühungen des Baronets, die beiden Eheleute, welche so unverholen ihren gegenseitigen Widerwillen kundgegeben hatten, auch nur einigermaßen aufzuheitern, blieb die kleine Tafelrunde ernst und einsilbig. Selbst Gräfin von Platen hatte alle Lust zum Fragen verloren und war ganz und gar verstummt.

Horace, der sich unheimlich zu fühlen begann, empfahl sich bald darauf. Das Gefühl, das ihn beschlich, als er verstimmt nach seiner Wohnung heimkehrte, war eine, ihm selbst unerklärliche Teilnahme, die er für die arme, unglückliche Gräfin empfand. Er ahnte die Fülle ihres Kummers, er begriff die Größe ihrer Leiden und fühlte sich seit dieser Stunde durch das tiefste Mitleid zu ihr magisch hingezogen. Sie war, durch Schmerz verklärt, ihm heute weit schöner und anziehender als vorgestern erschienen. Zum ersten Male in seinem jungen Leben empfand er Mitgefühl für fremden Kummer. Die Seelenleiden der Gräfin hatten ihr in seinen Augen einen Heiligenschein verliehen, der ihn unwillkürlich hinriß. Dieses unglückliche Weib hat mich bezaubert! Ich bin verliebt! gestand er sich.

Ins Hotel zurückgekehrt, ging er in seinen Zimmern unruhig auf und ab und überließ sich einer Stimmung, welche ihn mehr und mehr beängstigte. Endlich rief er seinen Kammerdiener Philidor.

„Ich will Dir ein Geheimnis anvertrauen," sagte er zu

ihm; doch bevor ich's tue, fordere ich Dir das heilige Versprechen ab, mich ja nicht auszulachen, wenn ich Dir gestehe, was mich unglücklich macht."

„Ich bin ganz Ohr, gnädiger Herr, und verspreche Ihnen aufs Feierlichste, die Mitteilung Ihres Geheimnisses so ernst als nur möglich anzuhören."

„Mein guter Philidor, ich bin verliebt!"

„Gerechter Gott, verliebt?" rief der Franzose erschreckt. Aber, darf ich fragen, seit wann?"

„Seit heute abend!" gestand der Baronet.

„Und in wen sind Sie verliebt?" fragte Philidor in einem Tone, in welchem fast eben so viel Ernst als Komik lag.

„In die Frau eines meiner Freunde!"

„Da haben wir die saubere Bescherung!" rief der Kammerdiener, bestürzt die Hände ringend. „Erinnern Sie sich, gnädiger Herr, wie oft und wie väterlich ich Sie gewarnt hatte, mehr auf Ihrer Hut zu sein und es um keinen Preis der Welt jemahls dahin kommen zu lassen, sich einmal ernstlich zu verlieben. Sie aber haben stets dazu gelacht und Ihren alten treuen Diener ewig dadurch beruhigt, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit sei. So reden fast alle jungen Leute und stürzen sich endlich doch ins Unglück. Nie habe ich irgend etwas gegen flüchtig vorübergehende Liebschaften einzuwenden mir erlaubt; aber vor einer ernsten Liebe habe ich Sie immer gewarnt, weil ich die Folgen dieser bösen heimtückischen Krankheit leider nur allzugut aus eigener Erfahrung kenne. Jeder Verliebte verliert seine persönliche Freiheit. Er wird willenloser Sklave einer Frau, die, von dem Augenblick angefangen, wo sie ihres Sieges gewiß ist, ihn mit einer Härte und Tyrannei behandelt, die ihn allmählich und wenns schon längst zu spät ist, in Verzweiflung bringt. Wie wahr sagt schon Don Quixote: „Die Weiber verachten Den, der sie liebt, und lieben nur Den, der sie verachtet." So lange auch Sie, gnädiger Herr, das ganze schöne Geschlecht als leichtfertiges Spielzeug betrachtet, haben Sie bei ihm immer großes Glück gemacht; von der Stunde aber, wo Sie angefangen, sich in eines dieser Wesen ernstlich zu verlieben, werden Sie vollständig Fiasko machen, bei der Nase herumgeführt, lieb-

los verhöhnt und treulos verraten werden wie jeder andere, der die Torheit begeht, seiner Freiheit zu entsagen und sich in die Fesseln der Ehe zu schmiegen. Bei allen Heiligen bitte und beschwöre ich Sie, gnädiger Herr, jetzt, wo es Zeit ist, vom Pfade trauriger Verirrung reuig umzukehren und jeden Gedanken an eine ernste Liebe als Ballast über Bord zu werfen."

„Das ist rein unmöglich, guter Philidor! Jeder Pulsschlag meines Herzens sagt mir, daß jene Frau mich behext hat, und daß ich ihre Liebe um jeden Preis erringen muß, weil ich ohne sie weder leben mag, noch leben kann."

„So denkt anfangs fast jeder Verliebte. Wer aber nur noch einen Funken von Verstand und ruhiger Ueberlegung besitzt, wird bei Zeiten zu der Einsicht gelangen, wohin derlei hypersentimentale Uebereilung führt. — Die Liebe ist ein hitziges Fieber. Verhalten Sie sich dabei möglichst ruhig. Trinken Sie täglich ein paar Gläser Limonade, essen Sie dabei nicht allzu viel und allzu gut, nehmen Sie allnächtlich vor dem Schlafengehen ein paar Messerspitzen Cremor tartari, und mich soll der Teufel holen, wenn Sie nicht in längstens drei Wochen vollständig geheilt sind."

„Du bist ein Spaßvogel, guter Philidor! Die Sache selbst ist aber so ernster Art, daß sie derlei Scherze nicht gut vertragen kann. Ich gestehe Dir offen und ehrlich, daß diese Liebe, eben weil sie ernst und ehrlich gemeint ist, mich sehr beunruhigt. Ich selber frage mich, wohin es führen soll, die Frau eines andern zu lieben, um so mehr, da voraus-Schwierigkeiten sie mir entgegenstellen wird. Trotz allem zusehen ist, wie sie gegen meine Liebe ankämpfen und welche aber bleibe ich fest entschlossen, nichts unversucht zu lassen und selbst das Kühnste zu wagen, um endlich doch wohl mein Ziel zu erreichen."

„Sie erschrecken mich im höchsten Grade. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen ist, ein Herz wie das Ihrige in so wenig Stunden in Grund und Boden niedergebrannt zu haben. Ist sie denn noch so jung?"

„Sie ist etwas älter als ich. Aber glaube ja nicht, daß ich nur um ihrer Schönheit willen mich in sie verliebt

habe; es gibt weit schönere Frauen, für die ich nichts, gar nichts empfunden habe. Ihr Geist, ihre Charakter fesselt mich. Ich liebe sie aus reinem Mitleid."

„Aus Mitleid?" wiederholte der erstaunte Kammerdiener. „Ei, wie geht denn dies zu?"

„Die Aermste ist höchst unglücklich verheiratet. Ich bedauere sie von ganzer Seele."

„Dies ist gewiß sehr menschenfreundlich, aber darum doch keineswegs klug. Wenn Sie entschlossen wären, sich in jede Frau, deren Ehe — Gott weiß, weshalb? — unglücklich ist, so ernsthaft zu verlieben, daß Sie sie schließlich heiraten wollen, dann würde Ihr Harem bald zehnmal größer als jener des Sultans sein."

„Wahrhaft ernstlich liebt jeder nur einmal in seinem Leben!" beteuerte der Baronet.

„Keine Behauptung ist falscher als diese. Ich habe höchst respektable Herren gekannt, die sehr oft ernstlich verliebt gewesen und dessen ungeachtet hagestolz geblieben sind. das nenne ich klug und vernünftig. Nichts geht über die goldene Freiheit! Das Heiraten führt oft zu Scheidung! Für Sie paßt die Ehe nicht!"

„Wer denkt denn an die Ehe? Ich will sie ja nur lieben, aber niemals heiraten."

„Dann, gnädiger Herr, bin ich wiedeer beruhigt. Lieben Sie jene Unglückliche so viel und so lange es Ihnen beliebt, aber nur nicht allzu ernsthaft, wenn ich Sie nochmals aufrichtig warnen darf. Genießen Sie Ihre Jugend, Ihre Unabhängigkeit. Leeren Sie den Becher der Liebe, aber nicht bis auf die Neige. Denn nichts mundet schlechter als . . . Uebersättigung!"

„Mein guter Philidor spricht wie das Buch eines weisen Klassikers, der in Schweinsleder eingebunden, oder wie die seltene Handschrift eines alten Gelehrten an die Kette gelegt zu werden verdient. Auch Dich will ich binden lassen," versprach der Herr seinem Diener. „Aber Dein Geschwätz hat mich einigermaßen beruhigt. Ich will mich zu Ruh begeben."

— — — — — — — —

Horace Cunningham verbrachte eine schlaflose Nacht.

Auch Gräfin Kielmannsegge wälzte sich schlaflos auf ihrem Pfühle. Unwillkürlich dachte sie an Horace zurück. Sie fragte sich, ob er vielleicht der Mann sei, den sie lieben könne? Lange überlegte sie hin und her; dann sagte sie trostlos zu sich:

„Nein, nein! Auch ihn vermöchte ich nicht zu lieben!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Immer mehr und mehr fühlte Gräfin Kielmannsegge das Bedürfnis, die trostlose Leere ihres Herzens dadurch auszufüllen, daß sie sich geistigen Beschäftigungen hingab. Sie begriff die Wahrheit des alten Spruchs: „In labore quies" (nur Arbeit gewährt Beruhigung) und warf sich seitdem mit verdoppeltem Eifer auf das Studium der Geschichte. Ihr wenig reger Geist versenkte sich in das Leben und Treiben vergangener Jahrhunderte: sie stellte ernste Forschungen an, zog Vergleiche mit den Zuständen der Gegenwart und gelangte sehr bald zu dem Resultate, daß die Menschheit, nicht klüger und besonnener gemacht durch die Erfahrungen blutiger Vergangenheit, die alten Fehler stets von neuem begeht und trotz aller Errungenschaften nie dahin gelangen wird, zufrieden, ruhig und glücklich zu werden. Das Leben jedes einzelnen Menschen ist, wie das Leben ganzer Völker, ein fortwährender Kampf, ein erbitterter Krieg, aus dem nur einzelne Ehrgeizige ihren Vorteil ziehen, während alle übrigen darunter leiden müssen. Heinrich's IV. Gedanke an die Möglichkeit eines ewigen Friedens bleibt ein schöner Traum, der sich niemals verwirklichen wird. Zu allen Zeiten werden die Völker sich gegenseitig bekriegen für leere Hirngespinnste, ihr Blut vergießen und, erschöpft, neue Verträge schließen in der Absicht, sie, sobald man sich erholt hat, von neuem zu brechen. Die Fürsten werden andere Namen führen, aber stets dieselben bleiben. Keiner von allen wird ein Jota seiner Macht einbüßen wollen und dem Volke nichts gewähren, was es nicht selber erringt. Dies alles lehrt uns die Geschichte.

Auch in ihr, wie im Leben, offenbart sich ein ewiges Einerlei, das, wenn auch in anderen Formen und Gestalten, immer wiederkehrt. Mit vollem Rechte sagt unser unsterblicher Poet:

„Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung bleibt nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!"

Und dies eben ist der Vorzug, den die Poesie der Geschichte gegenüber voraus hat. Die Geschichte ermüdet, die Poesie erfrischt.

Diese Erfahrung machte auch Gräfin Kielmannsegge. Wenn sie abgespannt ihre Geschichtswerke beiseite schob, suchte sie Erholung am ewig frischen unerschöpflichen Borne der Dichtkunst. Sie studierte Deutschlands und Frankreichs Poeten, zog Parallelen auch in diesem Gebiete, stellte auch hier Vergleiche an und gelangte dadurch zu der Ueberzeugung, daß jede Nation ihre eigene Gattung von Dichtern besitzt und daß Deutschland eben so wenig einen Boileau oder Béranger, als Frankreich einen Schiller oder Göthe aufzuweisen hat.

Eifriger als jemals beschäftigte sich Gräfin Kielmannsegge jetzt auch mit Musik. Sie war eine Klavierspielerin ersten Ranges und gehörte zu jenen, welche schon damals den Geist und Wert der Symphonien und Klavierkonzerte des großen Tonschöpfers Ludwig van Beethoven vollkommen zu würdigen verstand. Das von ihm in Musik gesetzte Lied „Adelaide" sang wohl niemand so zart und gefühlvoll wie Gräfin Kielmannsegge. Für den Schöpfer dieser Musik schwärmte sie in fast eben so hohem Grade wie für den Heldenruhm ihres sieggekrönten Ideals. In ihren Augen war Beethoven der Napoleon der Musik. Ihre Bewunderung für ihn ging so weit, daß sein Bild neben dem des Kaisers über ihrem Bette hing. Sie kannte die Vergangenheit seines Lebens eben so genau als jene Napoleons. Es empörte sie, daß der Franzose Fayolle in seinem „Dictionnaire des musiciens" aus Beethoven einen natürlichen Sohn König Friedrich Wilhelms II. von Preußen gemacht; es freute sie,

daß ein Bruder ihres großen Kaisers, der leichtsinnige, lustige König Jérôme von Westphalen, der Erste gewesen war, der das hohe Verdienst dieses Meisters der Tonkunst anerkannt und ihm schon im Jahre 1809 eine Anstellung am Kasseler Hofe mit einem Jahresgehalte von 8000 Franks angetragen. Beethoven aber hatte es vorgezogen, lieber in Wien zu bleiben und dort von einer halb so kleinen Pension zu leben, die er der Großmut des Erzherzogs Rudolph — des nachmaligen Erzbischofs von Olmütz — des Fürsten von Lobkowitz und des Grafen Kinsky verdankte. Beethoven's Oper „Fidelio", die im Herbste des Jahres 1805 zuerst im Kärntnertor-Theater zu Wien in Szene gegangen war, begeisterte unsere Gräfin in so hohem Grade, daß sie die ganze Partitur derselben besser als mancher gute Christ sein „Vaterunser" auswendig wußte.

Im Winter des Jahres 1810 erhielt Beethoven einen silbernen Lorbeerkranz, begleitet von nachstehenden Zeilen:

„Unsterblicher Meister.

Eine der wärmsten Verehrerinnen Ihrer erhabenen Tonschöpfungen, eine der glühendsten Bewunderinnen Ihrer ewig unvergänglichen Oper „Fidelio" fühlt sich Ihnen gegenüber in so tiefer Schuld, daß sie sich die Freiheit nimmt, Ihnen an dem heutigen Tage, an welchem die musikalische Welt Ihr vierzigjähriges Geburtsfest feiert, beifolgendes Andenken als ein schwaches, aber aufrichtig gemeintes Zeichen ihrer tiefgefühlten Huldigung darzubringen, mit der Bitte, dasselbe huldreich annehmen zu wollen.

Hannover. 17. Dezember 1810.

Gräfin Auguste von Kielmannsegge."

Beethoven, der in seinem Herzen damals eine stille, aber desto tiefere Neigung zu der Gräfin Julie Guicciardi, der Gemahlin des krain'schen Erbland-Jägermeisters, des als Ballettkomponisten rühmlich bekannten Grafen Wenzel Robert von Gallenberg trug, (diese Dame war's, der er eine seiner schönsten Sonaten zugeeignet hatte), zeigte den Brief, dessen Inhalt ihn hoch erfreute, seiner angebetenen Muse, welche von dieser Aufmerksamkeit ihrer geistigen Nebenbuhlerin weit weniger entzückt zu sein schien, als ihr stiller Verehrer, der, vier

Wochen später, in einer Antwort an Gräfin Kielmannsegge die Gefühle seines Dankes aussprach.

So oft jene unbefriedigte Sehnsucht, jene bittere Wehmut, von welcher sie früher sprach, das trostlose Herz der unglücklichen Gräfin beschlich, eilte sie ans Klavier und hauchte die Fülle ihrer Seelenleiden in Beethovenschen Liedern und Sonaten aus. Sie empfand zwar eine augenblickliche Beruhigung; bald aber kehrte der alte Schmerz aufs neue zurück. Sie fühlte sich in ihrer Ehe so einsam und verlassen, daß der längere Aufenthalt im Hause ihres Gatten sie von Tag zu Tag mehr und mehr zu peinigen begann.

Plötzlich tauchte in der öden Wüste ihres Herzens eine Oase auf. Horace Cunningham, welcher, mit Erlaubnis ihres Gemahls, fortfuhr, die Gräfin fast täglich zu besuchen, Horace, der nicht müde wurde, ihr stündlich einen neuen Akt seiner aufrichtig gemeinten Huldigung darzubringen, wußte durch die Klugheit seines Benehmens, durch die Feinheit seines Zartgefühls, wie durch den Geist seiner Unterhaltung der Gräfin allmählich doch so viel Teilnahme einzuflößen, daß sie ihr Vorurteil gegen ihn fallen ließ und ihn bald mit weit günstigeren Augen, als zu Anfang ihrer Bekanntschaft, zu betrachten anfing.

„Er ist," gestand sie sich eines Abends, nachdem er sie verlassen hatte, „bei weitem nicht so widerwärtig, als er mir zuerst erschienen war. Er besitzt mehr Geist und Gemüt, als ich ihm zugetraut hatte. Die Aufmerksamkeiten, die er mir erweist, die Achtung, die er mir zollt, die Ehrfurcht, die er mir gegenüber bei jeder Gelegenheit an den Tag legt, haben mich nach und nach dergestalt für ihn eingenommen, daß er mir, leider! nicht mehr gleichgültig ist. Noch niemals ist ihm ein Wort oder ein Blick entschlüpft, die mich verletzt haben. Vor allem bewundere ich seinen Takt. Der Baronet ist ein vollendeter Gentleman. Und schon aus diesem Grunde achte ich ihn," gestand sie sich.

Horace, der hauptsächlich durch die zarte Rücksicht, mit welcher er sie und ihren geheimen Kummer behandelte, ihren ursprünglichen Widerwillen gegen ihn Schritt für Schritt besiegt hatte, trug ihr so viel warme ungeheuchelte Huldigung

entgegen, daß er in ihrem Herzen immer mehr Terrain gewann. Als auch sie dies zu fühlen begann, bemächtigte sich ihrer eine Unruhe, die von Stunde zu Stunde einen peinlichern Charakter annahm. Noch frühzeitig genug fragte sie sich mit bangem Erröten, wohin dies Gefühl, das in ihr aufgekeimt war, sie führen könne. Die Antwort, welche sie sich gab, verdoppelte das Maß ihrer Unruhe.

„Lasse ich mir," sagte sie sich, „die Huldigungen dieses gefährlichen Schwärmers noch länger gefallen, dann setze ich mich leichtsinnig der Gefahr aus, schließlich doch etwas mehr als gewöhnliche Zuneigung für ihn zu empfinden. Dies kann, dies darf nicht sein! Und weil ich fühle, daß das, was bisher blos Befürchtung ist, früher oder später doch wirklich geschehen könnte, so bin ich jetzt mehr als jemals entschlossen, Hannover zu verlassen, um den Umgang mit ihm abzubrechen und mich anderswo weniger mit ihm zu beschäftigen, als in der letzten Zeit. — Noch heute will ich mit dem Grafen Rücksprache nehmen und ihm gestehen, daß es, sowohl für meine Ruhe wie für die seinige, weit besser und viel klüger wäre, wenn er sich geneigt finden ließe, mir zu gestatten, mich vorläufig nach meiner Vaterstadt Dresden, in die Nähe meiner Güter, zurückziehen zu dürfen. — Eine mir unerklärliche Sehnsucht treibt mich nach den Ufern der Elbe zurück. Der Himmel von Hannover lastet auf mir mit gewitterschwüler Schwere, die mich zu erdrücken droht. In Dresden hoffe ich ruhiger zu werden. Dort lebt ein großmütiger, nachsichtiger, edler Freund, dem ich alles, was mich quält und peinigt, anvertrauen darf, und der mich besser zu trösten weiß, als jeder Andere. Ich sehne mich nach dem Umgange mit meinem Freunde Grassi, wie eine vertrocknete Blume nach frischem Morgentau. Mein Herz treibt mich nach Dresden. Dort, sagt mir eine dunkle Ahnung, werde ich Ruhe und Glück finden."

Am Abende desselben Tages sprach sie darüber mit ihrem Gemahle.

Der Graf, der, besser gelaunt als gewöhnlich, das rehbraune Fell seines Jagdhundes — er hörte auf den Namen Percy — welcher gähnend zu seinen bespornten Füßen lag,

huldreich zu streicheln sich herabließ, hörte die Einleitung des Gespräches mit großer Ruhe an.

„Ich habe eine Bitte an Dich," begann die Gräfin.

„Nun, was wünschest Du von mir?" fragte er in einem Tone, der etwas zärtlicher als gewöhnlich klang.

„Zürne mir nicht, wenn ich Dir offen und ehrlich bekenne, daß der Aufenthalt in Hannover mir von Jahr zu Jahr unerträglicher wird. Ich fühle mich hier nicht heimisch. Ich kenne hier niemanden, der mir freundlich entgegenkommt. Selbst die wenigen, mit denen ich oberflächlich verkehre, sind kalt und zurückhaltend gegen mich."

„Ich gebe es zu, doch erlaube ich mir, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß einen großen Teil der Schuld Du selber trägst. Dein Stolz hat etwas ungemein Abstoßendes. Dein ganzes Auftreten beweist, daß Du Dich besser dünkst, als jede Andere Deines Standes und daß Du von allen Damen Hannovers keine Deines Umgangs würdig hältst. Diese Ueberschätzung Deines eigenen Ichs hat Dir — ich muß es einräumen! — viele Feinde gemacht. — Alle Welt zieht sich von Dir zurück, weil Dein ganzes Benehmen etwas Verletzendes hat. Man erblickt in Dir eine Art von Blaustrumpf, der eingebildet auf seine Kenntnisse ist und alle anderen Frauen für windgefüllte Nullen hält."

„Die Bildung der Mehrzahl unserer Damen vom Adel ist in der Tat dergestalt beschränkt, daß man sehr häufig in die Verlegenheit gerät, nicht zu wissen, über welche Gegenstände man sich mit ihnen unterhalten soll. Die meisten wissen nur von ihrem Putze oder, wenn es hochkommt, von Bällen und vom Theater zu reden. Mir aber genügt dies nicht, und weil ich von Jugend auf daran gewöhnt bin, meinen Geist mit ernstern Dingen zu beschäftigen, hält man mich für überspannt und anmaßend . . ."

„Und daher kommt es, daß Jeder über Dich seine bösen Glossen macht, und daß mancher selbst das Schlimmste von Dir glaubt. Bei all Deiner Klugheit fehlt Dir vor allem das, wodurch man sich Freunde erwirbt."

„Ich selber fühle dies und bin sehr unglücklich darüber, weil mein schwer verkanntes Herz mehr als jedes andere

das Bedürfnis wahrer Freundschaft fühlt. Und eben weil ich weiß, daß ich in ganz Hannover keinen einzigen wahren Freund besitze, sehne ich mich mehr und mehr nach meiner Vaterstadt zurück, und darum bitte und beschwöre ich Dich bei allem, was Dir lieb und heilig ist, mir zu erlauben, daß ich nach Dresden reisen und dort einige Zeit verweilen darf."

„Ich habe durchaus nichts dagegen einzuwenden," erwiderte der Graf, dem diese Bitte sehr erwünscht kam, weil er sich in der Nähe seiner Gemahlin durchaus nicht behaglich fühlte. Gehe nach Dresden, wann Du willst," fuhr er fort, „und versuche endlich einmal, ruhig zu werden. Schließe dort Frieden mit Dir selbst! Jage nicht mehr eitlen Chimären nach, gib vor allem Deine mehr als überspannte Bewunderung für Napoleon auf und kehre dann erst in die Arme Deines Gatten zurück, wenn Du ruhig geworden und zu der Ueberzeugung gelangt bist, daß das einzig wahre Glück jeder Frau einzig und allein in der Erfüllung ihrer Pflichten ruht."

„Und wann darf ich abreisen?" fragte die Gräfin.

„Wann Du willst, wiederhole ich Dir," sagte der Gemahl, reichte ihr die Hand und entfernte sich gleich darauf.

Die Gräfin brach in Tränen aus. In diesem Augenblicke fühlte sie deutlicher als jemals, daß sie durch die herzlose Kälte ihres Benehmens auch den letzten Funken von Zuneigung im Herzen ihres Gatten erstickt habe und daß sie ihm gänzlich gleichgiltig geworden sei; denn bis dahin war sie noch immer so eitel gewesen, zu glauben, daß er sich ihrem Wunsche widersetzen und nicht so leicht zugeben werde, daß sie sich von ihm lossage und nach Dresden übersiedele.

Und dennoch gestand sie sich, daß letzteres eine Notwendigkeit geworden sei seit dem Augenblicke, wo sie zu fühlen angefangen, daß ein fortgesetzter Umgang mit Baronet Cunningham sie in einen gefährlichen Kampf mit sich selbst verwickeln könnte.

Sie beschloß nun, von der Erlaubnis ihres Gemahls sofort Gebrauch zu machen und sich so rasch wie möglich nach Dresden zu begeben.

Einen Tag vor ihrer Abreise empfing sie den Besuch

Cunninghams, der erst abends vorher durch den Grafen die Absicht seiner Gattin, Hannover zu verlassen, erfahren hatte. Horace war entschlossen, ihr nach monatelangem Zaudern endlich seine Liebe zu gestehen.

„Mit Schrecken," begann er, „habe ich gestern abend im Kasino die Nachricht vernommen, daß Sie, Gott weiß warum, Hannover verlassen und sich nach Dresden zurückziehen wollen . . ."

„Ich reise schon morgen früh ab," erwiderte die Gräfin auffallend unruhig.

„Und ist es erlaubt zu fragen, was Sie zu diesem unerwartet raschen Entschlusse bewogen hat?"

„Ich fühle mich fremd in Hannover. Die Gleichgiltigkeit meines Gemahls empört mich, denn obgleich ich mir sagen muß, daß ich sie durch meine eigene Kälte hervorgerufen, so hat sie doch so viel Demütigendes für mich, daß es mir rein unmöglich ist, mit ihm noch länger unter einem und demselben Dache fortzuleben. Ich muß fort um jeden Preis!"

„Hoffen Sie dort ruhiger zu werden?" fragte der Baronet. Bedenken Sie, was Ihr Dichter sagt:

„Der Mensch ist glücklich überall,
Wo er nicht hinkommt mit seiner Qual."

„Ich fürchte, Frau Gräfin, daß Sie sich dort nicht heimischer, nicht glücklicher fühlen werden, als hier in Hannover. Ihre Unruhe wird überall dieselbe bleiben. Auch Dresden wird Sie nicht beruhigen."

„Dort habe ich wenigstens einen Freund, einen edlen, herzlich teilnehmenden, uneigennützigen Freund, der an meinem traurigen, wenn auch nicht gänzlich unverdienten Schicksale wahrhaft väterlichen Anteil nimmt."

„Und wie nennt sich jener Glückliche?" fragte Horace mit banger Neugier.

„Er ist Maler und heißt Grassi."

„Ich kenne ihn bis jetzt nur dem Namen nach," sagte der Baronet mit allen Anzeichen der Hochachtung, welche er für den Träger dieses Namens empfand. „Aber nur seinetwegen wollen Sie nach Dresden? Haben Sie nicht längst be-

merkt, daß Sie auch hier in Hannover einen Freund, einen Bewunderer, einen Verehrer haben, welcher an Ihrem Schicksale nicht minder warmen Anteil nimmt und Ihnen seit Monaten mit einem Kultus zugetan ist, der Ihnen unmöglich entgangen sein kann? Dieser Freund, teure Gräfin, bin ich!" rief Horace, sein Knie beugend. „O, weisen Sie meine Freundschaft nicht zurück!" flehte er, die Hand der Gräfin erfassend und sie bebend an den Rand seiner Lippen ziehend.

„Ich bitte und beschwöre Sie, aufzustehen . . ."

„Erhören Sie zuvor mein inbrünstig heißes Flehen. Stoßen Sie mich nicht lieblos von sich. Gönnen Sie mir wenigstens ein Wort des Mitleids. Sagen Sie mir nur das eine: daß Sie mir nicht grollen, daß Sie großmütig mir verzeihen wollen, wenn ich fortfahre, Sie anzubeten wie eine Heilige, deren Anblick mich mit frommer Andacht erfüllt . . ."

„Sie sind ein Schwärmer, dessen Extase ich nicht länger anhören darf, ohne vor mir selber erröten zu müssen. Lassen Sie meine zitternde Hand los . . . schonen Sie die Ehre einer Frau . . . verlassen Sie mich augenblicklich . . . gehen Sie!" bat die Gräfin mit drohender Miene.

Horace aber ließ sich nicht einschüchtern. Er blieb in seiner knieenden Stellung, ließ ihre Hand nicht aus der seinen und sagte:

„Ich verlasse Sie erst dann, wenn Sie mir das hochherzige Versprechen erteilt haben, sich meine treu gemeinte Verehrung für Sie auch fernerhin gefallen zu lassen. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß mein Herz Ihnen gegenüber keine profanen Wünsche hegt. Die Anbetung, die ich Ihnen zolle, ist so reiner Art, daß Sie weder für Ihre Ehre, noch für Ihr Gewissen das Kleinste zu befürchten haben. Gestatten Sie mir, in Ihnen eine edle Dulderin zu verehren, die mir das tiefste Mitgefühl einflößt."

„Ich verlange kein Mitleid von Ihnen: ich verzichte darauf!" rief die Gräfin, deren Wangen sich fieberhaft zu röten begannen. Ich bitte Sie, mich zu verlassen!"

„Gut," sagte Horace, „Ich füge mich Ihrem grausamen Befehle. Doch bevor ich mich entferne, drängt mich mein

Herz, das Gelübde zurückzulassen, daß ich bis zum letzten Atemzuge meines Lebens fortfahren werde, Ihr Bild in der Tiefe meines Herzens wie ein Kleinod zu tragen, das mich mit ewiger Anbetung für Sie erfüllen wird. Wohin Ihr Schicksal Sie auch führen möge, überall werde ich Ihnen folgen, wie der Schatten dem Lichte folgt. Wo Sie sind, werde auch ich sein und mich überall reich belohnt und hochbeglückt durch einen Sonnenstrahl Ihres Auges fühlen. Noch einmal bitte ich und beschwöre ich Sie, mir nicht zu zürnen. Leben Sie wohl, meine angebetete Schutzgöttin!" rief Horace und rannte fort.

Die Gräfin sank auf einen Stuhl.

„Wie schade!" rief sie nach kurzer Pause, „daß ich diesen jungen Mann, trotz aller seiner abgöttischen Schwärmerei und Anbetung, nicht wiederzulieben vermag! Dieses Uebermaß glühend heißer Liebe läßt mich kalt, während schon oft in meinem Leben ein gewisser Grad von Kälte meine Glut anzufachen im Stande gewesen war. Mein Herz ist ein dunkles Rätsel, das ich selbst nicht durchschaue." — — — —

— — — — — — — —

Am andern Morgen verließ sie Hannover. Der Abschied von ihrem Gemahle war ihr so leicht geworden, daß sie dabei keine einzige Träne vergoß und in dem Augenblick, als sie ihren Reisewagen bestieg, ihrer Begleiterin zurief:

„Wie froh bin ich, dieses Haus verlassen zu können! Jetzt bin ich frei, wie der Vogel in der Luft! Ich habe die Zwangsjacke der Ehe von mir abgeschüttelt und kann, von dieser Stunde angefangen, tun und treiben, was ich will. Nach zehn Jahren schmachvoller Sklaverei darf ich endlich die Freiheit genießen. O, wenn Sie," sagte die Gräfin zu ihrer Kammerfrau, „eine Ahnung davon hätten, wie ich jetzt in dem Bewußtsein meiner Unabhängigkeit froh und glücklich bin, dann erst würden Sie begreifen, wie sehr ich bis zu dieser Stunde unglücklich gewesen war."

„Der Himmel gebe," erwiderte die ehrliche Alte, „daß Sie diese Trennung von Ihrem Herrn Gemahle niemals bereuen mögen. Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich alles, was in meinen Kräften lag, redlich getan habe, um

Sie von der Ausführung Ihres Planes zurückzuhalten. Sie aber beharrten bei Ihrem Vorsatz. Jetzt, wo das Geschehene nicht mehr zu ändern ist, will ich Ihnen, gnädige Gräfin, keine Vorwürfe machen, wohl aber den ehrlich gemeinten Rat erteilen, die ganze Macht Ihres Willens aufzubieten, um in Dresden ruhiger zu werden, als Sie es in Hannover gewesen sind."

„In meiner Vaterstadt hoffe ich zu genesen und jene innere Befriedigung zu finden, nach welcher ich mich hier an der Seite meines Gatten, der mein ganzes Sein niemals begriffen hat, vergebens gesehnt hatte."

Die Gräfin versank in dumpfes Nachsinnen. Zwei Gedanken beschäftigten ihren Geist in gleich hohem Grade: der Gedanke an Grassi und an Cunningham. Während der Erstgenannte ihr in der Glorie eines tröstenden Schutzengels entgegenkam, fühlte sie sich durch die Rückerinnerung an den Zweiten wie von einem Gespenste verfolgt, welches sie mit Angst und Schrecken erfüllte. Sie gestand sich, daß sie durch ihre Flucht nach Dresden einer großen Gefahr ausgewichen, aber daß die Gefahr an und für sich dadurch doch nicht gänzlich beseitigt sei. — Dies war's, was sie beunruhigte. Horace's Bild trat vor den Spiegel ihrer Seele mit so hellen Farben hin, daß sie überall nur ihn und nichts anderes als ihn sah. Ihr Stolz fühlte sich gedehmütigt durch den Gedanken, daß es diesem Manne, gegen den sie anfangs nichts als Abneigung, ja sogar Widerwillen empfunden hatte, endlich doch gelungen war, ihr Herz allmählich zu bekehren und es günstiger für ihn zu stimmen, als sie je gefürchtet hatte. Trotz aller Mühe, welche sie sich gab, die erwachenden Triebe dieser Zuneigung schon im Keime zu ersticken, sagte sie sich, daß dies Gefühl, gegen das sie vergebens anzukämpfen versuchte, tagtäglich mehr und mehr Boden gewann und festere Wurzel faßte. Doch hoffte sie jetzt mehr als je, daß ihre Entfernung von Hannover aus der Nähe dessen, welcher an ihr mit schwärmerischer Anbetung hing, dazu beitragen werde, ihn nach und nach vergessen zu lernen. In dem täglichen Verkehre mit einem so edeln und uneigennützigen Freunde, wie Grassi, hoffte sie

allmählich Beruhigung und Ersatz zu finden für das, was sie in Hannover freiwillig aufgegeben hatte. — — — — — — —

— — — — — — — —

Abends traf sie in Braunschweig ein.

Dreißigstes Kapitel.

Hier verweilte sie den ganzen Tag, um sich das Vergnügen der persönlichen Bekanntschaft eines Mannes zu verschaffen, mit welchem sie schon seit längerer Zeit einen gelehrten Briefwechsel unterhielt.

Dieser Mann hieß Joachim Heinrich Campe. Geboren 1746 zu Deense (im Herzogtume Braunschweig) war er 1773 Feldprediger und Almosenier im Regimente des Prinzen-Thronfolgers Friedrich Wilhelm von Preußen zu Potsdam und, drei Jahre später, Educationsrat und Direktor des vom berühmten Pädagogen Basedow in Dessau gegründeten Philantropinums gewesen. 1777 hatte Campe ein neues, diesem ähnliches Erziehungs-Institut zu Trittow bei Hamburg angelegt und dasselbe, sechs Jahre später, dem Professor Trapp übergeben. Seit 1787 war er Schulrat und Domherr in Braunschweig, wo er die mit dem dortigen Waisenhause verbundene Schulbuchhandlung gegründet hatte und seit dieser Zeit eine eigene Druckerei besaß, aus deren Pressen die große Sammlung seiner teils pädagogischen, teils philosophischen Schriften hervorging. Welcher Deutsche kennt nicht diesen Campe? Und wer von uns erinnert sich nicht mit ganz besonderer, ja fast unerklärlicher Vorliebe dieses Mannes, der sich vor allem durch eines seiner Werke ein zwar einfaches, aber doch unvergängliches Denkmal gesetzt hat im dankerfüllten Herzen der deutschen Jugend. Welcher deutsche Jüngling hat nicht dessen „Robinson Crusoe" gelesen und dafür geschwärmt? — Die erste Auflage dieses, beiläufig erwähnt, dem englischen Originale des Daniel Defoe nachgebildeten Romanes

erschien im Jahre 1779 zu Braunschweig im Selbstverlage des Verfassers, hat seitdem über siebenzig Auflagen erlebt, ist in fast sämtlichen Sprachen Europas, — ja sogar ins Türkische und Chinesische — übertragen worden und hat dem Namen seines Autors in den Jahrbüchern der europäischen Literaturgeschichte eine so außergewöhnliche, ja fast beispiellose Popularität verschafft, daß Joachim Heinrich Campe bis heute einer der volkstümlichsten Schriftsteller Deutschlands geblieben ist. Außer der Bibel und der „Nachfolge Christi" gibt es — nach Cervantes Roman „Don Quixote" — kein viertes Werk, das in allen Ländern der zivilisierten Welt eine so große, allgemeine Verbreitung gefunden hat, wie — Campes „Robinson Crusoe".

Auch Auguste von Schönberg hatte, nachdem sie zur Jungfrau herangeblüht war, seinen „Robinson", seinen „Theophron", seine „Entdeckung von Amerika" gelesen und schon in ihrer Jugend die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Campe einer jener auserwählten Geister ist, deren schriftstellerische Tätigkeit die ungeteilte Anerkennung aller verdient, denen die Bildung und das Wohl der Jugend, der goldenen Aussaat der Zukunft, warm am Herzen liegt. Darum gehörte Campe schon seit Jahren zu der Zahl jener Männer, an denen das Herz und der Geist unserer Gräfin mit ungeheuchelter Bewunderung und inniger Verehrung hing.

Auch Campe, der den ungewöhnlich hohen Grad ihrer Fähigkeiten, ihrer Kenntnisse, ihrer Lebensanschauungen aus ihren Briefen und Antworten an ihn vollständig zu würdigen gelernt, hatte in ihr frühzeitig genug eine außergewöhnlich begabte Erscheinung und einen Charakter erkannt, der, trotz der Ueberspanntheit in ihrer Denk- und Handlungsweise, sich dessen vollste Achtung errang.

„Ich erblicke in Ihnen," sagte er im Laufe des Gesprächs zu ihr, mehr als ein gewöhnliches Weib, ein Wesen, dessen Schwächen selbst mir als Vorzüge erscheinen, welche mir Hochachtung für Sie einflößen. Der Ehrgeiz, der Sie beseelt, hat etwas Männliches, das mir — ich gestehe es frei und unumwunden — imponiert. Ihre maßlose, fast krankhafte Begeisterung für den Kaiser der Franzosen, die Sie in fast jedem

Ihrer Briefe an mich an den Tag gelegt, hat mich oftmals mit Staunen, manchmal aber auch mit dem bangen Vorgefühle erfüllt, daß Sie Ihre fast unnatürliche Schwärmerei für den Mann Ihrer Träume früher oder später bitter bereuen werden. Ich bin vor allem Philosoph und befolge als solcher den weisen Grundsatz des römischen Dichters Horaz, welcher Jedem den wohlweisen Rat erteilt, nichts anzustaunen! Außerdem aber bin ich deutscher Patriot und in dieser Eigenschaft halte ich es für eine der ersten und heiligsten Pflichten der Vaterlandsliebe, den Mann, zu dessen Füßen Ihr Geist bewundernd im Staube liegt, eben so gründlich zu hassen, als Sie ihn anbeten. Napoleon ist nach meiner Ansicht ein Unglück für ganz Europa. So lange solch' ein unersättlicher Ehrgeiz, eine so zügellose Eroberungssucht auf einem der mächtigsten Throne Europas sitzt, wird sich die durch blutige Kriege ausgesaugte und beinahe erschöpfte Welt vergebens nach Frieden und Ruhe sehnen. Ruhe und Frieden aber sind notwendig zum Wohle der Menschheit, zum Gedeihen der Kultur, zum Fortschritt der Zivilisation. Zivilisation ist Aufklärung, Aufklärung ist Macht! Das größte aller Uebel bleibt — Krieg!"

„Und dennoch," entgegnete die Gräfin, „erscheint mir dieses Uebel, wie manches andere in der Welt, das uns mit Angst und Abscheu erfüllt, wie eine Art eiserner Notwendigkeit, die bei allem Bösen, das sie in ihrem bluttriefenden Gefolge mit sich führt, doch auch ihr Gutes hat."

„Das Gute aber verhält sich zu der Masse von Bösem, das der Krieg mit und nach sich schleppt, wie ein flüchtiger Sonnenblick zu einer ewig langen bangen Nacht voll Angst und Gewitterschwüle. Der Krieg bringt uns zur Knechtschaft. Was aber ist demütigender, entehrender und unerträglicher, als fremde Tyrannei, als despotische Zwingherrschaft? — Im Frieden gedeihen Künste und Wissenschaften. Im Kriege siegt nur die Uebermacht, die rohe Gewalt, das mitleidlose Schwert! — Nach meiner Ansicht, liebe Gräfin, stehen wir an der Schwelle neuer welterschütternder Ereignisse, am Vorabende neuer blutiger Kämpfe, hervorgerufen durch die unheilvolle Herrschsucht jenes neuen Attila, in welchem Ihr von den blutroten Strahlen seines Ruhmes geblendeter Geist den Mes-

sias einer bessern Zeit erblickt. Aber Sie täuschen sich, meine Teure! Napoleon, ich wiederhole es, ist ein Unglück nicht nur für unser Deutschland, selbst für sein eigenes Frankreich, ja sogar für die ganze Welt!"

„Und dennoch," rief die Gräfin hochbegeistert, „muß ich ihn bewundern und anstaunen als ein Wesen höherer Sendung, in dessen mächtiger Hand Europas zukünftiges Schicksal ruht."

„Auch ich verkenne nicht seine Macht. Wohin aber führt sie uns zuletzt? Zu der unerträglichsten Despotie: zur Säbelherrschaft! — Seit Monden trägt sich Napoleon mit neuen Eroberungsplänen, mit unheilvollen Kriegsgelüsten. Diesmal, Gräfin, ist's auf Rußland abgesehen. Bald — so ahnt es mir, — wird der Kaiser der Franzosen seine heuchlerische Friedensmaske abwerfen und die siegestrunkenen Adler seiner Legionen nach Rußland führen, um auch den Zaren zu demütigen, dem er nicht verzeihen kann, daß er sich im Stillen mehr zu Englands als zu Frankreichs Politik hingezogen fühlt. Ein Krieg wird den andern gebären und so lange ein Napoleon Bonaparte das Regiment in Frankreich führt, wird sich — ich wiederhole es noch einmal — Europa vergebens nach Ruhe und Frieden sehnen."

„Es schmerzt mich, wahrzunehmen, daß selbst ein so ruhiger, einsichtsvoller und aufgeklärter Mann, wie Sie es sind, zu der Zahl seiner Gegner gehört. Mögen Sie dessen Ehrgeiz auch immerhin verdammen, so werden Sie ihm doch wenigstens die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß er, ein neuer Ritter Sankt-Georg, den Lindwurm der Revolution, welcher ganz Europa und alle Throne der Welt zu verschlingen gedroht, siegreich überwunden und unschädlich gemacht."

„Er hat die Republik — die Mutter, deren Brüste ihn großgesäugt haben — lieblos verraten und dadurch, daß er vom Konsule zum Kaiser herabgestiegen, den traurigen Beweis geliefert, daß die Hauptbetriebfeder aller seiner Handlungen nichts anderes als persönlicher Ehrgeiz, maßlose Selbstsucht ist. Seine Bewunderer vergleichen ihn mit Cromwell. Aber sie vergessen ganz und gar, daß jener große uneigennützige Protektor der Republik Alles nur für England, nichts

aber für sich selber und die Seinigen getan und auf die Krone, die ihm fast eben so nahe wie dem ersten Konsule von Frankreich lag, gewissenhaft Verzicht geleistet hat. Cromwell verhält sich zu Bonaparte wie Marius zu Sulla, wie Thomas Münzer zu Gracchus Babeuf, wie Robespierre zu Danton."

„Auch Sie schwärmen, wie mir scheint, für die Republik?"

„Wie Plato, wie Rousseau dafür geschwärmt haben. Aber eben weil ich ein ehrlicher Republikaner bin, steht in meinen Augen mein Cromwell weit höher wie Ihr Napoleon."

„Ich bin, wie Sie wissen, eine Tochter der Aristokratie und als solche ehrlich genug, offenherzig zu bekennen, daß das Genie eines Mirabeau mir mehr Achtung als jenes eines Vergniaud einflößt."

„Aus dieser Aeußerung, teure Freundin, wage ich" — entgegnete Campe in der Absicht, das Gespräch aus dem Geleise der Politik in das der Literatur hinüberzulenken — „den Schluß zu ziehen, daß Sie, was Poesie betrifft, sich mehr zu Göthe, als zu Schiller hinneigen."

„Sie haben meine Geschmacksrichtung vollständig erraten. Göthe ist Aristokrat, Schiller aber Demokrat. Der Schöpfer des „Faust" ist ein Dichter von Gottes Gnaden, der Dichter des „Wilhelm Tell" ein Poet par la grace du peuple."

„Das Volk aber ist eine unsterbliche Macht und schon aus diesem Grunde glaube ich, daß Schillers Ruhm jenen Göthes bei weitem überdauern wird."

„Und was halten Sie von Lessing?" fragte die Gräfin.

„Er war Schillers und Göthes Vorläufer. Das aber, wodurch er sich vor beiden auszeichnet, ist jene wahrhaft klassische Würde und Ruhe, die man vergebens bei Göthe wie bei Schiller sucht. Lessing ist ein durchweg antiker Charakter. Sein Skeptizismus hat nichts gemein mit dem Unglauben eines Bayle oder mit der Gottlosigkeit eines Voltaire. Trotz Lessings scheinbarer Irreligiosität ist er dennoch streng religiös und schon aus diesem Grunde achtens-, liebens- und nachahmenswert."

„Sie haben ihn auch persönlich gekannt?" fragte die Gräfin mit echt weiblicher Neugier.

„Acht Tage nach der Beendigung seiner am 26. Dezember 1777 im Wochenbette gestorbenen Gattin hatte ich mich nach Wolfenbüttel, woselbst er als Vorstand der dortigen Bibliothek angestellt war, hinbegeben, um ihm die Gefühle meines aufrichtigen Beileids zu bezeugen. Erst bei diesem Anlasse war mir die Freude vergönnt, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen. Lessing hatte sich den Tod seiner zärtlich geliebten Frau so sehr zu Herzen genommen, daß er über den unersetzlichen Verlust derselben so tief erschüttert war, daß er sein Weib nur wenige Jahre überlebte. Das zweite und letzte Mal sprach ich ihn drei Wochen vor seinem am 15. Februar 1781 erfolgten Ableben. Gerührt sprach er von seiner Frau. „Bald werde ich bei ihr sein," sagte er mit tränenfeuchtem Blick. Dies, Gräfin, waren die letzten Worte, die ich aus seinem Munde vernahm."

„Wir kennen fast alle großen Männer, aber selten nur die Frauen derselben. Nur wenigen wird es bekannt sein, wie die Frau des großen Miguel Cervantes oder jene seines weltberühmten Zeitgenossen William Shakespeare — beide starben an einem und demselben Tage und Jahre — geheißen hat. Es ist das beklagenswerte Los aller Frauen, daß ihr Name viel früher, als der ihrer Männer oder Söhne dem Strome der Vergessenheit anheimfällt. Die Nachwelt ist undankbar gegen uns! Alle Welt kennt unsern unsterblichen Lessing, leider gehöre auch ich jener zahllosen Menge an, die, beschämt, sich fragen muß, welchen Namen dessen Lebensgefährtin trug."

„Sie war Witwe und hieß Eva König."

„Ich beneide diese König, die das Glück gehabt, Lessings Ehehälfte gewesen zu sein, aufrichtiger als manche Kaiserin, deren Name in den Stürmen späterer Zeiten ruhm- und klanglos verhallt ist wie jener Myriaden anderer Frauen, welche gewöhnliche Alltags-Erscheinungen gewesen sind. Das Fortleben einzelner bevorzugter Geister und Namen in den Asbestblättern der Geschichte ist ein Glück, um welches ich

so hochverdiente Männer, wie Lessing und Campe, tief beneide."

„Alles ist vergänglich: selbst der Nachruhm! In fünfhundert Jahren wird der Name mancher unserer zeitgenössischen Helden und Denker, deren Ruhm jetzt die halbe Welt erfüllt, fast eben so sehr verschollen sein wie der Name des ersten oder letzten unserer Nachtwächter. Alles im Leben ist nur Chimäre: ein flüchtiger Traum, eine nichtige Eintagsfliege! Wie mancher Heros, der zu seiner Zeit berühmt und hochgefeiert gewesen war, ist schon nach einem halben Jahrhundert so ganz und gar vergessen, daß jetzt — um mich volkstümlich auszudrücken — kein Hahn mehr um ihn kräht."

„Nach meiner Ansicht gibt es zweierlei Berühmtheiten: Geister, die nur für ihre Zeit, und Geister, die für alle Zeiten gewirkt haben. Jene waren Talente, diese sind Genies. Talente sterben, Genies aber leben ewig!"

„Nach meiner Meinung, teure Gräfin, ist nichts ewig, als die Ewigkeit, dies heißt: der alte, liebe gute Gott! Alle seine Geschöpfe aber sind vergänglich, wie die Schöpfung selbst!"

„Nach meinem Glauben werden Geister wie Raphael, Shakespeare, Göthe, Napoleon und Beethoven im Munde wie im Herzen aller Nationen ewig fortleben."

„Keine Kunst ist vergänglicher als Musik. Jede Generation bringt einen neuen Messias. Jeder hat seine Apostel und Bewunderung. Letztere aber überdauert selten ein Jahrhundert. Lully war ein Abgott seiner Zeit. Wer schwärmt noch jetzt für ihn? — Jedes Menschenalter erzeugt einen neuen Lully. Einer ist vergänglich, wie der andere."

„Beethoven aber macht darin eine Ausnahme. Er ist gleichsam eine Offenbarung Gottes: die zweite, in Musik gesetzte Bibel, das alte und das neue Testament der göttlichen Harmonie. Im unbegrenzten Reiche der Musik nimmt der Schöpfer der neun Symphonien ungefähr dieselbe Rangstufe wie Dante's „Göttliche Komödie" auf dem Helikon der Dichtkunst ein. Ich schwärme für diese musikalischen Welten, welche

er unserm andächtigen Ohre erschloß, mit einer Begeisterung, die mit jedem Tage zunimmt.

„Ich bin, aufrichtig gesagt, zu wenig Musikkenner, um mich berechtigt zu halten, gegen Ihren Enthusiasmus irgendwie eine Art von Widerspruch erheben zu können. Ich achte und ehre Ihre Begeisterung für alles, was groß, schön und erhaben ist, und begreife sehr wohl, daß in dieser Welt von Idealen, in deren blendenden Sonnenstrahlen Ihre trunkene Seele sehnsuchtsvoll auf- und niederschwebt, Ihr Herz mit seinen menschlichen Schwächen und Gebrechen sich nie und nirgends heimisch und zufrieden fühlen kann."

„Ich stürze mich absichtlich aus einer Sphäre der Begeisterung in die andere, um mein Herz zu betäuben, um meinen Geist zu erfrischen, ihn aus dem Schlamme des Irdischen hinaufzutragen in die ätherreinen Regionen des Himmlischen und ihn dort ausschwelgen zu lassen in geträumten Paradiesen. Aber um so unglücklicher fühle ich mich dann, wenn ich aus diesen wunderholden, märchenhaften Feenträumen erwache und in das hohle, nüchterne Chaos der Wirklichkeit zurücksinke. Nirgends finde ich Trost und Beruhigung!"

„Vergebens sucht man sie im brausenden Gewühle der selbstsüchtigen Welt. Ruhe findet man nur in Einsamkeit und Arbeit. Studieren Sie Zimmermanns Werk „Ueber die Einsamkeit" und gewinnen Sie dadurch den innern Frieden Ihrer Seele und die Ueberzeugung, daß alles Haschen und Jagen nach irdischem Ruhme eitel und nutzlos ist. Um aber mit der Welt in Ruhe und Frieden zu leben, muß Jeder von uns bemüht sein, zuvörderst Frieden zu schließen mit sich selber und seine Begierden und Leidenschaften siegreich bekämpfen lernen. Nichts ist schwieriger, als die Kunst, sich selber zu beherrschen. Mein Wahlspruch war zu allen Zeiten: „Maximum imperium sibi imperare."

„Ich will Ihren weisen Rat ehrlich befolgen und alle meine Kräfte aufbieten, um in Dresden, wohin mich meine Sehnsucht treibt, dasjenige zu finden, was ich in Hannover, im Hause meines Gemahls, nach zehnjähriger Ehe vergebens gesucht und erstrebt habe: Ruhe, Ruhe, Ruhe!"

„Der Himmel schenke sie Ihnen!" sagte Tampe.

Am andern Morgen befand sich Gräfin Kielmannsegge auf dem Wege nach Magdeburg, wo sie übernachtete.

Am Abende des folgenden Tages langte sie in Leipzig und, zwei Tage später, in der von ihr so heißersehnten Vaterstadt Dresden an.

Hier stieg sie in einem der ersten Gasthöfe der Altstadt ab und lud, kaum angekommen, durch einige Zeilen ihren alten, treubewährten Freund zu sich ein.

Grassi, der sich beeilte, ihr noch an demselben Tage seinen Besuch abzustatten, äußerte unverhohlen seine große Freude und Ueberraschung über das gänzlich unerwartete Glück des Wiedersehens.

„An Ihnen," begann er mit freudig-bewegter Stimme, „ist die Zeit, wie mir scheint, fast spurlos vorübergehuscht; an mir hingegen," fügte er seufzend hinzu, „hat sie manche Spur zurückgelassen, in meine Stirn viel neue Furchen gezogen und mein Haar noch mehr gebleicht. Sie aber, Frau Gräfin, sind noch immer die alte oder, richtiger gesagt, die ewig junge, ewig frische Erscheinung wie vor zehn Jahren, als Sie Dresden verlassen hatten, um Ihrem neuen Gemahle in Ihre neue Heimat zu folgen. Darf ich fragen, wie's ihm geht?"

„Auch er ist der Alte geblieben. Er langweilt andere wie sich selbst. Aus Ennui fängt er Fliegen und nebenbei Tausend und eine Grille. Er plagt seine Dienerschaft, quält seine Pferde, maltraitiert seine Jagdhunde, gähnt bei Tage und schnarcht fast jede Nacht. Letzteres ist ungefähr das beste, was ich ihm nachrühmen darf, ohne der Wahrheit nahe zu treten."

„Und haben Sie nur für einige Zeit oder für immer sich von ihm getrennt?"

„Ich hoffe und wünsche das letztere. Sie sind der einzige Mann, dem ich unverhohlen gestehen darf, daß unsere Ehe — wie Sie es längst geahnt haben — eine sehr unglückliche gewesen ist. Erlassen Sie mir das Geständnis, Ihnen zu bekennen, wer von uns — ob er oder ich — den größten Teil der Schuld trägt. Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß er nun höchst wahrscheinlich eben so zufrieden

ist, mich so leichten Kaufes losgeworden zu sein, als ich selber glücklich bin, nicht auch fernerhin die willenlose Sklavin seiner unerträglichen Launen sein zu müssen. Wir sehnten uns beide nach Unabhängigkeit. Jetzt kann jeder von uns schalten und walten nach eigenem Gutdünken und tun und lassen, was er will. Ich fühle mich nun frei wie der Vogel in der Luft und bedarf jetzt, aufrichtig gesagt, vor allem der Abgeschiedenheit und Ruhe, um mich von den Müh- und Armseligkeiten dieser verunglückten Ehe nach und nach erholen zu können. — Ich werde mir, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, ein kleines abgelegenes Haus mit einem einfach-schlichten Garten in der Neustadt mieten, dort — procul a Jove, procul a fulmine, wie der Lateiner sagt — einzig und allein der Muse, den Künsten und den Wissenschaften leben und, mit Gottes Hilfe, alles, was mich bisher beunruhigt hat, über Bord werfen und vieles vergessen lernen, um endlich einmal ruhig und zufrieden mit mir selber zu werden."

„Das gebe Gott!" wünschte der Freund. „Alles, was im Bereiche meiner schwachen Kräfte liegt, um Ihnen den Aufenthalt in Dresden so heimisch als möglich zu machen, soll mit tausend Freuden geschehen und meinerseits nichts unterlassen werden, um Sie ruhig und — wenn es anders möglich ist! — mit der Zeit zufrieden und glücklich zu machen."

„Eine Stimme meines Herzens, alter Freund, sagt mir, daß ich das, was ich an der Seite meines Gemahls seit langen Jahren dort so schmerzlich vermißt hatte, hier in der Nähe eines so treubewährten, uneigennützigen, aufopferungsfähigen Freundes finden und hier, nur hier, an Leib und Seele vollständig genesen werde."

„Niemand, Frau Gräfin, wird an Ihrer geistigen Wiedergenesung aufrichtigern Anteil nehmen als der Mann, welcher stolz auf die Ehre ist, Ihr Freund, Ihr Anbeter und Verehrer im reinsten Sinne des vielfach mißbrauchten Wortes zu sein."

Ihr leuchtendes Auge dankte ihm schweigend.

Einunddreißigstes Kapitel.

Mehr als vierzehn Tage mußte Meister Grassi rast- und ruhlos von Cecca nach Mekka oder, klarer ausgedrückt, von der Altstadt nach der Neustadt wandern, um für seine gräfliche Freundin eine passende Wohnung nebst Garten jenseits der Elbbrücke ausfindig zu machen.

Jeder, der auch nur die allergeringste Ahnung von dem Genußleiden oder Leidensgenuß eines unglücklichen Erdenwallers hat, welcher eine Wohnung für sich suchen muß, wird den Aermsten aller Armen, der sich anheischig gemacht, sie für andere zu suchen, doppelt beklagen und wegen seiner Ausdauer im Auffinden derselben zehnfach bewundern müssen. — Es ist jammerschade, daß die allgütige Kirche, die für jeden Stand, wie für jedes Bedürfnis, einen speziellen Heiligen eingesetzt, nicht auch für unglückliche Menschenkinder, welche trostlos umherirren, um für sich oder andere ein Asyl aufzusuchen, einen eigenen Schutzpatron, den man bei solchen Gelegenheiten um dessen Beistand anrufen könnte, aufzuweisen hat! Solch' ein Patron würde schon darum sehr nützlich sein, weil er manch' ehrlichem Christenkinde viel Zeit und Treppensteigen ersparen und die kostspieligen Wohngesuche in den öffentlichen Blättern nach und nach entbehrlich machen müßte.

Tagtäglich konnte man unsern Maler, bei einer tropischen Hitze von zwanzig bis fünfundzwanzig Grad Reaumur, mit abgenommenem Strohhute, keuchend, ächzend, stöhnend wie ein halbtot gehetztes Windspiel, im Schweiße seines Angesichts über jene lange, allen Winden preisgegebene Brücke

hin- und zurückrennen sehen, um Gräfin Kielmannsegge, die noch immer im Hotel zu bleiben sich gezwungen sah, endlich unter Dach und Fach zu bringen.

Unter allen Glücklichen ist derjenige, welcher schnell eine passende Wohnung findet, zweifelsohne der Allerglücklichste. Aber kluge Menschen pflegen nun selten Glück zu haben. Schon ein uraltes lateinisches Sprichwort liefert die Bestätigung dieses Ausspruchs: „Fortuna favet fatuis!" Jeder, der zufällig nicht Lataeinisch versteht, wird klug daran tun, sich dieses Sprichwort ins Französische übersetzen zu lassen. In dieser Sprache heißt es: „La fortune protège les fous." Derjenige aber, der zufällig auch mit dem Französischen etwas brouilliert sein sollte, würde jedenfalls noch klüger tun, sich das französische Proverbe lieber gleich ins Deutsche übertragen zu lassen. Frei übersetzt heißt es: „Nur d u m m e Menschen haben Glück."

Da Meister Grassi aber, wie bekannt, eben kein Dummkopf war, so gelang es ihm erst am sechzehnten Tage seiner Kreuz- und Querzüge durch alle Plätze, Straßen, Gassen und Gäßchen der Neustadt, ganz am äußersten Ende derselben ein einsam gelegenes, in einem bescheidenen Gärtchen schüchtern verstecktes Sommerhäuschen zu entdecken, das ihm zu dem bewußten Zwecke besser als das ganze Schock anderer, schon früher besichtigten Lokalitäten geeignet schien.

Er mietete es auf eigene Gefahr.

Die Gräfin, die, in Begleitung ihres glücklichen Kolumbus, dieses Haus schon am andern Morgen in Augenschein zu nehmen geruhte, fand die Lage und Einrichtung desselben so freundlich und gemütlich, daß sie noch an demselben Tage ihr Asyl darin aufschlug und sich in den Räumen dieser bescheidenen Villa bald weit heimischer als in den großen, prachtgeschmückten Gemächern ihres stolzen Hotels zu Hannover zu fühlen begann.

Nach und nach hatte sich die Gräfin hier mit solchem Komfort eingerichtet, daß jeder, dem es vergönnt war, die Schwelle ihres Tusculums zu überschreiten, sich im Innern desselben wunderbar angeheimelt fühlte. In allen Ecken sah man Blumen. An allen Fenstern zwitscherten kleine Vögel.

Die ganze Einrichtung, außerordentlich originell, verriet mehr Geschmack als Luxus.

In diesen Räumen lebte Gräfin Kielmannsegge, jedes Zwanges ledig, „frei wie der Vogel in der Luft".

Der einzige Mann, dem sie die Erlaubnis eingeräumt hatte, sie zu jeder Stunde des Tages besuchen zu dürfen, war ihr alter, treubewährter Freund Joseph Grassi.

Es war nicht mehr als natürlich, daß die täglich wiederkehrenden Besuche dieses Künstlers in der von Neugier gequälten Nachbarschaft sehr bald den Verdacht erregen mußten, daß dieser unbekannte, auffallend gesetzte Herr, der, beiläufig erwähnt, schon sechsundfünfzig Jahre auf seinem ergrauten Kopfe und seinem etwas gebeugten Rücken trug, unmöglich etwas anderes, als der offizielle Anbeter dieser unbekannten, für sich geheimnisvoll abgeschlossenen Dame sein konnte. Bald munkelte man dies, bald jenes. Aber die Gräfin sowie Grassi ließen sich durch das alberne Geschwätz der Nachbarn durchaus nicht beunruhigen. Letzterer, dessen Gewissen viel reiner, als das Hemde war, welches er trug, dachte bei sich wie der spanische Dichter Don Luis Tonsilio:

„Den Bessern schreckt nicht, was die Menge sagt;
Er bebt, wenn das Gewissen ihn verklagt."

Da aber letzteres ihn völlig freisprach, setzte er, unbekümmert um das Gerede der Leute, seine täglichen Besuche in der Neustadt fort.

Mehr als jemals beschäftigte sich unsere Gräfin in ihrem neuen Buen-Retiro mit Musik und Literatur.

Tagtäglich übte sie eine der Beethovenschen Sonaten, und je mehr sie sich in den harmonischen Geist und in die geistige Harmonie dieser Tonschöpfungen vertiefte, desto höher stieg ihre Begeisterung für diesen unerreichbaren Meister, dessen Bild, von Immergrün umrankt, hier über ihrem Klaviere hing. — Ihr Lieblingsstudium wurde Kunst- und Literatur-Geschichte. Ihr nimmer rastender Geist schöpfte Anregung und Nahrung aus den Werken berühmter Musiker und Schriftsteller.

Seit dem Tage, an welchem sie diese kleine Villa bezogen, hatte sie sich eine Art von Tagebuch angelegt, das sie ihre „geistige Chiffonnière" hieß und in welcher sie alles, was ihr beim Lesen der vielen Bücher, die sie jetzt mit wahrem Heißhunger verschlang, ganz besonders auffiel, einzuschreiben pflegte. In diesem Tagebuche fand sich das seltsamste Gemisch von Kuriositäten, Aphorismen und Gedankenspähnen, von Versen und Bonmots bunt durcheinander gewürfelt wie Steinchen im Innern eines Kaleidoskops.

Es sei uns gestattet, zur Charakteristik dieser seltsamen „Chiffonnière" einige Auszüge daraus mitzuteilen:

„Der griechische Arzt Empedokles, der das Bedürfnis fühlte, sich göttlich verehrt zu sehen, stürzte sich eines Abends, als der Mond nicht schien, in den Krater des Aetna, damit niemand erfahre, wo er hingekommen sei. Leider aber hatte er in seiner Zerstreutheit am Rande des Kraters seine Pantoffel stehen lassen und seine Absicht dadurch selbst vereitelt. — Wie wahr ist doch, was Vater Göthe singt:

„Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern Dir erscheint,
Das alles ist ein Turm von Babel,
Wenn nicht die Liebe es vereint." —

Der griechische Poet Choerilos wollte der Homer Alexanders des Großen werden und um jeden Preis dessen Heldentaten besingen. Für jeden guten Vers verlangte er eine Goldkrone, für jeden schlechten blos eine Maulschelle. Der schlechten Verse wurden aber bald so viele, daß der arme Poet unter Ohrfeigen bald sein bißchen Geist aufgab. —

Sieben griechische Städte stritten um die Ehre, die Geburtsstätte Homers zu sein, acht spanische Städte beneideten sich um das Glück, die Wiege des großen Miguel Cervantes zu sein. — Einer der neuern französischen Schöngeister macht folgendes Geständnis: „J'aime, qu'on m'aime comme j'aime quand j'aime." — Elisabeth Nadasti, Nichte des großen Stephan Bathory, ließ über vierhundert bäuerlichen Jungfrauen das Blut abzapfen, weil sie den Aberglauben

hegte, Blut von gequälten Personen vermöge, wenn man sich damit wüsche, die Haut weiß, weich und geschmeidig zu machen. Sie büßte den Frevel ihrer Eitelkeit mit dreijähriger Gefangenschaft und starb im Jahre 1614. — Ein deutscher Poet singt:

„Liebe ohne Gegenliebe —
Hoffnungslos — heißt bitter leiden;
Schlimmer ist's: geliebt zu lieben
Und auf immer müssen scheiden.
Doch das Schlimmste, Allerschlimmste ist:
Einmal heiß geliebt zu haben
Und, was man unsterblich hielt,
Täglich stückweis zu begraben."

Ein deutscher Gelehrter, Samuel Grosser, rühmte sich, unter anderm auch die Sprache der Gänse so gründlich studiert zu haben, daß er ernstlich gesonnen war, ein „Wörterbuch der Gänsesprache" herauszugeben, weshalb er sich in Stammbüchern nie anders als „Lexicographus anserinus" unterschrieb. (Es fragt sich nur, welche Gattung von Gänsen der alte gute Philister gemeint haben mag.) — Der französische Philosoph Fontenelle rühmte sich, weder das Lachen noch das Weinen zu kennen. (Beweis, daß er viel Geist, aber wenig Herz besessen haben muß.)

Liebe hat uns Gott gegeben,
Lieb' ist Gott und Gottessohn,
Lieb' ist Geist im ew'gen Leben,
Ist der Tugend höchster Lohn.
Liebe thront auf jeder Schwelle,
Liebe trennt nicht Raum, noch Zeit,
Lieb' ist Himmel, Lieb' ist Hölle,
Lieb' ist ew'ge Seligkeit!" —

Scanderbeg, einer der gewaltigsten Vielfresser seines Jahrhunderts, wagte die Behauptung aufzustellen, der persönliche Mut sitze im — Magen. — Plato suchte die Seele im Ge-

hirne, Aristoteles im Herzen, Heraklit im Blute, René in der Zürbeldrüse und Rivarol in der . . . Geldbörse. — Der berühmte Violinvirtuose Arcangelo Corelli starb aus Verdruß, weil ihm der große Klavierkomponist Domenico Scarlatti eine falsche Note nachgewiesen hatte. (Unsere modernen Musiker nehmen sich falsche Noten nicht so sehr zu Herzen.) — Liebe ist der größte Egoismus, dessen der Mensch fähig ist. — Rameau komponierte einst eine holländische Zeitung. Der berühmte Naturforscher Lacepede versuchte Fenelons Telemach und ein anderer Franzose, D'Alayrac, den „Code Napoleon" in Musik zu setzen. — Mirabeau, befragt, wie Robespierre ihm gefalle, erwiderte: „Dieser Mensch sieht wie eine Katze aus, welche Essig getrunken hat." — Der große Arzt Jakob Sylvius zog sich kurz vor seinem Ende große Reiterstiefel an, um, wie Henri Etienne erzählt, durch den Styx zu waten und den alten Fährmann Charon um das Fährgeld zu prellen. — Ein Mann, der die Frauen zu verleumden wagt, hat sicher keine edle Mutter gehabt. — Molière, der, wie bekannt, aus Eifersucht gestorben ist, soll in seinem ganzen Leben nie das Wort „Ehebruch" ausgesprochen haben. — Conrad Celtes, der erste Dichter, der in Deutschland gekrönt worden ist, nennt uns vier Hauptbeförderungsmittel zum langen Leben: Wein, Schlaf, Philosophie und . . . Freundschaft. — Vom Lieben bis zum Sterben, sagt ein dänischer Poet, gibt's oft nur einen Schritt. —

Das beste Heilmittel gegen eine verloren gegangene Liebe, sagt ein deutscher Schöngeist der Gegenwart, ist die Auffindung einer neuen Liebe, sonst nimmt der Jammer kein Ende." —

— — — — — — — —

Aber mochte die Gräfin auch immerhin lesen und schreiben, spielen und singen den ganzen Tag, die halbe Nacht, zwei Gedanken waren es, die ihren Geist und ihr Herz fortwährend beschäftigten: Kaiser Napoleon und Horace Cunningham. Wie sehr sie sich auch bemühte, letztern vergessen zu lernen, mit desto frischeren Farben trat das Bild des jungen Gentleman vor ihre Seele hin und flößte ihrem Herzen neue Unruhe ein. Das Bewußtsein, daß es diesem Manne gelungen war,

ihren ursprünglichen Widerwillen gegen ihn in einen gewissen Grad von Zuneigung umzuwandeln, hatte für ihren weiblichen Stolz so viel Beschämendes, daß sie den Tag, an welchem sie ihn kennen gelernt, mehr als ein Mal aufrichtig verwünschte.

„Ich muß Ihnen eine Schwäche beichten," sagte sie eines Abends zu Grassi, der sie nachdenkend und auffallend verstimmt fand und sie um den Grund ihrer Mißstimmung befragte. Kurz vor meiner Abreise von Hannover hatte mein Gemahl mir einen jungen, ziemlich unverschämten Engländer vorgestellt, dessen keckes Benehmen so viel Verletzendes besaß, daß er mir anfangs sehr zuwider war. Sein ganzes Wesen erinnerte mich unwillkürlich an Richardson's Lovelace. Vergebens fragte ich mich, woher es käme, daß ich beim Anblicke dieses Mannes jedesmal erröten mußte? Ich kannte ihn kaum vierzehn Tage, als ich mit Schrecken gewahrte, daß Horace Cunningham, — so heißt dieser böse Mensch, der mir anfangs einen wahrhaften Abscheu eingeflößt hatte — mir nach und nach gefährlich zu werden begann. Vergebens fragte ich mich, wie dies möglich sei; aber je öfter er mich besuchte, desto mehr wuchs in mir die Ueberzeugung, daß dieser Engländer, der, beiläufig erwähnt, manche Aehnlichkeit mit Herrn von B*** hat, mehr als jeder andere geeignet ist, die Ruhe meines Herzens zu gefährden. Dieser Umstand wars, der mich bewog, Hannover zu verlassen, um der Gefahr, die mich bedrohte, vorsichtig noch beizeiten aus dem Wege zu gehen. Ich gab mich dabei der Hoffnung hin, daß die Entfernung von ihm viel dazu beitragen werde, sein Bild mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen. Leider aber fühle ich das Gegenteil. Fast schäme ich mich, Ihnen zu gestehen, daß ich ihn tagtäglich schmerzlicher vermisse, und daß es Augenblicke gibt, in denen ich mich — aufrichtig gesagt! — nur seinetwegen nach Hannover zurücksehne."

„Ist dieser Mann denn so einnehmend?"

„Ich möchte gerade das Gegenteil behaupten..."

„Und dennoch wäre es ihm gelungen?" fragte Grassi.

„Mir durch die Sicherheit und Keckheit seines Auftretens mehr als jeder andere zu imponieren. Er ist Dandy, aber keineswegs Geck. Er besitzt, wie fast jeder seiner Landsleute,

einen gewissen Stolz, der ihn anmaßend, aber auch interessant macht. Er hat Sentimentalität, aber winselt nicht. Das, was mich hauptsächlich zu ihm hinzieht, ist die Aufrichtigkeit seiner Huldigung.

„Da Sie noch niemals von irgend einem Manne mit so vieler Begeisterung gesprochen haben, so muß ich fürchten..."

„O, fürchten Sie nichts, gar nichts! Böte er auch immerhin wie Clarisse Harlowe's Anbeter alle Hilfsmittel seiner Verführungsgabe auf, es würde ihm, mir gegenüber, doch niemals gelingen, mich zu betören und meinen Grundsätzen untreu zu machen."

„Ein altes Sprichwort, teure Gräfin, warnt uns, den Teufel an die Wand zu malen. Wo fände sich ein Herz auf Erden, das stark genug wäre, sich ungestraft rühmen zu dürfen, daß keine Macht der Welt es jemals erschüttern kann? In jedem Frauenleben gibt es Augenblicke..."

„In denen die sinnliche Leidenschaft erwacht," fügte die Gräfin hinzu. „Aber derlei Augenblicke vermögen nur solchen Frauen verhängnisvoll zu werden, die weder Kraft noch Mut besitzen, der Stimme der Vernunft Gehör zu schenken und die wilden Leidenschaften beherrschen zu können."

„Und fühlen Sie sich stark genug?" fragte Grassi mit gerechtem Zweifel.

„Ja, teurer Freund, das fühle ich!" beteuerte die Gräfin, ihre Rechte auf ihr Herz legend.

„Oft fühlen wir uns stärker, als wir es wirklich sind. Gott gebe, daß Sie sich nicht täuschen!" entgegnete der Künstler, dessen Aufrichtigkeit niemals zu schmeicheln verstand.

„Was gibt es Neues in der Politik?" fragte Frau von Kielmannsegge, um das Gespräch von diesem Thema abzulenken.

„Ich komme eben aus dem Kaffeehause, wo ich im „Oesterreichischen Beobachter" einen geharnischten Artikel, welcher allem Anscheine aus der Feder des Hofrats von Gentz geflossen ist, gegen den Kaiser der Franzosen las. Jener Mann, der, wie Ihnen bekannt sein wird, zu Napoleons entschiedensten Widersachern gehört, warnt die deutschen Höfe, wie die ganze deutsche Nation, sich durch die wiederholten Friedensversiche-

rungen des Kaisers nicht in allzugroße Sicherheit einwiegen zu lassen und mehr als bisher auf ihrer Hut zu sein. — Herr von Gentz traut ihm nicht. Er erblickt in den Rüstungen, welche Napoleon ganz im Stillen vornimmt, alle Wahrzeichen eines neu hereinbrechenden Krieges, der, wie ein Blitz aus heitern Wolken, diesmal allem Anscheine nach auf Rußland niederzucken und halb Europa von neuem zu den Waffen rufen wird."

„Man tut dem großen Kaiser Unrecht. Er denkt jetzt nicht an Krieg . . ."

„Fast alle Zeitungen behaupten das Gegenteil. Alle Welt ahnt das Herannahen neuer Kriegsstürme und schwankt deshalb in einer Unsicherheit, die überall Handel und Wandel lähmt, den Kredit aufhebt und sämtliche Staatspapiere fallen macht. Die Börse ist das in der Regel richtig weissagende Barometer unserer politisch aufgeregten Zeit. Es zeigt jetzt immer auf Krieg."

„Und dennoch glaube ich nicht daran! Die stillen Rüstungen des Kaisers, über welche Deutschlands Unglückspropheten so sehr entrüstet scheinen, haben nach meiner Ansicht durchaus nichts Beunruhigendes, denn eben so gut könnten sie als Beweise seiner Friedensliebe gelten."

„Dies erinnert mich an Macchiavelli's Politik, zu welcher ich, ehrlich eingestanden, nie allzugroßes Vertrauen besaß. Rüstet Frankreich, dann rüsten alle Länder, und diese kostspieligen Rüstungen, die nach Ihrem Dafürhalten, Anzeichen des Friedens sein sollen, erhalten die Völker in beständiger Aufregung und Unruhe. Diese Rüstungen, die alle Hilfsmittel der Völker erschöpfen, ruinieren zuletzt uns alle."

„Leider hat diese Befürchtung viel Wahres. Aber fragt man sich, aus welcher unlautern Quelle jene unheimlichen Kriegsgerüchte hauptsächlich fließen, dann darf sich niemand verhehlen, daß es England, der Erzfeind Frankreichs ist, der diese Gerüchte absichtlich auszustreuen nur darum bemüht ist, um das Festland in Schrecken zu setzen und in fortwährendem Schach gegen den Kaiser der Franzosen zu erhalten. Noch hinterlistiger und schlauer als William Pitt verfährt dessen Nachfolger Lord Castlereagh, der kein Geld schont und kein

Mittel unversucht läßt, den erhabenen Schutzgeist Frankreichs in den Augen aller übrigen Länder täglich verhaßter zu machen. Gibt's eine Nemesis in der Weltgeschichte, dann muß dieser englische Tartufe sicher ein trauriges Ende nehmen. Ich hasse ihn wie seinen Vorgänger, und wär' ich Napoleon, ich setzte einen Preis von fünfmalhunderttausend Franks auf den Kopf dieses heimtückischen Gegners aus."

„Und trotzdem scheint ganz Europa wenigstens darüber einig zu sein, daß es heutzutage nur wenig Staatsmänner gibt, welche die Menschen und die Verhältnisse, die Jene bestimmen, besser kennen als Lord Castleragh, den ich blos darum, weil er ein ausgesprochener Feind des Kaisers ist, durchaus nicht verdammen kann."

Der Gräfin, der es wehtat, von dem besten und aufrichtigsten ihrer Freunde den einflußreichsten und erbittertsten Gegner des Kaisers gewürdigt und gelobt zu hören, suchte das Gespräch, das für sie unerquicklich geworden war, dadurch abzubrechen, daß sie es auf einen gleichgiltigen Gegenstand hinzulenken suchte.

„Heute morgen," fuhr sie mit etwas erkünstelter Heiterkeit fort, „ist mir eine angenehme Ueberraschung zuteil geworden: ich erhielt einen sehr vornehmen Besuch. Wollen Sie sich, mir zu Liebe, nicht etwas Mühe geben, zu erraten, wen ich meine?"

„Leider bin ich nicht sehr gewandt in dieser Kunst, und darum bitte ich Sie, die Freundlichkeit zu haben, es mir lieber sagen zu wollen."

„Der Mann, dessen gänzlich unerwarteter Besuch mich hocherfreut hat, war ein Freund meines väterlichen Hauses: der Ober-Kammerherr Graf Camillo Marcolini. Trotz seiner siebenzig Jahre ist der alte Italiener — der vertrauteste Freund und Günstling König Friedrich August's von Sachsen — ein in den Formen der höflichsten Höflichkeit noch immer so sehr gewandter und in vieler Beziehung ein noch immer so liebenswürdiger Mann, daß er einen Vergleich mit manchem der weit jüngeren Kavaliere des hiesigen Hofes durchaus nicht

zu scheuen braucht. Er machte mir tausend galante Vorwürfe: er grollte mir darüber, daß ich ihm bisher noch keinen Besuch gegönnt, ihn, allem Anscheine nach, ganz und gar vergessen habe; er schien untröstlich, daß ich sein Palais nicht als das meinige betrachtet und es vorgezogen habe, lieber hier allein, als unter seinem Dache zu wohnen; er sagte mir die ausgesuchtesten Freundlichkeiten und nahm mir, als er sich verabschiedete, das heilige Versprechen ab, ihm sobald als möglich die Freude meines Besuches zu schenken. Er freue sich herzlich, mich wieder in Dresden zu wissen und würde sich in hohem Grade geehrt und beglückt fühlen, wenn's ihm vergönnt wäre, mir während meines hiesigen Aufenthalts in irgend einer Beziehung nützlich werden zu können. Ich entließ ihm mit dem Versprechen, daß ich, entzückt von seiner mehr als freundlichen Zuvorkommenheit, mich beeilen würde, ihm noch im Laufe dieser Woche meine Aufwartung zu machen, um ihn zu überzeugen, daß ich mich seiner dankbar erinnere und wie glücklich ich mich schätze, daß auch er seinerseits mich nicht vergessen habe. Graf Marcolini ist ein vollendeter Hofmann: sein Lächeln hat etwas ungemein Verbindliches, und obgleich er als Kabinetts-Minister und Ober-Stallmeister seines huldreichen Souverains die erste und einflußreichste Person in ganz Sachsen ist, zeigt er seinen Freunden und Bekannten gegenüber doch so viel Herablassung und Güte, daß er von allen Hofleuten vielleicht der Einzige ist, der in allen Schichten der Gesellschaft keinen Feind besitzt. Nicht jeder Staatsmann teilt dieses Los. Die Meisten der Großen des Hofes pflegen, wie auch Ihnen bekannt sein wird, wegen ihres Hochmuts und wegen der Anmaßung ihres Benehmens eben nicht allzubeliebt zu sein. Marcolini macht mit Recht eine Ausnahme: er ist der Freund des Königs, wie des Volkes und als Solcher eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten von ganz Dresden."

„Sie schildern die chevaleresken Eigenschaften des Grafen mit so vieler Begeisterung, daß mir nichts anderes übrig bleibt, als derselben in allen Punkten vollständig beizustimmen. Eines nur möchte ich untertänigst bezweifeln . . ."

„Und das wäre?" fragte sie neugierig.

„Den guten Geschmack Seiner hochgräflichen Exzellenz. Wie wäre es sonst wohl möglich gewesen, daß er sein schönes, herrliches, wahrhaft fürstlich imposantes Palais in jenem entfernten Winkel der Friedrichstadt aufgebaut hätte? Es verliert sich dort wie eine Rose unter Disteln und wohl niemnad kann begreifen, warum Graf Marcolini es nicht vorgezogen hat, seine Residenz, wie weiland Graf Heinrich Brühl sein prachtgeschmücktes Hotel, im Herzen der Altstadt aufzuschlagen."

„Graf Marcolini liebt vor allem die Abgeschiedenheit, und meiner Ansicht nach gibt's für Jeden, welcher Geräuschlosigkeit liebt, kein schöneres und bequemeres „Chez soi" als das Palais Marcolini in der Friedrichstadt, wo es inmitten einer menschenöden Wüste uns wie eine friedliche Oase anlacht, in welcher Jeder, der sie kennt, sich bald sehr heimisch und behaglich fühlen muß. Ich hätte wahrlich große Lust, sein freundliches Anerbieten anzunehmen und von hier in die Friedrichstadt überzusiedeln. Das einzige Bedenken, das mich vorläufig davon zurückhält, ist der Umstand, daß ich hier ganz allein und in jeder Hinsicht unbeobachtet bin und in diesem Winkel mich jeder meiner Launen ungestört überlassen darf."

„Sie lieben vor allem die Abwechslung; darum befürchte ich, daß es Ihnen hier in Ihrem kleinen, einfach-bescheidenen Buen-Retiro nicht allzulange gefallen wird."

„Eh bien, cher ami, nous verrons," sagte die Gräfin und eilte ans offene Klavier.

Mit Blitzesschnelle ließ sie ihre zarten Finger über die Tasten des Instrumentes fliegen und sang dazu nachfolgendes Lied:

„Wann werd' ich Deine Stimme wiederhören,
Wann Deiner Augen Sonne wiederseh'n?
O, schlummermüde Zeit, lass' Dich beschwören,
Nicht mehr so träge wie bisher zu geh'n.

Verrauschet sind schon viele Tag' und Stunden,
Seit ich in Deinem treuen Aug' geruht;

In meinem Herzen wühlen tausend Wunden,
Und jede Wunde brennt in Fieberglut.

Der Liebe Sehnsucht zählet nach Sekunden:
Sie zehrt sich auf in bangem Seelenleid;
Ach, jeder Tag hat so viel trübe Stunden,
Und jede Stunde dünkt mir — Ewigkeit!" — —

Ihre Gedanken aber weilten in Hannover. Und der, dessen sie gedachte, war — Horace!

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wir bitten unsern Leser, sich geneigt finden zu lassen, uns auf kurze Zeit nach Wien zu begleiten, um dort anzuklopfen an die Tür eines Mannes, von dem im vorhergehenden Abschnitte unserer Erzählung flüchtig die Rede gewesen war.

Wir meinen Herrn Hofrat von Gentz.

Der Mann, den wir suchen, befindet sich in seinem Arbeitskabinett auf einer Ottomane ausgestreckt, die eben so elegant als bequem zu sein scheint. Das kleine Buch, in welches er bisweilen einen Blick wirft, ist ein in grünen Maroquin eingebundener, mit Goldschnitt gezierter Klassiker, einer seiner Lieblingsdichter, Meister Ovid, an dessen schon so oft von ihm bewundertem Gedichte: „die Kunst zu lieben" er sich heute aufs neue ergötzen will.

Herr von Gentz war ein Mann, der so verschiedenartig beurteilt und wegen der Wandlung seiner politischen Grundsätze so vielfach verketzert worden ist, daß ein etwas näheres Eingehen auf dessen Persönlichkeit, wie auf dessen Charakter, uns durchaus nicht überflüssig scheint.

Schon die äußere Erscheinung des Hofrats, und vor allem dessen auffallende Kopfbildung, verriet gleich beim ersten Anblick den Mann von haarscharfem Verstande und durchdringender Geistesfähigkeit.

Im Auge des Herrn von Gentz lag etwas Gutmütiges, etwas Wohlwollendes, das ihm Aller Herzen gewann. Vorzugsweise war er, trotz seines etwas frivolen Rufes, bei der Mehrzahl der Frauen ungemein beliebt. Die Schlagfertigkeit seines Geistes imponierte ihnen; fast alle

fühlten sich zu ihm hingezogen, obgleich es Jeder von ihnen bekannt sein mußte, daß er im Punkte der Liebe ganz eigentümliche Grundsätze besaß und vor allem etwas Abwechslung liebte. In einem der früheren Kapitel hatten wir erwähnt, daß er — nicht mit Unrecht! — im Geruche eines Don Juan's stand. Die Hauptsache aber, daß er zweimal verheiratet war, hatten wir unserm Leser bisher absichtlich verschwiegen.

Nachdem Herr von Gentz von seiner ersten Frau, Bernhardine von Gilly, welche er im Jahre 1785 geheiratet, sich vierzehn Monate nach der Hochzeit wieder getrennt hatte, war er vierzehn Jahre lang Witwer geblieben, um dann, weniger aus Neigung als aus pekuniären Rücksichten, im Frühlinge des Jahres 1800 eine neue Ehe mit einer der abenteuerlichsten Damen Berlins abzuschließen. Seine zweite Frau — Tochter eines jüdischen Bankiers — hieß Marianne Meyer und war seit dem 8. Juni 1797 die zur linken Hand angetraute Gemahlin des k. k. General-Feldmarschall-Leutnants Fürsten Heinrich XIV. von Reuß-Greiz gewesen, welcher sie zur Prinzessin von Eybenberg erhoben und ihr nach seinem am 12. Februar 1799 erfolgten Tode ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, was Herrn von Gentz bewogen haben soll, der damals noch ziemlich jungen und höchst pikanten Witwe, elf Monate nach dem Ableben ihres fürstlichen Gemahls, seine Hand zu reichen und diese durch ihre galanten Abenteuer etwas anrüchige Jüdin zum Traualtar zu führen. Beide Teile, die sich in ihren gegenseitigen Ansprüchen und Erwartungen frühzeitig genug getäuscht sehen mochten, sollen seitdem — wie die Chronique scandaleuse erzählt — wie Hund und Katze zusammengelebt und sich beiderseitig so lange gelangweilt haben, bis die cidevant Prinzessin von Eybenberg ihrem, abwechslungshalber, zur rechten Hand angetrauten Gemahle die nicht genug zu rühmende Gefälligkeit erwies, sich aus dem geräuschvollen Wien in die ruhigen Gefilde des Jenseits zurückzuziehen. (Letzteres geschah aber erst im Jahre 1814).

Schon zu Lebzeiten seiner zweiten Frau Gemahlin hatte Herr von Gentz mehr als eine kostspielige Liebschaft gehabt

und Jener dadurch vielfache Veranlassung zu häuslichem Unfrieden gegeben, über welchen er — seinerseits — sich ruhig hinwegzusetzen geruhte, während er der Eifersucht seiner Ehehälfte dadurch manche schlaflose Nacht bereitet haben soll. Marianne Gentz war ein weiblicher Othello.

Es wird wohl keinem unserer Leser entfallen sein, daß zu den flüchtigen Liaisons, die unser Hofrat um jene Zeit angeknüpft hatte, auch die bewußte Polin Lodoiska gehörte. Diese „wilde Hummel", diese „leichtsinnige Fliege" schien Herrn von Gentz, der ihr diese und hundert andere, nicht mehr und nicht weniger schmeichelhafte Beinamen gegeben hatte, trotz seines schon etwas vorgerückten Alters von achtundvierzig Jahren viel ausdauernder als manchen seiner weit jüngern Vorgänger zu lieben, hauptsächlich wohl nur darum, weil er, wie Gabriel Peltier, einer der entschiedensten Gegner des von ihr gründlich gehaßten Kaisers der Franzosen war, dem sie ihre Ausweisung aus Frankreich um keinen Preis verzeihen konnte. Zum Ruhme des Herrn von Gentz dürfen wir nicht vergessen, hinzuzufügen, daß er in den Augen Napoleons, seit jener Zeit, in welcher Gentz seine damals großes Aufsehen erregende Broschüre herausgegeben hatte, eine der verhaßtesten Persönlichkeiten Deutschlands gewesen war, was mehr als eine Stelle im Pariser „Moniteur" beweist, der sich nicht entblödet, Herrn von Gentz als einen „scribe miserable" an den Pranger zu stellen. Während der Kaiser der Franzosen über die ewig wiederkehrenden Ausfälle des „elenden Scriblers" sehr häufig in Entrüstung geriet, belächelte Herr von Gentz die Ausbrüche des kaiserlichen Moniteur-Zorns jederzeit mit einer Gemütsruhe, die dem Gleichmute seines Charakters zur vollsten Ehre gereichte.

In dem Augenblick, als der „Scribe miserable", auf seiner Ottomane ausgestreckt, Ovid's „Ars amandi" las, weilten seine sündigen Gedanken in einem Hause der „Jägerzeile", wo der deutsche Don Juan seine polnische Elvira fürstlich eingerichtet hatte.

Lodoiska war ihrem „Freunde", den sie ihren „cher papa" oder ihr „gutes Väterchen" zu nennen pflegte, haupt-

sächlich darum zugetan, weil sie wußte, daß ihr Erzfeind Napoleon ihn gründlich verabscheute.

Alles, was dem „kleinen Corsen" großen Aerger bereitete, pflegte unserer Polin unaussprechliches Vergnügen zu gewähren.

Herr von Gentz hatte sich an den täglichen Umgang mit diesem „weiblichen Hanswurst" im Laufe weniger Monate schon so sehr gewöhnt, daß er Lodoiska, so oft er durch eine seiner vielen Arbeiten verhindert war, ihr seinen Besuch abzustatten, schmerzlich zu vermissen schien. Er liebte ihre kleinen Ungezogenheiten und nahm selbst die Ausbrüche ihres häufig wiederkehrenden Jähzorns mit wahrhaft rührender Nachsicht hin.

Lodoiska hatte drei verschiedene Pronomina-Formeln, mit welchen sie Herrn von Gentz anzureden pflegte: Du, Man und Er. So oft sie bei guter Laune war, nannte sie ihn Du; fing sie zu schmollen an, sagte sie Man, und wenn sie, was leider nicht selten geschah, in Zorn geriet, wagte sie sogar, ihn mit Er anzusprechen.

An dem Abende des Tages, an welchem unser Hofrat an Ovids „Kunst zu lieben" sich erbaut hatte, wagte Herr von Gentz seiner Flamme einen leisen Vorwurf über die großen Summen zu machen, die sie in kurzer Zeit neuerdings verschwendet hatte.

„Du kostest mich," sagte er zu ihr, „aufrichtig gesagt, oft mehr Geld, als ich im Augenblick aufzutreiben im Stande bin. Das Geld, lieber Schatz, wächst nicht auf Bäumen, die man nur zu schütteln braucht, damit es uns wie überreifes Obst in den Hut fällt. Du verbrauchst oft in einer Woche mehr, als Dein Freund in einem Vierteljahr. Wir müssen uns einschränken, süßes Kind!"

„Du wirst mich, cher papa," entgegnete Lodoiska, „durch Dein ewig wiederkehrendes Moralpredigen endlich noch dahin bringen, daß meine Lammsgeduld reißen und sich genötigt sehen wird, Ihm den Laufpaß zu geben, weil Man mir beständig Vorwürfe macht, mir außerdem keinen Augenblick Freiheit gönnt und mich geradezu wie eine Gefangene behandelt, die ihren Käfig ohne Erlaubnis ihres argwöhnischen

Kerkermeisters nur selten, oder, richtiger gesagt, niemals verlassen darf. Wozu nützt mir all' das Geld, wenn ich so wenig Gelegenheit habe, es unter die Leute zu bringen? Vergiß doch ja nicht, gutes Väterchen, daß Deine Lodoiska noch in den Jahren ist, in denen sie ihre Jugend genießen und sich dann und wann auch einmal außerhalb ihres vergoldeten Käfigs ein klein wenig unterhalten will."

„Ich errate, Kind, was Du damit andeuten willst, und bin gern bereit, Dir zu erlauben, daß Du morgen abend den letzten Maskenball im Redouten-Saale besuchen darfst."

„Ich hatte mir dies allerdings vorgenommen; doch falls Du glauben solltest, daß es meinerseits unschicklich sei, mich dort ohne Deine Begleitung einzufinden, dann würde ich es doch wohl vorziehen, lieber zu Hause zu bleiben oder Dich um die Erlaubnis zu bitten, daß der junge harmlose Mensch, der mir — auf Dein Geheiß! — Gesang- und Klavierunterricht gibt, mich begleiten darf!"

„Mache, liebes Kind, was Du willst! Ich mag Dich Durchaus nicht genieren. Genieße die letzte Nacht des Karnevals, stürze Dich, unbekümmert um mich, in den Strudel der Fastnachtsfreuden. Tanze, rase und tobe Dich aus nach Herzenslust; aber denke im lärmenden Taumel des Maskenfestes bisweilen auch an den Mann zurück, dessen Gedanken, Du leichtsinniges Kind, Dich überall umschweben, weil er mehr, als Du verdienst, Dich lieb hat."

„Und wer sagt Ihm, daß ich Seine Liebe nicht verdiene? Richte ich mich nicht nach jeder Seiner Launen? Tue ich nicht alles, was Man von mir wünscht? Wagst Du, undankbarer Mensch, zu leugnen, daß es Augenblicke gibt, in denen ich ganz Liebe, ganz Hingebung bin? Suche Dir eine Andere, die so treu und gehorsam ist wie Deine arme Lodoiska, welche Du schon so häufig durch Deinen abscheulichen Argwohn, durch Deine lächerliche Eifersucht, unverdient beleidigt und gekränkt hast."

„Verzeihe mir meine Schwäche, süßes Kind," sagte der Hofrat, sie zärtlich in seine Arme schließend und einen Kuß auf die Sarons-Rosen ihres Mundes heftend. — — — — — — — — — — — —

Vierundzwanzig Stunden später finden wir Lodoiska vor ihrem großen Toilettenspiegel aufgepflanzt, um sich darin, von der weißen Reiherfeder ihres blausammetnen Baretts bis auf die roten Absätze ihrer schwarzen Sammetschuhe, im Masken-Kostüm einer reichgepuderten Marquise aus der Pompadour-Zeit, einer strengen Musterung zu unterwerfen. Die zwei schwarzen Schminkpflästerchen, von denen sie das eine links am Mundwinkel, das andere rechts unter dem Augenwinkel angeheftet hatte, erhöhte die Bläße ihrer Gesichtsfarbe. Niemand verstand diese ursprünglich arabische Mode, die Finnen des Gesichts zu verdecken, besser anzuwenden, als Lodoiska, die den geheimnisvollen Zauber dieser sogenannten „Mouches" gründlich studiert zu haben schien.

Lodoiska stand unruhig wie auf Kohlen. Ihre Ungeduld verriet, daß sie Jemanden erwarte. Aber dieser unruhig erwartete Jemand war nicht „jener junge harmlose Mensch", der sie — auf Wunsch des Herrn Hofrats! — im Gesang und Klavier unterrichtete, sondern ein nicht mehr ganz junger und eben nicht allzuharmloser Mensch, welcher jetzt an der Schwelle der von ihm hastig aufgerissenen Tür mit den Worten erschien:

Da bin ich, mein süßer Schatz! Verzeihe, daß ich Dich so lange warten ließ; die Schuld lag an dem vermaledeiten Schneider, der mit diesen Maskenanzug erst vor einer Viertelstunde abgeliefert hat. Zuerst einen Kuß und dann sage mir, wie ich Dir in dieser Kleidung gefalle..."

„Sie sehen wie ein Adonis aus", sagte die Polin, die entzückt an die Brust des hübschen Mannes flog, welcher, nebenbei erwähnt, ein eben so liebenswürdiger als einnehmender Kavalier war, dessen schon damals weltberühmten Namen der freundliche Leser etwas später erfahren soll.

„Spute Dich, mein liebes, gutes Kind, denn unten harrt unser Wagen!"

„Ich bin fertig!" sagte die Polin und häkelte mit freudestrahlender Miene ihren rechten Arm in den linken ihres Begleiters, mit dem sie trällernd die Treppe hinabflog, um auf die Redoute zu fahren. Pfeilschnell huschten Beide in den Wagen.

Herr von Gentz, der, wie man aus Lodoiska's Aeußerungen erfahren hat, etwas eifersüchtiger Natur und von dem leider nur allzugerechten Argwohne beseelt war, von seiner Flamme häufig hinter's Licht geführt zu werden, hatte urplötzlich den Entschluß gefaßt, in der unscheinbaren Kutte eines schokoladebraunen, mit weißen Austerschalen garnierten Pilgers gleichfalls auf den Maskenball zu gehen, um dort seine Freundin im Stillen zu beobachten und sich vor allem die Gewißheit zu verschaffen, ob sie sich dort in Begleitung ihres „jungen, harmlosen Gesang- und Klavierlehrers" oder in der Eskorte irgend eines Andern eingefunden habe. Da Lodoiska, unvorsichtig genug, ihrem väterlichen Freunde Tags vorher ihren Maskenanzug gezeigt hatte, konnte es ihm durchaus nicht schwer werden, seine kleine „Frau Marquise" unter tausend andern Masken augenblicklich herauszufinden.

Im Nu entdeckte sie sein Scharfblick. Sie hing am Arme ihres Begleiters, dessen sicherer Aplomb, dessen chevalereskes Benehmen gleich beim ersten Anblick den gewandten Weltmann, den vollendeten Kavalier verriet.

„Ich lasse mir", sagte unser eifersüchtiger Hofrat zu sich selbst, „den Kopf abschlagen, wenn dieser Mann, an dessen Arme meine Kleine sich mit so vielem Stolze wiegt, der „junge harmlose" Mensch ist, der ihr Unterricht in Klavier und Gesang gibt. Die Falsche hat mich abscheulich hintergangen. Ich muß nun um jeden Preis zu erfahren suchen, wer ihr Begleiter ist. So viel steht fest, daß dieser Elende, den ich aus Eifersucht erwürgen möchte, mein Nebenbuhler ist. Was aber tun, um dieses Ungeheuer, das mir meine Ruhe raubt, so rasch als möglich zu entlarven?" fragte Herr von Gentz, einen Augenblick lang nachsinnend. „Ich werde mich in seine Nähe drängen und mir die Freiheit nehmen, ihm dergestalt auf die Hühneraugen seiner impertinent kleinen Füße zu treten, daß ihm Hören und Sehen vergehen und nichts anderes übrig bleiben soll, als — vorausgesetzt, daß er keine Memme ist! — von mir für die ihm absichtlich zugefügte Fuß- und Ehrenkränkung ernste Genugtuung zu verlangen. Wir wechseln heute unsere Karten und morgen, wenn's durchaus sein muß, aus einer Entfernung

von drei- bis vierhundert Schritt ein Paar unschädliche Kugeln. Durch diese List erfahre ich schon heute, mit wem ich's morgen zu tun habe, und wer der unverschämte Geck ist, der die ungeheure Frechheit hat, die Rolle meines Nebenbuhlers zu spielen und meine Danae — hinter meinem Rücken — auf den Maskenball zu führen."

Gedacht, getan! In der ersten Aufwallung seiner mehr als spießbürgerlichen Eifersucht steuerte er durch das auf- und niederwogende Meer der Masken auf den bewußten Kavalier wie auf einen Leuchtturm los, drängte sich in dessen nächste Nähe und trat ihm dann mit solcher Vehemenz auf den äußerst zierlichen Fuß, daß die äußerst empfindliche Maske ganz laut und ungeniert in einen Schrei ausbrach und ihm gleichzeitig die Frage ins Gesicht donnerte:

„Herr, wie können Sie sich unterstehen, mich so unverschämt zu treten? Glauben Sie vielleicht, ich hätte Elefantenfüße wie Sie?"

„Herr!" brüllte ihn unser Hofrat an, „wie können Sie sich erdreisten, sich über meine Füße lustig zu machen?"

„Machen Sie sich ja nicht lächerlich!" riet ihm Lodoiska's Begleiter.

„Wer solche Füße hat," fügte lächelnd die „Frau Marquise" hinzu, „sollte niemals die Torheit begehen, sich auf einem anständigen Maskenball sehen zu lassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß alle Finger auf seine Dromedar-Füße weisen."

„Diese Stimme kommt mir bekannt vor," erklärte Herr von Gentz. „Ich muß sie — wenn ich nicht irre — gestern abend um dieselbe Zeit in der Jägerzeile Nummer 6, zwei Treppen hoch, rechts, gehört haben, und wenn mein Ohr mich nicht gänzlich täuscht, müssen Sie, schöne Maske, entweder des Teufels Großmutter oder eine gewisse Lodoiska sein."

„Und wenn mein Auge mich nicht gänzlich täuscht, dann kann ein Mann mit solchen Elephantenfüßen wohl schwerlich ein Anderer, als Satan selbst oder Herr von Gentz sein."

„Der bin ich!" entgegnete der Hofrat. „Aber wer, zum Teufel, sind denn Sie?" fragte er Lodoiska's Begleiter.

„Gestatten Sie mir," entgegnete der Kavalier, „vorläufig noch etwas Gebrauch von der Maskenfreiheit machen und mich, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, bester Freund, erst später demaskieren zu dürfen."

„Der Teufel ist Ihr „bester Freund!" Ich aber kenne Sie durchaus nicht und aus diesem Grunde, Mann Gottes, muß ich Sie ernstlich ersuchen, mir sofort Ihren Namen zu nennen, um später von Ihnen Satisfaktion zu verlangen."

„Wofür?" fragte der Kavalier, auffallend ruhig.

„Für den Schimpf, den Sie mir dadurch angetan, daß Sie diese Person da, die wie eine Lappa tomentosa oder, unbotanisch ausgedrückt, wie eine verliebte Klette an Ihnen festhängt, ohne meine Einwilligung hierher begleitet haben. Herr, nennen Sie mir Ihren Namen oder nehmen Sie augenblicklich Ihre Larve ab!"

„Erlauben Sie mir, das letztere vorzuziehen," entgegnete der Beleidigte, der sich ruhig und gelassen demaskierte.

„Du gerechter Gott, wen sehe ich?" rief hoch erstaunt der nicht wenig erschreckte Hofrat aus.

„Nun?" fragte der Entlarvte mit feingespitztem Lächeln, „hatte ich Unrecht, Sie meinen besten Freund zu nennen?"

„Exzellenz erweisen mir dadurch eine Ehre . . ."

„Die mir selbst zur Ehre gereicht," entgegnete Graf Clemens Wenzel Lothar von Metternich, der Haus-, Hof- und Staatskanzler Seiner Majestät des Kaisers. „Verzeihung, lieber Hofrat, daß ich mir ohne Ihre Einwilligung die Freiheit genommen, Ihre liebenswürdige Freundin bloß darum auf die Redoute zu begleiten, um Ihre Eifersucht, über welche sie sich aufrichtig beklagt hat, ein wenig auf die Probe zu stellen. Aber wie haben Sie diese bestanden?"

„Schlecht, sehr schlecht!" gestand der Hofrat.

„Hony soit qui mal y pence!" erwiderte Herr von Metternich, seinem Mitarbeiter freundlich die Hand zur Versöhnung reichend.

„Soyons amis, Cinna," deklamierte die Polin.

Der Friede von Wien war wieder hergestellt.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

In Dresden hatte sich unterdessen in Bezug auf Gräfin Kielmannsegge manches anders gestaltet, als in der ersten Zeit ihres Hierseins. An dem Tage, an welchem sie in Begleitung ihrer alten Kammerfrau nach der Friedrichstadt gefahren war, um dem Grafen Marcolini — besser spät als niemals! — ihren Gegenbesuch abzustatten, begegnete ihr, als sie nach der Neustadt zurückfuhr, am Ende der Brücke ein stattlicher Reiter, in welchem sie, in dem Augenblick, als derselbe freudig überrascht seinen Hut zog, um sie ehrerbietig zu grüßen, den Baronet Cunningham erkannte, der, was wir sogleich hinzufügen wollen, erst Tags zuvor hier angekommen war.

Horace hatte sich pflichtschuldig beeilt, gleich am andern Morgen der Gräfin seine Aufwartung zu machen, um ihr einen Brief auszuhändigen, den er vorläufig behalten mußte, weil er sie nicht zu Hause fand. Als er nach der Altstadt zurückritt, führte ihm der Zufall den Wagen entgegen, in welchem die Dame seines Herzens saß. Wie fieberhaft bewegt schlug ihm das Herz, als sie dessen Gruß freundlich erwiderte. Wie gern hätte er sogleich umkehren und ihr nachreiten mögen, um seiner Sehnsucht zu genügen und keine Stunde Zeit unnütz einzubüßen. Aber da er dieses Nachreiten geradezu unschicklich fand, beschloß er, seinen Besuch bei ihr auf den folgenden Morgen hinauszuschieben.

Die Gräfin hatte beim ersten Wiedersehen dieses Mannes ein so unbestimmtes Gefühl von Schmerz und Freude empfunden, daß sie selbst nicht wußte, ob sie über dessen un-

erwartete Ankunft in Dresden erschreckt oder erfreut sein sollte. In der Art und Weise seines Grußes hatte so viel wahre, aufrichtige Huldigung gelegen, daß sie sich dadurch dankbar berührt fühlen mußte. Bald aber beschlich sie das dunkle Vorgefühl, daß seine Anwesenheit in Dresden ganz und gar geeignet sei, ihrem Herzen neue Unruhe einzuflößen.

In ihre Wohnung heimgekehrt, erfuhr sie durch einen ihrer Diener, daß während ihrer Abwesenheit ein Fremder sie besucht und seine Karte zurückgelassen habe, die der Diener ihr übergab.

Als ihr Blick auf dessen Namen ruhte, fühlte sie, wie ihr Auge sich unwillkürlich mit Tränen füllte. Die Karte entglitt ihrer zitternden Hand. Sie stand regungslos wie eine Bildsäule: ihr Geist versank in dumpfes Hinbrüten.

Bald aber ermannte sie sich und sagte gefaßt:

„Ich begreife nicht, was mich ängstigt. Sollte die Furcht, die mich, so oft ich seiner gedenke, beschleicht, nur eingebildet oder wirklich begründet sein? Wie oft hat es während meines Hierseins Augenblicke gegeben, in welchen ich mich in seine Nähe zurückgesehnt und mich dann wieder hinweggewünscht habe, um ihn leichter vergessen zu können! Woher kommt es, daß ich jetzt, wo ich ihn endlich hier weiß, nicht mehr so ruhig wie gestern bin? Ist er mir denn wirklich gefährlich? Ich bin uneinig mit mir selbst. Wie oft ich mein Herz auch befragt habe, ob es ihn wirklich liebe, nie hat es mir darauf geantwortet und mich stets in bangem Zweifel gelassen; dieser Zweifel ist's, der mich so sehr beunruhigt!

Die Gräfin machte tausend vergebliche Anstrengungen, um das für ihn kaum erwachte Gefühl der Zuneigung wieder einzuschläfern. Aber die Natur ist in der Regel stärker als der menschliche Wille, und je mehr Dieser sich abmüht, gegen Jene anzukämpfen, desto höher pflegt die Flamme des inneren Aufruhrs aufzulodern.

Am andern Vormittage ward Horace angemeldet. Er überreichte ihr einen Brief, den sie augenblick erbrach, um während des Lesens Zeit zu gewinnen, sich zu sammeln.

Der Brief war von ihrem Gemahle.

„Lord Cunningsham — schrieb der Graf — hat mich ersucht, ihm diese Zeilen an Dich mitzugeben, die — ohne Umschweife gesagt — keinen andern Zweck haben, als sich nach Deinem Befinden zu erkundigen, weil Du seit Deiner Abreise von Hannover mir noch keine Zeile geschrieben hast. Aber ich ängstige mich schon deshalb nicht, weil ich, eingedenk des alten Sprichworts: „Pas de nouvelles, bonne nouvelle", fest überzeugt bin, daß Du, gerade, weil Du so lange schweigst, Dich in Dresden gewiß viel wohler und behaglicher als bei uns in Hannover fühlst. Jetzt erst, teure Freundin, fange ich zu begreifen an, was Dich so unwiderstehlich nach Dresden zog. Ich berichte Dir wahrscheinlich nichts Neues, wenn ich — sub rosa — Dir etwas mitteile, was ich erst gestern abend aus ganz zuverlässiger Quelle erfahren habe. Napoleon, Dein Abgott, soll sich — wie mir einer meiner Pariser Freunde schreibt — seit einigen Tagen mit dem Plane eines im großartigsten Stile angelegten Krieges gegen Rußland tragen und ernstlich gesonnen sein, vorher in Begleitung der Kaiserin nach Dresden zu kommen, um von dort aus den König von Preußen und seinen Schwiegervater, den Kaiser von Oesterreich, zu bewegen, sich, wie der König von Sachsen, seinem Kriegszuge gegen Rußland anzuschließen, weil letzteres, trotz der von Napoleon dekretierten Kontinental-Sperre, im Stillen fortfährt, dem englischen Handel die russischen Häfen offen zu lassen. Napoleon will Krieg um jeden Preis! Sein Ehrgeiz, glaube ich, wird nicht eher ruhen, bis er sich im tiefen Norden die Hörner seiner unersättlichen Eroberungssucht abgelaufen haben wird.

Früher, als Du glaubst, wird der Kaiser der Franzosen in Dresden sein.

Bis dahin bitte ich Gott, daß er Dich in seinen Schutz nehme und Dir die Wohltat erweise, den Mann Deiner Träume in der Wirklichkeit und in nächster Nähe kennen zu lernen, um von Deiner krankhaften Begeisterung für ihn vollständig geheilt zu werden. Dies wünscht von ganzem Herzen Dein Dich aufrichtig bedauernder Freund und Gemahl

K."

Der Eindruck, den diese Nachricht auf Gräfin Kielmanns-

egge gemacht hatte, war so überwältigend, daß sie alle Kraft ihres Willens zusammenraffen mußte, um der Ohnmacht, die sie anwandelte, Widerstand zu leisten. Ihre Wangen und Lippen entfärbten sich; sie mußte sich mit der Linken an der Sofalehne anklammern, um sich aufrecht zu halten.

„Mein Gott, was ist Ihnen zugestoßen?" fragte Horace, welcher ganz Angst und Besorgnis schien.

„Es ist ein Krampf, ein Schwindel, der hoffentlich schnell vorübergehen wird. Darum ängstigen Sie sich meinetwegen nicht! Ich habe eine ungemein zähe Natur und bin eine jener schwachen Frauen, die — Dank dem Himmel! — mehr Schmerz als Freude zu ertragen im Stande sind . . . sonst lebte ich längst nicht mehr," fuhr sie fort, sich den Schweiß ihrer Stirn abtrocknend. „Jetzt, da ich mich schon ein wenig erholt habe, beeile ich mich, Sie in Dresden herzlich willkommen zu heißen."

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich es wirklich wäre . . ."

„Und aus welchem Grunde bezweifeln Sie es?"

„Weil ich leider nur allzusehr vom Gegenteile überzeugt bin." . . .

„Und was berechtigt Sie zu dieser Ueberzeugung?"

„Eine Stimme meines Herzens, die mir ewig wiederholt, daß Ihre auffallende Abneigung, Ihr mir unerklärlicher Widerwille gegen mich von neuem und in erhöhterem Grade erwacht sind."

„Sie tun mir Unrecht, lieber Freund," stammelte die Gräfin.

„Sie nennen mich Ihren „lieben Freund", rief jubelnd der anscheinende Schwärmer. „O, wiederholen Sie diese Worte noch einmal, damit mein Ohr, mein Herz, meine Seele an der berauschenden Musik derselben sich gewöhne und sich die Beruhigung verschaffe, nicht falsch gehört zu haben."

„Horace, Sie sind ein gefährlicher Schwärmer," entgegnete die Gräfin fieberhaft aufgeregt.

„Und warum gefährlich?" fragte der gewandte Lovelace mit der treuherzigsten Miene, die er sich in gewissen Augenblicken anzueignen verstand. „Kann Treue, ehrlich gemeinte,

uneigennützige Huldigung Ihnen jemals Gefahr bringen? Sie kränken mich tief und bitter. Ich bin kein Heuchler, Frau Gräfin," sprach er in einem Tone schöner Entrüstung, der jede andere bis zu Tränen gerührt haben würde.

„Verzeihung, wenn ich Ihnen Unrecht tue. Aber seitdem der erste Mann, den ich in meiner Jugend mit allen Kräften meiner Seele geliebt, mich so bitter getäuscht und so ehrlos betrogen hatte, seitdem — verzeihen Sie mir, Horace, meine Aufrichtigkeit! — traue ich den Huldigungen und Schwüren keines Mannes, ja selbst den Ihrigen nicht mehr!"

„Sie sind lieblos, hart und grausam!" sagte der Baronet im sanftesten Tone des Vorwurfs.

„Ich bin nur ruhig und gelassen," entgegnete die Gräfin. „Wenn aber von allem, was Sie mir schon früher in Hannover gesagt, auch nur die Hälfte nicht bloß Redensart, sondern Wahrheit, heilige Wahrheit wäre, würde ich Ihnen schon dafür dankbar verpflichtet sein müssen, denn so aufrichtige Schwärmer wie Sie, Horace, sind heutzutage achtens- und ehrenwert, und schon aus diesem Grunde hatte ich wohl nicht so ganz Unrecht, zu gestehen, daß derlei weiße Raben uns Frauen sehr gefährlich werden können. Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?"

„Jedenfalls nicht länger, als Sie's erlauben."

„Närrischer Mensch, was hätte ich Ihnen zu verbieten? Sie sind ein freier, unabhängiger Mann, Sie können hier bleiben, so lange es Ihnen gefällt."

„Aber wenn ich Ihnen frei und ehrlich bekenne, daß die meines hiesigen Aufenthalts einzig und allein nur von Ihnen abhängt."

„Dann werde ich Sie niemals vertreiben. Ich aber, für meinen Teil, gedenke Dresden jetzt sehr bald zu verlassen und mich auf eines meiner Güter in der Nähe von Meißen zurückzuziehen."

„Etwa meinetwegen?" fragte unser Lovelace mit einem leisen Anfluge von Entrüstung.

„O, gewiß nicht!" begütigte die Gräfin. „Das, was mich so gänzlich unerwartet hier aus meiner Ruhe aufscheucht

und mich aus Dresden forttreibt, ist eine Nachricht, die mein Gemahl mir mitgeteilt . . ."

„Und die ich nicht erfahren darf?" fragte Horace, anscheinend gekränkt.

„Weil sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut ist."

„Und deshalb wären Sie *wirklich* verschwiegen?"

„Wie ein Kirchhof!" beteuerte die Gräfin.

„Fürwahr, Frau Gräfin, ich bewundere Sie. Eine Frau, die sich stark genug fühlt, Geheimnisse zu verschweigen, ist, meiner Erfahrung nach, noch weit seltener, als ein Mann, der sich niemals seiner Triumphe rühmt. Auch ich, Gräfin, weiß zu schweigen."

„Schon dies allein macht Sie ehrenwert. Doch nun zu etwas anderem, Horace! — Was bringen Sie neues aus Hannover?"

„Die Gräfin Platen hat endlich ausgefragt."

„Wie? Die gute Alte ist gestorben?"

„Leider, erst vor fünf Tagen! Eine ihrer besten Freundinnen will ihr eine sehr kurze, aber ehrlich gemeinte Grabschrift setzen lassen: *ein umgestülptes Fragezeichen*."

„Das paßt für die gute Frau," erwiderte die Gräfin. „Mein Gemahl aber wird einer jener wenigen sein, die das verstummte Fragezeichen schmerzlich vermissen werden."

„Und weshalb?" fragte unser neugieriger Gentleman.

„Weil Gräfin Platen in jedem Robber Whist, den er *gegen* sie gespielt, regelmäßig fünf bis sechs Triks vorgab, wodurch er manche Partie ohne Anstrengung gewann."

„Sie können also auch boshaft sein?"

„Ei, bin ich denn nicht Frau?"

„Und halten Sie denn *jede* Frau für boshaft?"

„Solche, die es ausnahmsweise *nicht* sind, pflegen in der Regel *dumm* zu sein. Was macht unser lustiger König Jerome?"

„Er badet sich noch immer in französischem Rotwein und macht seinen deutschen Untertanen die mehr als barbarische Zumutung, seinen bei Seite gesetzten Badestoff später als Tischwein zu verbrauchen."

„Das ist Verleumdung!“ rief die Gräfin, die dem Könige von Westfalen wohl nur deshalb zugetan schien, weil er der Benjamin der Kaiserin-Mutter, der jüngste Bruder ihres großen Helden war.

„Eine Verleumdung,“ entgegnete der Baronet, „die einen so derben Beigeschmack von Wahrheit hat, daß man in Cassel, Hannover, Braunschweig und Magdeburg jetzt ausnahmsweise nur noch Weißwein zu trinken pflegt.“

„Jerome ist besser als sein Ruf.“

„Er teilt dieses Los mit Maria Stuart, die, wie bekannt, mehr als einen Anbeter gehabt haben soll. Gegenwärtig schwärmt König Jerome für Gräfin Franziska von der Königin Katharina. Ihr Gemahl drückt ein Auge zu, Bocholtz. Vielleicht kennen Sie diese junge Dame?“

„Bis jetzt nur dem Namen nach! Sie ist eine geborene Freiin von Harthausen und, so viel ich weiß, Großhofmeisterin der Königin Katharina. Ihr Gemahl drückt ein Auge zu, weil er bei dieser Spekulation, wie ich mir sagen ließ, seine Rechnung finden soll. Aber bleiben wir vorläufig lieber in Dresden! Sie müssen vor allem unsere großartige Gemälde-Galerie besuchen. Wir werden Ihnen das grüne Gewölbe zeigen.“

„Was sieht man dort?“ fragte Horace.

„Kleine Kostspieligkeiten, oder, richtiger gesagt, kostspielige Kleinigkeiten, die der starke August aus allen zweiunddreißig Linien der Windrose zusammengekauft, um seinen großen Dresdnern eine kleine Freude zu machen. Das Sehenswürdigste bleibt unser Großer Garten, mit dem ich, vielleicht schon morgen, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt, Sie bekannt machen will.“

In demselben Augenblicke wurde Grassi angemeldet.

Nachdem Gräfin Kielmannsegge beide Herren gegenseitig vorgestellt und flüchtig bekannt gemacht hatte, riß Grassi bei Nennung des Namens unsers Gentleman und bei näherer Besichtigung des tornisterroten Backenbarts desselben etwas verwundert Mund und Augen auf, weil er zu ahnen schien, daß die „stille Liebe“ seiner Freundin vor ihm stand. Mit der Geschmacksrichtung derselben diesmals, ausnahmsweise, gar

nicht einverstanden, versuchte er die erste Aufwallung seines Erstaunens durch ein beschleunigtes Auspumpen aller kurz vorher aus den Spalten der Zeitungen brühwarm geschöpften Tagesneuigkeiten niederzudämpfen.

„Heute bringe ich Ihnen viel neues," begann er zu erzählen. „Seine Majestät der König hat vor einigen Tagen aus Paris die offizielle Mitteilung von einem demnächst bevorstehenden Besuche des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen erhalten, welche Mitte Mai hier einzutreffen gedenken."

„Ich habe davon bereits munkeln gehört," sagte die Gräfin, der diese Kunde — wie man weiß — nicht mehr unerwartet kam.

„Vorgestern, am 29. März, abends, rückte gleichsam als Vorläufer der hohen Gäste eine Infanterie-Division des vierten französischen Armee-Korps, eine Heeres-Abteilung von 12 000 Mann, unter dem Oberbefehle des Herzogs Junot d'Abrantès in Stadt und Vorstädte ein. Hier bleiben sie bis zum 31. dieses Monats."

„Das wird den Leuten Geld kosten," meinte der Baronet.

„Weiß man nicht," fragte sie ihren Freund, „wo der Kaiser hier wohnen wird?"

„Auch dies kann ich Ihnen sagen. Ein Königlicher Hofdiener, den ich zufällig im Kaffeehause traf, erzählte mir, daß die hohen Gäste im Königlichen Schlosse absteigen werden, wo man die Gemächer König August's des Starken für sie in Bereitschaft setzt."

„Und weiß man, wie lange Seine Majestät der Kaiser hier verweilen wird?" fragte die Gräfin voll brennender Neugier.

„Das weiß bis jetzt noch niemand," entgegnete Grassi, der während des Gesprächs nicht müde geworden war, den Engländer zu betrachten, an welchen er jetzt die Frage richtete: „Baronet, wie gefällt Ihnen unser Dresden?"

„Ich bin erst seit gestern hier und darf mir also noch kein Urteil anmaßen; so viel aber scheint mir schon jetzt gewiß, daß Dresden etwas weniger einförmig und langweilig als Hannover ist, wo es Straßen gibt, in denen es so mäuschenstill und ruhig hergeht, daß man bei hellichtem Tage

nichts so sehr als das patriarchalische Tuten der Nachtwächter vermißt. Dresden hat doch wenigstens schöne Umgegend."

„Versäumen Sie nicht, Pillnitz zu sehen," riet der Maler. „Das Lustschloß liegt am Fuße des Borsberges, von wo aus man eine der reizendsten Fernsichten auf die malerischen Elbufer genießt. Pillnitz ist der Sommeraufenthalt des Königs."

„Herr Grassi ist ein ausgezeichneter Cicerone," erklärte die Gräfin, die das Bedürfnis fühlte, ihrem Freunde eine Artigkeit zu sagen.

Bald darauf empfahl sich der Baronet.

„Wie gefällt Ihnen dieser junge Mann?" fragte die Gräfin," nachdem sie mit Grassi allein war.

„Sein Aeußeres hat, aufrichtig gesagt, auf mich den Eindruck einer Katze gemacht, die gern mit Mäusen spielt."

„Am Ende sind Sie gar eifersüchtig?" fragte Frau von Kielmannsegge mit etwas spöttischer Miene.

„Nicht im Geringsten!" beteuerte der Maler. „Ich sagte dies nur, um Sie ernstlich zu warnen, weil ich, für meinen Teil, ihm durchaus nicht weiter traue, als ich sehen kann. Seine Physiognomie hat etwas Scheinheiliges, das mir keineswegs zusagen will."

„Und dennoch meint er es aufrichtig!" versicherte die Gräfin.

„Glauben Sie dies wirklich?" fragte Grassi.

„Schon in Hannover hat er mir vielfache Beweise von der Ehrlichkeit seiner Huldigung gegeben."

„Ich, für meinen Teil, mißtraue Jedem, der, wie er, tornisterrote Haare hat."

„Die Abneigung, die Horace Ihnen einflößt, wird er, schneller als Sie glauben, zu überwinden wissen. Auch Sie — ich wette darauf — werden ihn bald liebgewinnen."

„Wir werden sehen," sagte Grassi, der daran aufrichtig zu zweifeln schien.

Als gleich darauf auch Grassi sich bei der Gräfin verabschiedete, fühlte sie sich durch Alles, was sie aus dem Schreiben ihres Gemahls, das sie noch einmal durchflog, wie durch alles, was sie aus Grassi's Munde erfahren hatte, so auf-

geregt, daß sie sich erschöpft auf die Kissen ihres Sofas warf, um mit halbgeschlossenen Augen ihren tiefinnersten Gedanken Gehör zu geben und sich ebensowohl über die Anwesenheit Horace's, wie über die nahe bevorstehende Ankunft des Kaisers der Franzosen zu beruhigen. Sie versank in eine Art Halbschlaf, aus welchem sie erst gegen Mittag erwachte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Unter den Tausenden und abermals Tausenden von Dresdens Bewohnern, die am Nachmittage des 16. Mai größtenteils zu Roß oder in Wagen der buntfarbigsten Art zum Freiberger Schlage hinaus stundenweit dem Kaiser entgegengezogen waren, befand sich auch unsere Gräfin, die in Begleitung des jungen Baronet Cunningham und ihres alten Freundes Grassi dem „Messias der neuen Zeit" bis nach Tharandt entgegengeeilt war, um sich Jenen anzuschließen, die es vorgezogen hatten, dessen Ankunft am Fuße der „heiligen Hallen" zu erwarten. Jede Stunde des ungeduldigen Erwartens erschien für Gräfin Kielmannsegge die Dauer des Jahrhunderts anzunehmen.

An demselben Tage, nachts elf Uhr (es war am heiligen Abende des Pfingstfestes) hielt Kaiser Napoleon mit seiner erlauchten Gemahlin, der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, begleitet vom Könige und von der Königin von Sachsen, bei Fackelschein unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute sämtlicher Kirchenglocken seinen feierlichen Einzug in Dresden, mit einem Gefolge von 46 Personen; im Gefolge der Kaiserin befanden sich 177, darunter die Gräfin Montesquion, „Gouvernante der kaiserlichen Kinder".

Wohl schwerlich ahnte einer unter diesen Begleitern, daß mancher von ihnen ein Jahr später auf Sachsens Fluren im Gewühle der Schlachten seinen Tod finden werde, wie Marschall Bessières am 1. Mai 1813 bei Lützen und, drei Wochen später, Michel Duroc zu Markersdorf bei Meißen, dicht in der unmittelbaren Nähe des Kaisers.

Am 17. Mai, am ersten Pfingstfeiertage, ward in der katholischen Hofkirche die glückliche Ankunft des Kaisers durch ein Tedeum unter Glockengeläute, Kanonendonner und Gewehrsalven gefeiert.

Am 18. Mai, mittags 1 Uhr, hielten Kaiser Franz von Oesterreich und dessen dritte Gemahlin, Prinzessin Maria Ludovika von Modena-Este gleichfalls unter Kanonendonner und Glockengebraus ihren Einzug in das mit französischen, österreichischen und sächsischen Fahnen festlich geschmückte Dresden.

Am Abend war im Schlosse große Zeremonientafel, bei der auf lauter Gold gespeist wurde. Die königliche Kapelle besorgte unter Leitung des königlichen Hofkapellmeisters Franzesko Morlacchi die Tafelmusik.

Am 24. Mai wohnte der Kaiser der Franzosen in der katholischen Hofkirche einem feierlichen Hochamte bei, welches vom Erzbischof von Mecheln, dem hochwürdigsten Herrn Dufour de Pradt gehalten ward. Dann besuchten sämtliche Herrschaften das Konzert im Saale des Opernhauses; für das Publikum waren dazu Billets vom Oberhofmarschallamte abgegeben worden. Unter den Zuhörern befand sich auch Gräfin Kielmannsegge, die in Begleitung Joseph Grassi's und Horace Cunningham's in so auffallend reicher und geschmackvoller Toilette erschienen war, daß sie die Augen des ganzen Hofes und sogar die des Kaisers auf sich zog.

„Wer ist jene hübsche Dame dort?" fragte Napoleon den dicht hinter seinem Lehnstuhle stehenden Oberstallmeister und Kabinettsminister, Grafen Camillo Marcolini, auf jene Loge weisend, in welcher unsere Gräfin neben ihrem alten Freunde saß.

„Sire", antwortete der eben so schlaue als galante Italiener, „der größte Vorzug dieser Dame besteht unstreitig darin, daß sie die größte und aufrichtigste Anhängerin und Bewunderin Eurer kaiserlichen Majestät zu sein die Ehre hat."

„Ist sie Witwe oder noch verheiratet?"

„Letzteres nur so halb und halb. Sie lebt getrennt von ihrem Gemahle."

„Und heißt?" fragte neugierig der Kaiser.

„Auguste Charlotte, Gräfin von Kielmannsegge. Ihr erster Gemahl war Graf Lynar."

„Lynar, Lynar?" wiederholte der Kaiser nachdenkend. „Dieser Name kommt mir bekannt vor. Ich muß ihn schon früher einmal — Gott mag wissen, wo und wann — gehört haben. Ah pardieu; jetzt erinnere ich mich! In Paris erhielt ich den Besuch eines deutschen Edelmannes dieses Namens zu einer Zeit, wo ich als General der französischen Republik noch in der Rue Chantercine gewohnt hatte. Ich erinnere mich noch ganz genau des Abends, als jener Herr von Lynar mit mir und meinen beiden Freunden Ducis und Talma ein Paar Robbers Whist gespielt. Damals hatte ich sehr viel Unglück: ich verlor weit mehr als gewöhnlich."

„Ew. Majestät haben ein wunderbares Gedächtnis," bemerkte der Schmeichler.

„Ich vergesse nichts, fast gar nichts!" erklärte der Kaiser, welcher in der Tat ein riesiges Gedächtnis besaß. „Was treibt diese Frau in Dresden?"

„Sie lebt hier in stiller Zurückgezogenheit."

„In welcher Straße?" fragte der Kaiser.

„Am äußersten Ende der Neustadt," entgegnete Marcolini.

„Sie gefällt mir," gestand der Kaiser.

„Ew. Majestät haben einen vortrefflichen Geschmack."

„Finden Sie das wirklich?" fragte Napoleon.

Der Graf machte eine klaftertiefe Verbeugung.

„Wer aber ist der bebrillte Herr, mit welchem sie sich so emsig zu unterhalten scheint?"

„Er ist einer unserer ersten Maler."

„Und sein Name?" fragte der Neugierige.

„Er ist Professor und heißt Grassi."

„Ein Italiener?"

„Aus Udine, Majestät!"

„Malt dieser Mann vielleicht auch Porträts?"

„O ja, Majestät!"

„Dann bitte ich Sie, lieber Graf, ihn in meinem Namen — wo möglich noch heute oder spätestens morgen früh — aufzufordern, für meine Privatgalerie in Saint-Cloud das Bild

dieser hübschen Gräfin — wie heißt sie doch gleich? — zu malen."

„Sie heißt Charlotte Auguste von Schönberg."

„Vorhin nannten Sie einen andern Namen."

„Es war jener ihres abwesenden Gemahls."

„Und wie heißt denn dieser Abwesende?"

„Graf Ferdinand Hans Ludolph von Kielmannsegge."

„Dieu de Dieu!" rief der Kaiser. „Ihr sehr geschätztes Deutschland ist so überreich an gräflichen Geschlechtern, daß es unmöglich ist, auch nur den hundertsten Teil derselben dem Namen nach zu kennen. Und wo lebt denn dieser Graf?"

„In Hannover, so viel ich weiß."

„Bekleidet er dort irgend eine Stelle?"

„Er ist kürzlich zum Major emporgerückt."

„Und weshalb lebt er dort und sie hier?"

„Das arme Pärchen liebt sich nicht," meinte Marcolini.

„Derlei Fälle pflegen leider häufig vorzukommen. Die Ehe, sagt Beaumarchais, ist eine Lotterie, in welcher es unter tausend Nieten of nur einen einzigen Treffer gibt."

Das Konzert nahte seinem Ende. Sämtliche Herrschaften erhoben sich fast gleichzeitig und verließen bald darauf den Saal. Napoleon reichte seinen Arm der Königin von Sachsen; der König führte die Kaiserin Marie Louise.

Noch an demselben Abende erhielt Professor Grassi vom Grafen Marcolini die schriftliche Einladung, „ihm morgen früh die unschätzbare Ehre seines Besuchs zu schenken". Meister Joseph war nicht wenig überrascht.

„Was mag man von mir wollen?" fragte er sich mit allen Wahrheiten leicht erklärlicher Neugier und begab sich wenige Minuten später zu Bette.

Am andern Morgen machte Grassi seine Aufwartung.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen," sagte Graf Marcolini, „um Sie im Auftrage einer dritten Person, die Ihr großartiges Talent sehr wohl zu schätzen weiß, um eine kleine oder, richtiger gesagt, um eine sehr große Gefälligkeit zu ersuchen."

„Womit kann ich Ew. Exzellenz dienen?" fragte der

Künstler, der an derlei spottbillige Artigkeiten schon längst gewöhnt zu sein schien.

„Ich habe den höchst angenehmen Auftrag übernommen, Sie freundlichst zu bitten, sich geneigt finden zu lassen, noch im Laufe dieser Woche — wenn anders möglich, vielleicht schon heute — durch die Macht Ihres wahrhaft unerreichbaren Pinsels die reizenden Züge einer Ihnen sehr wohlbekannten Dame zu verewigen, an welcher jene dritte Person, die Ihnen gleichfalls bekannt ist, äußerst huldreiches Wohlgefallen gefunden zu haben scheint."

„Und wer ist diese beneidenswerte Dame?" fragte Grassi.

„Gräfin von Kielmannsegge, wie Sie bereits erraten haben werden."

„Wer aber ist die dritte Person?"

„Seine Majestät, der Kaiser der Franzosen."

„Fürwahr, Exzellenz, das dachte ich mir!"

„Ihr großen Künstler habt viel Divinationsgabe. Ihr ahnt, wo andere jahrelang unsicher im Finstern umhertappen, ohne das zu erraten, was häufig so ganz nahe liegt. — Wollen Sie nun," fuhr Marcolini fort, „so freundlich sein, mir das gütige Versprechen zu erteilen, sich dieses allerhuldreichsten Auftrages so rasch als möglich zu entledigen?"

„Die Erfüllung dieses Versprechens hängt, wie Ew. Exzellenz huldreichst begreifen werden, weniger von meinem guten Willen, als von jenem der Frau Gräfin ab."

„Allerdings; doch begreife ich auch sehr wohl, daß ein Wort der Fürsprache Ihrerseits vollständig genügen wird, Ihre geistreiche Freundin zu bestimmen, dem Wunsche Seiner Majestät des Kaisers ungesäumt nachzukommen, weil Frau von Kielmannsegge, die ich bestens zu grüßen bitte, sich nach meiner unmaßgeblichen Ansicht durch diesen Auftrag von Seiten Seiner Majestät des Kaisers doppelt geehrt und geschmeichelt fühlen muß, da er gerade Ihnen die Ausführung dieses Auftrags anzuvertrauen geruht."

„Ich werde, Exzellenz, meine Schuldigkeit tun," versprach der Maler.

„Wir rechnen dabei auf Ihre Freundlichkeit!" entgegnete

der Graf mit verbindlichem Lächeln. „Wann darf ich Ihre Antwort erwarten?"

„Noch heute, Exzellenz!" entgegnete der Künstler, der sich gleich darauf empfahl.

Marcolini begleitete den Maler bis an die Grenze des Vorzimmers. Grassi begab sich ungesäumt nach der von der Friedrichstadt ziemlich weit entfernten Wohnung der Gräfin.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

„Es freut mich, daß Sie kommen!" rief Gräfin Kielmannsegge ihrem Freunde Grassi entgegen, als dieser schweißtriefend in ihr Zimmer trat. „Lassen Sie sich mit kurzen Worten einen Traum der vergangenen Nacht erzählen. Ich träumte . . ."

„Wahrscheinlich von Horace," unterbrach sie Grassi, mit dem Taschentuche den perlenden Schweiß seiner hohen Stirn trocknend.

„Diesmal, teurer Freund, irren Sie sich. Ich träumte vom Kaiser der Franzosen!"

„Ah?!" rief der Maler. „Und was träumte Ihnen, gnädige Frau?"

„Ich sah den Kaiser, dem halb Europa huldigend zu Füßen liegt — fast schäme ich mich, es zu sagen — vor mir im Staube liegen. Er machte mir eine förmliche Liebeserklärung, die mich — aufrichtig gesagt — sehr in Verlegenheit brachte . . ."

„Und wodurch, wenn ich fragen darf?"

„Durch das Ungestüm der Leidenschaft, womit der Kaiser mich zu bestürmen geruhte. Er verlangte von mir tausend abenteuerliche Dinge . . ."

„Und unter Andern?" fragte der Maler, neugierig gemacht.

„Auch mein Bild!" sagte die Gräfin.

„Das ist ja im höchsten Grade wunderbar!" meinte Grassi.

„Und warum wunderbar?" wiederholte die Gräfin.

„Weil Ihr Traum in Erfüllung geht. Ich erscheine im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers, der mich heute früh durch den Grafen Marcolini auffordern ließ, Ihr Porträt in möglichst kurzer Zeit für ihn anzufertigen."

Die Gräfin erschrak. Dies sonderbare Zusammentreffen von Traum und Wirklichkeit war ihr im ersten Augenblick so unglaublich erschienen, daß sie das, was sie eben vernommen hatte, anfangs bezweifeln mußte.

„Sie treiben Ihren Spott mit mir," sagte sie zu ihrem Freunde.

„Nein, Gräfin, Sie tun mir Unrecht! Das, was ich Ihnen eben mitgeteilt habe, ist keine Täuschung, sondern Wahrheit, ernste Wahrheit!"

„Großer Gott," rief Frau von Kielmannsegge hocherstaunt, „was mag wohl den Kaiser, der mich gestern zum ersten Male gesehn hat, bewogen haben, mein Bildnis zu verlangen?"

„Ist dies nicht der klarste Beweis, daß Ihre ganze Erscheinung ihm sehr gefallen haben muß?"

„Er steht im Rufe eines Weiberfeindes," bemerkte die Zweiflerin.

„Ohne es aber wirklich zu sein. Auch große Männer haben kleine Schwächen. Man weiß recht gut, daß der Kaiser bisweilen galante Anflüge hat. Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß er zur Zeit seiner Krönung in Mailand eine ziemlich ernste Neigung zu der berühmten Primadonna Giuseppina Grassini gefaßt und sie zu sich nach Paris eingeladen hatte. Auch erzählt man sich viel von einer Liaison, die er, etwas später, mit der Schauspielerin Marguerite Georges-Weymer angeknüpft haben soll."

„Ich glaube an Keines von Beiden," erklärte die Gräfin, deren Eitelkeit sich durch diese Geschmacksrichtung ihres Ideals nicht allzusehr geschmeichelt fühlte.

„Ich finde darin durchaus nichts Unglaubliches. Der Kaiser liebt vorzugsweise das Theatralische. Er schwärmt für Mademoiselle Hippolyte Mars fast eben so sehr, wie für seinen alten Freund Talma, und ich begreife sehr wohl, daß eine eben so junge als liebenswürdige Künstlerin wie

Mademoiselle Etiennette Bourgoin — die Geliebte seines hochgelahrten Ministers Chaptal — seinem Geschmacke mehr zusagen muß als manche seiner alten Hofdamen. Er liebt vor allem die Jugend. Aber vergessen wir nicht die Hauptsache! Sind Sie geneigt, den Wunsch Seiner Majestät zu erfüllen und mir noch heute zu einem Bilde zu sitzen?"

„Ihnen stehe ich gern zu Diensten," erklärte Frau von Kielmannsegge.

„Dann gestatten Sie mir, gnädige Frau, Ihr Bild sogleich in Angriff zu nehmen . . ."

„In diesem einfach-schlichten Morgen-Negligée?"

„Erscheinen Sie mir gerade am reizendsten," versicherte Grassi, der, wie schon früher erwähnt, kein Schmeichler war. „Drei kurze Sitzungen werden hinreichend sein, dem Wunsche des Kaisers nachzukommen . . ."

„Aber in Ihrem Eifer für ihn scheinen Sie, lieber Freund, ganz und gar vergessen zu haben, daß es Ihnen hier vor allem an Pinsel und Palette fehlt?"

„Für heute begnüge ich mich, mit diesem Bleistifte hier einen flüchtigen Umriß Ihrer Züge in mein Skizzenbuch einzutragen."

„Machen Sie mit meinem Gesichte alles, was Ihnen gefällt," fügte sie lächelnd hinzu und nahm sofort eine etwas theatralische Stellung an.

Während Meister Grassi mit der ihm eigentümlichen Gewandtheit das Antlitz seiner Freundin abschrieb, fragte ihn diese:

„Ist der Kaiser heute in Dresden?"

„Heute früh haben sich, so viel ich gehört, sämtliche Herrschaften zur Jagd nach Moritzburg begeben."

„Weiß man nicht, wie lange Seine Majestät hier zu bleiben gedenkt?"

„Man sagt, nur noch einige Tage. Morgen ist ihm zu Ehren große Illumination anbefohlen."

„Alle Welt huldigt dem Schutzgeiste Frankreichs."

„Doch hat auch er seine Feinde. Einer der erbittertsten derselben befindet sich im Gefolge seines erlauchten Schwiegervaters . . ."

„Sie meinen vielleicht Herrn von Metternich?"

„Ihn weniger als einen einäugigen General, der den Kaiser Napoleon glühend zu hassen scheint."

„Und weiß man, aus welchem Grunde?"

„Weil er, wie man sich ziemlich allgemein erzählt, nicht minder glühend für die Gemahlin des Kaisers schwärmen soll."

„Und wie nennt sich dieser Einäugige?"

„Albrecht Adam Graf von Neipperg, der, im Vorbeigehen gesagt, es dem Kaiser nicht verzeihen kann, daß er in einem am Rheine stattgehabten Scharmützel gegen die Franzosen das eine seiner Augen eingebüßt hat."

„Kleine Ursachen haben oft große Folgen. Aber ein weit gefährlicherer Gegner des Kaisers ist im kleinen, unscheinbaren Gefolge des Königs von Preußen zu suchen: ich meine den Staatskanzler von Hardenberg, der einer der wärmsten Anhänger jenes großen Franzosenfressers Freiherrn Karl von Stein sein soll, welcher seit kurzem am Petersburger Hofe verweilt und dort im Vereine mit dem Grafen Pozzo di Borgo alle Federn in Bewegung setzt, um den Kaiser Alexander mehr und mehr zum Kriege gegen Frankreich aufzureizen."

„Was ihm wohl auch gelingen wird," setzte Grassi hinzu. „Der Krieg ist jetzt unvermeidlich geworden. Vergebens erwartet der Kaiser Narbonne's Rückkehr. Dessen langes Ausbleiben beweist nichts Gutes. Rußland scheint jetzt ernstlich entschlossen zu sein, den Fehdehandschuh, den ihm Frankreich allzuübermütig hingeworfen hat, aufheben und kein Opfer scheuen zu wollen. Napoleon steht an einem Abgrunde . . ."

„Den sein Genie siegreich überbrücken wird," hoffte die Gräfin.

„Ich fürchte, teure Freundin, das Gegenteil. Es scheint in der Luft zu liegen, daß der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Kaisers, trotz all' der glänzenden Feste, die man ihm hier wie fast überall gibt, zu wanken beginnt. Alle Welt scheint ahnend vorauszusehen, daß dieser übermütig

provozierte Krieg gegen Rußland dem Urheber desselben weder Heil noch Segen bringen wird."

„Alles, was Sie mir da sagen, beunruhigt mich, aufrichtig gesagt, in so hohem Grade, daß ich mit tausend Freuden einen Finger meiner Hand, ja sogar meine ganze Hand opfern würde, wenn es mir gelänge, den Kaiser von diesem unheilvollen Kriege abzubringen."

„Kein Sterblicher entrinnt jemals seinem Schicksale," erwiderte Grassi. „Das Verhängnis treibt mehr oder weniger uns Alle dahin, wo uns Vernichtung droht. Wie oft auch mancher ahnen mag, daß es überall einen Rubicon gibt, den er ungestraft nicht überschreiten darf, fehlt es doch fast Jedem von uns an Mut und Entschlossenheit, noch bei Zeiten umzukehren. So scheint's auch ihm zu gehen."

„Sie erscheinen mir heute wie ein finsterer Prophet, dessen ehrlich gemeinte Weissagungen mein Herz und meine Seele mit tiefem Kummer und banger Besorgnis erfüllen."

„Alles, was steigt, muß auch fallen! Das ist Naturgesetz, Weltordnung, Verhängnis! Und diesem Schicksale erliegt Jeder von uns, gleichviel, ob er Kaiser oder Bettler sein mag. Unsere erste Sitzung ist beendet. Das, was ich hier flüchtig mit Bleistift hingeworfen habe, werde ich noch heute mit den Farben der Erinnerung auf die Leinwand übertragen, und nach der dritten Sitzung soll Ihr Bild — ich verspreche es Ihnen! — fix und fertig sein," sprach der Maler, schloß sein Skizzenbuch und kehrte dann, seines Wortes eingedenk, *ins Palais Marcolini zurück, um dem Grafen mitzuteilen*, daß er nunmehr gewiß sein dürfe, in längstens drei Tagen im Besitze des vom Kaiser gewünschten Bildes zu sein.

Graf Marcolini dankte ihm auf's herzlichste.

Zwei Tage später war das Bild fertig. Die Aehnlichkeit, die aus allen Zügen desselben sprach, war so frappant, daß die Gräfin selbst darüber in Erstaunen geriet.

„Sehe ich denn in der Wirklichkeit noch eben so frisch wie hier auf Ihrem meisterhaften Bilde aus?" fragte sie mit ungeschminkter Bescheidenheit.

„Ich habe Ihnen wahrlich nicht geschmeichelt," beteuerte der Maler, der mit seiner neuen Schöpfung in der Tat zufrieden schien.

„Dann bin ich doch wohl ein klein wenig jünger, als ich mir bisweilen, im Spiegel betrachtet, erschienen war. Dank, tausend Dank, mein lieber, lieber Freund, in dessen Augen ich doch wohl schöner als in natura sein mag!

Grassi beeilte sich, das Bild dem Grafen Marcolini einzuhändigen, der, gleichfalls erstaunt über die sprechende Aehnlichkeit, sich in tausend Lobsprüchen erschöpfend, dem Künstler die Versicherung gab, daß er bis spätestens heute abend in die Hände Seiner Majestät gelangen und sicher nicht wenig dazu beitragen werde, die Achtung des Kaisers für die Großartigkeit seines Talentes „verdientermaßen" zu erhöhen.

— — — — — — — —

Am Abend desselben Tages (28. Mai) befand sich das Bild der Gräfin in den Händen ihres Abgotts, der die einnehmenden Züge der wärmsten seiner Verehrerinnen mit einem ihm selber unerklärlichen Wohlwollen zu betrachten und dabei in Gegenwart des Grafen Marcolini allerhuldreichst zu äußern geruhte:

„Diese Frau könnte uns gefährlich werden! Aber zum Glück für den Frieden meines Herzens muß ich infolge eben eingelaufener Depeschen aus Wilna von meinem Adjutanten Marquis Lauriston, der dort die letzte Unterredung mit dem Kaiser Alexander gehabt, und wegen der fast gleichzeitig erfolgten Rückkehr des Grafen Narbonne Ihr mir liebgewordenes Dresden leider schon morgen in aller Frühe verlassen und mich nach Warschau zur großen Armee begeben. Schade, jammerschade, daß es mir diesmal an Zeit und Muße gebricht, die persönliche Bekanntschaft dieser interessanten Frau zu machen. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben," fügte er hinzu. „Bei meiner Rückkehr aus Rußland hoffe ich, mit Gottes Hilfe, noch einmal nach Dresden zu kommen, um meinen alten, treubewährten Freund und Bundesgenossen, unsern vielgeliebten Vetter König Friedrich August von Sach-

sen, und nebenbei auch Gräfin Kielman[illegible]ansehen, die ich vorläufig von mir zu grüßen b[illegible]er Grassi mein Kompliment! Dieser Künstle[illegible]spekt ein.. Und nun gute Nacht, Herr Graf' [illegible]diges Wiedersehen in Dresden!" rief der K[illegible]ß — eben schlug es zwölf Uhr Mitternacht [illegible]ettsminister seines hohen Verbündeten mit jenem [illegible] gewinnenden Lächeln, das nur ihm allein zu unbeschränk[illegible]er Verfügung stand.

Am 29. Mai, früh halb 4 Uhr, verließ Kaiser Napoleon Dresden und begab sich, begleitet von einer Abteilung sächsischer Kürassiere, in aller Stille über Bautzen, Glogau, Posen, Thorn, Danzig, Königsberg, wo er die verschiedenen Truppenkorps seiner Heeresmacht inspizierte, nach Warschau zur „großen Armee". Die Truppen selbst hatte er nach dem Niemen dirigiert.

An demselben Tage (29. Mai), mittags 12 Uhr, erfolgte unter dem Donner der Kanonen und unter dem Läuten sämtlicher Glocken die Abreise des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich, die nach Wien zurückkehrten.

Am Morgen des 30. Mai reiste in aller Stille der König von Preußen, der sich allen Kanonendonner und so weiter bescheiden verbeten hatte, in Begleitung des Kronprinzen nach Königstein, geruhte die dortige Festung in Augenschein zu nehmen und sich dann zurück über Dresden nach Meißen zu begeben, wo er und sein Sohn übernachteten.

Die Kaiserin Marie Luise, die mit ihrem zahlreichen Gefolge in Dresden zurückgeblieben war, machte am Tage der Abreise des Königs von Preußen einen Ausflug nach Tharandt. Sie bestieg dort die „heiligen Hallen" und geruhte, wie einer ihrer Begleiter berichtet, „über die Großartigkeit dieser schönen Natur allerhuldreichst entzückt zu sein."

Am 1. Juni besuchte sie Pillnitz. Der Hof gab ein prachtvolles Diner.

Am 2. Juni begab sich die Kaiserin in Begleitung des Königs und der Königin von Sachsen nach Königstein. Am Fuße dieser jungfräulichen Festung wurden die hohen Herr-

schaften mit ebenso zahlreichen als kostspieligen Kanonensalven begrüßt. Ihre Majestäten dinierten auf der Festung, fuhren abends unter Kanonendonner auf der Elbe nach Pillnitz und kehrten von dort in Hofequipagen nach Dresden zurück.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Gräfin Kielmannsegge war außer sich, als sie durch Grassi die so plötzlich erfolgte Abreise des Kaisers noch an demselben Tage erfuhr. Sie zitterte krankhaft an allen Gliedern und schien anfangs keines Wortes mächtig, um ihr Erstaunen auszudrücken über die mehr als schmerzliche Enttäuschung, welche diese Nachricht in ihr wachgerufen hatte. Ihre Eitelkeit fühlte sich durch das rätselhafte Benehmen Napoleons, trotz aller Verehrung für ihn, so tief verletzt, daß sie ihren Unwillen, Grassi gegenüber, ziemlich unverholen aussprach.

„Ich weiß nicht," sagte sie zu ihm, „was ich vom Kaiser denken soll? Er verlangt ohne Umstände mein Porträt, und nachdem er es erhalten hat, kümmert er sich weder um mich, noch um Sie, und verläßt Dresden, ohne mir und Ihnen ein Wort des Dankes gegönnt zu haben. Hätte ich ahnen können, daß Kaiser Napoleon so blutwenig Galanterie besitzt, dann würde ich seinen Wunsch sicher nicht so leicht erfüllt haben."

„Bedenken Sie, teure Gräfin, daß ihm im Drange wichtiger Staatsgeschäfte kein Augenblick freier Muse übrig geblieben war, um Ihnen mündlich oder schriftlich seinen Dank abzustatten. Ich, für meinen Teil, bereue es nicht, Sie für ihn gemalt zu haben, weil ich fest überzeugt bin, daß jenes Bild mehr als alles übrige geeignet sein wird, die Rückerinnerung an Sie in seinem Geiste lebhaft wachzuhalten. Der Kaiser wird Sie nimmermehr vergessen!"

„Sie sagen dies, um mich zu trösten. Ich aber bin

vom Gegenteile überzeugt. Kaiser Napoleon trägt so viel wichtige Dinge in seinem Kopfe herum, daß er manches Unwichtige leichter und schneller als unsereiner vergessen muß. Gott weiß, in welchen Händen mein Bild sich jetzt befinden mag!"

„Nach der Versicherung des Grafen Marcolini, der mich heute früh zu sich bitten ließ, hatte ihn der Kaiser erst im Augenblicke seiner Abreise beauftragt, Ihr Bild bis auf weiteres der Obhut des Grafen Daru anzuvertrauen. Noch im Laufe dieser Woche soll es mit einigen anderen Bildern, die der König von Sachsen seinem hohen Verbündeten zur Erinnerung an Dresden zum Geschenk gemacht, nach Paris geschickt und der kaiserlichen Privatgalerie zu Saint-Cloud einverleibt werden."

„Und wenn eines Tages des Kaisers Gemahlin die Säle dieser Galerie durchlaufen und dann zufällig fragen sollte: Wer ist jene mir unbekannte Frau?"

„Dann wird j e d e Antwort wahrscheinlich anders lauten," meinte Grassi.

„Und wenn dann Marie Luise, von weiblicher Neugier gereizt, schließlich ihren Gemahl selbst darum befragen sollte?"

„Dann würde ein Geist wie Napoleon sicher nicht in Verlegenheit geraten."

In demselben Augenblick wurde Horace angemeldet.

„Sage ihm," sprach sie zum Diener, „daß ich heute für niemand zu sprechen sei."

„Und weshalb, liebe Gräfin," fragte Grassi, den Diener zurückhaltend, „wollen Sie gerade heute diesen Besuch nicht annehmen?"

„Weil ich, wie Ihnen unmöglich entgangen sein kann, nicht bei allzu guter Laune bin."

„Baronett Cunningham wird Sie heitrer stimmen. Darum bitte ich Sie, in seinem Namen, ihn nicht abweisen zu lassen . . ."

„Dann mag er eintreten," rief die Gräfin ihrem alten Diener zu. „Sie sehen, wie folgsam ich bin," sagte sie zu ihrem Freunde.

„Ich habe ja auch nur darum ein gutes Wort für ihn

eingelegt, weil ich weiß, daß der Besuch des jungen Gentleman Ihnen stets willkommen ist . . ."

„Und von wem wissen Sie dies?"

„Mein kleiner Finger sagt es mir . . ."

„Trauen Sie ihm nicht zu sehr!" bat die Gräfin.

Beim Eintreten Cunninghams färbten sich deren Wangen mit jenem vielsagenden Carmin, der unzweideutig für die Wahrheit der Aussage des kleinen Fingers ihres alten Freundes sprach.

„Ich erscheine," sagte Horace zur Gräfin, „heute weit früher als gewöhnlich, um Ihnen eine wichtige Nachricht mitzuteilen . . ."

„Sie machen uns neugierig," gestand Grassi.

„In allen Winkeln des Schlosses," fuhr Cunningham fort, „erzählt man sich, Kaiser Napoleon habe in der Nacht vor seiner heute früh so plötzlich erfolgten Abreise den Besuch einer vom Kopfe bis zur Schuhsohle schwarz verschleierten Dame empfangen, die von seinem Leibmameluken Rustan, der allnächtlich wie ein treuer Hund die Tür seines Herrn und Gebieters bewacht, eingelassen worden und bis Anbruch des Morgens bei ihm geblieben sei. — Ganz Dresden zerbricht sich seit einer Stunde den Kopf, die Schleier jenes geheimnisvollen Besuches zu lüften und sich Gewißheit zu verschaffen, wer jene schwarze Dame, die eben so geräuschlos verschwunden als erschienen ist, gewesen sein mag."

„Und was glaubt man?" fragte die Gräfin.

„Die Vermutungen darüber sind sehr verschieden. Ein Teil der Schloßbewohner glaubt, jene Unbekannte sei, allen Anzeichen nach, keine andere als eine der unzählig vielen Hofdamen der Kaiserin Marie Luise gewesen; ein anderer Teil dagegen wagt die etwas kühne Behauptung aufzustellen, der nächtliche Besuch des Kaisers habe jener Klasse von Frauen angehört, die hier zu Lande von der Polizei nur geduldet werden. — Ein dritter Teil glaubt versichern zu dürfen, daß jene geheimnisvolle Person eine bei der italienischen Oper angestellte und durch ihre extravaganten Liebesabenteuer ziemlich anrüchig gewordene Ballettänzerin sei, während ein vierter Teil ganz positiv überzeugt sein

und es sogar beschwören will, daß jene schwarze Dame die erst halb und halb geschiedene Frau eines im Auslande lebenden, ziemlich hochgestellten Offiziers sein soll..."

Die Wangen der Gräfin entfärbten sich.

„Wie widersprechend all' diese Vermutungen sind!" meinte Frau von Kielmannsegge, die sich unwillkürlich genötigt sah, das letzte dieser vier on dit auf sich beziehen zu müssen. Und welches von jenen Gerüchten halten Sie für das wahrscheinlichste?"

„Das letztgenannte," erwiderte ungalant der Gentleman.

„Aus welchem Grunde?" fragte die Gräfin.

„Ganz einfach wohl schon darum, weil der Kaiser, wie mir ein gutunterrichteter Kammerdiener des Schlosses erzählt hat, vier oder fünf Tage zuvor einem der hiesigen Künstler durch den Grafen Marcolini den Auftrag erteilt hatte, das Bild der bewußten Dame — sie soll Freifrau oder Gräfin sein — für ihn anzufertigen."

Die Gräfin wurde bleich wie der Tod.

„Diese Vermutung scheint mir etwas unverschämt," entgegnete Grassi, auf dessen Stirn der Angstschweiß trat.

„Wie oft im Leben," bemerkte Horac Cunningham, „pflegt gerade das, was uns im ersten Augenblick am Unwahrscheinlichsten vorgekommen ist, gerade das Allerwahrscheinlichste zu sein?! Unter jenen vier Vermutungen scheint gerade diese im Publikum den meisten Glauben zu finden, was hauptsächlich wohl davon herrühren mag, daß einer der vielen Spione, mit welchen der Kaiser sich während seines hiesigen Aufenthaltes umgeben hatte, dies zarte Geheimnis treulos verraten hat.

„Kennt man den Namen jenes Spions?" fragte die Gräfin, deren innere Aufregung mehr und mehr zu wachsen schien.

„Er ist hier ziemlich allgemein bekannt," versicherte der Engländer.

„Und wollen Sie nicht so freundlich sein, uns den Namen dieses Biedermanns zu nennen?" fragte der Maler.

„Er ist Tischler und heißt (wenn ich recht gehört habe) Linsen- oder Liesenberg."

„Er muß ein ausgemachter Schurke sein!“ rief die Gräfin, die über den gewissenlosen Verrat des kaiserlichen Spions mit vollstem Rechte empört sein mußte.

„Das kann leicht möglich sein,“ meinte Horace. „So viel aber ist gewiß, daß der Kaiser diesem Patrone ungemein viel Vertrauen geschenkt und ihn in manches seiner galanten Geheimnisse eingeweiht haben soll.“

„Mir erscheint dies alles geradezu unglaublich,“ erklärte die Gräfin.

„Und dennoch soll es wahr sein!“ beteuerte Cunningham. Halb Dresden weiß, daß jener Tischler der vertraute Mouchard gewesen ist, durch welchen der Kaiser seine ganze Umgebung, den Kaiser von Oesterreich, den König von Preußen, ja sogar den König von Sachsen, dessen Gastfreundschaft er genoß, im Stillen fortwährend beobachten ließ, weil Napoleon, von Natur mißtrauisch, gegen jeden seiner hohen Verbündeten mehr oder minder gerechtfertigten Verdacht zu hegen gewohnt war.“

„Solch' ein elender Patron verdient aufgeknüpft zu werden!“ rief Frau von Kielmannsegge.

„Meinen Sie den Kaiser der Franzosen?“ fragte der boshafte Engländer.

„Ich meine jenen unverschämten, erbärmlichen Spion.“

„Der Tischler tat nur seine Schuldigkeit. Der Kaiser, sagt man allgemein, soll dessen geheime Dienste wahrhaft fürstlich bezahlt haben.“

„Sie scheinen gut unterrichtet zu sein,“ warf Grassi mit schlecht verhehlter Bitterkeit hin.

„Es interessiert mich,“ gestand der Baronet, „durch die Geschwätzigkeit dieses Spions so manches zu erfahren, was nach dem Wunsche des Kaisers hätte *Staatsgeheimnis* bleiben sollen. Liesenberg ist ein armer Teufel, welcher blutwenig Gewissen, aber desto mehr Unverschämtheit besitzt. Meine Guineen haben seine Zunge gelöst. — Durch ihn erfuhr ich unter hundert andern Privat-Geheimnissen des Kaisers auch dies, daß er — eifersüchtig wie fast jeder Korse — die Kaiserin Marie Louise in Dresden noch weit strenger als in Paris beobachten ließ, weil er, über alle Maßen arg-

wöhnisch, in jedem Schattenbilde an der Wand einen ihm gefährlichen Nebenbuhler erblickt und überhaupt gar keiner Frau zu trauen scheint. Vielleicht mag er nicht unrecht haben!" setzte Horace mit einem leichten Anfluge Swift'scher Bosheit hinzu.

„Es ist heute das erste Mal, Baronet," entgegnete die Gräfin, „daß ich Sie von uns Frauen mit so wenig Achtung reden höre. Sie scheinen sich während Ihres hiesigen Aufenthaltes in diesem Punkte eben nicht zu Ihrem Vorteile geändert zu haben."

„Ich bitte Sie, teure Gräfin, diese Wandlung, welche ich durchaus nicht ableugnen mag, weniger mir selbst, als Ihrem eigenen Geschlechte zuschreiben zu wollen, denn ich möchte Ihnen um keinen Preis der Welt verhehlen, daß ich gerade hier in Dresden sehr traurige Erfahrungen über die Scheinheiligkeit gewisser Frauen gemacht habe, die, ungeachtet des Heiligenscheins von Unschuld, den sie so geschickt sich anzueignen wissen, nicht besser als die Gewöhnlichsten ihres Gleichen sind."

Grassi stand, sprachlos, wie versteinert da.

„Diese Sprache," erwiderte die Gräfin in gerechtem Unwillen, „hat etwas Empörendes . . ."

„Leider muß ich dies selber eingestehen; aber wenn Sie ruhig überlegen wollen, daß es Erfahrungen gibt, welche uns mit solcher Bitterkeit erfüllen, daß unsere Verehrung für gewisse Frauen sich unwillkürlich in Abscheu verwandeln muß, dann werden Sie es auch begreiflich finden, wenn diese furchtbare Enttäuschung, deren Opfer wir armen Männer sind, in derlei Fällen uns Worte leiht, die manchem Ohre weit empfindlicher klingen müssen als hundert andern, deren Gewissen sich vollkommen rein fühlt."

Der Maler zitterte an allen Gliedmaßen. Er mußte alle Kraft seines Willens aufbieten, um das Aufbrausen seines Zornes zu zügeln.

„Ich bitte Sie," sagte die Gräfin zu Horace, „uns augenblicklich zu verlassen."

„Sie sind dadurch meinem Wunsche nur zuvorgekommen,"

entgegnete der beleidigte Gentleman, machte eine kurze, äußerst kühle Verbeugung und ging.

Es trat eine unheimlich lange Pause ein. Grassi wagte nicht, sie zu unterbrechen. Endlich ergriff die Gräfin das Wort.

„Welch' böser Argwohn," begann sie mit zitternder Stimme, „mag jenen Mann, der noch gestern ganz Hingebung und Verehrung gewesen war, verleitet haben, sich mir gegenüber eine solche Sprache zu erlauben? Was muß ich ärmste, schon hundertmal in meinem Leben schwer verkannte Frau in *seinen* Augen verbrochen haben, das ihm den unerhörten Mut verleiht, mir in *Ihrer* Gegenwart gewisse Vorwürfe zu machen, die mich und meine weibliche Ehre so tief zu Boden schmettern? Könnte es wirklich möglich sein, daß dieser Mann, trotzdem er mich genauer als mancher Andere kennt, im Stande wäre, Dinge von mir zu glauben, die geradezu unglaublich sind? Was um alles in dieser bösen Welt werden Neid und Mißgunst mir noch fernerhin aufbürden, um mich in den Augen meiner Mitmenschen auf's empörendste herabzusetzen und mir Sünden und Verbrechen anzudichten, die ich — der ewige Gott mag mein Zeuge sein! — mir niemals zu Schulden kommen ließ! O, dreimal schreckliches Los, sich immer und ewig verkannt zu sehen und unverdient der Verachtung seiner Zeitgenossen preisgegeben zu sein!"

Die Gräfin brach in Tränen aus. Vergebens suchte Grassi sie zu trösten. Sie gönnte ihrem Schmerze freien Lauf und verwünschte das Geschick, das unbarmherzig sie verfolgte und immer neue schwere Prüfungen über sie verhängte, um sie auf's neue in den Abgrund der Verzweiflung zu stürzen. Sie verwünschte wiederholt ihr trauriges Dasein.

„Trösten Sie sich mit tausend andern, die, wie Sie, beklagenswerte Opfer liebloser Verleumdung sind. Nur Wenige entgehen dieser bösen Geißel. Je größer und ungewöhnlicher mancher Charakter uns erscheint, desto eifriger scheint die von Eigennutz erfüllte Welt bemüht zu sein, ihn schonungslos in den Staub zu ziehen. Das aber, was den Argwohn Ihres jungen Anbeters erregt zu haben scheint," fuhr Grassi fort, „ist in so hohem Grade unwahrscheinlich, daß ich nicht begreife, wie es möglich sei, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen

daran zu glauben vermag. Eine Dame Ihres Ranges, Ihrer Stellung, sollte sich so tief erniedrigt haben, dem Kaiser in der Nacht vor seiner Abreise Gesellschaft zu leisten?! Ein Mann, der solchen Unsinn zu glauben im Stande ist, verdient nichts anderes als . . . Ihre stillschweigende Verachtung."

„Er ist jetzt tot für mich!" sprach die Gräfin.

„Dies hoffe und wünsche ich allerdings, denn ein Mann, der sich kein Gewissen daraus macht, die unantastbare Ehre einer Frau auf solche Weise zu brandmarken, muß entweder ein verkappter Roué oder ein offenbarer Schurke sein."

„Bedauern Sie mich, mein teurer Freund, weil ich mich jetzt zum zweiten Male gezwungen sehe, eine der schönsten Täuschungen meines Daseins über Bord zu werfen und aus einem der wonnigsten Träume zu dem traurigen Bewußtsein zu erwachen, daß auch dieser Mann, wie jener junge Offizier unseligen Andenkens, ein elender Heuchler, ein ehrloser Lügner, ein gewissenloser Verleumder ist! — — — — — — — — — — — — — —

Wir kehren jetzt zu Horace zurück.

Man müßte den jungen Baronet für einen ausgemachten Dummkopf halten, wenn man ihn der Schwachheit fähig hielte, jenem entehrenden Gerüchte wirklich Glauben geschenkt zu haben. Er selber war's, der jenes unheimliche on dit wohl nur in der Absicht ersonnen und der Gräfin mitgeteilt hatte, um ihren bis zu diesem Tage unbeugsam gebliebenen Stolz um jeden Preis zu demütigen und ihre Ehre dadurch am empfindlichsten zu kränken, daß er sie als scheinheilige Sünderin zu entlarven wagte. Als wiedergeborener Lovelace war es von jeher einer seiner Haupt-Grundsätze geewesen, allen Frauen, welche Kraft und Mut besaßen, seinen anscheinend ehrlich gemeinten Huldigungen siegreichen Widerstand zu leisten, schließlich, nachdem er jedes andere Hilfsmittel seiner heuchlerischen Verführungsgabe nutzlos aufgeboten, dadurch gefährlich zu werden, daß er auch das letzte Mittel nicht unversucht ließ, um den guten Ruf dieser Frauen in den Grund zu bohren, deren Ehre auf jede Weise zu verdächtigen und sie in den Augen der Welt als ehr- und gewissenlose Heuchlerin hinzustellen, um ihren ihm unerträglichen

„Tugend-Dünkel", wie er sich auszudrücken gewohnt war, endlich doch noch „mürbe zu machen."

Diese Maxime befolgte er auch hier. In seiner Eigenschaft als Roue fühlte er jetzt mehr als jemals die Notwendigkeit, den guten Ruf, den ehrlichen Namen seiner sinnlich geliebten Clarissa Harlowe nach und nach dadurch zu untergraben, daß er fortwährend bemüht blieb, über sie allerhand allerliebste Gerüchte auszustreuen, deren geheimes Gift seine Wirkung schließlich nicht verfehlen könnte. — Er ermüdete nicht, bald dieses, bald jenes on dit zu erfinden und wie falsches Geld in Umlauf zu setzen, um der Ehre einer wehrlosen Frau tagtäglich ein neues Schach zu bieten und deren Widerstand auf diese Weise endlich doch zu besiegen.

Grassi, der dies wohl zu ahnen schien, hatte gegen den Verleumder ihrer Ehre einen so großen Haß, einen so tief gefühlten Groll in sich aufgesammelt, daß er bei jeder neuen Begegnung mit ihm wie eine mit Zündstoff angefüllte Pulvermine zu explodieren und ihn wie der feuerspeiende Krater eines Vesuvs mit Haut und „tornisterblondem" Haar zu verschlingen drohte. Horace aber gehörte zufällig jener seltenen Ausnahme von Roués an, die neben ihrer raffinierten Unverschämtheit auch genug des Mutes und der Geistesgegenwart besaßen, um sich „durch die moralischen Spiegelfechtereien ehrlicher Philister" in der Verfolgung ihres Zieles nicht ungestraft aufhalten und feig zurückschrecken zu lassen.

Eines Morgens, als jener nimmerrastende Störenfried, „Zufall" genannt, diese beiden Antipoden, die sich gegenseitig so aufrichtig als möglich verachteten, in einem der abgelegensten Baumgänge des Großen Gartens zusammengeführt hatte, mußten Beide sich von der fast unwiderstehlichen Lust und Begierde angewandelt fühlen, sich gegenseitig wie zwei in gleich hohem Grade erzürnte Bulldoggs ironisch anzugähnen, sich dabei die Zähne zu zeigen und zu einer Art von Messung ihrer wechselseitigen Wut herauszufordern. Horace schien mehr als je zu einem Boxkampfe geneigt zu sein. Da aber Grassi, mit den Kunstgriffen dieses Kampfes nicht vertraut, sich darauf nicht einließ, forderte er seinen Gegner zu einem Zwei-

kampfe auf Pistolen heraus, was von Jenem „mit Wonne", wie er sagte, augenblicklich angenommen ward.

Man gab sich ein Rendezvous auf den nächsten Morgen am äußeren Ende der hinter der Picardi gelegenen „grünen Wiese" und trennte sich bis dahin mit weit mehr Anstand, als der englische Gentleman dem halb italienischen, halb deutschen Spießbürger anfangs zugetraut haben mochte.

Am andern Morgen erschienen beide fast gleichzeitig in Begleitung ihrer Sekundanten. In einer Entfernung von sechzig Schritt (Horace hatte nur halb so viel verlangt) wurden rasch ein paar Kugeln gewechselt, von denen die eine, welche dem Pistolenlaufe des Engländers entrann, den rechten Arm seines Gegners dergestalt verwundete, daß dieser unfähig zur Fortsetzung des Kampfes gemacht war. Horace und dessen Sekundant begnügten sich mit dieser „kleinen Lektion", die ersterer dem „Dresdner Raphael" gegeben, und verfügte sich mit seinem Begleiter vom Kampfplatze nach der Picardi, um daselbst unter dem smaragdenen Schatten der Bäume sein zweites Frühstück — hartes Bauerbrot und halb weiche Eier — einzunehmen, während Freund Grassi mit nüchternem Magen und schlecht verbundenem Arme in Begleitung seines Sekundanten in die Stadt zum ersten, besten Wundarzte fuhr, um sich von diesem schulgerecht verbinden zu lassen.

Als Gräfin Kielmannsegge, acht Tage später, die erste Kunde von dem für Grassi so ungünstig ausgefallenen Duell erhielt und hoch besorgt nach seiner Wohnung fuhr, war der Verwundete bereits so weit wiederhergestellt, daß er ihren Besuch mit lächelnder Miene und der ehrlich gemeinten Frage empfing:

„Nun liebe Gräfin, hatte ich nicht recht, Sie vor jenem englischen Angora-Kater zu warnen, der boshaft mit harmlosen Mäusen spielt? Da Baronet Horace Sie und in Ihnen natürlich auch mich beleidigt hatte, war es mir mehr als wünschenswert, ja sogar notwendig erschienen, von ihm blutige Genugtuung zu verlangen. Er hat sie mir redlich gegeben," sagte der Künstler, mit heiterer Gemütsruhe auf den Verband seines Armes zeigend. Wir sind nun quitt, teure Freundin! Doch wenn Sie früher behauptet haben, daß ich ihn später

doch wohl noch liebgewinnen würde, so scheint mir letzteres, aufrichtig gesagt, Ihrerseits ein kleiner, aber jedenfalls leicht verzeihlicher Irrtum zu sein, da ich Sie versichern kann, daß er mir jetzt fast noch unausstehlicher wie zur Zeit unseres ersten Zusammentreffens erscheint."

„Und trotzdem, alter Freund, gebe ich noch immer nicht die Hoffnung auf, daß er Ihre Abneigung gewiß eben so siegreich, wie meinen Widerwillen, mit der Zeit vollständig bekämpfen und bekehren wird."

„Was muß ich hören, gnädige Frau? Fast will es mir scheinen, als ob Sie noch immer trotz allem, was bisher vorgefallen ist, schwach genug und verblendet wären, diesem Heuchler mehr Vertrauen zu schenken, als er in jeder Hinsicht zu verdienen scheint."

„Ich mag es durchaus nicht leugnen, daß sein jetziges, anscheinend sehr gehässiges Benehmen gegen mich mir fast noch mehr Interesse als seine frühere, scheinbar allzuschwärmerische Anbetung einzuflößen im Stande ist."

„Der Teufel vermag aus Euch Frauen und den tausend Widersprüchen Eures rätselhaften Herzens klug zu werden! Don Quixote hat also doch wohl recht, wenn er die echt spanische Behauptung aufzustellen sich erkühnt, daß die Frauen nur solche Männer zu lieben pflegen, die sich die Miene geben, sie scheinbar zu verachten, wie Figura zeigt," fügte Grassi mit harmlosem Spott hinzu.

„Horace sagt mir jetzt mehr, als früher zu, weil er mir weniger Weihrauch streut. Weihrauch benebelt und verursacht oftmals Kopfschmerz. Etwas Impertinenz aber kann niemals schaden!"

„Dies will ich mir merken," sagte Grassi, mit der Linken sein Ohr schlagend. Wir dummen Männer pflegen niemals auszulernen. Wie oft pflegt auf das zarte Geschlecht der Frauen das Rohe tiefern Eindruck zu machen, als das Zarte, Sanfte! Noch unergründlicher, als die klippenvolle Tiefe des Meeres, ist das Herz eines liebenden Weibes!"

„Wie oft aber erscheint uns so manches im Leben unergründlich, was, beim ruhigen Lichte der Vernunft betrachtet, nur höchst oberflächlich ist. Wie manches erscheint

Euch Männern bloß darum rätselhaft-verschleiert, weil es Euch an Mut gebricht, die Schleier dieser Rätsel zu lüften und die Ueberzeugung davonzutragen, daß der, welcher wagt, in den meisten Fällen des Lebens auch zu gewinnen pflegt."

„Dem Kühnen hilft das Glück," sagt das Sprichwort.

„Was aber leider nur selten befolgt wird," meinte die Gräfin und drückte zärtlich seine Rechte. Grassi erwiderte den Händedruck mit der ganzen Wärme aufrichtiger Freundschaft. Sie fuhr nach Hause. Lange sah er ihrem Wagen nach. Dann trommelte er auf den Fensterscheiben einen uralten italienischen Gassenhauer und sprach, in Gedanken vertieft, halb lustig und halb traurig zu sich selbst:

„Und dennoch, dennoch liebt sie ihn!"

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Nachdem Grassis Arm vollständig geheilt war, beeilte er sich, dem jungen Baronet einen Besuch abzustatten.

„Ich komme," sagte er mit aller Bonhomie, welche ihm angeboren war, „um Ihnen, wie ich mir schon längst vorgenommen hatte, für die „kleine Lektion", die Sie meinem übergroßen Feuereifer erteilt, meinen tiefgefühlten Dank" — bei diesem Worte deutete er auf seinen rechten Arm, den er auf Anraten seines Arztes noch immer in der Binde trug — „abzustatten."

„Ich hoffe nicht, Herr Grassi, daß Sie bloß deshalb gekommen sind, um mich beschämen zu wollen . . ."

„Dies ist durchaus nicht meine Absicht! Das, was mich — aufrichtig gesagt — zu Ihnen geführt hat, ist eine kleine Gefälligkeit, um welche ich Sie gleichsam als Revanche für jene „kleine Lektion", die Sie mir gegeben haben, inständigst ersuchen will."

„Um was handelt es sich dabei?" fragte Horace.

„Um den Rufe einer Dame, deren Ehre Sie allem Anscheine nach nur in der Uebereilung unverdient gekränkt haben . . ."

„Ich bedaure unendlich," erwiderte der Baronet, „leider selbst beim besten Willen nicht imstande zu sein, von allem, was ich der Gräfin Kielmannsegge an jenem unseligen Tage in Ihrer Gegenwart vorgehalten hatte, auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Jota zurücknehmen oder gar widerrufen zu können . . ."

„Aber weshalb, wenn ich fragen darf?"

„Weil alles, was ich damals in Bezug auf den weiblichen Besuch im Schlafzimmer des Kaisers erzählt habe, auf Wahrheit beruht . . ."

„Und wo haben Sie die Beweise dafür?"

„Sie liegen dort in jenem Pulte!" entgegnete der Baronet, ruhig und ohne Leidenschaft auf seinen Schreibtisch zeigend.

„Ihre Versicherung, Baronet, erweckt meine Neugier."

„Die ich vorläufig nicht befriedigen kann, ohne ein Geheimnis zu verletzen, das mir von ehrbaren Händen anvertraut ist und das ich so leicht nicht verraten darf, ohne mich in den Augen jener Person, die mich zu ihrem Vertrauten gemacht hat, leichtsinnig bloßzustellen . . ."

„Dies verdoppelt die Qual meiner Neugier . . ."

„Dies glaube ich Ihnen herzlich gern; doch kann mein aufrichtiges Mitgefühl für Ihre Qual mich — wie sehr ich Sie auch bedaure — nicht bewegen, meinem jener dritten Person gegebenen Versprechen untreu zu werden."

„Dies alles, Baronet, verstehe ich nicht."

„Desto besser ist es für mich!"

„Dies klingt fast wie ein Rätsel . . ."

„An dessen Geheimhaltung mir weit mehr gelegen ist als Sie jemals vermuten können . . ."

„Sie spannen mich auf die Folter . . ."

„Dies bedauere ich unendlich, und leider um so mehr, da ich vorläufig ganz und gar außerstande bin, Ihre Folterqual auch nur einigermaßen abzukürzen."

„Sie treiben meine Neugier aufs äußerste. Um jeden Preis, lieber Baronet, wünsche ich zu erfahren, welcher Umstand Sie bewogen haben mag, einem so unwahren und gleichzeitig entehrenden Gerüchte wie jenem, das Sie damals in meiner Gegenwart in Bezug auf jenen nächtlichen Besuch beim Kaiser geäußert hatten, auch nur einigermaßen Glauben beimessen zu können, ohne der Ehre jener bewußten Dame auf wahrhaft unverantwortliche Weise nahezutreten."

„Ich bin meiner Sache leider allzu gewiß . . ."

„Irren ist menschlich, sagt ein Sprichwort."

„Ich glaube nicht an Sprichwörter, desto mehr aber

an Tatsachen, für deren Wahrheit der Beweis in meinen Händen ruht . . ."

„Dann ließe sich dagegen freilich nichts anderes einwenden, als daß schon mehr als ein Fall vorgekommen ist, in welchem falsche oder jedenfalls verdächtige Beweise geführt worden sind . . ."

„Mein Beweis beruht auf unleugbarer Wahrheit . . ."

„Trotzdem wage ich letztere zu bestreiten, freilich nur so lange, bis ich selbst mich von der Unfehlbarkeit Ihres Beweises mit eigenen Augen überzeugt habe."

„Sie dringen mit solcher Hartnäckigkeit in die Enthüllung des mir anvertrauten Geheimnisses, daß ich der Versuchung, Sie in dasselbe einzuweihen, nicht länger widerstehen kann und es Ihnen — wenn auch mit Widerstreben — offenbaren will, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir mit Ihrem Ehrenworte sichere Bürgschaft für Ihre Verschwiegenheit leisten."

„Ich gebe Ihnen mein Künstlerwort zum Unterpfande, daß keine Macht der Erde mich verleiten soll, an Ihnen wie an Ihrem Geheimnisse jemals zum Verräter zu werden."

„Dann will ich Ihnen Glauben schenken und Sie augenblicklich überzeugen, daß ich im vollsten Rechte bin, die Ehre jener Dame, die Sie so standhaft verteidigen, ernstlich bezweifeln zu dürfen," sagte der Baronet, öffnete ein geheimes Fach seines Schreibpultes und holte aus dem Innern desselben einen in schwarze Wachsleinwand gehüllten Gegenstand, welchen er ihm mit der Frage entgegenhielt: „Erraten Sie, was darin enthalten ist?"

„Nein," sagte Grassi, dessen Neugier ihren Zündpunkt erreicht hatte.

„Dann sollen Sie es also gleich erfahren," entgenete Horace, der sich anschickte, mit triumphierender Miene die Hülle abzustreifen und ihm den Inhalt derselben dicht vor die Augen zu halten."

„Himmel," rief Grassi, „was sehe ich?"

„Sie sehen das von Ihnen für den Kaiser Napoleon gemalte und so meisterhaft gelungene Miniaturbild Ihrer

scheinheiligen Freundin, Gräfin Auguste Charlotte von Kielmannsegge."

„Und durch welch' abscheulichen Zufall ist dieses Bild in Ihre Hände gelangt?"

„Auf ganz einfache und natürliche Weise! Graf Marcolini, vom Kaiser beauftragt, das bei Ihnen bestellte Bild, welches ihm erst kurz vor seiner Abreise überreicht worden war, dem kaiserlichen Intendanten, Grafen Daru, zur einstweiligen Aufbewahrung zu übergeben, hatte sich im Drange seiner anderweitigen Geschäfte und in der großen Zerstreutheit, die er sich häufig zu schulden kommen läßt, der Ausführung des kaiserlichen Auftrags erst dann erinnert, als es bereits zu spät war, da sowohl der Kaiser, wie auch Graf Daru Dresden schon längst verlassen hatten. Marcolini, der sich deshalb in der schrecklichsten Verlegenheit befand, sandte sechs Stunden nach der Abreise des Kaisers einen seiner Diener an mich ab, mit der schriftlichen Einladung, ihn noch im Laufe desselben Vormittags besuchen zu wollen, um mir, „dem vertrauten Freunde der Gräfin Kielmannsegge" — wie er sich schriftlich auszudrücken beliebte — eine wichtige Mitteilung zu machen und mir gleichzeitig einen gewiß eben so angenehmen, als interessanten Auftrag zu erteilen. Sofort eilte ich zum Grafen hin, der mir, ohne mich früher persönlich gekannt zu haben, mit offenen Armen entgegenkam, mir treuherzig den fatalen Streich erzählte, den ihm seine bedauernswerte Vergeßlichkeit gespielt hatte, und mir dringend die Bitte an's Herz legte, mich — schon aus Rücksicht für Gräfin Kielmannsegge — geneigt finden zu lassen, dem Kaiser noch im Laufe desselben Tages bis nach Bautzen oder nötigenfalls selbst bis Glogau nachzureisen, um, womöglich ihm selbst, oder im Falle der Verhinderung, dem Grafen Daru das in Dresden zurückgebliebene Bild der Gräfin zu überreichen. Jeder andere an meiner Stelle würde, von Neugier oder Eitelkeit angetrieben, sich jenes mehr als delikaten Auftrags ohne Aufschub entledigt haben und dem Kaiser im Notfalle selbst bis ans Ende der Welt nachgereist sein, um — gleichviel wo — Marcolinis Fehler durch Ueberreichung jenes Bildes so rasch als möglich wieder gut zu machen.

Da mir aber, aufrichtig gesagt, wenig oder gar nichts daran gelegen war, als Marcolinis Galopin die persönliche Bekanntschaft des sehr launenhaften Kaisers zu machen, zog ich es vor, vorläufig lieber noch in Dresden und im Besitze des mir anvertrauten Bildes zu bleiben. Eine Stunde später erhielt ich durch den Tischler Liesenberg, der ein Spion Napoleons und gleichzeitig auch der meinige ist, die erste Kunde von dem nächtlichen Besuche der schwarzen Dame, die bis zum Anbruch des Morgens im Schlafgemache des Kaisers geblieben war. Liesenberg gehört zu Jenen, welche rund heraus erklären, daß diese geheimnisvolle Unbekannte unmöglich eine Andere als jene bewußte Gräfin gewesen, deren Bild einige Tage zuvor durch Marcolini bei Ihnen bestellt worden. — Schon daraus mögen Sie ersehen, wie auffallend genau jener Liesenberg in diesem so geheim gehaltenen Liebeshandel unterrichtet ist."

„Und aus dem an und für sich geringfügigen Umstande, der allerdings eine nicht abzuleugnende Tatsache ist, daß der Kaiser bei mir das Bild der Gräfin bestellt hat, erlauben Sie sich, den sehr gewagten Schluß zu ziehen, daß die Gräfin, welche er nur ein einziges Mal — an jenem Abende im Hofkonzerte — gesehen und bisher noch nie gesprochen hat, in der Nacht vor seiner Abreise bei ihm gewesen sei? Ueberlegen Sie doch selbst, ob solch' eine plumpe Lüge auch nur einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit für sich haben kann? — Gehen Sie in sich, lieber Baronet! Noch ist es Zeit, Ihre Uebereilung zu bereuen und die ungerechten Vorwürfe Ihres lieblosen Argwohns durch ehrlichen Widerruf gutzumachen. Ich schwöre Ihnen bei Gott und allen Heiligen, daß Sie die arme Gräfin, die sich darüber maßlos grämt und abhärmt, unverdient gekränkt und mißhandelt haben."

„Nun," sagte Horace mit anscheinend aufrichtiger Reue, „wenn ein so grundehrlicher Mann, wie Sie, wirklich so fest an die Unbescholtenheit dieser Frau glaubt, dann bin ich gern bereit, sie, die ich *unverdient* gekränkt haben soll, de- und wehmütig um Vergebung meiner Sünden anzuflehen."

„Wollen Sie dies *wirklich* tun, Baronet?" fragte Grassi tief bewegt.

„So wahr ich Horace heiße und ein Gentleman bin, der ein Paar Handschuhe nie mehr als ein- und keine Weste mehr als zweimal trägt."

„Ich halte Sie beim Wort, Gentleman!" rief der Maler hoch entzückt und reichte seinem Gegner mit dem ganzen Aufschwunge seiner künstlerischen Gutmütigkeit die durch ihn verwundete und jetzt gänzlich geheilte Hand als ein Zeichen aufrichtig gemeinter Versöhnung hin. „Gräfin Kielmannsegge ist eine eben so brave als kluge Frau (fuhr Grassi fort). Sagte Sie mir doch erst unlängst: „Trotz Ihrer Abneigung, alter Freund, werden Sie meinen jungen Freund Horace doch bald eben so liebgewinnen wie ich." — Sie hatte recht, sage ich Ihnen. Jetzt, da ich weiß, daß Sie ehrlich entschlossen sind, die Kränkung, welche Sie ihr ungerecht zugefügt hatten, wieder gutmachen zu wollen, jetzt, mein junger Freund, jetzt achte, jetzt liebe ich Sie, so wahr ich Grassi heiße, Maler bin und Handschuhe überhaupt nur höchst selten trage," sprach der Künstler und rannte fort. — — — — — —

— — — — — — — —

„Welch' ein drolliger, ehrlicher, komischer Kauz!" rief Cunningham, nachdem Grassi ihn verlassen hatte. „Wär' ich Philister, wie er, ich würde jetzt nichts eiligeres zu tun haben, als ihm Brüderschaft anzutragen und ihn dringend zu bitten, sich womöglich noch vor Ablauf der Hundstage in ein mir annoch fehlendes Stammbuch einzuschreiben." —

— — — — — — — —

Noch im Laufe desselben Tages begab sich Horace zur Gräfin, um, seinem Versprechen nachkommend, sie um Verzeihung zu bitten.

„Ich erscheine vor Ihnen so reu- und demütig wie ein Schulknabe, der wegen schlechter Aufführung die Rute seines Lehrmeisters verdient hat. Statt pater sage ich mater peccavi und beuge mich vor Ihnen im Staube, Sie um großmütige Vergebung meiner kleinlichen Sünden anzuflehen. Was ich getan, geschah aus Liebe!"

„Aus Liebe?" wiederholte die Gräfin fast erschreckt.

„Von törichter Eifersucht geblendet, war ich schlecht und abscheulich genug, einem elenden Verdachte Raum zu geben,

der weit weniger Ihre Person als mich selber entehrt und geschändet hat."

Er erzählte ihr dann die Geschichte des Bildes und die Aussage Liesenberg's, die in ihm jenen schändlichen Verdacht wachgerufen und bestärkt hatte. Sie teilte seine ganze Mißbilligung über Marcolini's beispiellose Vergeßlichkeit, während sie über Liesenberg's falsches Zeugnis absichtlich nicht ein Wort verlor.

„Mein Bild aber," fuhr sie fort, „dürfen Sie unmöglich jetzt noch längerhin behalten, ohne sich dem Grafen Marcolini gegenüber einer Pflichtvergessenheit sondergleichen schuldig zu machen. Wollen Sie mir einen Beweis von der Aufrichtigkeit Ihrer Reue und Besserung geben, so eilen Sie, wenn es Ihnen anders möglich ist, mit dem Bilde Ihrer Ihnen herzlich vergebenden Freundin noch heute oder morgen dem Kaiser nach, welcher sich, so viel ich weiß, gegenwärtig in Warschau aufhält und von dort nach Wilna zu gehen beabsichtigt. Meine Gedanken werden Sie überall begleiten und an dem Tage, an welchem Sie nach erfüllter Pflicht in die Arme Ihrer Freundin zurückkehren werden, wird unter Gottes Sonne kein Weib glücklicher und stolzer aufatmen, als Ihre dankerfüllte Charlotte."

Sie flog berauscht in seine Arme. — Zum Glück trat eben Grassi ein.

„Wir haben uns also vollständig ausgesöhnt?" fragte der neidlose Künstler, sich seelenvergnügt die unbehandschuhten Hände reibend.

„Vollständig, vollständig!" versicherten einstimmig beide.

„Nun gebe uns Gott seinen Segen!" rief Grassi.

Achtunddreißigstes Kapitel.

An demselben Tage stand Napoleon, nachdem er den Aufstand in Litthauen organisiert hatte, auf dem Punkte, Wilna zu verlassen, als ihm durch einen seiner Adjutanten die Ankunft des Baronet Horace Cunningham angemeldet ward, der, im Auftrage des königlich-sächsischen Kabinetts-Ministers Grafen Marcolini, Seiner Kaiserlichen Majestät von Dresden aus nachgeschickt worden sei, um sich eines geheimen Auftrags zu entledigen.

Der Baronet wurde ohne weiteres vorgelassen.

„Was bringen Sie uns, junger Mann?" fragte der Kaiser, der bei ziemlich heiterer Laune war.

Nachdem Horace den Grund seiner Mission genannt und Seiner Majestät das bewußte Bild der Gräfin überreicht hatte, sagte Napoleon ziemlich unwirsch:

„Dieses Bild war meinem Gedächtnisse entschwunden, weil ich's schon längst in Daru's Händen geglaubt und seit meiner Abreise nicht mehr daran gedacht hatte. Marcolini's bodenlose Nachlässigkeit ist geradezu unverzeihlich! Melden Sie's ihm in Unserem Namen! Ihnen aber sage ich meinen Dank. Das Bild, das Sie mir gebracht, macht mir schon darum große Freude, weil es mir eine angenehme Erinnerung an meinen Aufenthalt in Dresden gewährt. Kennen Sie die Gräfin?" fragte Napoleon.

„Ich habe die Ehre, von ihr gekannt zu sein."

„Ich kenne sie nur vom Sehen. Die Frau scheint Geist zu haben . . . oder irre ich mich in ihr?"

„O keineswegs, Majestät!" erwiderte der Engländer.

„Ich mag Ihnen nicht verhehlen," fuhr der Kaiser fort, „daß diese Dame mich ziemlich lebhaft interessiert hat. Frage ich mich: weshalb? dann weiß ich, aufrichtig gesagt, eigentlich selber nicht, warum. Mit einem Worte: sie gefällt mir!"

„Niemand, Sire, begreift dies leichter, als ich.."

„Ei, Sie lieben Sie wohl gar?" fragte Napoleon.

„Mehr, als mir eigentlich lieb ist," gestand Horace.

„Warum?" fragte der Kaiser, dem dies offene Geständnis zu gefallen schien.

„Weil, gründlich betrachtet, meine stille Neigung mich zu keinem Ziele führt. Die Gräfin Kielmannsegge, die, wie bekannt, verheiratet ist . . ."

„Kann sich von ihrem Gatten scheiden lassen und Sie heiraten . . ."

„Ew. Majestät, daran denke ich nicht!" erklärte Cunningham mit einer Offenherzigkeit, die dem Kaiser noch weit mehr zu gefallen schien.

„Ich gestehe," sagte Napoleon, „daß die Ehe wirklich viel Unbequemes hat. Ich rate Ihnen, ledig zu bleiben. Wann kehren Sie nach Dresden zurück?"

„Sire, noch heute . . ."

„Dann reisen Sie mit Gott, Baronet! Grüßen Sie von mir die Gräfin und sagen Sie ihr, daß ich noch vor Ablauf dieses Jahres wieder in Dresden zu sein hoffe, um dann — wenn es meine Zeit mir erlaubt, — sie persönlich kennen zu lernen. Grüßen Sie auch den Maler Grassi. Das kleine Andenken, das ich ihm aus Warschau zugeschickt, wird wohl längst schon in seinen Händen sein. Leben Sie wohl, mein junger Freund! In zehn Minuten verlasse ich Wilna." — — — — — — — — —

Noch im Laufe desselben Tages eilte Horace über Warschau nach Dresden zurück. — — — — — — — — — — — — — —

Der Krieg machte unterdessen rasche Fortschritte. Die „große Armee" siegte fast überall. Napoleon konzentrierte seine Streitmacht vor Smolensk. Rechts in Volhynien ließ er Regnier und Schwarzenberg, links an der Düna drei seiner

Marschälle, Macdonald, Herzog von Tarent, Oudinot, Marschall von Reggio, und den Marquis Gouvion-Saint-Cyr zurück.

Die von Napoleon und dem Marschall Davout, Prinzen von Eckmühl, geführte Hauptarmee erschien am 14. August vor den Toren von Smolensk. Barclay de Tolly sah sich gezwungen, eine Schlacht anzunehmen, die er verlor. Am 18. August ergab sich Smolensk.

Der Kaiser berief dahin einen Kriegsrat. Marschall Ney, Herzog von Eßlingen, drang auf ein frühzeitiges Beziehen der Winterquartiere und auf die Eroberung Rigas, Volhyniens, Podoliens und der Ukraine. Joachim Murat, König von Neapel, sprach sich für den Zug nach Moskau aus. Die Versicherung Caulaincourts, des vormaligen französischen Gesandten am Petersburger Hofe, ganz Rußland werde, sobald Napoleon die Aufhebung der Leibeigenschaft proklamiere, sich für Frankreich erklären, gab endlich den Ausschlag.

Am 25. August ward der Marsch der großen Armee gegen Moskau fortgesetzt.

Am 7. September begann die Schlacht bei Borodino (an der Moskwa). Die Franzosen zählten gegen 150 000, die Russen dagegen kaum 120 000 Mann.

In dieser Schlacht, der mörderischsten, die an einem Tage geschlagen worden ist, trug die „große Armee" den Sieg davon. Die Russen ließen auf dem Schlachtfelde 40- bis 50 000 Tote und Verwundete zurück. Die Franzosen, die ihren Verlust auf nur 10 000 Tote und Verwundete angaben, hatten 50 000 Gefangene gemacht und über 60 Kanonen erbeutet. Von der „großen Armee" waren 10 Generale getötet und 21 verwundet worden. Unter letztern befand sich Marschall Davout. Von den Russen waren 2 Generale getötet und 9 schwer verwundet.

Erst achtzehn Tage nach dieser blutigen Schlacht erlag Fürst Peter Bagration der Unzahl seiner Wunden. In ihm verlor das russische Heer einen seiner heldenmütigsten Führer.

Zwei Tage nach der Schlacht an der Moskwa zog sich die große, aber schon ziemlich zusammengeschrumpfte Armee

über Moshaisk, das die Russen in Brand gesteckt hatten nach Moskau zurück.

Der Gouverneur der Stadt, Graf Fedor Rostoptschin, hatte kurz vorher eine Proklamation erlassen, die jeden Bewohner Moskaus aufrief, sich bewaffnet auf dem Sperlingsberg einzufinden, um den Franzosen Widerstand auf Leben und Tod zu leisten. Das alles aber half nichts mehr.

Am 14. September, nachmittags 3 Uhr, hielt der Kaiser, umgeben von seinem glänzenden Generalstabe, seinen feierlichen Einzug in die alte, ehrwürdige Zarenstadt. Murat besetzte den Kreml, wo er 120 Kanonen, 60 000 Gewehre und eine Madonna erbeutete, welche Kaiserin Anna Iwanowna nach Eroberung der Stadt Danzig — im Jahre 1733 — in Perlen und Diamanten hatte fassen lassen, deren Wert damals auf mehr als eine Million Rubel angegeben worden war. Der König von Neapel ließ dieses heilige Muttergottesbild seines kostbaren Schmuckes entkleiden und geruhte, beiläufig erwähnt, schon Tags darauf diese Diamanten und Perlen seiner erlauchten Gemahlin Marie Annonciade Caroline, der jüngsten Schwester Napoleons, zuzuschicken, die, wie bekannt, eben keine Heilige war.

Ganz Moskau wurde der Plünderung preisgegeben. Die Franzosen stahlen wie die Raben.

In der Nacht vom 14. zum 15. September brach das erste Feuer im Findelhause aus. Es ward von den Franzosen gelöscht. Am andern Morgen zeigten sich neue Feuerbrände, welche Moskaus gewesener Gouverneur, Graf Rostoptschin, (wie sehr er dies später auch in Abrede gestellt) angeordnet hatte. Gegen Mittag loderten bereits ganze Stadtteile in grellen Flammen auf. Selbst die Lazarethe wurden nicht geschont; gegen Abend brannte bereits halb Moskau.

Endlich geriet auch der Kreml in Brand. Um der Gefahr zu entgehen, lebendig verbrannt zu werden, sah Napoleon sich genötigt, durch die feuerspeienden Straßen und Plätze der ausgestorbenen Stadt nach dem kaiserlichen Lustschloß Petrowski zu fliehen, das eine Stunde nördlich von Moskau liegt.

Selbst während des Brandes wurde fortgeplündert.

Erst am 21. September ward diese furchtbare Feuersbrunst durch andauernde Regengüsse gelöscht.

Schon zwei Tage zuvor war Napoleon in den fast unversehrt gebliebenen Kreml zurückgekehrt.

Bemüht, im ausgeplünderten Moskau Ordnung und Ruhe herzustellen, setzte er den General Lesseps als Gouverneur und den General Milhaud als Kommandanten ein und forderte die geflüchteten Einwohner zur Rückkehr nach Moskau auf.

Bald fehlte es an Fleisch und Brot. Die Pferde hatten kein Futter mehr. In ganz Moskau herrschte große Hungersnot. Die einzige Nahrung bestand aus Kraut und Kartoffeln. Haufenweise stürzten die ausgehungerten Pferde zusammen. Mit dem Fleische der abgeschlachteten Tiere mußte die große Armee, aus gänzlichem Mangel anderer Nahrungsmittel, ihre ausgehungerten Magen stillen.

Der Uebermut und die Plünderungssucht der Franzosen konnten nicht verfehlen, die russische Bevölkerung mehr und mehr zur Rache aufzureizen. Die russischen Bauern erschöpften sich in Barbareien der grausigsten Art. „Oft (berichtet eine unserer vielen Quellen, denen wir in diesem Segmente unserer Erzählung gefolgt sind) kauften die Bauern von den umherschwärmenden Kosaken einzelne französische Gefangene, um diese mit Messern langsam totzumartern. Das Zersägen lebender Franzosen, das Abschneiden der Schamteile, das Aufnageln in Form eines Gekreuzigten, mit dem Kopfe nach unten, waren an der Tagesordnung, um den bitter verhaßten Feind langsam zu martern und dann erst zu töten. Man rechnet mindestens 5000 Mann, die während ihres Aufenthaltes in Moskau von den Bauern meuchelmörderisch umgebracht worden sind." Die Erbitterung wuchs von Stunde zu Stunde.

Napoleon, erst allzuspät zu der Einsicht gelangend, daß es geradezu unmöglich sei, sich den ganzen Winter hindurch in Moskau behaupten zu können, gab sich der törichten Hoffnung hin, Rußland, dessen Heeresmacht er bedeutend geschwächt hatte, werde jetzt mehr als früher geneigt sein, mit Frankreich Frieden abzuschließen um jeden Preis. Er hoffte von Tag zu Tage, russische Unterhändler ankommen

zu sehen. Der Kaiser hatte sich gewaltig geirrt. Als jene von ihm sehnsüchtig erwarteten Friedensboten ausblieben, sah Napoleon sich genötigt, am 5. Oktober den General Bernard Law, Marquis von Lauriston (den frühern Gesandten am Hofe zu Petersburg) ins russische Hauptquartier abzuschicken, um dem Fürsten Kutusow Friedensanträge zu machen, ein Schritt, durch den der Hochmut des Kaisers sich tief gedemütigt fühlen mußte.

Kutusow erklärte, keine Vollmacht zu haben. Doch versprach er, Verhaltungsbefehle von Petersburg einzuholen, was er aber, allem Anscheine nach, absichtlich unterließ.

Schon vier Tage später erschien Lauriston zum zweiten Male, um dem russischen Feldherrn ein eigenhändiges Schreiben Napoleons an den Kaiser Alexander zu übergeben.

Kutusow aber verweigerte die Annahme dieses Briefes unter dem Vorwande, daß er auch dazu keine Vollmacht habe. Napoleons Antrag auf Abschließung eines Waffenstillstandes wies er gleichfalls zurück, da er durch Annahme derartiger Anträge die Würde seines kaiserlichen Herrn und Gebieters schon darum zu beleidigen fürchte, weil durch Abschließung des von Napoleon beantragten Waffenstillstandes die „große Armee" Zeit gewinnen würde, sich hinter den Dniepr zurückzuziehen, mit welchem Plane er (Kutusow) durchaus nicht einverstanden sei.

Marquis Lauriston sah sich genötigt, am 11. Oktober erfolglos nach Moskau zurückzukehren. Napoleon empfing ihn mit der Frage:

„Nun, Lauriston, haben Sie etwas durchgesetzt?"

Auf dessen trockene Antwort: „Nichts, Sire, garnichts!" vergaß sich der Kaiser in der Anwandlung seines unkaiserlichen Zorns bis zu dem Punkte, daß er, den Erdboden stampfend, wie ein Wütender ausrief:

„Pfui, pfui, Marquis, schämen Sie sich!"

Lauriston zuckte die Achseln und schwieg.

Noch an demselben Tage ward vom Kaiser, nach reiflicher Ueberlegung mit seinen Marschällen, der Rückzug aus Rußland beschlossen. Napoleon übergab den Oberbefehl des

Heeres seinem Schwager Murat und zog sich von Moskau nach Smolensk zurück, wo er, niedergebeugter als jemals, am 8. November eintraf. Beim Empfange der traurigen Hiobspost von der am 26. November erlittenen Niederlage seines Rückzugsheeres an der Beresina floh der Kaiser in einem armseligen Schlitten inkognito, mit dem Herzoge von Vicenza und unter dessen Namen, ohne irgend ein anderes Gefolge als das seines getreuen Leibmameluken Rustan und eines polnischen Offiziers, Wosonwicz, welcher vorn auf dem Schlitten saß und dem Kaiser als Dolmetscher diente, von Smolensk nach Wilna und von hier ohne Aufenthalt nach Warschau.

In der Nacht vom 13. bis 14. Dezember traf der geschlagene „Magus des Südens" auf jenem unscheinbaren Schlitten in Dresden ein. Er stieg beim französischen Gesandten, Baron Serra, im Loß'schen Palais in der Kreuzgasse ab, wurde hier vom Könige von Sachsen begrüßt und gönnte sich seit seiner Flucht aus Wilna unter dieſem Dache die erſte Nachtruhe.

Wohl niemand in ganz Europa schien an der traurigen Wandlung seines Geschickes einen wärmeren, uneigennützigeren Anteil zu nehmen, als Gräfin Kielmannsegge.

Als sie die Nachricht von Frankreichs schmählicher Niederlage an der Beresina erhalten hatte, war sie in Ohnmacht gefallen. Einen Tag nach dem Empfange jener Unglückspost hatte sie tiefe Trauer angelegt und war seit jenem Tage untröstlich gewesen, bis zum Morgen des 14. Dezember, an welchem sie die nachts zuvor erfolgte Ankunft Napoleons fast gleichzeitig durch Grassi und Cunningham erfuhr.

Ihre aufrichtige Freude darüber war unbeschreiblich. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Entzückt blickte sie zum Himmel empor.

„Gott sei Dank, er ist gerettet!" rief sie aus und drückte jetzt zärtlicher als jemals die Hand ihres jungen Freundes, der seit seiner Rückkehr aus Wilna ihr doppelt wert geworden war.

„Der Kaiser," sagte Horace, „wird — ich zweifle keinen Augenblick daran — eingedenk seines mir gegebenen Ver-

sprechens seine Anwesenheit in Dresden sicher wohl auch dazu benutzen, Sie, „wenn es anders seine Zeit erlaubt," persönlich kennen zu lernen, um Ihnen wenigstens für das Geschenk Ihres Bildes zu danken."

„Auch ich, Horace, rechne bestimmt darauf!" erklärte die Gräfin. „Doch was glaubt mein alter Freund?" fragte sie den ehrlichen Maler, der, in ernste Betrachtungen versunken, sprachlos neben ihr stand.

„Ich denke vorläufig noch gar nichts," erklärte Grassi.

— — — — — — — —

Der Wunsch der Gräfin aber blieb leider auch dieses Mal unerfüllt. Der geschlagene Held, dem weder Zeit noch Muße übrig geblieben war, in dieser traurigen Situation sich mit andern Dingen, als dem Schicksale Frankreichs und seiner schwankenden Dynastie zu beschäftigen, verließ schon am folgenden Tage, abends 6 Uhr, so geräuschlos als möglich „seine gute Stadt Dresden" und setzte, tief bekümmert um den Rückzug seines geschlagenen Heeres, über Erfurt und Mainz die Rückreise nach der Hauptstadt seines Reiches fort.

In Paris traf er nach siebenmonatlicher Abwesenheit am 18. Dezember, wenige Minuten nach Mitternacht, ein.

Vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft ließ er die Kartenschlägerin Lenormand zu sich kommen, um sie von neuem zu befragen.

„Sire," sagte die moderne Pythia, „ich bitte Sie, mir nicht zu grollen, wenn ich Ew. Majestät offenherzig bekenne, daß ich im Buche des Schicksals — so nannte sie ihre Spielkarten — für Ihre Zukunft wenig oder gar nichts Gutes lese. Ihr Glücksstern verfinstert sich immer mehr. Das, was Ihnen vorläufig zu tun übrig bleibt, ist die schleunige Einberufung des gesetzgebenden Körpers.."

„Sie ist bereits eingeleitet," sagte Napoleon. „Doch wünsche ich durch Sie zu erfahren, was ich vom neuen Jahre zu erwarten habe..."

„Vor allem Fortsetzung des begonnenen Krieges..."

„Leider ist dies unvermeidlich! Das aber, was mich am meisten beunruhigt, ist die Ungewißheit darüber, wie

meine Bundesgenossen sich dabei verhalten werden. Ob sie mir treu bleiben werden?" fragte der Kaiser.

Die Kartenlegerin schüttelte betrübt ihr Haupt.

„Einer nach dem andern, Sire, wird von Ihnen abfallen wie Laub vom sturmzerknickten Baume! Nur einer wird Ihnen treu bleiben..."

„Und dieser eine?" fragte Napoleon hochgespannt.

„Ist König Friedrich August von Sachsen."

„Von seiner Treue bin ich überzeugt. Aber welchem von allen meinen Alliierten ist am wenigsten zu trauen?"

„Dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen. Er kann die Demütigung, die ihm nach der Schlacht bei Jena zugefügt worden ist, noch heute nicht vergessen. Mehr als früher blitzt in ihm gerade jetzt das Verlangen auf, jene tiefe Schmach zu rächen."

„Und wird es ihm wohl gelingen?"

„Ja, Sire!" weissagte die unheimliche Prophetin.

„Dann mag ich nichts mehr hören! Gehen Sie!" rief ihr Napoleon zu.

Sie nahm ihre Karten und verschwand. — — —

— — — — — — — —

Bald darauf ward der gesetzgebende Körper einberufen. Der Kaiser eröffnete die Session mit einer seiner zündendsten Reden. Mit ergreifender Beredsamkeit schilderte er seine großen Verluste, wie die glänzenden Hoffnungen, welche er in den ungebeugten Mut und in die unerschöpfliche Opferfreudigkeit seines Volkes setze. Er sehne sich zwar nach Frieden, sehe aber trotzdem die Notwendigkeit zur Fortführung des unvermeidlich gewordenen Krieges ein. Er verlangte neue Geld- und Menschenopfer.

Die Vertreter der Nation bewilligten beides.

Die traurigen Prophezeiungen der Pariser Kartenhexe schienen schneller, als Napoleon es vermutet hatte, ihrer Erfüllung entgegenzugehen.

Am 26. Februar 1813 schloß Preußen, das zuerst von Frankreich abgefallen war, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Rußland ab.

Am 23. März schrieb Karl Johann, Kronprinz von Schweden (Bernadotte), der als Friedensvermittler auftrat, an Napoleon:

„Ich kenne die guten Gesinnungen Kaiser Alexanders und des Kabinetts von Saint-James für die Wiederherstellung des Friedens. Die Kalamitäten des Festlandes fordern ihn, und Ew. Majestät dürfen den allgemeinen Wunsch nach Frieden nicht überhören. Wollen Sie als Besitzer der schönsten Monarchie der Erde die Grenzen Ihres Reiches noch weiter ausdehnen, um einem minder mächtigen Arme als dem Ihrigen die traurige Erbschaft immerwährender Kriege zu hinterlassen? Wollen Eure Majestät nicht endlich das Bedürfnis fühlen, die Wunden einer Revolution zu schließen, von der Ihrem schönen Frankreich nichts als Waffenruhm nach außen, aber Zerrüttung im Innern übrig geblieben ist? Sire, die Erfahrungen der Geschichte weisen den Gedanken an die Möglichkeit einer Universal-Monarchie zurück. Das Unabhängigkeitsgefühl der Nationen kann zwar unterdrückt, aber niemals getötet werden. Mögen Eure Majestät dies reiflich erwägen und ernstlich an die Herstellung eines allgemeinen Friedens denken, in dessen schwer entweihtem Namen so viel Blut vergossen worden ist. Sire, ich bin geboren in jenem schönen Frankreich, das Sie beherrschen. Frankreichs Ruhm und Heil können mir unmöglich gleichgültig sein, aber ohne jemals aufzuhören, warme Wünsche für Frankreichs Wohl zu hegen, werde ich mit allen Kräften meiner Seele doch eben sowohl die Rechte des Volkes, das mich gerufen, als die Ehre des Monarchen, welcher geruht hat, mich seinen Sohn zu nennen, zu verteidigen wissen."

Napoleon aber, verleitet von seinem ruchlosen Ehrgeize, setzte eine Regentschaft ein und übertrug der Kaiserin den Titel und die Macht einer Regentin von Frankreich. Sein Bruder Joseph ward als sein Stellvertreter und der Fürst-Erzkanzler Cambacérès als erster Regentschaftsrat eingesetzt, um alle Aktenstücke der Kaiserin zu beglaubigen.

Am 15. April verließ Napoleon Saint-Cloud und begab sich nach Sachsen.

Das Jahr 1813 hatte hier unter bangen Erwartungen begonnen. Mit Angst und Schrecken sah Sachsen der nächsten Zukunft entgegen. Anfangs Februar hatte man sämtliche Pulvervorräte und alle Kostbarkeiten aus dem königlichen Schlosse zu Dresden teils nach Torgau, teils nach der Veste Königstein bringen lassen. Am 22. Februar verließen die Prinzen des königlichen Hauses die Stadt.

Am 25. Februar reiste der König von Sachsen in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Tochter nach Plauen ab. Tags darauf wurden sämtliche Wachtposten der Hauptstadt von der Bürgerwache besetzt.

Am 7. März langte der französische General Jean Louis Ebenezer Graf von Reynier von Bautzen in Dresden an und bezog das Brühlsche Palais.

Tags darauf hielt das siebente Armeekorps, zu welchem das sächsische Kontingent gehörte, unter dem Oberbefehle des Generals Joseph François Durutte (in der Schlacht an der Beresina hatte er ein Auge eingebüßt) seinen Einzug in die Stadt. Am 9. März reiste der französische Gesandte, Baron Serra, von Dresden ab.

„An demselben Tage" — erzählt das „Tagebuch eines Dresdner Bürgers" — „begann man das Pflaster der Elbebrücke beim vierten Pfeiler aufzureißen und daselbst ein Loch zu graben. Sofort breitete sich das Gerücht aus, die Franzosen wollten diese herrliche Zierde der Stadt zerstören, um dem immer näher heranrückenden russisch-preußischen Heere den Uebergang über die Elbe zu erschweren. Am 10. März früh stieg die Erbitterung gegen die französische Besatzung, als das Loch im vierten Pfeiler bedeutend erweitert ward. Das Volk entriß den dabei beschäftigten Arbeitern die Werkzeuge, warf diese in den Strom, drängte die Schildwachen zurück und mißhandelte einen französischen Offizier, der, den Degen ziehend, nur durch die herbeigeeilte Bürgerwache gerettet ward. Die Brücke, der Schloßplatz, die Augustusstraße füllten sich mit Neugierigen. Aus den dichten Haufen derselben erscholl der tausendstimmige Ruf: „Franzosen fort!" Die Bürgerwache wurde wiederholt, aber vergebens aufgefordert, sich der Bewegung des Volkes anzu-

schließen. Unterdessen rückte sächsische Infanterie auf den Schloßplatz und sächsische Kürassiere durchritten die zunächst gelegenen Straßen. In der Neustadt rief die Alarmtrommel die französische Besatzung unter die Waffen; sie sammelte sich in der Hauptstraße. Die Arbeit auf der Brücke wurde eingestellt. Die Ruhestörer entfernten sich zwar, allein sobald der Abend hereinbrach, füllte sich der Schloßplatz aufs neue, und lauter als früher ertönte der Ruf: „Franzosen fort! Reynier heraus!" Eine Abteilung französischer Infanterie, welche aus der Neustadt das linke Elbufer erreichen wollte, vermochte das dichte Menschengewühl auf der Brücke nicht zu durchbrechen. — Mittlerweile warf das empörte Volk dem General Reynier im Brühlschen Palais die Fenster ein und zog lärmend in den Straßen umher bis 10 Uhr, wo alles ruhig auseinander lief."

Am 11. März begaben sich Abgeordnete des Rates und der Bürgerschaft zum General Reynier, um demselben ihr Bedauern über die Vorfälle des vorigen Tages auszudrücken. Er drang darauf, die Rädelsführer auszumitteln und gesetzmäßig bestrafen zu lassen, damit er nicht genötigt sei, eine Militärkommission zur Untersuchung der Schuldigen einzusetzen. Der Rat ließ die eifrigsten Teilnehmer am Aufstande festnehmen und auf den Königstein in Verwahrung bringen.

Am folgenden Tage rückten die französischen Kürassier-Regimenter aus und folgten dem Könige nach Plauen. Nachmittags rekognoszierte Reynier auf der Neustädter Seite, wo die russischen und sächsischen Vorposten bei Weißig, zwei Stunden von Dresden, zusammentrafen. Die Läden der Stadt wurden geschlossen.

Am 13. März rückten 6000 Mann vom Armeekorps des Marschalls Davout, Fürsten von Eckmühl, und am 14. März andere 6000 Mann ein, welche Tags zuvor die Elbbrücke bei Meißen abgebrannt hatten. Mit ihnen kam der eiserne Marschall Davout selbst. Nachdem ein französischer Offizier ihm die Unruhen des vorigen Tages geschildert hatte, sagte der Marschall weiter nichts, als: „Es geschieht Herrn Reynier ganz recht. Warum hat er den Skandal geduldet."

Noch an demselben Tage begann auf Davout's Befehl die Arbeit auf der Brücke von neuem. Graf Reynier übergab das Kommando dem Divisions-General Durutte und verließ Dresden.

Am 15. März hob eine Bekanntmachung des Rats alle Kommunikation zwischen dem linken und dem rechten Elbufer, zwischen Alt- und Neustadt, auf.

Tag und Nacht mußte, auf Befehl Davout's, rastlos an der Minierung der Brücke fortgearbeitet werden.

Am 19. März, früh nach 8 Uhr, donnerte das Geschütz dreimal in kurzen Zwischenräumen. Schwarzer Rauch bedeckte die ganze Brücke; ein weißer Strahl zuckte empor, dann eine Feuersäule; Flammen fuhren aus den geöffneten Fugen heraus; die beiden anliegenden Bögen hoben sich, und als im nächsten Augenblicke Pfeiler und Bögen mit dumpfen Schlägen in die aufbrausenden Wasserfluten hinabgestürzt waren, verhüllten finstere Rauchwolken die weite Kluft. In fünf Minuten war das kostspielige Werk vieler Jahre, Dresdens majestätische Elbbrücke, gesprengt worden.

Noch an demselben Tage folgte Davout seinem Heereshaufen, der bereits aufgebrochen war und sich am linken Ufer der Elbe nach Meißen hinabzog. Nur ungefähr 3000 Franzosen unter General Durutte und die Sachsen unter ihrem General Karl Christian von Lecoq blieben in Dresden zurück.

Am 21. März erhielt General Lecoq vom Könige von Sachsen den Befehl, die sächsischen Truppen nach Torgau zu führen. Als Gouverneur dieser Festung lag dort seit dem Februar dieses Jahres General Johann Adolph Freiherr von Thielmann mit 10 000 Sachsen und der Ordre, sich bis auf weiteres hier neutral zu verhalten, welche Ordre der sächsische General nur den Franzosen gegenüber pünktlich vollzog, während er mit den Generalen des russischen Heeres bestens zu harmonieren schien.

Am nächstfolgenden Morgen, mittags 12 Uhr, rückte ein singender Kosakentrupp, geführt von ihrem Obristen Dawydoff, und gleich darauf russische Infanterie, befehligt vom Obristen von Brendel, in Neustadt-Dresden ein.

Am 27. März besetzten Kosaken die Altstadt.

Dresden ward von neuem heimgesucht durch Einquartierung russischer Infanterie und preußischer Kavallerie. General Blücher hatte von Schlesien aus einen Aufruf an Sachsens Bewohner erlassen, sich der deutschen Sache anzuschließen, desgleichen von Berlin aus der russische Befehlshaber Graf Wintzingerode.

Am 24. April erfolgte die längst angekündigte Ankunft des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen, welche abends vorher im Gasthofe zum „weißen Hirsch" (bei Loschwitz) abgestiegen waren und gegen 1 Uhr mittags ihren Einzug in Dresden hielten. Beiden Monarchen folgten 25 Bataillone russischer Leibgarde, 2 Bataillone preußischer Infanterie und ein preußisches Dragoner-Regiment, im ganzen 16 000 Mann und 60 Kanonen. — König Friedrich Wilhelm III., der in der Neustadt abstieg, begleitete den Kaiser Alexander bis zum Brühl'schen Palais.

Abends war ganz Dresden feenhaft illuminiert.

Am 25. April fand eine große Wachtparade statt. Im Gefolge beider Monarchen erschien u. a. der Kommandant der Festung Torgau, der königlich sächsische General von Thielmann.

Am 27. April begab sich Kaiser Alexander zum Besuche seiner Schwester, der Königin Katharina Pawlowna von Württemberg, nach Teplitz.

— — — — — — — —

Inzwischen hatte Napoleon eine Riesentätigkeit entfaltet. Der rechte Flügel seiner, wie durch Zauber neu erstandenen Heeresmacht war zur Zeit, als er Saint-Cloud verlassen hatte, aus den beiden Armeekorps Reynier und Davout zusammengesetzt und stand bei Dresden. Napoleons Stiefsohn, der Vizekönig Eugen von Italien, der sein Hauptquartier in Leipzig aufgeschlagen hatte, befehligte das Zentrum. Der linke Flügel stand unter dem Oberbefehle Vandamme's bei Bremen. Am Rheine bildeten sich neue Korps unter Ney und Macdonald. Die kaiserlichen Garden kommandierte Marschall Mortier, Herzog von Treviso. Die Bayern konzentrierten sich um Bamberg, die Württemberger, Badenser und

Darmstädter sammelten sich bei Würzburg. General Bertrand führte ein ziemlich bedeutendes Reserve-Korps aus Italien heran.

13 000 Russen, geführt vom General Witzingerode, hatten schon am 25. März Bautzen besetzt. Die Preußen waren unter Blücher aus Schlesien nach Sachsen marschiert. York, von Königsberg heraneilend, und Bülow, der aus Pommern gekommen war, zogen nach Wittenberg und nach Dessau.

Marschall Davout, zu schwach, dem heranrückenden Feinde an der Oberelbe ernstlichen Widerstand zu leisten, hatte sich von Dresden über Leipzig und Aschersleben nach Hamburg zurückgezogen und der Vizekönig von Italien sein Hauptquartier von Leipzig nach Magdeburg verlegt. Die Division Durutte, die mit 6000 Bayern in Dresden zurückgeblieben war, hatte sich beim Herannahen des russisch-preußischen Heeres über Leipzig und Altenburg nach Erfurt retiriert.

Da endlich war Kaiser Napoleon erschienen. Mit ihm schien auch das Glück zu den Fahnen seines Heeres zurückzukehren.

Am 2. Mai gewann Napoleon die Schlacht bei Lützen, zwischen Leipzig und Weißenfels, in welcher er einen seiner tapfersten und intelligentesten Marschälle, den Herzog Bessières von Istrien, verlor, welcher bei Poserna den Tod der Helden starb.

Zwei Tage später kehrte Kaiser Alexander aus Teplitz nach Dresden zurück.

Am 8. Mai brach Alexander, begleitet vom Nachzuge seines Heeres, nach Bischofswerda auf. An demselben Tage erschienen die Franzosen dicht vor Dresden. Der Vizekönig von Italien stand bereits vor dem Eliaskirchhofe und hielt, zwei Stunden später, seinen Einzug in das, von den Russen und Preußen gleichzeitig im Stich gelassene Dresden.

Der Rat der Stadt beeilte sich, dem Kaiser Napoleon eine Deputation entgegenzuschicken, um Dresden seiner Huld und Gnade zu empfehlen.

Napoleon, der die Abgeordneten am Freiberger Schlage empfing, sagte zu ihnen:

„Ihr habt es einzig und allein Eurem Könige zu danken,

daß ich Dresden nicht der Plünderung preisgebe. Haltet zukünftig Euren Pöbel besser im Zaum und schafft schleunigst Brot, Wein und Fourage herbei."

Um 3 Uhr nachmittags hielt Napoleon seinen Einzug durch's Pirna'sche Tor, durch die Reihen der Nationalgarde, unter dem tausendstimmigen Jubelrufe der schaulustigen Volksmenge.

Er ritt stolz seine bekannte Falbe. Aus seinem Gefolge ragte vor allem der kaiserliche Adjutant Graf Caulaincourt, Herzog von Vicenza, hervor. — Zur Bewerkstelligung des Uebergangs seiner Truppen über die Elbe eilte Napoleon durch Friedrichstadt nach Priesnitz. Erst gegen 7 Uhr abends stieg er, von den Spitzen sämtlicher Behörden empfangen, im königlichen Schlosse ab.

Abends war ganz Dresden wiederum beleuchtet.

Drei Stunden nach seiner Ankunft ließ er durch Rustan seinen in allen Dingen überraschend gut unterrichteten Spion, den mehrfach erwähnten Tischlermeister Liesenberg rufen, den er in seinem Schlafkabinett empfing.

Neununddreißigstes Kapitel.

„Ich habe Dich rufen lassen, alter Maulwurf," sagte der Kaiser zu seinem Mouchard, „um Dich zu fragen, ob Du mir etwas Neues in Bezug auf das Verhalten des Königs von Sachsen mitzuteilen hast?"

„Friedrich August, der sich von Plauen nach Prag begeben hat," berichtete Liesenberg, „wartet dort, wie es scheint, vergebens auf eine bestimmte Antwort des Kaisers von Oesterreich, bei welchem er durch den Grafen Marcolini anfragen ließ, ob das Wiener Kabinett entschlossen sei, gemeinschaftliche Sache mit Rußland und Preußen zu machen oder es mit Frankreich zu halten. Da Kaiser Franz unserm Könige darauf bis heute noch nicht geantwortet hat, so befindet sich Friedrich August in der peinlichsten Verlegenheit, wozu er sich entschließen soll."

„So wäre es also wirklich wahr, daß auch *er* zu wanken beginnt?"

„Es hat wenigstens allen Anschein, daß der König von Sachsen jetzt weniger fest entschlossen als im vorigen Jahr ist."

„Und wer, glaubst Du, mag ihn bewogen haben, den Kaiser von Oesterreich um Rat zu fragen, was er tun soll?"

„Zu diesem Schritt hat ihn nach *meinem* Wissen kein Anderer als der alte, schlaue Fuchs Marcolini verleitet."

„Der heimtückische Schurke!" rief der Kaiser. „Die Zeit ist gekommen, wo Friedrich August sich offen *für* oder *gegen* mich erklären muß. Dann werde ich wissen, was ich zu tun habe. Erklärt er sich, aufgehetzt durch meinen Schwiegervater, *gegen* mich, dann nehme ich ihm alles und

lasse ihm von seinem ganzen Reiche nicht ein einziges Dorf, auf welches er sich ruhig zurückziehen kann. Noch heute nacht wirst Du Dich nach Prag begeben und dort zu erfahren suchen, wozu der König in diesem Augenblick entschlossen ist. Seine Unentschiedenheit erregt meinen ganzen Verdacht. Endlich muß ich Gewißheit erhalten. Deine Rückkehr aus Prag erwarte ich so rasch als möglich. Sollte ich Dresden unterdessen verlassen haben, dann folgst Du mir dorthin, wo ich mich gerade aufhalte. Nun geh' und bringe gute Botschaft," sagte Napoleon zu seinem Spion, der sich schleunigst entfernen wollte, als jener ihn zurückhielt. „Nur eine Frage noch! Hast Du etwas Näheres über Thielmann erfahren?"

„Ich weiß nur so viel, daß ihm durchaus nicht zu trauen ist, weil ich fest überzeugt bin, daß er's im Stillen mehr mit dem Kaiser von Rußland als mit dem Könige von Sachsen hält. Sein Ehrgeiz treibt ihn schon deshalb ins russische Lager, weil er sich sagen muß, daß sich ihm dort eine glänzendere Laufbahn als bei uns erschließt."

„Du scheinst vollkommen Recht zu haben. Auch ich traue ihm nicht mehr seit dem Tage, an welchem er sich geweigert hatte, dem Marschall Ney die Tore Torgaus zu öffnen. Von Friedrich August werde ich vor allem die bestimmte Zusage verlangen, daß Thielmann sofort abgesetzt werde. — Reise mit Gott, alter Maulwurf, und lasse bald etwas von Dir hören!"

Noch in derselben Nacht eilte Liesenberg nach Prag.

Am Morgen des folgenden Tages (9. Mai) ward Napoleon schon um halb 4 Uhr früh durch Kanonendonner und Gewehrfeuer aus der Neustadt geweckt. „Die Russen und Preußen (berichtet das mehrfach erwähnte „Tagebuch") beschossen vom Blockhause aus die Altstadt. Die Franzosen, welche das italienische Dörfchen und die Brühl'sche Terrasse besetzt hatten, feuerten fleißig über die Elbe, wobei mancher Dresdner Bürger sein Leben verlor. Der Kaiser ging zu Fuße in seinem grauen Oberrocke ruhig nach dem italienischen Dörfchen, um von hier aus das jenseitige Ufer zu beobachten."

Am 10. Mai schickte der Kaiser den französischen Gesandten, Baron Serra, nach Prag, um dem Könige von Sachsen

ein eigenhändiges Schreiben Napoleons zu überbringen, worin er kurz und bündig auf sofortige Vereinigung der in Böhmen stehenden sächsischen Truppen mit den Franzosen und auf Absetzung Thielmann's drang. Der König war in peinlicher Verlegenheit. Noch immer ohne Antwort aus Wien, wußte er nicht, was er darauf erwidern sollte.

Am folgenden Tage, wenige Stunden nach Baron Serras Ankunft, langte auch der sächsische Gesandte am französischen Hofe, Detlev Graf von Einsiedel, und der französische Obrist Graf von Montesquiou in Prag an, um den König zur Entscheidung darüber, ob er nach Dresden zurückkehren, Torgau und die sächsische Besatzung dem Kaiser zur Verfügung stellen wolle oder nicht, zu bewegen. Der Obrist war beauftragt, dem Könige rund heraus zu erklären, daß der Kaiser im Weigerungsfalle fest entschlossen sei, Sachsen wie ein erobertes Land anzusehen und als solches zu behandeln. Serra sowohl als Montesquiou ließen dem Monarchen zwei Stunden Bedenkzeit. Auf diese Weise in die Enge getrieben, sah Friedrich August sich wider seinen Willen genötigt, von Prag aus in die Hauptstadt seines Reiches zurückzukehren, um hier über das Nähere mit Napoleon in mündliche Unterhandlung zu treten. Die erste Nachricht von der Rückkehr des Königs nach Dresden überbrachte in der Nacht vom 11. zum 12. Mai der aus Prag zurückgeeilte Spion Liesenberg.

An demselben Tage, an welchem Serra, Einsiedel und Montesquiou in Prag angekommen waren, hatte um 12 Uhr mittags der Uebergang der „großen Armee" über die Elbbrücke begonnen. Mehr als 80 000 Mann mit einigen hundert Kanonen zogen in dichtgedrängten Kolonnen über die schwankende Brücke.

Am 12. Mai kehrte Friedrich August von Prag nach Dresden zurück. Der Empfang von seiten Napoleons geschah mit großer Feierlichkeit und dem vollsten imperatorischen Glanze, mit welchem der „Weltbesieger" in Augenblicken, wo es zu imponieren galt, sich zu umgeben verstand. Beim Dorfe Gruna trafen beide Monarchen zusammen und ritten der Stadt zu; Napoleon im einfachen grauen Oberrocke an

des Königs linker Seite. Ein glänzender Generalstab bildete das Gefolge.

Vom äußern Pirnaischen Tore aus, wo sich die Abgeordneten des Stadtrats zur Begrüßung aufgestellt hatten, bewegte sich der Zug unter Glockengeläute, Kanonendonner und Vivatrufen nach der Stadt und dem Schlosse zu.

Am 13. Mai erschien der österreichische Feldmarschall-Leutnant Graf Ferdinand Bubna, der vom Kaiser in einer Privataudienz empfangen ward. Napoleon ließ harte Worte gegen die Politik seines kaiserlichen Schwiegervaters fallen, welcher, angespornt durch die Ratschläge des kurz vorher gefürsteten Haus-, Hof- und Staatskanzlers Grafen von Metternich, auf dem Punkte stand, sich Rußland und Preußen anzuschließen und dem Kaiser der Franzosen offen den Krieg zu erklären.

Noch an demselben Tage, wenige Stunden nach dieser stürmischen Unterredung, mußte der Vizekönig von Italien auf Napoleons Befehl Dresden verlassen und nach Italien eilen, um dort ein neues Hilfsheer für ihn anzuwerben.

Graf Bubna, der die ganze Macht seiner Beredsamkeit aufgeboten hatte, den Kaiser zur Abschließung eines Friedens mit Rußland und Preußen zu bewegen, der jedoch alle Vernunftgründe an Napoleons Hartnäckigkeit scheitern sah, kehrte am andern Morgen nach Wien zurück.

Am 18. Mai, nachmittags 2 Uhr, brach der Kaiser in Begleitung des Königs von Sachsen und einem Detachement Kavallerie-Bedeckung nach der Lausitz auf, um dem russisch-preußischen Heere, das sich am rechten Ufer der Spree festgesetzt hatte, eine Schlacht zu liefern.

In Dresden, wo Napoleons Adjutant, der Divisions-General Graf Antoine Jean Auguste Henri Durosnel als Kommandant und Graf Dumas als General-Intendant der Armee zurückgeblieben war, wurden Anstalten zur Befestigung der Stadt getroffen. Bald darauf erhob sich vor dem schwarzen Tore das Fort Napoleon mit einem bombenfesten Blockhause, in welchem ein Teil der erst unlängst in Mainz neu gebildeten und in Dresden zurückgebliebenen jungen Garde biwakierte.

Am 20. Mai hatte Napoleon das Glück, dem Feinde

eine entscheidende Schlacht bei Wurschen in der Nähe von Bautzen zu liefern. Am 23. Mai starb zu Markersdorf bei Bautzen der Freund und Liebling des Kaisers, General Michel Duroc, Herzog von Friaul, von einer feindlichen Kanonenkugel tödlich verwundet, in Napoleons unmittelbarer Nähe. Am 30. Mai wurde der Sieg bei Bautzen in sämtlichen Kirchen Dresdens durch ein Te deum gefeiert.

Am 4. Juni wurde zu Pöschwitz in Schlesien zwischen dem Kaiser der Franzosen und den Verbündeten ein zweimonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen.

Sechs Tage nach Abschluß dieses Waffenstillstandes, am Mittage des 10. Juni, hielt der Kaiser, begleitet von der blendenden Wolke seines Generalstabes, unter Kanonendonner und Glockengeläute seinen Einzug in Dresden und bezog das drei Tage zuvor vom Herzoge von Bassano feenhaft eingerichtete Palais Marcolini in der Friedrichstadt.

Kaum eingerichtet, ließ Napoleon durch einen Kammerdiener den „alten Maulwurf" rufen, um ihn über gewisse Dinge auszufragen, die ihm sehr am Herzen lagen.

Nachdem Liesenberg angemeldet und augenblicklich vorgelassen worden war, fragte er den Tischler:

„Welche Stimmung herrscht jetzt in Dresden?"

„Sire, fast niemand fühlt sich behaglich," gestand der Spion mit bewundernswürdiger Offenherzigkeit.

„Und warum?" fragte Napoleon etwas unwirsch.

„Weil die ganze Bevölkerung durch die Last der ewig wiederkehrenden Einquartierungen bis auf das Mark der Knochen ausgesaugt und heillos erschöpft ist. Ganz Dresden, ja ganz Sachsen murrt . . ."

„Und der Hof?" forschte der Kaiser.

„Scheint fast eben so verstimmt, wie das ganze Land . . ."

„Ich kann es leider nicht ändern. Das, was sein muß, muß sein! Ich allein bin nicht schuld daran. Den größten Teil der Schuld trägt der Verräter Friedrich Wilhelm von Preußen, der durch seinen bramarbasierenden Aufruf „an sein Volk" ganz Deutschland gegen mich aufgewiegelt und mit seinem ohnmächtigen Groll auch das sächsische Volk und

den sächsischen Hof angesteckt hat. Gibts vielleicht auch hier in Dresden, wie in Wien, Unruhestifter und Federhelden, die so frech wie jener Stein und Gentz gegen mich aufzutreten sich erkühnen?"

„Sire, ich kenne hier keine einzige Feder, die Eurer Majestät auch nur einigermaßen könnte gefährlich werden. Eure Majestät haben in Dresden noch immer mehr Anhänger als anderwo. Zu diesen gehört auch eine Frau . . ."

„Und der Name derselben?" fragte Napoleon.

„Gräfin Auguste Charlotte von Kielmannsegge-Schönberg!"

„Gut, daß Du mich daran erinnerst! Im Trubel der Kriegsereignisse hatte ich diese Frau fast schon vergessen. Jetzt, da Du sie in mein Gedächtnis zurückgerufen hast, steht ihr höchst anziehendes Bild wieder so lebhaft vor meinen Augen, daß ich nun mehr als früher das Bedürfnis fühle, sie persönlich kennen zu lernen."

„Eure Majestät werden es nicht bereuen," meinte der Spion, der die Gräfin genauer zu kennen schien, als sie selbst es vielleicht vermuten mochte. „Diese Dame ist zwar etwas überspannt, aber . . ." sagte Liesenberg und ließ dann absichtlich eine Pause eintreten.

„Fahre fort, Maulwurf!" befahl der Kaiser.

„Ich will damit gesagt haben," fuhr jener mit schlauem Lächeln fort, „daß sie in manchem Punkte zwar etwas exaltriert, in einem Punkte aber sicher nicht zu verachten ist . . ."

„Ah, ich verstehe Dich alten Spaßvogel! Zum Glück kennst Du meinen Geschmack . . ."

„Besser fast als meinen eigenen und darf aus diesem Grunde wohl vermuten, ja sogar behaupten, daß die Gräfin, die bei näherm Umgang außerordentlich gewinnt, Eurer Majestät sehr gefallen wird."

„Du hast meine Neugier rege gemacht," sagte Napoleon; „ich bin gespannt, sie bald einmal zu sehen. Aber da es jedenfalls Verdacht erregen müßte, wenn ich mich entschließen wollte, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen, so wünsche ich Deine Ansicht zu erfahren, ob es nicht klüger und für

mich gleichzeitig auch viel bequemer wäre, wenn die Gräfin sich geneigt finden ließe, mich hier zu besuchen, wo wir ganz entre nous sind und von keinem gestört werden."

„Sire," entgegnete der Tischler, „ich glaube schwerlich, daß eine so stolze Frau wie Gräfin Kielmannsegge sich jemals entschließen würde, den ersten Schritt zu tun."

„Schade, daß Graf Marcolini, durch Kränklichkeit in Prag zurückgehalten, gerade jetzt nicht hier ist. Seine Schlauheit würde diese Schwierigkeit schnell beseitigt haben. Aber da vorläufig nicht vorauszusehen ist, wann er nach Dresden zurückkommen wird, so soll es nun Deine Aufgabe sein, die Gräfin zu bewegen, mir dabei entgegenzukommen. Wenn Du letzteres bei ihr — gleichviel auf welche Weise — durchzusetzen vermagst, dann wird dies sicher nicht Dein Schade sein, denn Du kennst mich seit vorigem Jahre und wirst Dich sattsam überzeugt haben, daß ich der Mann bin, welcher treu geleistete Dienste jederzeit würdig zu belohnen weiß."

Der Spion machte stillschweigend seine Verbeugung.

„Begib Dich, alter Maulwurf, von hier geraden Weges in die Wohnung der Gräfin und lade sie, im Notfalle sogar in meinem Namen, ein, mir recht bald, womöglich noch heute, die Freude ihres Besuches zu schenken. Aber da ich den ganzen Tag über, wie Du ihr versichern darfst, anstrengend mit Staatsangelegenheiten beschäftigt bin, so kannst Du ihr unter der Blume zu verstehen geben, daß ihr Besuch mir abends viel lieber als bei Tage wäre. Bis Mitternacht will ich sie erwarten. Weißt Du es durchzusetzen, daß sie vielleicht schon heute abend meiner Einladung Folge leistet, dann sollst Du für Deinen Eifer, mir zu dienen, fürstlich belohnt werden. Suche zuvörderst ihre Neugier zu erregen. Sage ihr, daß ich ihr Dinge von großer Wichtigkeit anvertrauen wolle und sie deshalb sobald als möglich zu sprechen wünsche. Aber mache sie vor allem darauf aufmerksam, daß ich auch in Feldzügen dieser Art kein Fabius Cunctator bin, der mit langen Präliminarien unnütz die kostbare Zeit vertrödelt."

Liesenberg entfernte sich mit lobenswerter Schnelligkeit.

Gleich darauf empfing Napoleon den Rapport des Prinzen von Wagram.

„Was bringen Sie Uns neues, Bertier?" fragte Seine Majestät.

„Morgen früh, Sire, rücken hier einige neu angeworbene französische Garde-Regimenter, wie auch zwölftausend Mann Fußvolk und Reiterei ein, welche General Bertrand brühheiß aus Italien bringt."

„Er hat lange warten lassen! Aber zehnmal besser spät, als garnicht! Treffen Sie, Fürst-Vize-Connetable, die nötigen Vorkehrungen, daß ich morgen, zwei Stunden nach deren Ankunft, auf der Ostra-Wiese über sie Heerschau halten kann, und tragen Sie Sorge dafür, daß diese Truppen schon übermorgen nach der Lausitz aufbrechen. — Auch die Altstadt muß verschanzt und vor allem das Wilsdruffer Tor vom Zwinger bis zur Jahnsgasse möglichst schnell verpallisadiert werden."

Wenige Augenblicke später nahm Napoleon die neu eingelaufenen Berichte des Minister-Staatssekretärs Maret entgegen.

„Bringen Sie mir heute gute Nachrichten?" fragte der Monarch.

„Am 23. dieses Monats trifft Ew. Majestät erlauchter Bruder, König Jerome von Westphalen aus seinem vielgeliebten Kassel ein."

„Hat Graf Narbonne aus Wien geschrieben?"

„Bis jetzt noch nicht, doch erwarte ich stündlich seine Rückkehr..."

„Ob seine Mission, den Kaiser von Oesterreich zu einem Anschluß an Frankreich zu bewegen, gelungen ist?" fragte Napoleon mit urplötzlich verfinsterter Miene.

„All unsere Pläne scheitern an der hartnäckigen Politik des Herrn von Metternich, der sich, soviel ich weiß, im Auftrage seines Souveräns gegenwärtig im Feldlager des Kaisers von Rußland aufhält und dort, wie leicht vorauszusehen ist, neue Ränke gegen Frankreich spinnt."

„Bassano, Sie hassen diesen klugen Mann..."

„Sire, nicht darum, weil er klug, sondern nur deshalb, weil er maßlos ehrgeizig ist."

„Mein Gott, wer ist es nicht? Wollen Sie leugnen, daß auch Sie es sind?"

„Ich begnüge mich mit dem, was ich bin, Majestät."

„Er ist Fürst... Sie sind Herzog!"

„Ich bin arm; er ist reich und wünscht tagtäglich, sich mehr noch zu bereichern."

„Und was hört man von Bubna?"

„Morgen kehrt er aus Wien zurück..."

„Was halten Sie von diesem Mann?"

„Er ist ein willenloses Werkzeug Metternichs und wünscht, wie jener, nichts sehnlicher, als einen Bruch zwischen Sohn und Schwiegervater eintreten zu sehen."

„Schließlich wird man uns bis zum Aeußersten treiben. Meine Geduld, Maret, ist bald erschöpft! Und wenn sowohl Bubna wie Narbonne aus Wien ungünstige Nachricht bringen, dann bin ich fest entschlossen, das Preveniere zu spielen und dem Kaiser von Oesterreich den Krieg zu erklären, bevor er Zeit und Kraft gefunden hat, uns den Handschuh hinzuwerfen."

„Ich rate Ew. Majestät gerade in diesem Augenblick, wo sich alle Umstände ungünstig gegen uns gestalten, mit Oesterreich nicht zu brechen und lieber alles aufzubieten, um es auf Ihre Seite hinzuziehen."

„Wie aber, wenn es mir mißglückt?"

„Dann bleibt Ew. Majestät ja noch immer Zeit und Veranlassung genug, auch Oesterreich zum Kampfe gegen Sie herauszufordern."

„Herzog von Bassano, Sie haben recht! Wir wollen Oesterreichs Entscheidung hier ruhig abwarten und erst dann, wenn Kaiser Franz sich gegen uns erklärt, den glänzenden Beweis führen, daß das große, einige Frankreich das ganze uneinige Deutschland, ja ganz Europa, nicht zu fürchten braucht," rief der Kaiser in hoher Begeisterung und entließ durch eine huldreiche Bewegung seiner Hand den Minister, der, sich ehrfurchtsvoll verneigend, das Kabinett seines Monarchen verließ.

Napoleon sah unruhig auf die Wanduhr.

„Wo Liesenberg so lange bleiben mag?" fragte er sich

mit allen Anzeichen erwartungsvoller Ungeduld. „Schon längst könnte er zurück sein! — Ob die Gräfin wohl kommen wird?" — fragte er sich nach kurzer Pause. „Mein Verstand antwortet mir einfach: Nein! Mein Herz aber sagt mir: Ja! Denn ich kenne die Schwäche der Frauen und weiß aus Erfahrungen hundertfacher Art, daß keine von allen stark genug ist, der verlockenden Huldigung eines Mannes meines Namens, meiner Stellung, meiner Macht lange Widerstand zu leisten."

Und wiederum warf er einen fragenden Blick nach der Uhr, die Trägheit der Zeiger verwünschend, die so peinlich langsam sich fortbewegten und um so schneller den Grad seiner Unruhe vermehren halfen.

Der Kaiser, der auf den glühenden Nadeln der peinlichsten Erwartung im Zimmer auf- und niederlief, versuchte, so gut es ging, sich endlich dadurch einige Beruhigung zu verschaffen, daß er aus seiner Reisebibliothek ein Buch nahm. Er warf sich auf sein Ruhebett. Eben hatte er zu lesen angefangen, als Rustan eintrat, um dem Kaiser einen Besuch anzumelden.

„Wünscht mich eine Dame zu sprechen?" fragte Napoleon, sich rasch erhebend.

„Nein, Majestät," erwiderte der treue Mameluk. „Für dies Mal ist es nur ein Kammerherr, der Graf von Turenne, der um die Erlaubnis bittet, Ew. Majestät den ersten Entwurf des Theater-Repertoire unterbreiten zu dürfen."

„Laß ihn eintreten," sagte Napoleon unwirsch.

Als Turenne die Schwelle des kaiserlichen „Konferenzzimmers" überschritt, sagte ihm ein banges Vorgefühl, daß der Monarch — niemand ahnte weshalb — nicht bei guter Laune war. Der Kammerherr, der jede Miene seines Herrn und Gebieters gründlich studiert zu haben schien, wollte eben wieder umkehren, als der Kaiser ziemlich barsch ihm zurief:

„Bleiben Sie, Turenne, bleiben Sie! Aber wenn das Repertoire, das Sie mir vorzulegen wünschen, nicht kurzweiliger als der Ueberbringer desselben ist, dann bitte ich Sie, es lieber gleich wieder einzustecken und ein neues zu entwerfen."

„Ich schmeichle mir, Majestät," stammelte Turenne.

„Meinen Geschmack erraten zu haben?" unterbrach ihn Napoleon. „Dann zeigen Sie mir den Wisch!"

„Hier ist er, Majestät!" lispelte der ängstliche Kammerherr.

Der Kaiser überblickte das Repertoire und schien damit zufrieden zu sein, weil er darin die Creme seiner Lieblingsstücke, mehr Lust- als Trauerspiele und unter letzteren nur „Phädra" und „Oedipus", aufgeführt fand.

„Ich billige vollständig Ihre hübsche Auswahl," fuhr er fort, „und wünsche nur, daß nichts dazwischen komme, wodurch der Gang Ihres Repertoires gestört werden könnte. Jetzt, lieber Graf, bitte ich Sie, mich allein zu lassen, weil ich, etwas stark ermüdet, vor dem zweiten Frühstück noch einiger Augenblicke Schlafs bedarf," sprach Seine Majestät und geruhte seinen Kammerherrn sozusagen allerhuldreichst hinauszugähnen.

Als der Kaiser, wieder allein, sich von neuem auf's Ruhebett warf, fiel ihm sogleich wieder Liesenberg ein.

„Wo dieser Maulwurf nur stecken mag?" fragte er sich, ganz Aerger und ganz Ungeduld. Der Patron muß entweder be- oder gar ertrunken sein, weil er nicht wiederkommt und mich so unverzeihlich lange auf die Antwort der Gräfin warten läßt. Wie erkläre ich mir sein Ausbleiben? Wird sie kommen? Oder wird sie nicht kommen? — Voyons!" sprach der Kaiser, der, von Jugend auf etwas sehr abergläubisch, sich herabließ, in derlei zweifelhaften Fällen seine Patience-Karten als Orakel zu befragen.

In demselben Augenblick, als das Geduldspiel glücklich aufgegangen war, öffnete sich hinter dem Rücken des Kaisers, der, seine Karten beschämt zusammenscharrend, sich schleunig umsah, die Tür des Gemachs.

Die Person, welche eintrat, war Liesenberg.

Vierzigstes Kapitel.

„Mann Gottes, bringst Du gute Nachricht?" fragte Napoleon seinen Leibspion.

„Leider nicht, Sire!" erwiderte der Tischler.

„Wie? Die gute Gräfin will nicht kommen?"

„Majestät, sie kann nicht kommen..."

„Und warum nicht?" fragte der Kaiser.

„Weil sie gestern nacht urplötzlich erkrankt ist," erklärte Liesenberg.

„Und was fehlt der lieben Frau?"

„Bis jetzt weiß es noch niemand! Einer ihrer Aerzte glaubt an Vergiftung..."

„Ah! Und wer sollte sie vergiftet haben?" forschte Napoleon mit wachsender Teilnahme.

„Allem Anscheine nach nur sie selbst..."

„Was sagst Du?"

„Etwas, was ich allerdings nur vermute, was aber sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, weil mir gesagt worden ist, daß sich die Gräfin schon seit Jahren mit Selbstmordgedanken trug."

„Und weiß niemand warum?"

„Weil sie überspannt und unglücklich ist und sich eigentlich selbst nicht zu sagen weiß, wer oder was sie unglücklich macht."

„Die Gräfin erinnert mich unwillkürlich an Frau von Staël..."

„Die kenne ich nicht," gestand Liesenberg.

„Das glaube ich Dir, ehrwürdiger Greis! Doch was sagen denn ihre Aerzte?"

„Der eine, der eben an Vergiftung glaubt, findet den Zustand der Kranken höchst bedenklich; der andere dagegen, der diese Annahme hartnäckig zu bestreiten sich erlaubt, belächelt die Besornis seines Kollegen und behauptet, die Gräfin werde vielleicht schon morgen wieder frisch und munter wie wie ein Fisch im Wasser sein."

„Die guten Aerzte wissen alle nichts. Ich werde ihr meinen Leibarzt schicken..."

„Und glauben Ew. Majestät, daß er vielleicht mehr als jeder andere seiner hochgelehrten Sippschaft weiß?"

„Doktor Corvisart ist ein grundgescheiter Mann, dessen Scharfblick schneller als mancher seinesgleichen den Sitz der Krankheit und die Ursache derselben zu ergründen weiß. Er wird sich und mir Gewißheit verschaffen, was ihr fehlen mag."

„Dies könnte durchaus nichts schaden. Jedenfalls würde sich die Gräfin durch die zarte Aufmerksamkeit Ew. Majestät hochgeehrt fühlen."

„Und glaubst Du, Alter, daß es gut wäre, wenn ich, um der Kranken die Größe meiner Teilnahme zu bezeugen, vielleicht gleich mitginge?"

„Das wäre allerdings das beste," riet der Spion.

Der Kaiser geruhte hastig zu schellen. Eine Minute später erschien der Mameluk.

„Rufe Herrn Corvisart! Ich wünsche ihn augenblicklich zu sprechen."

„Erst unlängst, Sire, ist er ausgefahren..."

„Wohin?" fragte Napoleon mit gerunzelter Stirn.

„Um, wie er hinterlassen hat, die Hofbibliothek und Dresdens weltberühmte Bildergalerie zu besuchen."

„Beide werden ihm nicht davonlaufen... Sende ihm augenblicklich zwei meiner Adjutanten nach... den einen in die Hofbibliothek, den andern in die Bildergalerie... ich erwarte seine Rückkehr ohne Aufschub!"

Rustan vollzog die Befehle seines Herrn.

Napoleon benutzte diesen unvermeidlich gewordenen Auf-

schub, um seinen Spion noch über manches, das ihm wichtig zu sein schien, gründlich auszufragen.

„Kennst Du einen gewissen Baronet Cunningham?"

„Sire, besser als meinen eigenen Vater!"

„Ist er noch immer in Dresden?"

„Er hat sich hier häuslich niedergelassen, macht großen Aufwand wie ein Nabob, wirft das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus und dies alles eigentlich nur darum, weil er, wie die halbe Stadt sich erzählt, in Gräfin Kielmannsegge heillos verliebt sein soll."

„Glaubst Du, daß er reussiert hat?" fragte der Kaiser mit verdächtiger Neugier.

„Ich bin fest vom Gegenteile überzeugt. Die Gräfin ist viel zu kalt und besonnen, um Jedem, der ihr den Hof zu machen wagt, sich mir nichts dir nichts hinzugeben. Sie hält ihn, wie mir scheint, durch Versprechungen hin und wird sich wohl schwerlich jemals dazu entschließen können, letztere wahr zu machen, denn ihr Stolz erlaubt dies nicht!"

„Du hältst sie also für tugendhaft?"

„Mehr aus Prinzip als aus Neigung!"

„Du scheinst sie genau zu kennen?"

„Sire, ich habe sie förmlich studiert und kenne sie besser als meine eigene Frau, aus welcher ich — verzeihen mir Ew. Majestät diese kleine Abschweifung — niemals recht klug werden kann."

„Und vermutest Du, daß es auch mir schwer werden würde, mein Glück bei ihr zu machen?"

„Bei meiner Frau? O, durchaus nicht!"

„Tölpel, wer spricht von Deiner Frau?! Ich meine ja nur die Gräfin..."

„Diese, Majestät, dürfte allerdings etwas mehr Schwierigkeiten als jede Andere machen, doch zweifle ich keinen Augenblick daran, daß, sobald der Rechte kommt, er all' jene Hindernisse — respektive Skrupel — schnell beseitigen wird. Fast alle Frauen sind, glücklicherweise, über einen und denselben Kamm geschoren, und wer eine unter ihnen zu besiegen versteht, besiegt, mit wenigen Ausnahmen, fast alle."

„Du sprichst ja wie ein Buch..."

„Das ich mir gestern abend aus der Leihbibliothek geholt," gestand der pfiffige Tischler.

„Eh bien, mon cher, nous verrons!" sagte Napoleon, das Gespräch auf einen andern Gegenstand hinüberlenkend, der ihm vielleicht noch mehr am Herzen lag. „Bestätigt es sich wirklich, daß zu der Zahl meiner hiesigen, im geheimen agierenden Gegner auch die Königin von Sachsen und deren Tochter, Prinzessin Auguste, gehören sollen?"

„Ich habe Grund, es allerdings anzunehmen, hauptsächlich darum, weil letztere es Ew. Majestät niemals vergeben wird, daß Sie ihr die Tochter des Kaisers vorgezogen haben."

„Beim Kongreß zu Erfurt hatte ich einen Augenblick ernstlich daran gedacht, um die Hand der Prinzessin von Sachsen anzuhalten; doch als ich sie sah, fand ich sie, aufrichtig gesagt, schon viel zu alt für mich."

„Die Mutter, die sich durch diese Zurücksetzung fast eben so sehr wie ihre Tochter gekränkt fühlen mag, soll allerdings entschlossen sein, dem Umgange mit Ew. Majestät dadurch aus dem Wege zu gehen, daß beide, Kränklichkeit vorschützend, sich noch im Laufe dieser Woche zur Kur nach Teplitz begeben wollen . . ."

„Das werde ich durchaus nicht zugeben. Man ist mir die Rücksicht schuldig, wenigstens so lange hier zu bleiben, bis ich abgereist bin."

„Ich finde dies ganz natürlich," entgegnete der Spion, der die schwachen Seiten des Kaisers besser als mancher seiner nächsten Umgebung zu kennen schien.

„Wie denkst Du über Graf Vitzthum?"

„Die guten Dresdner nennen ihn blitzdumm, das aber ist er nicht; ich halte ihn für intrigant und boshaft und habe Grund zu glauben, daß auch er kein allzugroßer Anhänger Ew. kaiserlichen Majestät sein mag."

„Derlei Nullen sind mir so gleichgültig, wie Mücken, die sich auf die Absätze meiner Stiefel stellen. Man straft sie am empfindlichsten dadurch, daß man sie gänzlich ignoriert."

Der Tischler machte eine zustimmende Verneigung.

„Daß Marcolini," fuhr der Kaiser fort, „aus Prag noch

nicht zurückgekehrt ist, muß ich schon darum beklagen, weil er allem Anscheine nach doch wohl Jenen angehört, die es etwas treuer und ehrlicher als viele Andere mit mir meinen."

„Ew. Majestät geruhen gewaltig zu irren. Der Graf ist ein schlauer Italiener, welcher es bald mit dieser, bald mit jener Partei zu halten pflegt, je nachdem er hier oder dort größern Vorteil findet. Ich erlaube mir, Ew. Majestät noch einmal daran zu erinnern, daß nach allem, was ich über ihn erfahren habe, es hauptsächlich Graf Marcolini gewesen ist, der unserm alten Könige den verteufelt klugen Rat gegeben hatte, nach Prag zu gehen, um von dort aus mit dem österreichischen Kabinett in geheime Unterhandlungen zu treten.."

„Das wollen wir nicht mehr vergessen," sagte Napoleon, welcher doppelt empört zu sein pflegte, so oft er sich in seinen Vermutungen bitter getäuscht fand. — Die Hauptsache aber habe ich vergessen. Zu den Personen meiner Umgebung, die ich hiermit Deiner ganz besonderen Aufmerksamkeit empfehle, gehört vor allem mein bisheriger Polizeiminister Fouché, Herzog von Otranto, den ich, weil gerade ihm am wenigsten zu trauen ist, von Paris nach Dresden kommen ließ, um ihn in einigen Tagen an die Stelle des Generals Bertrand, dessen Ankunft ich morgen früh erwarte, als Gouverneur meiner illyrischen Provinzen nach Laibach zu schicken. Beobachte jeden seiner Schritte und lasse Dir angelegen sein, zu erfahren, mit welchen Leuten meiner Umgebung Fouché hier am meisten verkehrt."

„Ich werde nichts versäumen," versprach Liesenberg.

Einen Augenblick später erschien Doktor Corvisart. Einer der beiden Adjutanten des Kaisers, der sogenannte „Siegesbote", Graf Anatole de Monesquiou, hatte ihn auf dem halben Wege nach der im Japanischen Palais befindlichen Hofbibliothek eingeholt und ihn im Namen Seiner Majestät aufgefordert, mit ihm sogleich umzukehren.

„Sie müssen mich," sagte der Kaiser zu seinem Leibarzte, „augenblicklich zu einem Kranken begleiten, an dessen höchst bedenklichem Zustand ich lebhaften Anteil nehme..."

„Ich stehe zu Diensten!" sagte Corvisart.

„Auf Wiedersehen!" sprach Napoleon zu Liesenberg,

nachdem dieser ihm die Wohnung des bewußten Patienten genannt hatte. „Morgen, acht Uhr, erwarte ich Dich!"

Der Spion verschwand wie ein Regenbogen.

Der Kaiser beauftragte Rustand, eine seiner beiden, Tag und Nacht ununterbrochen angespannten Equipagen augenblicklich vorfahren zu lassen, um sich in Begleitung seines Leibarztes, wie seines Leibmameluken, nach der Wohnung der Kranken zu begeben.

„Ich habe Ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen," sagte unterwegs Napoleon zu Corvisart. „Der Patient, bei welchem ich Sie einführe, ist eine vornehme Dame, die ich seit vorigem Jahre, doch bis zu dieser Stunde nur aus der Ferne kenne. Heute, wo ich sie näher kennen zu lernen gehofft hatte, erfuhr ich, daß jene Dame — ihren Namen sollen Sie später erfahren — gestern urplötzlich erkrankt ist und nach der Aussage eines ihrer beiden Aerzte vergiftet sein soll. Weil letzteres mich außerordentlich beunruhigt, habe ich sofort beschlossen, Sie zu Rate zu ziehen, um mir über den Zustand dieser Dame — die mir durchaus nicht gleichgiltig ist — Gewißheit zu verschaffen. Da aber vorauszusehen ist, daß die Kranke — falls sie noch bei Besinnung wäre — bei meinem Anblick erschrecken müßte, weil sie noch niemals mit mir zusammengekommen war, so wünsche ich, daß Sie sich vorläufig o h n e mich an ihr Krankenlager begeben und ihr unumwunden sagen, daß Sie in m e i n e m Auftrage erschienen sind."

„Je suis à vos ordres," entgegnete Corvisart.

Der Kaiser saß wie auf Kohlen. Er brannte einesteils aus bloßer Neugier, andernteils aus wirklichem Mitgefühl für die Kranke, um Gewißheit zu erhalten, ob ihr Zustand in der Tat so bedenklich sei, wie einer ihrer Aerzte und sein Spion ihn geschildert hatte.

Am Hause der Gräfin angelangt, bemächtigte sich seines Körpers ein nervöses Zittern, das ihn häufig, wenn er sich in ähnlicher Aufregung befand, zu überfallen pflegte.

„Ihr Zittern, Sire," sagte Corvisart, beweist nur allzuklar, daß Ew. Majestät sehr unruhig sind..."

„Ich mag Ihnen durchaus nicht verhehlen, daß ich viel

gefaßter in zehn Schlachten als in jenes geheimnisvolle Krankenzimmer zöge."

„Wir wollen vorläufig das Beste hoffen," erwiderte der Arzt, um den Kaiser einigermaßen zu beruhigen.

Ins Vorzimmer eingetreten, fragte der Kammerdiener:

„Wen habe ich die Ehre anzumelden?"

„Den Leibarzt des Kaisers der Franzosen," antwortete Corvisart.

„Und darf ich fragen, in wessen Auftrage Sie erscheinen?"

„Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers," entgegnete Napoleon in einem Tone, in welchem etwas Imperatorisches lag, das dem Diener die Lust zu weitern Fragen gründlich zu verleiten schien.

„Sogleich werde ich die Herren anmelden," sagte der dienende Geist und öffnete die Tür des Empfangszimmers, in das er beide eintreten ließ, während er selbst sich ins Schlafgemach der Gräfin begab.

Mit einem Blick musterte der Kaiser die ganze Einrichtung des Salons. Das, was ihm dabei zuerst in die Augen fiel, war das von Immergrün umrankte Bild Beethovens, das hier über dem geschlossenen Klaviere hing.

Der Diener, gleich darauf mit der Nachricht zurückkehrend, daß der Besuch des kaiserlichen Leibarztes der gnädigen Frau herzlich willkommen sei, begleitete ihn bis an die Schwelle des Gemaches, worin die Gräfin im blendenden Schnee ihres Bettes und in einem wahrhaft magischen Zwielicht zwischen Hell und Dunkel lag.

Nachdem Dr. Corvisart leise eingetreten war, erhob sich die Gräfin, die, wie aus einem wonnig süßen Traume erwachend, ihn mit der leise hingeflüsterten Frage empfing:

„Habe ich denn auch r e c h t gehört? Sind Sie wirklich Herr Doktor Corvisart?"

„Woher, Madame, wissen Sie meinen Namen?"

„Allen, die den Kaiser kennen, kann auch Ihr berühmter Name nicht unbekannt geblieben sein. Ich bitte Sie, Platz zu nehmen," sagte die Gräfin, auf einen Lehnstuhl zeigend, auf dem, eine Viertelstunde früher, einer ihrer Aerzte, derselbe,

welcher so steif und fest an Vergiftung glaubte, höchst bedenklich sein hochweises Haupt geschüttelt hatte.

Corvisart setzte sich. Während er den Puls der Kranken zwischen seinen Fingern wog, fragte die Gräfin, die nach kurzem Schlafe sich wunderbar erholt zu haben schien:

„Sie erscheinen im Auftrage des Kaisers?"

„Der an Ihrem Befinden, Madame, den lebhaftesten Anteil nimmt," erklärte der pulsprüfende Arzt. „Kaum hatte Seine Majestät die erste Nachricht von Ihrer plötzlichen Erkrankung erhalten, als der Kaiser sich beeilte, mich rufen zu lassen, um sich durch mich Beruhigung zu verschaffen. Aber ich finde, aufrichtig gesagt, Ihren Puls so normal und so ruhig, daß jetzt auch nicht der kleinste Anlaß zu irgend einer Art von Besorgnis vorhanden ist. Sie haben, wie mir scheint, einen heftigen Anfall von Migräne gehabt, der nun — Dank der kleinen Transpiration, die sich eingestellt hat — gänzlich vorüber ist und der — ich werde sogleich Sorge dafür tragen — nicht so bald wiederkehren soll. Vor allem aber gestatten Sie mir, gnädige Frau, *ungesäumt* zum Kaiser zu eilen, um Seine Majestät über die plötzlich eingetretene Besserung Ihres Zustandes pflichtschuldigst zu beruhigen."

„Wie? Herr von Corvisart will mich verlassen?"

„Um Ihnen, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, meinen Famulus, welchen ich aus Fürsorge für Sie gleich mitgebracht habe, vorzustellen," sagte der Arzt und eilte ins Nebenzimmer, um den Kaiser hereinzuholen.

„Nun, Corvisart, wie geht's der Kranken?" fragte Napoleon.

„Beruhigen Sie sich, Majestät! Die Dame ist eben so wenig krank gewesen, wie Sie und ich. Kommen Sie, Sire, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen."

Mit hastigen Schritten folgte ihm Napoleon.

In dem Augenblick, als letzterer ins Zwielicht des Zimmers der vermeintlichen Kranken eingetreten war, sank sie beim Anblicke dieses ihr gänzlich unerwarteten Besuches

mit einem leisen Schrei der Ueberraschung wie ohnmächtig auf ihre Kopfkissen zurück.

Der Kaiser eilte an ihr Lager. Teilnehmend bog er sich über ihr Bett mit der leise hingehauchten Bitte:

„Erschrecken Sie nicht; beruhigen Sie sich! Ich war, hoch besorgt, mit Corvisart hieher geeilt, um mich mit eigenen Augen von Ihrem Zustande zu überzeugen . . . Corvisart findet Sie außer aller Gefahr . . . Fassen, erholen, ermuntern Sie sich!" bat der Kaiser mit mehr Herzlichkeit, als mancher seiner Feinde ihm jemals zugetraut haben würde.

„Ich gehe," sagte der schlaue Arzt, sich leise auf den Zehen fortschleichend, was Napoleon, ehrlich gesagt, durchaus nicht ungern sah.

Die Gräfin schien nichts zu hören. Es war, als hätte ein todesähnlicher Schlaf oder Starrkrampf seine bleiernen Flügel über sie ausgebreitet, die jeden ihrer Sinne in betäubende Fesseln schlugen und sie aller Kraft zu sehen und zu hören, zu denken und zu fühlen beraubten. Sie vermochte nicht, sich zu rühren.

„Erwachen Sie aus dieser dumpfen Betäubung! Kommen Sie zu sich, teure Gräfin!" beschwor sie der Kaiser. „Der Mann, der in diesem Augenblicke die Pulsschläge Ihres Herzens fühlt, ist ja kein Fremder mehr für Sie. Seit einem Jahre trägt er Ihr Bild als die schönste und heiligste seiner Trophäen wie eine unentweihte Reliquie in seines Herzens tiefster Tiefe und brennt vor Begierde, Ihnen zu sagen, wie teuer Sie ihm sind."

Napoleon erwartete ein Wort der Antwort. Sie aber schwieg wie der Tod.

„Sollte dieser Starrkrampf ein Vorgeschmack des Todes oder Schein nur und Verstellung sein?" fragte sich der Kaiser, welcher an der Wahrheit dieses todesähnlichen Zustandes zu zweifen begann. „Was tun, um sie zu erwecken?" fragte er, sich vergeblich um Rat und Beistand umsehend. „Corvisart hat mich hier allein zurückgelassen! Unmöglich hat er dies ohne Grund und Absicht getan," sagte er und geruhte einen Augenblick zu überlegen. „Sollte diese Ohnmacht nur Komödie sein?" fragte er sich und schien die Lethargie der Gräfin

mehr und mehr zu bezweifeln. „Sie will um keinen Preis erwachen," flüsterte er leise vor sich hin. „Und doch ist ihre Hand so warm wie die meinige, und doch schlägt ihr Herz nicht weniger laut als das meine. Ich Tor, der ich noch zweifle! Sie ist eben so wenig tot wie ich! Sie spielt nur die Ohnmacht?" wagte er zu denken, um gleichzeitig einen glühend heißen Kuß auf ihre unbeweglichen Lippen zu pressen. „Sie liegt wie tot vor mir und doch sagt mir mein Herz und alles, was ich in diesem Augenblick empfinde, daß sie lebt und ganz dasselbe fühlen mag, was ich selber fühle. — Und warum sich unnütz Skrupel machen?" fragte er sich, einen Moment ernsthaft nachdenkend. „Warum hier noch unnütz eine Sekunde kostbarer Zeit verlieren? Zeige ihr, daß Du Mann bist!"

Napoleon sprach nicht mehr . . . er schwieg. Die eingetretene Pause hatte nichts Unheimliches. Man hörte das geschwätzige Tiktak der Wanduhr und das heitere Gezwitscher der Kanarienvögel im Nebenzimmer.

Die Gräfin schien noch immer tot. Napoleon aber erwachte aus süßen Feenträumen.

Als er sein Auge emporschlug, erblickte er sein in Lorbeer eingerahmtes Bild, das von der Höhe ihres Betts auf ihn herniedersah.

„Soll ich mit Gewalt sie wecken?" fragte sich der Kaiser. „Nein, nein!" sagte er, rasch gefaßt. „Dies schöne Haupt möge ruhig fortschlummern und erst dann erwachen, wenn der Alp, der sie gedrückt, sie verlassen hat. Addio, carissima mia, felicissima notte!" flüsterte er ihr mit halblauter Stimme zu, hauchte noch einen Abschiedskuß auf ihre fieberhaft heiße Stirn und verließ dann geräuschlos die glückliche Schläferin.

Im Vorhause erwartete ihn Doktor Corvisart.

„Sire, wie haben Sie die Kranke verlassen?" fragte der kluge Aesculap.

„Sie schläft noch immer wie vorhin," entgegnete der Kaiser, „und scheint noch immer wie leblos."

„Sire, fassen Sie Beruhigung! Unsre Tote wird frühzeitig genug erwachen," erklärte Corvisart und begleitete seinen kaiserlichen Herrn und Gebieter an den durch Rustan

geöffneten Wagen, der beide pfeilschnell nach dem Palais Marcolini zurückbrachte.

„Ich habe heute eine neue Erfahrung gemacht," gestand Napoleon seinem Leibarzte. „Jene liebenswürdige Patientin — später sollen Sie deren Namen erfahren — gehört zu jenen klugen Frauen, welche instinktartig zu ahnen scheinen, daß sie niemals mächtiger als in Augenblicken so meisterhaft gespielter Ohnmacht sind."

Gräfin Kielmannsegge schlug bald darauf, nachdem der Kaiser sich entfernt hatte, ihre schlafmüden Augen auf und glaubte alles, was unterdessen vorgefallen war, nur geträumt und nicht wirklich erlebt zu haben. Sie rieb sich die schlummergeröteten Augen und schien untröstlich darüber, sich von dem Abgott ihrer Träume so schnell verlassen zu sehen. Das schöne Traumbild war urplötzlich verschwunden. Wachend begann sie darüber ernstlich nachzudenken. Ihr Herz füllte sich mit Unruhe: in ihren Augen blitzten heiße Tränen. —

— — — — — — — —

Erst nachdem sie sich vollständig erholt hatte, verließ sie das Bett. Als bald darauf der Arzt erschien, dem ihr Zustand so viel Besorgnis eingeflößt hatte, empfing sie ihn mit heiterm Lächeln und mit den Worten:

„Sie haben sich meinetwegen umsonst geängstigt. Meine Migräne ist vorüber, und in diesem Augenblicke fühle ich mich wohler wie jemals."

Der Arzt schien nicht wenig überrascht.

„In früherer Zeit, als ich noch mit meinem Gemahl gelebt," erklärte die Gräfin, „hatte ich derlei Anfälle sehr häufig gehabt. Sie pflegten schnell vorüberzugehen, ließen aber fast immer ungewöhnlich große Ermattung zurück. Heute dagegen fühle ich mich weniger angegriffen, als sonst."

„Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen," entgegnete der Doktor, „um so mehr," setzte er hinzu, „da ich, ehrlich eingestanden, sehr besorgt um Sie gewesen war, weil ich an eine Art von Vergiftung geglaubt hatte . . ."

„Wer hätte mich Aermste vergiften sollen? Ich lese in Ihren Augen die Antwort darauf. Aber Sie irren sich,

lieber Doktor! Meine Selbstmordgedanken habe ich längst überwunden und als Ballast über Bord geworfen. Ich bin jetzt weniger schwermütig als sonst und finde seit kurzem weit mehr Genuß am Leben als in früherer Zeit."

„Das freut mich," sagte der Arzt, ihren Puls betastend, den er noch ziemlich aufgeregt fand. „Ich werde Ihnen," fuhr er fort, „noch eine Kleinigkeit verschreiben, die Ihre angegriffenen Nerven vollständig beruhigen wird."

Nachdem er, wie immer, wenn er nichts Besseres wußte, eine harmlose Gabe Gummi mimosae verordnet hatte, empfahl er sich mit dem Versprechen, gegen Abend wiederzukommen.

„Die Aerzte wissen doch alle nichts," sagte die Gräfin, dem Heilkünstler, der mit dem Bewußtsein fortging, daß nur er sie geheilt habe, lächelnd nachsehend. Dieser Mann beschäftigt sich vor allem mit der Schädellehre. Wie oft hat er meinen Kopf untersucht, um daraus Schlüsse auf mein Herz zu ziehen. Wenn gleich schon Machiavell gesagt hat, daß Kopf und Herz ein moralisches Zwillingspaar ist, so halte ich trotzdem die Schädellehre für eine Lehre von leeren Schädeln und jenen Doktor Gall, der sie zuerst aufs Tapet gebracht und ausgebeutet hat, für einen der größten Charlatane unserer Zeit. — Nach den phrenologischen Untersuchungen meines Arztes soll die hervorragendste Eigentümlichkeit meines Hirnschädels Sanftmut sein; trotzdem bin ich nichts weniger als sanft, ja geradezu das Gegenteil: heftig, aufbrausend, jähzornig. Diese Kranioskopie ist eine eitle Wissenschaft, welche sich selbst fast eben so sehr wie die andern täuscht. Wäre ich wirklich so sanft und gutmütig, wie ihm mein Schädel erscheint, dann würde ich jetzt, wo ich mit kaltem Blute überdenke, was wenige Stunden vorher zwischen mir und dem Kaiser vorgefallen war, weniger aufgebracht sein. Noch immer wage ich mir selber nicht einzugestehen, ob alles ein glücklicher Traum oder — mir schaudert die Haut! — eine unglückselige Wahrheit gewesen ist. Ich zittere an allen Gliedern und muß tief erröten, wenn das, was ich in jenem todesähnlichen Zustande erlebt habe, kein Traum gewesen ist."

Ihr Geist versank in mißmutige Betrachtungen.

„Was muß er denken von Dir?“ fragte sie sich tiefbeschämt. Muß ich nicht ihm geegenüber allen Nimbus verloren haben und in seinen Augen wie eine leichtsinnige Heuchlerin dastehen, die mit ihm nur Komödie gespielt hat? Ein banges Vorgefühl sagt mir, daß er dies gewagte Gaukelspiel früh genug durchschaut hat und mich nun gründlich verachten wird. Letzteres aber würde ich schwerlich überleben.“

Sie brach in Tränen aus.

Schwer gefoltert von dem Gedanken, sich in den Augen des Mannes, den sie mehr wie sich selber liebte, vielleicht entehrt zu haben, mußte sie unwillkürlich ihr Knie beugen und Trost im Gebete suchen.

„Großer Gott!“ rief sie aus, wenn ich wirklich gefehlt, wenn ich gesündigt habe, dann vergib es mir, denn das, was ich getan, geschah nicht aus Eitelkeit: es geschah aus Liebe zu ihm!“

In diesem Augenblicke wurde Horace angemeldet. Rasch erhob sie sich, um ihn so unbefangen, als ihr in dieser Lage möglich war, willkommen zu heißen.

„Himmel, was ist vorgefallen?“ fragte Cunningham im Vorgefühle banger Ahnung. „Sie sehen leidend und angegriffen aus... Charlotte, teure Charlotte, sind Sie krank?“

„Ich bin's gewesen,“ stammelte die Gräfin. „Jetzt habe ich mich wieder erholt...“

„Sie sind krank gewesen und haben nicht sofort zu mir geschickt? Was, Gräfin, soll ich davon denken?“ fragte er in vorwurfsvollem Tone.

„Mein Unwohlsein hatte sich so plötzlich eingestellt, daß es mir unmöglich gewesen war, Sie rufen zu lassen. Mehrere Stunden lag ich ohne Bewußtsein...“

Horace schien betroffen und bestürzt zu sein.

„Und war denn niemand bei Ihnen?“ fragte er.

„So viel ich weiß, befand sich, als mein Bewußtsein auf einen kurzen Augenblick zurückgekehrt war, nur einer meiner beiden Aerzte um mich... Außer ihm war niemand bei mir...“

„Sie scheinen fest geschlafen zu haben...“

„Weil Sie sonst durchaus wissen müßten, daß heute vor-

mittag außer Ihrem Arzte noch zwei andere Herren an Ihrem Krankenlager verweilt hatten . . .

„Was sagen Sie?" fragte die Gräfin.

„Etwas, was ich soeben aus dem Munde Ihres Kammerdieners erfuhr, der einen jener beiden Herren angemeldet hatte . . ."

„Ganz recht, jetzt entsinne ich mich! Es war der Leibarzt des Kaisers . . ."

„Und wer sandte Ihnen diesen Mann?" inquirierte Horace.

„Allem Anscheine nach der Kaiser selbst," meinte die Gräfin.

„War nicht auch er bei Ihnen?" forschte Cunningham weiter.

„Meine Augen haben ihn nicht gesehen," beteuerte die Befragte.

„Sie wissen also wirklich nicht, wer jener Andere gewesen, der in Begleitung des kaiserlichen Leibarztes erschienen war?"

„Ich weiß es nicht!" erklärte sie.

„Dann will ich es Ihnen sagen: jener Mann war der Kaiser selbst."

„Leicht möglich," entgegnete gleichgültig die Gräfin, „doch kann ich es nicht geradezu behaupten, da ich bewußtlos in den bleiernen Banden eines todesähnlichen Starrkrampfes lag und keine Ahnung hatte, wer um mich gewesen war."

Ein skeptisches Lächeln verzerrte die Miene des Baronets, welcher achselzuckend darauf erwiderte:

„Die Sache ist ganz allerliebst erfunden!"

„Erfunden?" wiederholte die Gräfin auffallend gereizt.

„Oder wünschen Sie, daß ich dies hübsche, fein gedrechselte Ammen-Märchen für Wahrheit halten soll?" fragte Horace mit schlecht verhehlter Bitterkeit. „Gräfin Kielmannsegge, Sie sind eine Heuchlerin!" rief er im Aufsprühen seines Zornes aus.

„Baronet," rief die Gräfin empört, „Sie wagen eine Sprache zu führen..."

„Zu welcher ich vollkommen berechtigt bin," erklärte der Gentleman.

„Die ich mir aber durchaus nicht gefallen lasse," fuhr sie fort. „Baronet, wenn Sie jetzt zum zweiten Male fähig sind, einem Verdachte Raum zu geben, der meine Ehre wie damals tief verletzen muß, dann kann ich vorläufig nichts anderes tun, als Sie inständigst bitten..."

„Sie zu verlassen ... das soll geschehen!" rief Horace in einem Tone, dem es leicht anzuhören war, daß sein Jähzorn den Zündpunkt erreicht hatte. „Augenblicklich, Madame, werde ich Sie verlassen: doch bevor ich gehe, will ich Ihnen zum Abschiede nur dies noch sagen, daß noch kein Weib auf Erden mich unbestraft getäuscht und hintergangen hat. Horace wird sich zu rächen wissen!" rief der Baronet und stürmte leichenbleich zur Tür hinaus.

Die Gräfin war unfähig einer Antwort. Der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt. Sie stand wie eine zertrümmerte Statue da.

Zum Glück erschien jetzt der Maler.

„Gräfin, wollen Sie einem Bildhauer stehen?" fragte Grassi.

Ihre Zunge schien noch immer gefesselt.

„Sie antworten nicht? Ei, ei, Gräfin, was bedeutet dies? Was hat Sie so urplötzlich der Sprache beraubt, daß Sie für den besten Ihrer Freunde kein Wort der Antwort haben?"

„Ich bin empört!" rief die Gräfin.

„Ueber wen?" fragte Grassi voller Teilnahme.

„Ueber ihn, der mich soeben verlassen hat..."

„Wie? Dieser Rotkopf wagt es von neuem..."

„Meine Ehre auf's empfindlichste zu kränken. Dringen Sie nicht in mich, das Nähere darüber zu erfahren. Mehr kann, mehr darf ich Ihnen nicht sagen..."

„Mich trifft der Schlag!" rief Grassi.

Der Sohn der Gräfin Kielmannsegge

„Fassen Sie sich, mein teurer Freund! Auch diese Kränkung werd' ich überwinden. Vor allem aber bitte ich Sie, mir zu meiner Beruhigung das Versprechen zu geben, jenen aufbrausenden Tollkopf darüber nicht wie das erste Mal zur Rechenschaft zu ziehen. Das Geschehene läßt sich nicht ändern. Das Unvermeidliche muß standhaft ertragen werden..."

„Ich sehe, wie alles kommen wird! Sie werden ihm wieder verzeihen wie damals..."

„Bei Gott, das werde ich nicht!" schwur die Gräfin, ihre Rechte zum Himmel emporhebend. Nun aber kein Wort mehr davon!"

„Erlauben Sie, daß ich gehen und morgen wiederkommen darf," sagte der Maler und verließ die Gräfin, die noch immer wie vernichtet auf derselben Stelle stand.

Als Frau von Kielmannsegge mit sich allein war, sank sie wie ein von mitleidloser Axt gefällter Baumstamm auf den Fußboden nieder.

Hier lag sie bis gegen Mitternacht. Als sie dann, in's Bewußtsein zurückgekehrt, die matten Augen aufschlug, stand der große Arzt und Hirnschädelkenner vor ihr.

Er hob sie vom Teppich auf mit den Worten:

„Beruhigen Sie sich, meine teure Gräfin! Es war nur ein kleiner Rückfall!"

Dann verschrieb er das dritte Rezept und verließ die Gräfin, die, bis zum Tode erschöpft, sich gleich darauf zur Ruhe begab.

Einundvierzigstes Kapitel.

Am Morgen des folgenden Tages arbeitete der Kaiser (zu jenen Naturen gehörend, denen fünf Stunden ruhigen Schlafes genügen, um sich selbst von den heftigsten Anstrengungen vollständig zu erholen) seit vier Uhr früh mit seinem Staatssekretär, der, nicht minder tätig als sein Herr und Gebieter, eine unermüdliche Arbeitslust besaß.

„Wissen Sie, wie lange wir uns bereits kennen?" fragte Napoleon seinen Minister.

„Sire, ich habe die Ehre, von Ihnen seit dem Jahre 1790 gekannt zu sein."

„Es sind jetzt dreizehn Jahre her. Wir wohnten damals in einem und demselben Hause in der Rue Saint-Thomas du Louvre, in dem bescheidenen „Hotel garni de l'Union", in welchem Sie Ihr Redaktionsbureau als Herausgeber des „Bulletin de l'Assemblé" aufgeschlagen hatten. Damals war ich Artillerie-Leutnant, arm wie eine Synagogenmaus und gänzlich unbekannt in der Welt wie Millionen anderer Menschenkinder. Sie dagegen waren damals ein bekannter und gefürchteter Journalist, vor dessen spitzer Feder die ganze Nationalversammlung, ja selbst der allmächtige Donnergott derselben, Graf Mirabeau, zu zittern pflegte. Letzterer starb gerade zu rechter Zeit. Hätte er noch einige Jahre länger gelebt, wer weiß, wie manches sich in Frankreich ganz anders als nach seinem frühzeitig erfolgten Tode gestaltet haben würde. Ich erinnere mich noch sehr genau des Nekrologs, den Sie damals den Manen dieses Jupiter tonans unserer Revolution gewidmet hatten. Sie waren es, der ihn bei

diesem Anlasse den „Shakespeare der parlamentarischen Beredsamkeit" genannt."

„Ew. Majestät geruhen sich zu irren. Das war nicht ich, sondern Barnave gewesen, welcher den toten Riesen so getauft hatte.

„Ach ja, Barnave, den ich, beiläufig erwähnt, persönlich fast eben so genau wie Sie gekannt. In Barnave's Begleitung hatte ich dem feierlichen Leichenbegängnisse Mirabeaus beigewohnt, und ich erinnere mich jeder Einzelheit dabei noch so lebhaft, als hätte man Mirabeau erst heute früh beerdigt. Es war Montag am 4. April. Um 5 Uhr abends begann der Leichenzug sich zu ordnen; dem Sarge voraus schritt die Geistlichkeit. Der Sarg selbst wurde, von Nationalgarden umgeben, von sechzehn Bürgersoldaten getragen. Der Cortège, den Raum einer ganzen Meile füllend, vermochte sich durch den wogenden Andrang des Volkes nur so langsam fortzubewegen, daß er erst gegen Mitternacht die Sainte-Geneviève-Kirche erreichte, wo Mirabeau's irdische Hülle neben jener unseres größten Philosophen René Descartes beigesetzt ward. Auch Graf Mirabeau war, wie Sie, Journalist gewesen. Aber sein „Courrier de Provence", den ich, damals noch Unterleutnant, ab und zu im Kaffeehause gelesen hatte, war ein höchst mittelmäßiges Journal, während ich Ihr „Bulletin de l'Assemblée", aufrichtig gesagt, stets mit großer Befriedigung las.

„Sie waren jederzeit nachsichtig gegen mich.."

„Nachsichtig ist nicht das rechte Wort. Sagen Sie lieber, gerecht, Freund Maret! Oft schwelge ich gern in Rückerinnerungen aus jenen Tagen glücklicher Vergangenheit, wo ich noch nicht die Last einer doppelten Krone trug. Oft gibt es Augenblicke, in denen ich mir leider gestehen muß, daß ich als einfacher General und als erster Konsul der Republik mich weit glücklicher gefühlt habe, wie als Kaiser, jetzt, wo Rußland und Preußen sich gegen mich verschworen haben und — meine Ahnung sagt es mir — nicht eher ruhen werden, bis sie auch Oesterreich und meinen Schwiegervater in ihr heimtückisches Netz gelockt haben. — Narbonne ist noch immer nicht zurückgekehrt?"

„Bis jetzt noch nicht, Majestät. Doch erwarten wir ihn jeden Augenblick," entgegnete der Herzog von Bassano, dem die finstere Miene des Kaisers nicht entgangen war.

„Haben Sie schon mit Fouché gesprochen?" fragte Napoleon.

„Bis jetzt noch nicht, Majestät! Der Herzog scheint absichtlich mir auszuweichen..."

„Weil er kein reines Gewissen hat. Um ihn für Paris unschädlich zu machen, schicke ich ihn als Stellvertreter Bertrand's vorläufig nach Illyrien und später wahrscheinlich nach Rom."

„In zwei Stunden rückt Bertrand ein..."

„Der meint es ehrlich mit mir! Wie freue ich mich, ihn wiederzusehen!" gestand der Kaiser. „Wissen Sie vielleicht, ob er seine hübsche Frau mitbringt, deren Sohn, Artur Napoleon, ich vor zwei Jahren aus der Taufe hob?"

„Die Gräfin befindet sich in Paris."

„Schade!" rief der Kaiser, der schon damals an ihr viel Gefallen zu haben schien. „Sorgen Sie dafür, daß mein treuer Bertrand bei seinem Einzuge in Dresden von der Bevölkerung mit wohlverdientem Enthusiasmus empfangen werde."

„Es soll geschehen!" erwiderte der Herzog.

„Wie stehen die Sachen in Paris? Sind neue Berichte von der Kaiserin-Regentin eingelaufen?"

„Heute noch nicht," antwortete der Staatssekretär.

„Madame ist im Schreiben etwas saumselig," meinte Napoleon, über dessen Stirn eine Wolke leichten Mißmuts flog. „Schreiben Sie noch heute meinem Erzkanzler Cambacérès und beauftragen Sie ihn in meinem Namen, der Kaiserin mitzuteilen, daß sie sich bereit halten möge, in der letzten Woche des nächsten Monats mit mir in Mainz zusammenzutreffen. Ich wünsche, daß sie spätestens am 23. Juni von Saint-Cloud abreise und sich in Begleitung ihres Palast-Präfekten, zweier Kammerherren und zweier Stallmeister über Chalons und Metz nach Mainz begebe, wo ich acht Tage ihr Gesellschaft leisten will. Von ihrem weiblichen Hofstaate sollen sie, außer der Herzogin von Monte-

bello, nur zwei Palastdamen, zwei rote und zwei schwarze Kammerfreuen begleiten, mehr aber nicht!" fügte Napoleon hinzu, der in manchen Punkten auffallend sparsam, oft sogar geradezu geizig war. Ferner wünsche ich, daß auch mein Adjutant, Graf Caffarelli, sich dem Gefolge der Kaiserin anschließe. Es ist unnötig, das goldene Service mitzunehmen. Sie begnüge sich in Mainz mit jenem von Silber. — Die erste Nacht soll Ihre Majestät in Chalons, in der Wohnung des Präfekten, die zweite Nacht in Metz, ebenfalls in der Behausung des Präfekten, übernachten und am Abende des dritten Tages in Mainz eintreffen. Auch wünsche ich, daß sie nicht mehr als höchstens zwölf Reisewagen, vier für sich und acht für ihr Gefolge, mit sich führe. In allen drei Städten soll beim Empfange Ihrer Majestät das vorgeschriebene Reglement aufs Genaueste beobachtet werden. Die Gendarmerie erscheint in großer Uniform. Der General-Kommandant der Division hat die Kaiserin, ihrem Range gemäß, bis an die Grenze seines Divisionsbezirks zu begleiten, car tel est notre bon plaisir!" schloß er ganz im Tone des absoluten Ludwig XIV.

„Die Befehle Eurer Majestät sollen pünktlich vollzogen werden," versprach der Herzog von Bassano, der sich gleich darauf in seine Gemächer zurückzog. Maret und Berthier bewohnten das erste Stockwerk des Palais Marcolini, in das, zwei Wochen später, auch der König Jerome von Westfalen und der König Joachim Murat von Neapel untergebracht werden mußten.

Eine Stunde später, nach dem ersten Frühstück, geruhte der Nimmerrastende seinen Vize-Connetable Berthier zu empfangen

Napoleon, der nach dem Frühstück gewöhnlich bei guter Laune zu sein pflegte, fragte seinen alten Waffenkameraden:

„Darf ich fragen, wie wir geschlafen haben?"

„Schlecht, Sire, sehr schlecht!" erwiderte der Fürst von Wagram. „In vergangener Nacht schreckte mich ein höchst fataler Traum. Ich sah aus dem dritten Stockwerke eines deutschen Schlosses heraus, verlor dabei das Gleichgewicht und fiel auf das Straßenpflaster hinab. Da ich zufällig

an nichts so fest und unerschütterlich als an gewisse Träume glaube, so bilde ich mir ein, daß ich eines Tages nicht auf dem Felde der Ehre, sondern im Kote irgend einer Straße meinen Tod finden werde."

„O, sei nicht kindisch, alter Freund! Nur alte Weiber glauben an Träume. Ein Mann, wie Berthier, verlacht sie!"

„Das kann ich nicht," gestand der Fürst von Wagram, in dessen finstern Mienen sich das Wetterleuchten einer gewitterschwülen Ahnung offenbarte. — — — Berthiers Traum ging wirklich in Erfüllung. Zwei Jahre später fiel er (am 1. Juni 1815) aus dem dritten Stockwerke des Schlosses zu Bamberg, in dem Augenblicke, als eine russische Kolonne durch Bamberg nach Frankreich zog, auf das Straßenpflaster herab und blieb augenblicklich tot.

„Denken Sie nicht mehr daran," sagte Napoleon und lenkte das Gespräch auf die von ihm heute anberaumte Heerschau. „Ich freue mich, meiner alten Garde und den neuen Truppen, die mir Bertrand aus Illyrien zuführt, sagen zu können, wie ich es kaum erwarten kann, ihre Tapferkeit bald auf neue Proben zu stellen. Es ist zwar Waffenstillstand," bedauerte er, „der Krieg aber, der unter der Asche fortglimmt, wird bald von neuem auflodern, und dann, Fürst von Wagram, wollen wir allen Feinden, die sich gegen uns verbunden haben, den Beweis liefern, daß der Waffenglanz Frankreichs ebenso unüberwindlich ist . . ."

„Wie Eure Majestät," unterbrach ihn Berthier.

„Treffen Sie noch heute die nötige Verfügung, daß an Stelle des Grafen Durosnel, mit welchem ich nicht ganz zufrieden bin, Graf Laurent Gouvion-SaintCyr, der sich in der Schlacht an der Moskwa den Marschallstab erworben hat, als Gouverneur unserer guten Stadt Dresden eingesetzt werde, und daß General Durosnel sich vorläufig nach Torgau begebe, um die dortige Festung zu inspizieren. — In Bezug auf die von Ihnen zu Ehren meiner Ankunft angeordnete Illumination wünsche ich, daß Sie Rücksprache darüber mit meinem Gesandten Serra nehmen und sich mit ihm über die Transparent-Inschriften verständigen, die er am Gesandtschaftshotel anzubringen hat. Ich muß wirklich an

alles denken," sagte der Autokrat, der keinen andern Willen als den seinigen zu respektieren pflegte. „Sorgen Sie dafür, daß die Beleuchtung der Stadt so glänzend als nur möglich sich gestalte, denn meiner Ansicht nach gibt's auf Erden kein lächerlicheres Schauspiel als eine mesquin verunglückte Stadtbeleuchtung. Bis dahin bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme und Sie in Zukunft vor schwarzen Träumen huldreich bewahren möge.

Berthier begab sich geradenwegs zu Maret, um mit demselben die nähern Details über die Inszenesetzung der freiwillig-erzwungenen Illumination zu besprechen.

Punkt acht Uhr erschien der Spion.

„Du weißt?" rief ihm Napoleon entgegen.

„Ich weiß bereits alles, was Eure Majestät mir sagen wollen. Die List der Gräfin ist gelungen: sie war ebenso wenig krank gewesen, wie ich, und hatte, offenherzig gestanden, gestern das Bett nur darum nicht verlassen wollen, um nicht gezwungen zu sein, den ersten Schritt zu tun. Infolge dieser fingierten Krankheit hat sich alles übrige wie von selbst gemacht. Gestatten mir Eure Majestät, daß ich zu dem glänzenden Siege, den Allerhöchstdieselben gestern in aller Stille jenseits der Elbebrücke davon getragen,, meinen aufrichtigen Glückwunsch abzustatten."

„Liesenberg, Du bist ein kleiner Tausendsassa!" sagte der Kaiser, der sich im Nachgeschmack des gestrigen Triumphes hocherfreut die beiden Handteller rieb und einen Augenblick später seinem Mouchard eine Rolle mit hundert frischgeprägten Napoleondors in die Faust drückte. „Hier, alter Maulwurf, ist Dein Honorar!"

Liesenberg verneigte sich ehrfurchtsvoll und tiefgerührt

„Jetzt habe ich Dir einen neuen Auftrag zu erteilen, welchen ich nur darum in Deine werten Hände lege, um Dir einen fortgesetzten Beweis meines Vertrauens zu geben. Nimm, alter Knabe, jenes grünsammetne, mit goldenen Bienen geschmückte Etui, das dort auf meinem Arbeitspulte steht. Trage dasselbe, ohne es unterwegs neugierig zu öffnen, was Dir nicht schwer werden würde, da es unverschlossen ist, zur Gräfin Kielmannsegge und übergib es ihr in meinem

Namen als ein kleines, unbedeutendes Zeichen meiner Aufmerksamkeit, mit der Bitte, dasselbe als ein Andenken an das „Gestern" huldreichst annehmen zu wollen. Gleichzeitig beauftrage ich Dich, die Gräfin im Namen des Kaisers freundlichst einzuladen, ihm heute abend nach der Vorstellung im Hoftheater, der er beizuwohnen genötigt ist, die Freude ihres Besuches zu schenken. In diesem Zimmer, sage ihr, wolle ich sie erwarten, um ihr heute noch manches, was ich gestern mit ihr zu besprechen vergessen hatte, nachträglich mitzuteilen. Sollte es der Gräfin gefallen, Dich — Gott weiß um was? — irgendwie auszufragen, dann sei vorsichtig wie ein frisch geschliffenes Rasiermesser und stumm wie dort jene Streusandbüchse. Verstehst Du mich?"

„Vollkommen, Sire! Ich bin zwar nur ein Tischler, aber, vielleicht schon aus diesem Grunde, gehobelter als mancher andere . . ."

„Ich achte und ehre Dein Talent," sagte der Kaiser.

Liesenberg, der sich dadurch bis in die Fußspitzen geschmeichelt fühlen mußte, schnitt Grimassen wie ein Bär, der soeben frischen Jungfernhonig aufgeleckt hat.

Er nahm das Etui und ging. Und wie sehr auch auf dem Wege zur Gräfin der Teufel der Neugier ihn bald am Rockschoße, bald am Ohrlappen riß und ihn in Versuchung führte, das Kästchen zu öffnen, um Bekanntschaft mit dem Kerne dieser Schale zu machen, Liesenberg widerstand der Versuchung und ließ es ungeöffnet.

Und so übergab er's der Gräfin.

Diese aber war vorsichtig genug, es in Gegenwart des Spions ebenfalls nicht zu öffnen. Mit der gleichgiltigsten Miene stellte sie das Etui auf den neben ihr stehenden Tisch mit den Worten:

„Danken Sie in meinem Namen Seiner Majestät dem Kaiser für diesen glänzenden Beweis seiner Allerhöchsten Aufmerksamkeit und sagen Sie ihm, daß ich von dem Inhalte desselben um so mehr überrascht und entzückt bin, weil ich, wie Sie sehen, unmöglich erraten kann, was darin enthalten sein mag. Das Was ist, im Grunde genommen, mir ziemlich gleichgiltig. Den höchsten Wert, — berichten Sie auch

dies Seiner Majestät — lege ich auf das Von wem! Der Kaiser hat es mir geschickt. Nur dies allein macht mich glücklich."

„Gewiß werden Sie um so glücklicher sein, wenn Sie erst den Inhalt dieses Kästchens kennen..."

„Ich bin darin durchaus nicht neugierig," entgegnete Frau von Kielmannsegge, welche sich an der unbefriedigten Spannung des Spions höchlich zu ergötzen schien.

„Wenn die Frau Gräfin auch nur die kleinste Ahnung von dem hätten," meinte Liesenberg, „was in jenem grünen Versteck enthalten ist, dann würden Sie keinen Augenblick zaudern, es sogleich in meinem Beisein zu öffnen."

„Wissen Sie, was darin verboregn liegt?" fragte die Gräfin.

„Ei freilich!" entgenete der schlaue Graukopf.

„Dann haben Sie eben so wenig Ursache, neugierig zu sein, wie ich, die ich noch frühzeitig genug erfahren werde, was, um mit Herrn von Göthe zu reden, des „Pudels Kern" ist."

„Nun meinetwegen," entgegnete der Tischler, dessen Neugier zu allen Knopflöchern seines fadenscheinigen Ueberrocks herauslugte. „Doch dabei," fuhr er fort, „vergaß ich ganz und gar, mich auch des zweiten Teiles meines Auftrages zu entledigen..."

„Was haben Sie mir außerdem mitzuteilen?"

„Seine Majestät der Kaiser haben allerhuldreichst geruht, um die Freude ihres Besuches bitten zu lassen..."

„Und weiter nichts?" fragte die Gräfin.

„Seine Majestät der Kaiser wollen allergnädigst geruhen, Sie heute abend, nach der Vorstellung, im Palais Marcolini zu erwarten..."

„Sagen Sie Seiner Majestät," sprach sie, urplötzlich Halt machend.

„Was soll ich sagen?" fragte Liesenberg.

„Daß Gräfin Kielmannsegge nicht kommen wird," lautete die Antwort.

„Ist dies Ernst?" fragte der Spion.

„Jetzt ist es neun Uhr früh; ich pflege nur abends zu scherzen."

„Und wäre dies alles, was ich Seiner Majestät in Ihrem Auftrage zu berichten hätte?"

„Mehr habe ich nicht zu sagen," erklärte die Gräfin mit dem ihr angeborenen Stolz und Hochmut.

„Dann entferne ich mich, Frau Gräfin."

„Niemand, lieber Mann, hindert Sie daran."

„Ich habe die Ehre, mich bestens zu empfehlen," sagte der Mouchard und trat, tief gekränkt, seinen Rückzug an.

Jetzt erst öffnete sie das Etui. Im Innern lag ein prachtvolles Armband. In der Mitte desselben glänzten drei große orientalische Perlen und zu beiden Seiten derselben strahlten fünf Edelsteine: ein blendend weißer Diamant, ein himmelblauer Saphir, ein rosenroter Rubin, ein grasgrüner Smaragd und eine pechschwarze Granate. Dies antik gefaßte, stark massive Bracelette war das Prachtstück eines Pariser Juweliers, dem der Kaiser, — wenn wir anders gut unterrichtet sind — dafür 20 000 Franks bezahlt haben soll, und das ursprünglich für den schönen Arm der Königin von Sachsen bestimmt gewesen war.

„Das, was mich daran am meisten freut," sagte die Gräfin, „ist der im Innern der Spange eingegrabene Anfangsbuchstabe des von grünen Epheuranken umschlungenen Namens Napoleon und die darunter befindliche Inschrift: „Pense à moi!" Jede reiche Frau, wie ich, kann sich vielleicht noch prachtvollere Armbänder bestellen, aber nicht jedes Armband verbirgt in seinem Innern das immergrüne N. des kaiserlichen Gebers, und nur aus diesem Grunde wird es mir ewig teuer und bis an's Ende meines Lebens eine der schönsten und kostbarsten Erinnerungen des gestrigen Tages bleiben," gestand sich die Gräfin und probierte das Armband, welches für ihren Arm wie gemacht schien.

Nachdem sie einen Augenblick lang sich an dem bunten Farbenspiele der Edelsteine, wie an dem jungfräulichen Glanze der drei Perlen ergötzt hatte, legte sie es ruhig in das Samt-Etui zurück und dachte dann nicht eher daran, als bis zu

dem Moment, wo sie es, da es zu dunkeln begann, in ihren Schmuckkasten schloß.

Das aber, was die Freude der Gräfin auffallend vergällt hatte, war des Kaisers Unzartheit, dies Andenken ihr durch die Vermittlung seines dummdreisten und nur wenig verschwiegenen Spions zugehen zu lassen. Ihre Freude würde hundertfach größer gewesen sein, wenn Napoleon Zeit und Gelegenheit gesucht hätte, es ihr selber zu überreichen. Sie mißtraute der Geschwätzigkeit dieses Mouchard, und auch aus diesem Grunde konnte die Freude, welche sie über das Geschenk empfand, nur eine ungetrübte sein. Sogleich beschloß sie, den Empfang dieses Geschenkes allen Leuten ihrer Umgebung und selbst dem besten und nachsichtigsten ihrer Freunde, dem Professor Grassi, wohlweislich zu verschweigen.

Die Freude, die sie beim ersten Anblick dieses Andenkens empfunden, hatte gleich darauf einen so herben Beigeschmack von Reue angenommen, daß jene von Stunde zu Stunde geringer, diese dagegen immer heftiger zu werden begann. Die Reue — dieses Nesselfieber eines kranken Gewissens — schien den Edelsteinen ihren Glanz, dem Geschenke seinen moralischen Wert geraubt zu haben. Sie gelobte sich, es niemals anzulegen. — — — — — — —

In der elften Stunde hielt der Kaiser auf der Ostra-Wiese große Heerschau über mehr als zweiundzwanzigtausend Mann, die an ihm unter klingendem Spiele und dem begeisterten Rufe „Vive l'empereur" wie stolze Halbgötter vorüberzogen.

Abends fuhr der Kaiser in Begleitung des Generals Bertrand und seines Leibmameluken Rustan in's Hoftheater. Der Herzog von Bassano hatte dafür Sorge getragen, daß sein Herr und Gebieter von den im Theater anwesenden Franzosen mit lauten Zeichen des ihnen anbefohlenen Enthusiasmus empfangen und stürmisch begrüßt wurde. Der Kaiser aber verneigte sich kaum.

Er wohnte in der Mittelloge, an der Seite des Königs von Sachsen, nur einem Akte der Oper bei, sprach wenig oder gar nicht mit seinem gleichfalls etwas frostig verstimmten Nachbar in krebsroter Uniform und kehrte, ziemlich gelangweilt, vor neun Uhr nach der Friedrichstadt zurück.

Liesenberg, der dem Kaiser kurz vor der Revue den Dank und die Antwort der Gräfin überbracht, hatte nicht unterlassen, Seiner Majestät alles zu wiederholen, was geeignet war, ihn gegen sie einzunehmen und bestmöglichst abzukühlen. Trocken hatte er deren dreiste Worte: „Sagen Sie Seiner Majestät dem Kaiser, daß Gräfin Kielmannsegge nicht kommen wird," absichtlich mehr als einmal wiederholt, um ihn gegen sie aufzuregen. Napoleon aber, der harmlos dazu gelacht hatte, schien darüber nicht im geringsten gekränkt zu sein.

„Wir wollen alles mit Ruhe abwarten," hatte er zu seinem Spione gesagt und bald darauf seine Falbe bestiegen, um sich zur Revue zu begeben.

Unterdessen war es gänzlich Nacht geworden. Napoleon schien diesmal vergebens zu warten. Es schlug Zehn und . . . Niemand kam.

„Sollte die Gräfin wirklich Wort halten?" fragte er sich. „Nein, nein, dies ist nicht denkbar! Unmöglich kann sie so grausam sein! Oder sollte mein Geschenk sie etwa gar beleidigt haben? Nein, auch dies ist nicht wahrscheinlich, denn welche Frau liebt nicht Schmucksachen?! Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, dann wird sie doch noch kommen."

Der Kaiser hatte dies kaum gedacht, als Rustan eintrat mit der Meldung:

„Eine schwarzverschleierte Dame, Sire, bittet um Audienz . . ."

„Hat sie Dir ihren Namen genannt?"

„Sie nennt sich Charlotte von Schönberg."

„Ich habe also doch nicht geirrt!" sagte er triumphierend zu sich selbst. O wie schlau sie ist! Gräfin Kielmannsegge, die nicht zu kommen versprach, hält ihr Versprechen; dafür kommt nun Frau von Schönberg, um jene zu entschuldigen. Rustan, lasse die Dame augenblicklich eintreten," rief er dem Mameluken zu.

Dieser eilte pfeilschnell zur Tür hinaus. Die Gräfin harrte mit banger Ungeduld. Der Kaiser empfing sie im „Konferenzzimmer."

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Am Morgen des folgenden Tages (12. Juni) brachen die französischen Truppen, die der Kaiser Tags zuvor gemustert hatte, nach der Niederlausitz auf, um sich dort dem Armeekorps des Marschalls Oudinot Herzogs von Reggio anzuschließen, der sein Hauptquartier in Bautzen aufgeschlagen hatte.

Am 13. Juni wurde, laut Vorschrift, die glückliche Ankunft Seiner Majestät in allen Kirchen Dresdens durch ein Allerhöchsten Orts huldreich anbefohlenes Te deum gefeiert. „Abends war die Stadt beleuchtet, was jedoch — wie der Verfasser des schon früher zitierten „Tagebuches" hinzusetzt — „ziemlich armselig und spärlich ausfiel."

Der Kaiser geriet darüber außer sich.

Als er am andern Morgen seinen Spion um den Grund dieser „armseligen Illumination" befragte, antwortete Liesenberg:

„Die guten Dresdner können noch immer nicht vergessen, daß einer der Marschälle Ew. Majestät ihre schöne Elbbrücke gesprengt hat..."

„Ich hätte große Lust," entgegnete Napoleon unwillig, „morgen früh noch einen Pfeiler aus seinen Angeln heben zu lassen, als Strafe dafür, daß die gestrige Illumination so himmelschreiend ärmlich war. Als ich um zehn Uhr abends mit dem Könige von Sachsen durch die Altstadt fuhr, war es in manchen Straßen so finster, als ob urplötzlich egyptische Finsternis eingetreten sei. Ich werde den Magistrat darüber

zur Rechenschaft ziehen. Doch daß ich die Hauptsache nicht vergesse! Weißt Du nichts über Fouché mir zu sagen?"

„Der Herzog lebt hier sehr zurückgezogen. Aus Langeweile hatte er bald nach seiner Ankunft ein kleines Liebesverhältnis angeknüpft..."

„Mit wem?" fragte die neugierige Majestät.

„Mit einer Nichte unseres Theater-Direktors Joseph Seconda. Fast jeden Abend bringt der Herzog von Otranto im Kreise dieser Familie zu und scheint von dem Talente des hübschen Mädchens — sie heißt Ottilie und trällert hübsch — so sehr entzückt zu sein, daß er den kleinen, schwarzhaarigen, blauäugigen Wildfang tagtäglich mit Geschenken aller Art überhäuft. Gestern schickte er ihr einen persischen Schal, der unter Brüdern seine fünfhundert Taler wert ist."

„Wenn Fouché von den Unsummen, die er in Paris zusammengescharrt hat, hier keinen schlimmeren Gebrauch macht, dann habe ich gegen derlei Verschwendungen durchaus nichts einzuwenden. — Hast Du nichts von Gräfin Kielmannsegge gehört?"

„Seit drei Tagen ist sie Stadtgespräch," erklärte der Spion.

„Und warum?" fragte Napoleon, ganz Neugier.

„Weil sie seit drei Nächten in ihrer Wohnung vermißt wird und weil niemand zu sagen weiß, was seit dem Abend des elften Juni aus ihr geworden ist. Die Dienerschaft der Gräfin, die über das Ausbleiben der Gnädigsten sehr besorgt zu sein scheint, befürchtet, daß die Gräfin in einem Anfall von Verzweiflung sich vielleicht gar ein Leid angetan habe. Seit gestern wird sie überall gesucht; aber nirgends ist sie zu finden . . ."

„Sie wird vielleicht nur verreist sein..."

„Oder sich irgendwo versteckt halten, um ihren Leuten, wie schon manchmal, einen kleinen Schrecken einzujagen. Haben Ew. Majestät sie nicht gesehen?"

„Sie hat sich vergebens erwarten lassen," sagte der Kaiser.

Liesenberg schüttelte ungläubig sein ehrlich-graues Spitzbubenhaupt.

„Wie, Du wagst daran zu zweifeln?"

„Nur ein wenig!" antwortete der Spion. „Ew. Majestät werden diesen kleinen Zweifel gewiß verzeihlich finden, wenn ich mir die ganz untertänige Bemerkung erlaube, daß ich mich mit meinen eigenen Augen überzeugt habe, wie an jenem bewußten Abende, seit dem die Gräfin so geheimnisvoll verschwunden ist, eine schwarzverschleierte Gestalt — es war sechs Minuten nach Zehn — die Schwelle dieses Zimmers überschritt und seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen ist."

„Glaubst Du, ich hätte sie umgebracht?"

„Das weniger, Sire! Das einzige, Majestät, was ich vermute..."

„Schweige, Maulwurf, schweige!" unterbrach ihn Napoleon. Ich bin durchaus nicht neugierig, das zu erfahren, was Du zu vermuten geruhst. Vor allem empfehle ich Dir Verschwiegenheit! Wenn neugierige Dummköpfe Dich fragen sollten, was aus der Gräfin geworden sei, dann sage ihnen, daß sie — so viel Dir darüber bekannt geworden — sich auf eines ihrer Güter in der Nähe von Meißen oder Bautzen — die Wahl darunter überlasse ich Dir — zurückgezogen habe, um dem Geräusche der Hauptstadt zu entfliehen."

„Ich verstehe," sagte Liesenberg, sich verneigend.

„Du kennst den Baronet Horace Cunningham?" fuhr der Kaiser fort.

„Ich habe die Ehre, ihn zu der Zahl meiner geschätzten Klienten zu zählen," gestand der Spion.

„Dann wird es Dir um so leichter sein, mir zu sagen, was er jetzt hier treiben mag?"

„Vor allem, Sire, ist er eifrig bemüht, den guten Ruf der Gräfin Kielmannsegge unbarmherzig in den Grund zu bohren..."

„Und warum tut er dies?"

„Allem Anscheine nach nur aus Eifersucht..."

„Man muß ihn vorläufig unschädlich machen..."

„Aber wie und auf welche Weise?"

„Man muß ihn ein wenig einsperren..."

„Doch unter welchem Vorwande?" fragte Liesenberg.

„Man macht aus ihm einen Spion des Kaisers von Ruß-

land oder des Königs von Preußen... in dieser Eigenschaft arretiert man ihn."

„Das soll geschehen," sagte der Mouchard.

„Aber je eher desto lieber!" fügte der Kaiser hinzu. Der unverschämte Geck, der noch dazu Engländer ist, soll die Ehre jener Dame nicht ungestraft beleidigen dürfen. — Ich komme noch einmal auf die fatale Illumination von gestern zurück! Erkundige Dich, wer der unverschämte Bube ist, welcher, fünf Treppen hoch, neben dem Gewandhause, dem Hotel meines Gesandten gerade gegenüber wohnt, an einem seiner Fenster mein Bild an einem Bindfaden befestigt, und mit boshafter Inschrift versehen, aufgehängt hat. — (Die Transparentschrift unter diesem Bilde lautete: „An diesem Strick hängt unser Glück!") — Der Schurke muß exemplarisch bestraft werden."

„Ich bin in der Lage, Ew. Majestät sogleich die gewünschte Auskunft geben zu können. Es wohnt dort ein preußisch gesinnter Schneider: er heißt Fein und ist — grob!"

„Auch ihn muß man einsperren lassen, denn derlei Späße gefallen uns nicht. Nun geh' und trage Sorge dafür, daß der bewußte Spion des Kaisers von Rußland wie auch die königlich preußisch gesinnte Schneider-Seele noch heute der Dresdner Polizei angezeigt und von ihr festgenommen werde."

Der Spion trat seinen Rückzug an. Eine Viertelstunde später erschien der Staatssekretär.

„Sind neue Nachrichten aus Wien angelangt?" fragte Seine Majestät.

„Ja, Sire! Soeben erhalte ich eine brühwarme Depesche mit der Nachricht, daß am 26. dieses Monats der österreichische Haus-, Hof- und Staatskanzler, Graf von Metternich, der erst morgen oder übermorgen aus dem Feldlager des Kaisers von Rußland heimkehrt, hier eintreffen wird, um im Namen seines Souverains, Ihres erlauchten Schwiegervaters, mit Ew. Majestät in mündliche Unterhandlungen zu treten."

„Und was erwarten Sie von seinem Kommen?"

„Nichts Gutes, Sire! Er ist und bleibt unser Feind!" erklärte Maret.

„Doch, wenn ich ihn für mich zu gewinnen suche?"

„Dann, Majestät, wird manches gewonnen..."

„Eh bien, nous verrons!" sagte Napoleon.

„Drei Tage vor der Ankunft des Herrn von Metternich trifft auch der erlauchte Bruder Ew. Majestät, der König von Westphalen, hier ein. Darf ich fragen, wo er wohnen soll?"

„Wo Sie wollen, nur hier nicht!" sagte der Kaiser, dem die Ankunft seines Herrn Bruders ziemlich gleichgiltig zu sein schien. „Wann aber kommen meine Herren Schauspieler?"

„Ich erwarte sie am 24. Juni . . ."

„Wird auch Mademoiselle Georges nicht ausbleiben?"

„Sie soll Petersburg, wo ihr Gastspiel so großes Aufsehen erregt, in einigen Tagen verlassen wollen, um noch zur rechten Zeit hier einzutreffen. Die Kaiserin Elisabeth Alexeewna von Rußland hat unserer Künstlerin, wie ein Petersburger Journal erzählt, am Abende ihrer zweiten Benefiz-Vorstellung ein Armband für zehntausend Rubel geschenkt."

„Das der Gräfin," dachte Napoleon bei sich, „hat mir kaum halb so viel gekostet. Und wie befindet sich Mademoiselle Mars?"

„Sire, den Umständen nach, ziemlich wohl; denn vor kurzem ist sie, wie meine Frau mir aus Paris geschrieben hat, inkognito von einem hübschen Knäblein entbunden worden."

„Und der beneidenswerte Vater dieses Kindes?" fragte der Kaiser, der in diesem Augenblicke wiederum ganz Neugier war.

„Ist ein Schweizer Offizier, namens Brown."

„Ei, ei, wer hätte das gedacht?! Stille Wasser aber sind die tiefsten, und unsere kleine Mars macht also keine Ausnahme von den übrigen. — Apropos," fragte Napoleon mit einem leisen Anfluge von Besorgnis, „hat der Regentschaftsrat, unser Vetter Cambaceres, noch nichts von sich hören lassen?"

„Bis jetzt, Sire, noch keine Silbe!"

„Dann ist wahrscheinlich nichts Wichtiges vorgefallen," meinte der Kaiser, sich schnell wieder beruhigend. — „Herzog von Bassano," fuhr er fort, „ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen und mit Ihrer gütigen Erlaubnis heute vormittag allein und ungestört sein."

Der Herzog von Bassano entfernte sich. Leise öffnete sich eine geheime Tapetentür. Der eintretende Besuch war Gräfin Kielmannsegge.

„Wie haben Sie geschlafen, schöne Frau?" fragte der Kaiser, ihr zärtlich entgegeneilend.

„Heute, Sire, weit ruhiger als gestern..."

„Sie sehen wie eine blühende Rose aus..."

„O spotten Sie meiner nicht," sagte die Gräfin, beschämt die noch etwas angegriffenen Augenlider niedersenkend. Meine Spiegel sagen mir das Gegenteil: ich sehe blaß und leidend aus."

„Einbildung, teure Freundin, nichts als Einbildung! In meinen Augen, holde Frau, sind Sie ein lachender Frühling.."

„Der im Stillen tausend Herbsttränen weint.."

„Aber, mein Gott, warum denn eigentlich?" fragte der Kaiser, ihre Hand erfassend.

„Sire, ich klage mich einer Sünde an..."

„Die Ihnen der Himmel vergeben wird," unterbrach sie Napoleon, ihre Finger an seine Lippen ziehend. „Liebe kann niemals ein Verbrechen sein!"

„O doch, Sire, o doch! Bedenken Sie, daß ich verheiratet bin..."

„Dann trösten Sie sich mit mir! Unter allen Sünden ist die der Liebe jedenfalls die verzeihlichste. Fangen Sie deshalb keine Grillen mehr," bat der Kaiser mit einer Herzlichkeit, die ihr außerordentlich wohl zu tun schien.

„Ich habe Sie also doch nicht verkannt," erwiderte die Gräfin. „Die Welt nennt Sie einen Egoisten. Bei Gott, Sie sind es nicht! Ihr für kalt verschrieenes Herz fühlt tiefer und wärmer als das hundert Anderer."

„Auch ich," gestand Napoleon, „habe mich in Ihnen durchaus nicht getäuscht, und gern gestehe ich, daß ich die Stunden, die ich mit Ihnen hier verleben darf, zu den an-

genehmsten, selbst zu den glücklichsten meines Daseins zähle. Ja, Gräfin, ja, Sie lieben mich!"

„Sire, mit allen Kräften meiner Seele!" beteuerte die Glückliche.

„Doch warum, Engel, lieben Sie mich?" fragte seine Eitelkeit."

„Weil Sie in meinen Augen mehr als ein gewöhnlicher Held, weil Sie, mir gegenüber, ein Halbgott sind!"

„Der Weihrauch Ihrer Bewunderung berauscht mich. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ruhig, wie glücklich ich mich in Ihrer Nähe, in der Atmosphäre Ihres Geistes fühle. O, wenn Sie meine Frau wären!"

Die Gräfin zuckte, tief erschreckt, zusammen.

„Ihre Frau?" wiederholte sie mit zitternder Stimme. „Sire, dieser Gedanke macht mich schwindlich!" rief sie, mit beiden Händen ihr in Röte aufflammendes Gesicht verbergend.

„Geben wir nicht alle Hoffnung auf! Heinrich der Achte hatte sechs Frauen..."

„Von welchen er zwei enthaupten ließ," setzte die Gräfin hinzu.

„Ich bewundre Ihre Kenntnis der Geschichte..."

„Wir lernen dies in der Schule..."

„Marie Louise ist doch etwas unwissender," gestand sich der Kaiser.

„Vielleicht will sie es nur darum scheinen, weil auch ihr nicht entgangen sein mag, daß unwissende Frauen über große Männer oft weit größere Herrschaft auszuüben verstehen, als die größten Vielwisserinnen. Vielleicht, gestehe ich mir oft genug, habe ich meine beiden Männer nur darum nicht glücklich gemacht, weil ich etwas mehr gewußt, als ihnen, aufrichtig gesagt, angenehm zu sein schien. Auch die Unwissenheit hat großen Reiz..."

„Für Männer, welche bloß sinnlich sind," glossierte Napoleon. Unsereinen besticht nur der Geist. Und jede Frau, die so geistreich wie Gräfin Kielmannsegge ist, darf, wenigstens mir gegenüber, ihres Sieges zu allen Zeiten gewiß sein."

„Sie werden mich also nicht vergessen?" fragte die Gräfin, die jetzt ganz Liebe war.

„Niemals, Gräfin, niemals!" beteuerte der Kaiser.

„O, wie stolz, wie glücklich mich dies macht!" rief die Schwärmerin hoch entzückt.

Seine Majestät geruhten sie zu umarmen.

„Im Schlosse zu Versailles," erzählte der Kaiser, „fiel mir einst, als ich noch armseliger Unterleutnant im vierten Artillerie-Regiment La Fère war, das Bildnis einer Dame auf, die meine ganze Neugier in Anspruch nahm. Ich fragte mehr als einen, ob er mir zu sagen wisse, wer jene Dame gewesen sei? — Aber keiner von allen wußte es. Aus reiner Neugier sah ich, obgleich damals höchst fühlbare Ebbe in das bodenlose Meer meiner Geldbörse eingetreten war, mich genötigt, einen Katalog zu kaufen, um durch ihn in Erfahrung zu bringen, wer das Original jener Kopie gewesen sein mag. Erst durch ihn erhielt ich Gewißheit. Jene göttlich schöne Frau, der, beiläufig erwähnt, Sie sprechend ähnlich sehen, war Frau Marie Anne de Nesle, Gemahlin des Marquis de la Tournelle, welche..."

„Ludwig XV. als Dame seiner vorübergehenden Gunst zur Herzogin von Châteauroux erhob," ergänzte die Gräfin.

„Ei, Sie wissen aber auch alles..."

„Sire, bis auf vieles, was ich — Dank der gütigen Vorsehung — bereits vergessen habe, wozu unter tausend andern Dingen auch das gehört, welches Ende jene Herzogin von Châteauroux genommen hat?"

„Verkannt und gesteinigt vom Metzer Pöbel, war sie urplötzlich erkrankt und starb, wahrscheinlich vergiftet von ihrem Gegner Maurepas — in dem Augenblick, als der König im Begriff stand, sie aus ihrer Verbannung zurückzurufen."

„Ist sie nicht ein warnendes Beispiel?" fragte die Gräfin.

„Ich verstehe Sie," sagte der Kaiser. „Sie aber haben nichts Aehnliches zu befürchten, denn ich denke eben so wenig daran, Sie zu einer Herzogin von Châteauroux zu erniedrigen, als es Ihnen jemals einfallen wird, mich zu der schwindelnden Höhe eines fünfzehnten Ludwigs erheben zu wollen."

„Ich halte Sie zu groß dafür," entgegnete die Gräfin,

die in diesem Punkte ganz aufrichtig war. „Nun aber ist es hohe Zeit, daß ich mich entferne . . ."

„Sie wollen mich so früh verlassen?" fragte Napoleon, sie zärtlich zurückhaltend.

„Ich eile nach einem meiner Güter. Meine Dienerschaft, die mich hier vermissen muß, wird — Gottweiß was? — von mir denken müssen, und Herr Grassi wird der erste sein, dessen Besorgnis über mich Erkundigungen aller Art anstellen und mich überall so lange suchen wird, bis er mich endlich gefunden hat. Schmochtitz liegt eine Stunde von Bautzen."

„Wir werden Sie dort jedenfalls besuchen," versprach der Kaiser.

„Ich rechne darauf," entgegnete die Gräfin.

„Nun will ich Sie nicht länger zurückhalten," sagte Napoleon, der es seiner Flamme anzusehen schien, daß sie auf den glühenden Kohlen der Ungeduld stand. „Reisen Sie mit Gott und der Legion seiner Heiligen," fügte er mit gnädigem Lächeln hinzu.

„Auf Wiedersehen," hauchte die Gräfin und verschwand tonlos wie ein chinesisches Schattenbild durch die Schlucht der Tapetentür, die sich geräuschlos hinter ihr zuschloß.

Napoleon war wieder allein mit sich.

„Frage ich mich," sagte er nach kurzer Pause, „worin der geheimnisvolle Reiz, die zauberhafte Anziehungskraft dieser Frau besteht, dann weiß ich nur so viel mir zu sagen, daß vor allem die Vergötterung, die sie mir entgegenträgt, mich für sie eingenommen hat. Dies ist nicht gewöhnliche Liebe mehr: dies ist Anbetung, dies ist Kultus! — Wenn ganz so, wie sie, meine Frau, die Kaiserin, für mich schwärmte! Marie Louise ist aber kalt und gleichgültig . . . Je mehr ich mich zu ihr hingezogen fühle, desto schroffer, desto abstoßender wird ihr Benehmen gegen mich. Die Kaiserin liebt mich leider nicht! Ob ihr stolzes Herz vielleicht für einen andern schlägt? Dieser Gedanke könnte mich toll machen! Weg, weg, mit allen dunkeln Zweifen! Ich *will*, ich *muß* Gewißheit erhalten! In Mainz werde ich es erfahren," sagte der Kaiser, der einige Minuten lang unruhig hin und

her lief und den Einflüsterungen seiner Eifersucht willig Gehör zu schenken schien."

Gleich darauf kam der sogenannte „Siegesbote".

„Anatole von Montesquiou, was bringen Sie?" fragte der Kaiser.

„Sire, eine frohe Nachricht aus Paris! Soeben erhielt ich einen Brief von meiner Mutter (der Gouvernante der kaiserlichen Kinder), die mir mit rührender Freude ein Ereignis hoher Wichtigkeit mitzuteilen sich beeilt: der König von Rom hat den ersten Backzahn glücklich überwunden . . ."

„Und die Kaiserin?" fragte der Eifersüchtige.

„Reitet täglich nach dem Bois de Boulogne . . ."

„Und wer von allen begleitet sie?"

„Der Herr Reichserzkanzler, Herzog von Parma," erwiderte der in allen Punkten genau unterrichtete Adjutant des Kaisers.

„Er ist sechzehn Jahre älter als ich," berechnete im Stillen der kaiserliche Gemahl. „Der Mann kann nicht gefährlich sein. „Das freut mich!" setzte er hinzu. „Bewegung ist für sie durchaus notwendig. Drum bin ich damit vollkommen einverstanden," sagte er wieder ganz beruhigt.

„Bisweilen begleitet sie auch General Caffarelli.

„Dem ist schon weniger zu trauen," dachte Napoleon, dessen Stirn sich wieder zu verdunkeln schien. „Caffarelli ist zwar," fügte er laut hinzu, „drei Jahre älter als ich, sieht aber immer noch so blühend . . ."

„Wie ein angehender Vierziger aus," ergänzte Montesquiou.

„Wir werden ihn nach Spanien schicken," beschloß der Kaiser, dessen Gesicht von neuem aufzuklären begann. „Was sagen Sie zu der gestrigen Illumination?" fragte er abbrechend.

„Sie war, aufrichtig gesagt, sehr mesquin . . ."

„Mesquin, wie die ganze Stadt überhaupt," entgegnete Napoleon von neuem aufgebracht. „Das gute Dresden hat sich seit einem Jahre sehr zu seinem Nachteile geändert, und wenn es fortfahren sollte, sich auch fernerhin so feindlich, wie jetzt, gegen Uns zu benehmen, dann werden wir ihm

frühzeitig genug Gelegenheit verschaffen, seinen Abfall von Uns ernstlich zu bereuen. Schicken Sie mir den Doktor Corvisart. Ich wünsche ihn augenblicklich zu sprechen ..."

Der Adjutant des Kaisers entfernte sich. — Als zehn Minuten später Corvisart eintrat, empfing ihn Napoleon mit der Frage:

„Sie kümmern sich wohl gar nicht mehr um meine unbedeutende Person? Sehen Sie denn nicht, daß ich heute sehr aufgeregt und ernstlich abgemattet bin?"

Corvisart prüfte den Puls des Kaisers.

„Ew. Majestät scheinen sich geärgert zu haben..."

„Ueber die schäbige Illumination von gestern," erklärte Napoleon. Von Dresden hatte ich Anderes erwartet! Aber dies allein hat mich wohl nicht unwohl gemacht. Ich habe eine schlaflose Nacht verbracht... ich fühle mich matt und angegriffen..."

„Trinken Ew. Majestät ein Glas Wein..."

„Ein Glas würde mir nichts helfen," meinte der Kaiser.

„Dann geruhen Ew. Majestät zwei zu trinken,, mehr aber nicht, wenn ich bitten darf. Verschreiben aber kann ich gar nichts."

„Sie wollen wie gewöhnlich alles besser wissen und niemals recht daran glauben, wenn ich Ihnen sage, daß..."

„Ich kenne die Natur Ew. Majestät und weiß, daß Ihnen bisweilen nichts als Ruhe und ein paar Stunden festen Schlafes fehlen..."

„Warum geben Sie mir kein Opium?"

„Weil es Ew. Majestät mehr schaden als nützen würde.."

„Und wenn ich es dennoch verlangte?"

„Ich würde es nicht verantworten können, weil die Gesundheit Ew. Majestät mir mehr als meine eigene am Herzen liegt."

„Das weiß ich sehr gut, Corvisart! Und darum sind Sie vielleicht der Einzige auf Erden, dem ich willig gehorche und dessen Befehlen ich mich blindlings unterwerfe, denn nichts geht über die Gesundheit! Der Tod ist ein abscheuliches Uebel!"

„Für Viele dagegen eine große Wohltat. Ich kenne

einen Ihrer tapfersten Grenadiere, der sehnlichst zu sterben wünscht, weil er sich untauglich fühlt, noch fernerhin Ihrem Dienste zu leben. Er stirbt gliedweise im hiesigen Krankenhause . . ."

„Noch heute will ich ihn aufsuchen," entgegnete der Kaiser, der in dieser Beziehung keine seiner Versprechungen zu vergessen gewohnt war. „Mir fehlt also nichts?" fragte Napoleon.

„Nur etwas Wein und etwas Ruhe!"

„Dann will ich trinken und — schlafen."

Nachdem der Arzt ihn verlassen hatte, verlangte er durch Rustan eine Flasche seines Lieblingsweines Romanè, und nachdem er, sich gewissenhaft an die Vorschrift seines Arztes haltend, nur zwei Gläser dieses feurigen Burgunders geleert hatte, sagte er zu seinem Mameluken:

„Nun wollen wir ausnahmsweise Mittagsruhe halten!"

Eine Viertelstunde später schlief der Kaiser.

Die Gräfin, die unterdessen nicht nach Hause zurückgekehrt, sondern von der Friedrichstadt aus geraden Weges in die Altstadt geeilt war, um dort Extrapost zu nehmen, befand sich jetzt ohne jede Art von Begleitung auf dem Wege nach Bautzen, wo sie noch frühzeitig genug ankam, um von hier aus ihr Gut erreichen zu können, dessen Verwalter hoch überrascht war, als er die Gräfin gegen zehn Uhr abends, gänzlich unerwartet und allein, mit Extrapost-Pferden vor der bereits geschlossenen Eisenpforte ihres Schlosses Halt machen und aussteigen sah.

„Falls Jemand fragen sollte," sagte sie zu ihm, als er leuchtend ihr auf der Treppe voranschritt, „wann ich hier angekommen sei, dann sagen Sie jedem, der es zu wissen wünscht, daß ich schon seit dem 11. dieses Monats hier bin. Sie werden dies hoffentlich nicht vergessen," fügte sie in einem Tone hinzu, aus welchem leicht herauszuhören war, daß darin ein leiser Vorwurf seines schwachen Gedächtnisses oder eine laute Anerkennung seiner starken Vergeßlichkeit lag.

„Das vergesse ich nicht, meine Gnädige," beteuerte die zu Fleisch gewordene Verwaltung.

Hier, in den Räumen dieses Schlosses, die sie in ihrer

Jugendzeit bewohnt, doch seit länger als zwanzig Jahren nicht wiedergesehen hatte, begann sie sich, angeheimelt, bald so wohl wie nirgend anderswo zu fühlen. Schwere Steine fielen ihr vom Herzen. Hier atmete sie freier als in Dresden. Dort, wo manches sie an die traurige Vergangenheit ihrer Jugend, wie an die Fehler späterer Zeit erinnern mußte, hatte sie sich oft beengt, manchmal sogar niedergedrückt gefühlt, und nach dem, was erst vor wenig Tagen zwischen ihr und Cunningham, sowie nach allem, was im Palais Marcolini zwischen ihr und dem Kaiser vorgefallen war, sich gründlich aus Dresden hinausgesehnt, um sich in der stillen Abgeschiedenheit ihres Schlosses allmählich zu erholen.

Aber schon am dritten Tage ihrer Ankunft erhielt sie den Besuch Grassi's, welchem es erst nachts zuvor gelungen war, den Ort ihres gegenwärtigen Aufenthaltes zu erfahren.

„Ich bin Ihretwegen sehr besorgt gewesen," gestand der ehrliche Mann. „In der Angst meines Herzens war ich drei Tage von Pontius zu Pilatus gerannt, um herauszubringen, wo Sie hingekommen sind. Ich danke Gott, als ich gestern abend durch Liesenberg, der zufällig etwas angetrunken war, in Erfahrung brachte, daß Sie auf Ihr Gut gereist sind, um hier, fern vom Geräusche der Hauptstadt, die einem großen Feldlager gleicht, ein Paar Tage auszuruhen."

„Ich bin seit dem elften hier."

„Ei, so lange schon?" fragte Grassi. „Fürwahr, Frau Gräfin, dies befremdet mich..."

„Und warum?" fragte die Gräfin mit aller Unbefangenheit, die ihr in diesem Augenblicke zur Verfügung stand.

„Schon deshalb, gnädige Frau, weil dieser unausstehliche Schwätzer Liesenberg steif und fest behaupten will, Sie noch vor drei Tagen zu Dresden in der Nähe des Palais Marcolini gesehen zu haben..."

„Der Trunkenbold muß sich geirrt haben..."

„Ganz natürlich," meinte Grassi, „denn Sie, liebe Gräfin, müssen es schließlich doch wohl besser als jeder Andere wissen, seit wann Sie sich im Schlosse Ihrer Väter aufhalten. Doch gleichviel, wann Sie hier angekommen sind, ich freue mich,

Sie frisch und gesund anzutreffen. Uebrigens bringe ich Ihnen eine Masse Neuigkeiten..."

„Ich bitte, alter Freund, erzählen Sie."

„Seit Ihrer Abreise von Dresden ist dort manches vorgefallen, wovon Sie nicht die geringste Ahnung haben können. Infolge der so kläglich ausgefallenen Illumination sind einige ruhige Spießbürger — darunter auch ein Schneider, namens Fein — von den Spionen der französischen Polizei gröblich insultiert und nachträglich auf Befehl des Dresdner Magistrats verhaftet worden. Man will ihnen den Prozeß machen wegen anzüglicher Transparent-Inschriften, die das Zartgefühl des Siegers von Bautzen — auf einem jener Lichtbilder hat der Kaiser Hunde dort hingeführt — empfindlich beleidigt haben sollen."

„Und finden Sie dies etwa unbegreiflich?" fragte die Gräfin leicht gereizt.

„O, nicht im geringsten!" beteuerte Grassi. „Jeder Mensch hat sein point d'honneur... also warum nicht auch ein Kaiser? Ich finde diese Gereiztheit ganz natürlich; das aber, was ich weniger zu begreifen vermag, ist der von ihm direkt ausgegangene Befehl, laut welchem der ehemalige Polizeiminister Fouché — früher der vertrauteste Freund Seiner Majestät — vorgestern früh die Weisung erhalten hat, binnen vierundzwanzig Stunden Dresden zu verlassen und sich ohne Aufenthalt nach Laibach, dem Orte seiner neuen Bestimmung, zu begeben. — Gestern früh ist der Herzog abgereist. Abends erfuhr man, daß er Seconda's hübsche, kaum achtzehnjährige Nichte Ottilie, hinter dem Rücken ihres alten Onkels, in optima forma entführt und mit sich genommen hat, um ihm unterwegs — chemin fesant, wie der Franzose sagt — Gesellschaft zu leisten. Selbst dies finde ich, wenn auch nicht ganz in der Ordnung, wenigstens doch eben so leicht begreiflich wie manches andere. Das aber, was mir geradezu unbegreiflich erscheint, ist die Tatsache, daß, auf einen geheimen Wink der französischen Mouchards, unter vielen Andern auch unser cidevant gemeinschaftlicher Freund — Baronet Horace Cunningham — vorgestern nachts aus den Eiderdunen seiner Betten herausgeholt und

— auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät des Kaisers! — „bis auf weiteres" nach der Festung Königstein abgeführt worden ist."

„Was Sie mir da sagen, erscheint auch mir so unglaublich . . ."

„Daß ich nötigenfalls es beschwören kann," unterbrach sie der Maler. „Cunningham brummt jetzt auf dem Königstein."

„Aber, mein Gott, aus welchem Grunde?" fragte Frau von Kielmannsegge.

„Weil er russischer Spion ist," erklärte Grassi.

„Und Sie glauben an diese Verleumdung?"

„Nicht im geringsten," beteuerte der Künstler. „Das aber ändert das Faktum nicht; so viel ist gewiß: er brummt..."

„Auf dem Königsteine, wie Sie sagen... dort, wo vor dreizehn Jahren der arme, unglückliche Marchese d'Agdolo, der Freund meiner seligen Mutter, welchen Sie und ich vergeblich zu retten versucht hatten, nach dreiundzwanzigjähriger Gefangenschaft, halb verrückt und im tiefsten Elend, gestorben ist."

„Hoffentlich wird unser Engländer dort nicht so lange als jener edle Venetianer schmachten und bei solcher Hitze wie heute sich zu Tode schwitzen müssen; aber eine „kleine Lektion" — meinte er mit Anspielung auf jenes von uns früher erzählte Duell — kann ihm durchaus nicht schaden, denn er ist keck, vorlaut, übermütig..."

„Und glaubt oft die abenteuerlichsten Verleumdungen," setzte die Gräfin hinzu.

„Und schon dafür soll er brummen. Denn Strafe muß sein!" erklärte Grassi.

Die Gräfin wurde trüb und trüber. Die Vermutung, daß Horace auf speziellen Befehl des Kaisers nur ihretwegen verhaftet worden sei, peinigte sie so sehr, daß sie einen Augenblick fest entschlossen schien, ungesäumt nach Dresden zurückzukehren, um von Seiner Majestät die Rücknahme jener mindestens eben so harten als ungerechten Ordre zu erflehen.

Sie scheinen ernstlich nachzudenken," meinte Grassi.

„Wie ihm schnell zu helfen ist," ergänzte Frau von

Kielmannsegge und erzählte ihrem Freunde ihr oben angedeutetes Vorhaben.

Grassi beschwor sie, es zu unterlassen. Auf ihre Frage, weshalb sie es nicht ausführen solle, entgegnete das aufrichtige Künstlerherz:

„Wie leicht könnte dies Verdacht erregen! Müßte man nicht glauben, daß Sie an dem Schicksale dieses jungen Lovelace Gott weiß welch' großen Anteil nehmen, wenn Sie, nachdem er erst seit gestern eingesperrt ist, den Kaiser schon heute um Begnadigung des argen Sünders bitten. Lassen Sie ihn dort wenigstens acht bis vierzehn Tage brummen. Das wird ihm gewiß nützlich sein. Er genießt dort eine hübsche Aussicht und wird bei sothaner Gelegenheit etwas mürber gemacht werden, vielleicht auch etwas Muße zum Ueberlegen finden, wie sehr er Ihnen wehgetan."

„Sie haben recht," gestand die Gräfin. „Lassen wir ihn dort ruhig sitzen! Strafe, Sagen Sie, muß einmal sein. Gut! Dort büße er seine Sünde ab, und wenn Horace später einsehen sollte, daß er mir zum zweiten Male himmelschreiend Unrecht getan hat..."

„Dann — nicht wahr? — verzeihen wir ihm," sagte Grassi.

„Wir werden sehen," erwiderte die Gräfin.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Grassi blieb zwei Tage im Schlosse. Am dritten kehrte er nach Dresden zurück. — An demselben Tage machte die Gräfin in einem ihrer eigenen Wagen einen Ausflug nach Bautzen, um dort durch einige Zeilen, die sie abends zuvor dem Kaiser durch einen seiner reitenden Ordonnanz-Offiziere aus Dresden empfangen hatte, die Bekanntschaft des Marschalls Charles Nicolas Oudinot, Herzogs von Reggio, zu machen und sich gleichzeitig eines geheimen Auftrags zu entledigen, womit das Vertrauen Seiner Majestät sie beehrt hatte.

Nachdem der Marschall das kaiserliche Handbillet, das ihm von ihr überreicht worden war, aufmerksam durchgelesen hatte, empfing er die Ueberbringerin desselben mit einer Zuvorkommenheit, der es anzusehen war, daß sie aus aufrichtigem Herzen kam.

Der Herzog führte sie in das bescheidene Gärtchen seines Hauses, zeigte ihr dort ein Rosenbeet, das er seit vierzehn Tagen selbst gepflegt, brach eine dieser seltenen Blumen ab und schenkte sie der Gräfin mit den Worten:

„Diese Rose, Frau Gräfin, möge Sie zu allen Zeiten freundlich erinnern an den glücklichen Sieger bei Aspern, Wagram und Bautzen."

Sie nahm die Rose und versprach dem Marschall, sie im Garten eines ihrer Schlösser an- und fortzupflanzen.

Am Abende desselben Tages kehrte sie nach ihrem Gute zurück, um, treu ihrem Versprechen, dem Schoße der mütter-

lichen Erde ihres Schloßgartens einzugraben die chamoisgelbe Rose des Herzogs von Reggio. — — — — — — — — — — — — — — —

Am 19. Juni begab sich Napoleon nach Bautzen, um der Gräfin von Kielmannsegge einen Besuch abzustatten.

Er blieb zwei Stunden bei ihr. Beim Abschiede schenkte er ihr sein in Diamanten gefaßtes, vom Hofmaler Jean Baptiste Isabey erst kurz zuvor gemaltes Miniaturbild, wie auch das von demselben Meister gemalte Porträt seines zärtlich geliebten Kindes, des jungen Königs von Rom; das letztere war auf der Rückseite mit einer großen blonden Locke des kaiserlichen Thronerben geschmückt.

„Ich liebe meinen Sohn," gestand er der Gräfin, „mehr als mich selbst und würde untröstlich sein, wenn ihm jemals ein Leid widerführe, denn auf ihn habe ich meine ganze Hoffnung gebaut: er ist der Träger meiner Dynastie, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß er dem Namen seines Vaters, der ihm den schönsten Thron der Christenheit und zwei Kronen hinterläßt, niemals Schande machen wird. Auch ihn empfehle ich Ihrer Gunst. Sollten Sie, teure Freundin, jemals im Stande sein, ihm nützlich werden zu können, dann werden Sie, seinem Vater zu Liebe, es sicher nicht unterlassen, ihm eine zweite Mutter zu sein. Dies, Gräfin, ist meine letzte Bitte an Sie," sprach der Kaiser, tief bewegt, und nahm dann Abschied von ihr mit den Worten:

„Leben Sie wohl, meine teure Gräfin! Wer weiß, ob wir uns jemals im Leben wiedersehen. Sollte es — was ich jedoch nicht hoffe! — heute das letzte Mal gewesen sein, daß ich Sie dankbar an mein Herz gedrückt habe, dann bitte und beschwöre ich Sie, dieses Tages, dieser Stunde eingedenk, mich in Zukunft nicht ganz zu vergessen und mir bis an's Ende Ihres Lebens ein stilles Plätzchen im Pantheon Ihrer Erinnerung zu gönnen."

Die Gräfin zerschmolz in tausend Tränen. Sie entwand sich der Umarmung des Kaisers und sank, vom Schmerze der Trennung überwältigt, weinend auf ihren Divan hin.

Napoleon kehrte ungesäumt nach Dresden zurück.

Am folgenden Morgen (20. Juni) ging er nach Pirna,

um von dort aus die ganze Umgegend sowohl, als auch die Engpässe an der böhmischen Grenze zu inspizieren. Das französische Heer stand von der Elbe bis zur Oder in Kantonierung. Um Dresden herum waren seit dem Tage seiner Ankunft drei große Lager aufgeschlagen: das erste zwischen dem Löbtauer Schlage und der alten Weiseritz; das zweite zwischen dem Freiberger Schlage und der Weißeritz; das dritte zwischen dem Freiberger Schlage und der dortigen Papiermühle.

Am 21. Juni geruhte der Kaiser, aus Pirna zurückgekehrt, in Begleitung seines Adjutanten Montesquiou und seines Leibarztes Corvisart Dresdens weltberühmte Bilder-Galerie in Augenschein zu nehmen, die schon damals gegen 2000 Bilder der ausgezeichnetsten Maler aller Zeiten und Schulen aufzuweisen hatte. Der Wert dieser Kunstschätze wurde von einem französischen Kunstkenner schon zu jener Zeit auf mehr als vier Millionen Dukaten geschätzt.

„Wäre dem Könige von Sachsen jemals eingefallen," sagte Napoleon zum „Siegesboten", „mir und meinem Frankreich untreu zu werden, dann hätte ich Dresden als eroberte Stadt betrachtet, diese ganze Galerie ohne Umstände einpacken und sie — par droit de conquete — durch Sie eiligst nach der Seine bringen lassen, um den Bewohnern meiner guten Stadt Paris eine neue Augenweide zu verschaffen."

„Es ist wunderbar genug und fast kaum glaublich, daß eines der vielbewundertsten Bilder dieser Galerie, Raphaels Madonna di Sisto, dem Kaiser gerade am wenigsten gefiel.

„Ich glaube an keine kunstgeschichtliche Autorität," sagte er zu Corvisart, „und mache kein Hehl daraus, daß Murillo's braune Mutter Gottes im Palazzo Pitti zu Florenz mich weit mehr angezogen hat, wie Sanzio's sixtinische Madonna, auf welcher mir die pausbackigen, dickschenkeligen Herren Engel durchaus nicht gefallen wollen."

Der Leibarzt des Kaisers schien mit dem kaiserlichen Urteile nur teilweise einverstanden.

Weit mehr Geschmack gewann Napoleon den zahlreichen Bildern der niederländischen Maler ab. — (Die Galerie zählt deren über 500.) — Am meisten entzückte ihn eine Bauernhochzeit von David Teniers dem Aeltern.

„Darin ist alles Leben und Wahrheit," sagte der Kaiser. Nicht minder gut gefiel ihm eine Bambocciade des Pieter van der Laar. — (Der lustigste aller holländischen Karrikaturisten versank gegen Ende seines Lebens in tiefe Schwermut und starb als Selbstmörder; er stürzte sich im Jahre 1674 in einen der tiefsten Brunnen seiner Vaterstadt hinab.)

Auf dem Rückwege besuchten Napoleon und seine beiden Begleiter die katholische, von Gaetano Chiaver im italienischen Stile 1736 bis 1751 erbaute Hofkirche. Der Kaiser bewunderte das berühmte Altarbild von Raphael Mengs und die weltberühmte Orgel von Georg Silbermann. Am Aeußern der Kirche gefielen ihm die 78, von Lorenzo Mattieli gefertigten Bildsäulen der vorzüglichsten Heiligen, von welcher jeder 500 Taler gekostet haben soll.

„Respekt vor diesen Heiligen!" sagte Napoleon zu Corvisart. „Ich vergesse nicht, was einst unser großer Voltaire gesagt: ‚Wenn man vom lieben Gott etwas haben will, muß man sich an einen seiner Heiligen wenden.' Mein Schutzpatron ist Ritter Georg, der den Lindwurm erlegt hat." Der Kaiser spielte damit auf die französische Revolution an.

Später wurde das Grüne Gewölbe besucht.

„All diesem kostspieligen Krimskrams," sagte der Kaiser zu seinem Adjutanten, „kann ich nur wenig oder gar keinen Geschmack abgewinnen. Der König von Sachsen sollte all' diese zwanzigtausend Stück seltener Quincaillerien verkaufen und das Geld dafür mir leihen. — Der starke August war ein höchst schwacher Mann, sonst würde er auf derlei Kleinigkeiten unmöglich so hohen Wert gelegt haben."

In seine Wohnung zurückgekehrt, nahm er statt des zweiten Frühstücks nur eine kleine Schüssel frischer, mit Weißwein angefeuchteten Erdbeeren nebst einem Stückchen Sandtorte zu sich und geruhte dann, einen Teil von Cervantes „Don Quixote" in der Hand, ein paar Seiten dieses Buches zu lesen, um leichter einzuschlummern.

Bald darauf hörte man ihn schnarchen; doch wagen wir nicht zu entscheiden, ob dieses wahrhaft spießbürgerliche Schnarchen eine Einwirkung des klassischen Romans oder

seiner romantischen Erschöpfung von den Anstrengungen früherer Tage gewesen sein mag.

Am Morgen des 23. Juni traf des Kaisers lustiger Bruder, König Jerôme von Westfalen, bei ihm ein. Napoleon, der anfangs wenig oder gar keine Lust gezeigt hatte, ihn bei sich aufzunehmen, sah sich schließlich, aus Mangel einer anderen passenden Wohnung, doch genötigt, ihm zwei kleine Zimmer im ersten Stockwerke des Palais Marcolini einräumen zu lassen.

„Wie sieht's an Deinem Hofe aus?" fragte Napoleon.

„Meine Untertanen, Sire, amüsieren sich vortrefflich, und auch ich bin immer ‚louftick'."

„Und der kecke Hanswurst Pigault-Lebrun? Hast Du ihn bereits fortgejagt?"

„Schon vor vier Wochen," antwortete Jerôme.

„Und wie geht's Deiner guten Frau?"

„Sire, sie befindet sich à merveille!"

„Macht man ihr noch vielen Kummer?"

„Sire, Madame findet sich in alles . . ."

„Du verdienst sie nicht, Bruder Liederlich!"

„Sire, das gebe ich selber zu!"

„Höre, guter Benjamin, wenn Du nicht bald Dich ein wenig änderst und, schon aus Rücksicht für Deine brave Frau, nicht etwas solider wirst, dann werde ich genötigt sein, Dich eines schönen Morgens in Gnaden abzusetzen und Dein Thron-Vikariat durch irgend einen andern Taugenichts auszufüllen. Dein Betragen, Mensch, ist geradezu skandalös!"

„Ich verspreche Ihnen, mich zu bessern . . ."

Tue dies, Bruder Windbeutel, Cousin Sausewind!"

Dann war der kaiserliche Zorn vorüber. Napoleon umarmte seinen Bruder, gab ihm mit dem Handschuh einen zärtlichen „Klaps" auf die Wange und hieß ihn nachträglich willkommen.

Am 24. Juni hielt Napoleon wieder Revue.

Am 25. fuhr er mit seinem Bruder nach Pillnitz, um ihn dort dem Könige und der Königin von Sachsen vorzustellen. Letztere empfing beide mit auffallender Kälte; aber desto

zuvorkommender war „der Gerechte", der ihn an seinem Hofe herzlich willkommen hieß.

Abends kehrten beide nach Dresden zurück. Damals wußte man noch nichts von der Gasbeleuchtung. In den Straßen herrschte egyptische Finsternis. Napoleon erinnerte sich der Illumination und schien von neuem darüber ärgerlich zu werden.

Nachts schrieb er an die Gräfin.

„Wenn es Ihnen, teure Calypso, möglich wäre (so lautete das kleine Billet), gleich nach Empfang dieser Tinte nach Dresden zu kommen, so würden Sie dadurch zu großem Danke verpflichten

Ihren Sie aufrichtig liebenden
Ulysses."

Am folgenden Tage traf aus Paris die große Karawane der vom Kaiser mit Sehnsucht erwarteten Mitglieder des Theatre francais ein.

Am 25. Juni begannen die Proben.

Gräfin „Calypso", welche die Zeilen ihres kaiserlichen „Ulysses" durch einen reitenden Eilboten noch an demselben Tage erhalten hatte, kehrte vierundzwanzig Stunden später nach Dresden zurück.

Am 26. Juni langte Graf von Metternich an und stieg zum ersten Male in der Neustadt, im Gasthofe zur „Stadt Wien" ab. Am 27. hatte Seine Exzellenz die erste Audienz im „Konferenzzimmer" des Kaisers, die nur einige Minuten, am 28. die zweite, welche drei Stunden, am 29. die dritte und letzte, die fast einen halben Tag währte. An dem letztgenannten Tage ging es im Schoße des sonst so ruhigen und friedlichen Palais Marcolini, und ganz besonders in den Gemächern Napoleons, ziemlich stürmisch her.

Der Kaiser trug seine grüne Jäger-Uniform und über die weiße Weste das blutrote Band des von ihm gestifteten Ehrenlegions-Orden. Da er die Ankunft des Abgesandten Oesterreichs seit einer Stunde vergeblich erwartet hatte, war er bereits unruhig geworden. Auf einem kleinen Tische, der sich in der Nähe des einen der drei Fenster befand, deren Aussicht auf den Garten hinausgeht, stand ein bis dahin

vom Kaiser unberührtes Glas Wasser. Daneben lag der kleine dreieckige Hut und die Handschuhe des Kaisers.

Erst gegen Zehn erschien der Längsterwartete. Napoleon grüßte ihn kurz und kalt. Er bot ihm keinen Stuhl an.

„Sire," begann Graf Metternich, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „im Auftrage meines kaiserlichen Herrn und Gebieters erscheine ich heute zum dritten und leider auch zum letzten Male vor Ew. Majestät, um Allerhöchstdieselben Angesichts der wichtigen Ereignisse, die uns gebieterisch zur Entscheidung drängen, noch einmal inständigst zu bitten, alles, was ich gestern und vorgestern Ew. Majestät vorzustellen die Ehre gehabt, Allerhuldreichst noch einmal in reifliche Ueberlegung ziehen und sich sodann entscheiden zu wollen, ob Ew. Majestät geneigt sind, mit dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen einen ehrenvollen Frieden abzuschließen oder ob Ew. Majestät — was der Himmel gnädig verhüten wolle! — jenen blutigen Kampf auf Leben und Tod noch weiter fortzusetzen und diesen unseligen Streit bis auf's Aeußerste zu treiben gesonnen sind..."

„Ich werde tun, was ich will," entgegnete Napoleon im Uebermaße seines ungebeugten Hochmuts.

„Sire, der Gesandte Oesterreichs wird sich niemals unterfangen, Ew. Majestät irgendwie vorschreiben zu wollen, was Sie tun oder unterlassen sollen. Sein Auftrag geht einzig und allein dahin, Ew. Majestät um einen definitiven Entschluß über Krieg oder Frieden zu ersuchen."

„Vor allem wünsche ich den definitiven Entschluß meines vielgeliebten Schwiegervaters zu vernehmen, zu welchen von beiden Alternativen der Kaiser von Oesterreich sich hinzuneigen geruht?"

„Oesterreichs aufrichtigster Wunsch ist — Wiederherstellung des Friedens. Alle Völker sehnen sich nach Ruhe!"

„Dies weiß ich eben so gut! Wer aber hat Europas Frieden zuerst gestört? Wer anders als der Uebermut Rußlands, welches, aufgestachelt von der perfiden Politik Englands und unterstützt von dessen unerschöpflichen Hilfsquellen, trotz der von Frankreich als notwendig erachteten Continentalsperre, alle Häfen der Ostsee-Provinzen und des übrigen Ruß-

lands der englischen Handelsflotte geöffnet und sich dadurch gegen das ganze Festland schwer versündigt hat. Ich für meinen Teil hatte einen ehrlichen Frieden gewünscht. Rußland aber zwang mich zum Kriege. Doch noch weit hinterlistiger als Rußland war Preußen gegen mich aufgetreten, wahrscheinlich aus Dankbarkeit dafür, daß ich dem „Marquis von Hohenzollern" im Frieden zu Tilsit mehr Zugeständnisse gemacht, als er von rechtswegen verdient hatte. Vor sechs Jahren hätte es nur einer Zeile „le roi de Prusse a cessé de régner ses etats" bedurft, um dessen Namen für immer auszulöschen aus dem goldenen Buche der Könige. Wir haben ihn damals hochherzig geschont. Alles, was ihm übrig geblieben war, verdankt er unserer Großmut. Wie aber hat er sie belohnt? Diese Frage beantworten Sie sich selbst. Jetzt treibt Preußen im Bunde mit Rußland seine Ränke sogar so weit, selbst den Vater gegen den Sohn, Oesterreich gegen Frankreich, aufzuwiegeln, um auch ersteres mit sich in den Abgrund gemeinschaftlichen Verderbens hinabzuziehen. Ich habe meinen Schwiegervater zu ruhiger Ueberlegung und reiflicher Erwägung aller Chancen Zeit genug gegönnt; jetzt aber ist die Reihe an ihm: vor allem muß Oesterreich sich entscheiden."

„Sire, es hat sich bereits entschieden," erklärte Graf Metternich.

„Aber offen und ehrlich gesagt, wozu?"

„Zum Bündnisse mit Preußen und Rußland," gestand der Repräsentant seines Kaisers.

„Dies ist schändlich, dies ist perfid!" rief Napoleon, der hastig nach dem Glase Wasser griff und dabei einen seiner Handschuhe auf den Fußboden fallen ließ.

Metternich beeilte sich, ihn zuvorkommend aufzuheben. Der Kaiser leerte das ganze Glas. Nachdem er seinen Durst gestillt hatte, nahm er dem Grafen den Handschuh ab, ohne ihm ein Wort des Dankes für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit zu gönnen.

„Ew. Majestät beurteilen uns viel zu hart," erwiderte der österreichische Diplomat, ohne auch nur einen Augenblick lang seine Ruhe zu verlieren. „Was kann Oesterreich jetzt

wohl anderes tun, als der Stimme der Vernunft Gehör zu schenken und dem aus langem! bangem Schlafe erwachten Bewußtsein der deutschen Nation hilfreich entgegenzukommen? Deutschland — ich wiederhole es — verlangt Freiheit!"

„Und sind Sie der Mann, der sie ihm geben wird?" fragte Napoleon mit niederschmetternder Ironie.

„Ich werde tun, was ich darf!" erklärte der Staatsmann mit ungebeugtem Stolze.

„Wie ohnmächtig sind Sie mir gegenüber," spottete der Kaiser und ließ absichtlich nun auch seinen Hut vom Tische auf den Teppich niederfallen.

„Dies weiß ich selbst am besten," entgegnete Graf Metternich. „Doch bin ich nicht ganz Deutschland," fuhr er fort, ohne Miene zu machen, den gefallenen Hut des Kaisers aufzuheben.

„Ihre Sprache klingt etwas sehr keck!" rief Napoleon im Aufblitzen seiner beleidigten Eitelkeit. „Mir scheint, daß Herr von Metternich viel schneller geneigt gewesen war, den Handschuh als den Hut des Schwiegersohnes seines kaiserlichen Herrn und Gebieters aufzuheben..."

„Ich habe dazu keinen Auftrag erhalten," antwortete Oesterreichs Staatskanzler.

„Dies ist ja mehr als keck!" rief der Kaiser, welcher außer sich vor Zorn geriet.

„Haben Ew. Majestät sonst nichts zu bemerken?" fragte der Graf mit ecrasierender Ruhe.

„Die Audienz, Graf, ist zu Ende... Gehen Sie!" befahl der zürnende Monarch.

Schweigend verneigte sich der Graf und ging. Der Hut war noch nicht aufgehoben.

Und gerade diese Kleinigkeit, diese auffallende Verletzung der ihm schuldigen Ehrerbietung war schuld daran gewesen, daß der Kaiser urplötzlich seinen ganzen Aplomb, all seine Ruhe und Geistesgegenwart verloren hatte und, ohne es selbst zu wollen, in so unkaiserlichen Zorn geriet, daß er zähneknirschend dem Minister einige Worte nachrief, die wir, aus Rücksicht für beide Teile, hier um keinen Preis zu wiederholen wagen.

Die tragische Szene hatte jetzt ausgespielt. Der Vorhang war gefallen ... Niemand applaudierte.

— — — — — — —

Unterdessen war die nächste Umgebung des Kaisers, die Könige von Neapel und Westphalen, der Fürst von Wagram, der Herzog von Bassano, der Graf von Narbonne, der Gouverneur Marschall Gouvion-Saint-Cyr, der Adjutant und „Siegesbote" Marquis von Montesquiou u. s. w. in den Gängen des Gartens, wie in den Korridors des Schlosses, und im Vorzimmer Seiner Majestät die beiden Kammerdiener Marchand und Santini, der Leibarzt Corvisart und der Leibmameluk Rustan unruhig hin und her gerannt, in gespannter Ungeduld das Resultat dieser stürmischen Unterhandlung, das Finale dieses kurzen, aber desto mehr ergreifenden Dramas, das sich in jenem kleinen „Konferenzzimmer" abgespielt hatte, zu erfahren.

„Metternich," sagte Narbonne zu Maret, „hat uns die Fortsetzung des Krieges gebracht."

„Und der Krieg wird uns Verderben bringen!" entgegnete der Herzog von Bassano, der mit vollem Rechte besorgt zu sein schien.

„Es geht also bald wieder los!" rief laut jubelnd der König von Neapel seinem darüber nur wenig entzückten Schwager von Westphalen zu.

„Ich wollte," gestand Jerome, „mein Bruder wäre bei all seiner Klugheit doch etwas gescheidter gewesen und hätte vor Toresschluß einen anständigen Frieden gemacht. Bei dem ewigen Kriegführen kommt zuletzt — mir wenigstens ahnt so was! — doch nichts Gutes heraus."

„Du bist feig wie ein Kaninchen," sagte der König von Neapel.

„Und Du bist dreist wie ein Bajazzo im Zirkus," entgegnete der Souverän von Kassel.

„Wann, Durchlaucht," fragte Marschall Gouvion-Saint-Cyr den Vize-Connetable Berthier, „läuft die vermaledeite Waffenruhe ab?"

„Am fünfzehnten August," erklärte der Fürst von Wagram.

„Gut, daß es wieder Krieg wird!“ jubelte der „Siegesbote“. Der Kaiser hat dann mehr Gelegenheit als jetzt, mich mit Bulletins und den seltensten Kunstschätzen aller von uns im Sturme eroberten Städte nach Paris zu schicken, wo es mir, unter uns gesagt, weit besser als in dem kleinen, armseligen, spießbürgerlichen Dresden gefällt. Hier gibt es keine galanten Abenteuer,“ sagte er tiefbedauernd zum Leibarzte des Kaisers.

„Aber auch weniger galante Krankheiten,“ erwiderte Corvisart mit beißender Bosheit.

Rustan kratzte sich nachdenklich die Ohren.

Da rasselte ein sechsspänniger Staatswagen heran. Die kaiserlichen Garden traten ins Gewehr. Rasch wurden die lustigen Trommeln gerührt.

„Ei, wer kommt denn?“ fragte Jerome.

„Es ist der König von Sachsen!“ antwortete Murat.

Beide kehrten ihm den Rücken zu.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Am folgenden Morgen (26. Juni) kehrte Herr von Metternich in bester Laune nach Wien zurück.

Noch an demselben Tage schrieb der Kaiser seinem Gesandten am Wiener Hofe, dem Herrn Louis Guillaume Otto (einem Deutschen, den er nach der siegreichen Schlacht von Austerlitz zum Reichsgrafen von Mosloy ernannt hatte) einen eigenhändigen Brief, worin er ihn beauftragte, kein Mittel unversucht zu lassen, um trotz der brüsken Abreise Metternichs die Differenz zwischen Frankreich und Oesterreich, falls es noch möglich wäre, auszugleichen.

Eine Stunde später, als Napoleon seinem alten Jugendfreunde Talma eine kurze Audienz gewährte, empfing er in dem Augenblick, wo Frankreichs Roscius sich entfernen wollte, den Besuch der Gräfin Kielmannsegge, die Tags zuvor, auf schriftlichen Wunsch des Kaisers, von ihrem Gute nach Dresden zurückgekehrt war.

Napoleon stellte ihr den Künstler vor.

„Ich freue mich," sagte er, „Gelegenheit gefunden zu haben, Sie mit dem ersten Tragöden Frankreichs, mit dem Stolze des Theatre francais, mit meinem Jugendfreunde Talma bekannt zu machen. Gräfin Kielmannsegge," sagte er zu Talma gewendet, „ist Deutschlands Frau von Stael, nur mit dem Unterschiede, daß sie es weit besser und ehrlicher mit mir meint, als die Verfasserin der „Corinne", die ich, wegen ihrer feindlichen Gesinnung gegen mich, aus Frankreich zu verbannen gezwungen war."

Frau von Kielmannsegge schlug beschämt die Augen nieder.

„Frau Gräfin, ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben," sagte Talma, der sich ehrfurchtsvoll zurückzog.

„Wie freue ich mich, Sie endlich wiederzusehen!" rief der Kaiser, sie zärtlich in seine Arme schließend. Schon fürchtete ich, Calypso würde ausbleiben..."

„Ew. Majestät haben sich wirklich nicht geirrt, denn Calypso war über die schnelle Abreise Ihres kaiserlichen Ulysses in der Tat mehr als betrübt, ja geradezu untröstlich gewesen," bekannte die Gräfin mit rührender Offenherzigkeit.

„Wie gut, wie lieb Sie sind!" rief der Kaiser hochentzückt. „Wie aber werde ich jemals im Stande sein, so viel wahre, innige, unverdiente Liebe würdig belohnen zu können. Kann man denn gar nichts für Sie tun?"

„Viel, sehr viel!" erklärte die untröstliche Calypso.

„Und worin besteht dieses Viel?" fragte Napoleon, dessen Neugier sie aufgestachelt hatte.

„In der Erfüllung einer Gunst, welche ich mir zu erbitten wage.

„Ich bitte, Gräfin, dreist zu bitten..."

„Auf ausdrücklichen Befehl Ew. Majestät ist Baronet Cunningham unlängst unter dem Vorwande, daß er ein russischer Spion sei, verhaftet und nach Königstein abgeführt worden..."

„Weil er Ihre Ehre angetastet hat," unterbrach sie der Kaiser.

„Wohl hatte ich dies sogleich geahnt; doch wie sehr ich auch Ew. Majestät für diese Wahrung meiner tiefgekränkten Ehre dankbar verpflichtet sein muß, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen aufrichtig zu gestehen, daß ich die Bestrafung jenes Mannes nicht ganz in der Ordnung finde und nur aus diesem Grunde mir erlaube, für den Gefangenen ein Wort der Fürsprache einzulegen..."

„Sie wünschen ihn befreit zu sehen?" fragte Napoleon.

„Allerdings, Sire, ist dies mein Wunsch!"

„Nichts finde ich natürlicher als dies," sprach der Kaiser,

eilte an sein Pult und kritzelte auf ein Blatt Papier eine einzige Zeile mit der Unterschrift seines Namens hin.

„Diese Zeile, teure Gräfin, wird genügen," erklärte Napoleon, ihr das Blatt reichend, „die Riegel seines Kerkers zu öffnen."

„Baronet Horace Cunningham ist augenblicklich freizulassen," las die darüber hochentzückte Gräfin.

„Dank, tausend Dank!" stammelte sie, tief gerührt.

„Gräfin, lieben Sie diesen jungen Mann?" fragte der Kaiser, neugierig gespannt.

„Sire, ich weiß es selbst nicht," gestand Frau von Kielmannsegge, leicht errötend. „Oft kommen Augenblicke, in welchen ich dessen Umgang schmerzlich vermisse, häufig aber auch Stunden, in welchen ich meine Bekanntschaft mit diesem englischen Othello, mit diesem bengalischen Tiger, aufrichtig verwünsche."

„Der gute Mann ist also eifersüchtig?"

„Ueber alle Beschreibung!" gestand die Gräfin.

„Aber mein Gott, auf wen denn?"

„Auf Ew. Majestät!" erklärte sie verelegen.

„Das ist nicht klug von ihm! Man muß auch Andern etwas gönnen," meinte der Kaiser, einen heißen Kuß auf den Alabaster ihrer Stirn hauchend. „Sind Sie entschlossen, ihn zu heiraten?"

„Selbst geschieden von meinem Gemahle würde ich nie mehr mich verheiraten, weil die Ehe eine moralische Galeerenstrafe ist, die ich um keinen Preis der Welt noch einmal erdulden möchte. Sie sollte lieber gänzlich abgeschafft werden.."

„Derlei Galeeren sind aber durchaus notwendig," erklärte der Gesetzgeber. „Ein Land, in welchem das Institut der Ehe aufgehoben würde, müßte — glauben Sie es mir, liebe Gräfin! — sehr bald zu Grunde gehen. Aber reden wir nicht mehr davon! Sagen Sie mir lieber, ob Sie einen Ihrer Vertrauten nach Königstein schicken oder lieber selbst hineilen wollen, um dem jungen Tollkopf die Pforten seines Gefängnisses zu öffnen?"

„Ich will ihm die Freiheit bringen," gestand Frau von Kielmannsegge.

„Das ist sehr brav von Ihnen! Denn nicht alle Frauen vergessen so schnell eine ihnen zugefügte Ehrenkränkung, wie Sie, meine Teure! Reisen Sie mit Gott nach Königstein," sagte Napoleon, sie noch einmal an sein Herz drückend und sich dann mit innerlich tobendem Kampfe ihrer Umarmung entziehend. „Bevor ich zu meiner Frau nach Mainz reise, hoffe ich, Sie noch einmal auf Ihrem Gute bei Bautzen zu sehen, um Ihnen dann Lebewohl zu sagen, wahrscheinlich für immer," schloß er tiefbewegt.

Ihr Auge füllte sich mit Tränen. Nachdem sie diese rasch getrocknet hatte, entriß sie sich den Armen ihres „Ulysses" und stürmte schweigend fort.

„Ich werde diese Frau niemals vergessen," sagte Napoleon, der zum ersten Male in seinem Leben wirklich gerührt zu sein schien.

Gleich darauf empfing er seinen Bruder.

„Wie gefällt Dir unser kleines Dresden?" fragte der Kaiser.

„Es scheint mir langweiliger als Kassel," gestand Jerome.

„Das mag wohl einzig und allein davon herkommen, daß Du hier Deine schmucke Gräfin Bocholtz oder Gott weiß welch' andere Schönheit Deines Hofes zu vermissen geruhst ... Wie befinden sich Deine Herren Minister?" fragte Napoleon mit einem Anfluge liebenswürdiger Ironie.

„Sire, ich danke für die gütige Nachfrage," entgegnete der König von Westphalen mit französischer Sorglosigkeit. „Alle meine Leute befinden sich ziemlich wohl, bis auf den Grafen Simeon — (Justizminister des Königs von Westphalen) —, der seit kurzer Zeit sich mit der fixen Idee trägt, daß er Verwandtschaft mit dem Monde habe, weil seine junge Frau ihm allmonatlich neue Hörner aufzusetzen sich erlaubt."

Der Kaiser, der über den barocken Einfall seines Bruders „Loustic" lachen mußte, sagte zu ihm:

„Man kann also auch witzig sein?"

„Und warum nicht?" fragte der König von Westphalen. „Ist man nicht Sohn seiner Mutter und Bruder Ew. Majestät?"

„Man kann ihm nicht lange grollen," gestand der Kaiser, der sich durch Jeromes Artigkeit etwas geschmeichelt zu fühlen schien. Und was treibt Herr von Malchus?"

„Nachdem ich ihn zum Grafen von Marienrode gemacht, weiß er aus Stolz und Hochmut nicht, ob er gehen oder fahren, reiten oder fliegen soll..."

„Und Dein Herr Minister des Innern?"

„Graf Wolffradt ist jedenfalls der Geschiedteste.."

„Und woraus schließen dies Ew. Majestät?" fragte Napoleon.

„Weil er noch immer ledig ist," gestand Jerome.

„Du bist und bleibst ein Taugenichts!" meinte halb ernst, halb scherzend der Bruder desselben.

„Ich danke für diese schöne Anerkennung," entgegnete der gekrönte Leichtsinn, fand es aber doch ratsam, sich zurückzuziehen, um nicht genötigt zu sein, noch mehr Diplome solcher Art ruhig hinnehmen zu müssen.

Am 28. Juni begannen im Marcolini'schen Palais die Vorstellungen der französischen Schaubühne.

Am 13. Juli stand die offizielle Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich in dem von Pilat in Wien herausgegebenen „Oesterreichischen Beobachter".

Am 26. Juli trat Talma zum zweiten Male in der Voltaire'schen Tragödie „Semiramide" und Mademoiselle Mézeray als Darstellerin der Titelrolle auf, beide unzählig oft gerufen. Zu den bevorzugten Damen, denen der gefeierte Coulissenlöwe des Tages — eitel wie fast jeder große Mime — die nicht genug zu schätzende Ehre und Auszeichnung seines Besuches zu schenken pflegte, gehörte Gräfin von Kielmannsegge, der gegenüber er seine Herablassenheit so weit zu treiben geruhte, ihr ganze Szenen aus seinen Lieblingsrollen vorzuspielen, bis er schließlich, als Günstling des Kaisers auch mit dessen Staatssekretär, dem Herzoge von Bassano, auf ziemlich vertrautem Fuße ihm eines Tages das ziemlich indiskrete Geständnis machte, daß er bei vielen hochgestellten Damen Dresdens — und unter diesen auch bei der Gräfin Kielmannsegge — fabelhaftes Glück gemacht und letztere endlich so weit gebracht, daß sie ihm unlängst ein Rendezvous im

„Forsthause" bei Plauen gegeben habe. Als der Herzog, hocherstaunt, dies ernstlich zu bezweifeln wagte, soll ihm Talma — was später durch Liesenberg ruchbar geworden war — einen Handschuh mit den Worten gezeigt haben: „Dieser Handschuh, den die Gräfin an jenem Abende im „Forsthause" unvorsichtig genug hatte liegen lassen, ist ein handgreiflicher Beweis, daß ich an dem bewußten Abende dort mit ihr zusammengekommen war."

„Ich bitte Sie darüber zu schweigen," rief ihm der Minister-Staats-Sekretär.

„Und warum?" fragte der eitle Mime.

„Weil ein Geständnis dieser Art Sie leicht in den Verdacht bringen könnte, ein Nebenbuhler des Kaisers zu sein . . ."

„Und wenn dies wirklich so wäre?" fragte Talma ziemlich aufgeblasen.

„Dann müßte ich Ihnen doppelt raten, sich mit dem Siege, wenigstens für den Augenblick, ja nicht zu brüsten, weil der Kaiser gerade diesen Sieg Ihnen nicht so leicht vergeben würde."

„Ich danke für den klugen Rat," sagte Talma und versprach dem Herzoge mit Mund und Hand, darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.

Wie und durch wen dieses delikate Geheimnis bald darauf dennoch verraten ward, ist geradezu unbegreiflich, wenn man nicht annimmt, daß Liesenberg, der seit jenem Augenblick, wo die Gräfin ihn so schnöde abgefertigt hatte, ihr entschiedenster Gegner war, dies Gespräch zwischen Talma und Maret entweder wirklich belauscht oder — was uns noch viel wahrscheinlicher erscheint — dies ganze Liebesmärchen bloß darum erfunden habe, um seine stolze hochmütige Feindin in den Augen des Kaisers sowohl, als in jenen ihres damals eingesperrten Anbeters Cunningham auf eine zwar spottbillige, aber immer doch höchst wahrscheinliche Weise verdächtig zu machen und schuldlos herabzusetzen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Horace Cunningham „brummte" in seiner Zelle auf der Festung, als Gräfin Kielmannsegge, mit der eigenhändigen Ordre des Kaisers versehen, sich auf dem Wege nach Königstein befand, um dem Gefangenen die Nachricht von seiner Begnadigung zu überbringen.

Der Zufall, der im Leben aller Sterblichen sehr häufig eine nicht unwichtige Rolle zu spielen pflegt, hatte es, wunderbar genug, so gefügt, daß unserm Engländer bei seiner Ankunft auf der Festung dieselbe Zelle angewiesen worden war, in welcher Marchese Pietro Aviso d'Agdola seine Strafe abgebüßt und nach dreiundzwanzigjähriger Gefangenschaft seine letzte Verwünschung gegen seinen kurfürstlichen Verfolger, gleich darauf aber auch seinen letzten Seufzer ausgeröchelt hatte.

Auf Cunningham's Frage, wer zuletzt in diesem „feuchten Loche" eingekerkert gewesen sei, erzählte ihm eines Abends der alte Kerkermeister, dessen steife, verschwiegene Zunge er durch den Einfluß prickelnden Champagners nach und nach mobil und gesprächig gemacht hatte, ziemlich ausführlich die ganze Leidensgeschichte jenes Marchese d'Agdolo, der vor dreizehn Jahren am 27. August 1800, in dieser Zelle hier im größten Elende gestorben war.

„Und wo mögen die „Denkwürdigkeiten" jenes Gefangenen, von welchem Ihr mir soeben erzählt habt, hingekommen sein?" fragte Horace voll Teilnahme.

„Dies hat bis heute niemand erfahren. Einige wollen wissen, der damalige Kurfürst habe sämtliche Papiere seines

Gefangenen bald nach dessen Tode in Beschlag nehmen und im Schlosse zu Pillnitz vorsichtig verbrennen lassen; Andere, welche besser unterrichtet sein wollen, behaupten, jene Schreibereien befänden sich noch immer in Verwahrung des Königs, der sie im Dresdner Georgenschloß in einem geheimen Schranke seines Schlafkabinetts eigenhändig eingemauert haben soll.

„Und worin bestand denn das Verbrechen jenes Unglücklichen?" fragte Horace.

„Darüber herrscht noch immer geheimnisvolles Dunkel. „Nur so viel habe ich munkeln gehört, daß Marchese d'Agdolo ein Werkzeug der Kurfürstin-Witwe, ein gefährlicher Hochverräter, und nebenbei der Vater eines sogenannten Fräuleins von Schönberg, von welcher mir nichts Näheres bekannt ist, gewesen sein soll."

„Zufällig kenne ich jene Dame, und darum bin ich um so mehr erstaunt, durch Euch zu erfahren, wer der Urheber ihres Daseins gewesen ist."

„Doch bitte ich Sie, gnädigster Herr, über alles, was ich da unvorsichtig aus der Schule geschwatzt habe, reinen Mund zu halten, weil ich sonst in des Teufels Küche, oder Gott weiß wohin käme."

„Ich verspreche Euch, darüber zu schweigen..."

„Aber warum eigentlich sitzen denn Sie hier?" fragte der Schwätzer.

„Den Grund weiß ich selber nicht. Nachts riß man mich auf Befehl des Kaisers der Franzosen, wie mir seine frechen Schergen gesagt, aus den Federn heraus und schickte mich ohne Fug und Recht auf dies verdammte Raubnest, wo kein Hahn um mich kräht und wo mir's, wenn ich Unglück haben sollte, vielleicht nicht besser, als meinem italienischen Vorgänger ergehen könnte..."

„Das wollen wir nicht hoffen, Herr," sagte der alte, heute ausnahmsweise gesprächige Kautz.

Zum Unglück hat Dresden, seitdem es eine französische Filiale geworden ist, keinen englischen Gesandten, an den unsereiner sich wenden könnte, um sich Genugtuung zu ver-

schaffen. Wer weiß, wie lange man mich hier widerrechtlich gefangen halten wird."

„Sie gefallen mir sehr, junger Herr, und darum will ich manchmal durch die Finger sehen und, so oft Sie Durst haben sollten, Ihnen recht gern Gesellschaft leisten, denn der Trunk, sehen Sie, ist, seitdem mein Weib, meine gute Rese gestorben, noch mein einziges Steckenpferd. Man muß doch eine Freude haben!"

„Allerdings! Und die Ehre besteht nun einmal darin.."

„Mir bisweilen einen kleinen Affen anzutrinken.."

„Das habe ich früh genug bemerkt. Geht nun zu Bette, alter Freund! Legt Euch hübsch auf Eure Ohren und schlafet Euer Räuschchen aus. Gute Nacht, verehrter Greis und Gönner!"

„Auf Wiedersehen, Herr!" stammelte der behaarbeutelte Kerkermeister, der im Zickzack sich hinaus und in sein Wohnzimmer verfügte.

Am andern Morgen erschien Gräfin Kielmannsegge so unerwartet, wie eine gute Fee aus der Versenkung eines Theaterpoduims. Sie stand urplötzlich vor dem Gefangenen, ohne daß dieser sich genau zu sagen wußte, ob sie durch das Schlüsselloch oder durch irgend eine Fensterritze zu ihm hineingehuscht sei.

„Madame, was wollen Sie von mir?" fragte er kalt und barsch.

„Horace, ich bringe Ihnen Ihre Freiheit," entgegnete der weibliche deux ex machina.

„Meine Freiheit?" wiederholte Cunningham mit Erbitterung. „Aus Ihren Händen kann und darf ich sie unmöglich annehmen."

„Und weshalb nicht?" fragte sie bestürzt.

„Weil Gräfin Kielmannsegge eine Heuchlerin ist!"

„Und wer sagt Ihnen diese Unwahrheit?" fragte die Gräfin, auffallend betroffen.

„Wie, Madame?" fragte er voll Grimm. „Trotz allem, was seit der Anwesenheit des Kaisers in Dresden vorgefallen ist, haben Sie immer noch den Mut, die keusche Susanne, die tugendhafte Clarisse Harlowe zu spielen?"

„Horace, überlegen Sie, was Sie sagen..."

„Ich sage nichts, als die Wahrheit!" rief er tief empört. „Sie sind eine Heuchlerin! wiederhole ich. Nicht genug, daß Sie die Seufzer des Kaisers erhört, haben Sie sich in jüngster Zeit noch tiefer erniedrigt, den zudringlichen Huldigungen eines elenden Komödianten williges Gehör geschenkt und sich so weit vergessen, einem so eingebildeten Gecken, wie Talma, erst unlängst ein Stelldichein gegeben zu haben."

„Wo?" fragte die Gräfin hoch erstaunt.

„Sie wagen es noch, zu fragen? Im stillverschwiegenen „Forsthause" bei Plauen..."

„Und wer hat Ihnen dies gesagt?"

„Ein Mann, der Sie beobachtet hat..."

„So kann nur Liesenberg gelogen haben!" rief die Aermste, die sich aufs neue schmählich verleumdet sah. „Noch niemals bin ich dort gewesen!" beteuerte die Gräfin.

„Zufällig vergaßen Sie dort Ihren Handschuh..."

„Und anders, als jener große, vielbewunderte Talma?"

„Dann ist er ein eitler Fant, ein unverschämter Lügner, ein ehrloser Verleumder!" rief die Gräfin, deren Zorn seinen Zündpunkt erreicht hatte. „Noch heute will ich ihn zur Rede stellen, und wenn er die unerhörte Frechheit haben sollte, sich mir gegenüber mit diesem geträumten oder keck erlogenen Siege zu brüsten, dann schleudere ich ihm diesen Handschuh ins Gesicht und erkläre ihm rund heraus, daß er ein infamer Lügner ist!"

„Wie, Madame, Sie hätten den Mut, dies wirklich zu tun?" fragte Horace, durch diese Versicherung wankend gemacht.

„So wahr mir Gott helfen möge!" beteuerte die Gekränkte.

„So hätte ich Ihnen also wiederum Unrecht getan?"

„Der Schurke Liesenberg hat mich verleumdet... Sie haben ihm törichten Glauben geschenkt... Das ist alles!"

„Und können Sie mir wiederum verzeihen?" fragte Horace fast gerührt.

„Ein wahrhaft liebendes Weib verzeiht alles!"

„Wie, Gräfin, Sie lieben mich wirklich?" rief der gebesserte Lovelace.

„Nein!" erklärte der Stolz der Gräfin.

„Aber sind dies nicht arge Widersprüche?" fragte Horace, von neuem unwillig werdend.

„Horace, eine Frau, die den Mut besitzt, eine Frage solcher Art ungescheut zu bejahen, hat niemals wahr geliebt."

„Sie geben mir das Leben wieder!" rief unser Roué hoch entzückt.

„Vorläufig bringe ich Ihnen nur Begnadigung. Von diesem Augenblicke sind Sie frei. So will's Seine Majestät der Kaiser," sagte sie, ihm die kerkeröffnende, freiheitsbringende Zeile zeigend.

„Ich mag nichts von Gnade hören!" rief Horace, die kaiserliche Order stolz zurückweisend. „Ich verlange nichts anderes als Gerechtigkeit! Zuvor muß ich erfahren, weshalb man mich hierher gebracht hat?"

„Der Kaiser ließ Sie festnehmen, nicht weil Sie ein Spion des Kaisers von Rußland, wohl aber ein Verleumder meiner Ehre gewesen sind. Horace, Sie glauben Dinge von mir . . ."

„Die mich leider noch immer beunruhigen," gestand Cunningham. „Sie hatten Umgang mit dem Kaiser . . ."

„Ich leugne dies nicht, mein Freund, aber dieser Umgang ist bisher so rein geistiger Art geblieben, daß derselbe mich in Ihren Augen eben so wenig als in den seinigen entehrt haben kann . . ."

„Ach, Gräfin, wenn dies wahr wäre!" rief der Baronet mit glühender Begeisterung.

„Was, Horace, würden Sie alsdann tun?"

„Tief beschämt zu Ihren Füßen niederstürzen," sagte Cunningham, rasch sein Knie neigend, „und Sie inbrünstig anflehen: Angebetete Gottheit, vergib Deinem schwachen Sünder!"

„Ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen!" rief die Gräfin, den Mann, der aufrichtig bereuend zu ihren Füßen lag, aufhebend und ihn zärtlich an ihr Herz drückend.

Es trat eine lange Pause ein.

„Im ersten Aufwallen meines Zornes hatte ich zu Grassi gesagt: Horace ist jetzt tot für mich! Trotzdem sind Sie von neuem aufgelebt... und von neuem liebe ich Sie mit allen Kräften meiner Seele. Hat doch auch Grassi ein Wort der Fürsprache für Sie eingelegt und mich wiederholt beschworen, Ihnen, wenn Sie aufrichtige Reue empfinden und sich und mir Besserung angeloben wollen, hochherzig verzeihen."

„Ich verspreche Ihnen, mich zu ändern," gelobte der reuige Sünder.

„Dann kehren Sie mit mir nach Dresden zurück," bat die Gräfin.

„Mit tausend Freuden," erklärte der Baronet und beeilte sich nun, seine sieben Sachen schleunigst einzupacken, um ihrer Einladung augenblicklich Folge zu leisten.

Bald darauf saßen beide im Wagen.

Unterwegs erzählte Horat ihr einen wunderbaren Traum, der in verflossener Nacht ihn, wie er ehrlich eingestand, ernstlich beunruhigt hatte.

„Kaum war ich," fuhr er zu erzählen fort, „gestern nachts, etwas vom Weine erhitzt, eingeschlafen, als ich die Riegel meines Kerkers geräuschlos wie durch Zauberwort zurückschieben hörte und eine dunkle Gestalt dicht vor mein Bett hintreten sah. — „Wer bist Du?" fragte ich geschreckt. — „Ich bin der Geist eines Unglücklichen," erwiderte das Gespenst. — „Und was verlangst Du von mir?" wagte ich zu fragen. — „Ich verlange einige Auskunft von Dir." — „Ueber wen?" fragte ich neugierig weiter. — „Ueber mein Kind, das Du kennst," entgegnete das Gespenst. — „Und wer ist Dein Kind?" — „Eine Frau, die zum zweiten Male unglücklich verheiratet, Dich aufrichtig zu lieben scheint. Versprich mir (fuhr sie fort) sie glücklich zu machen, so glücklich als sie es verdient," setzte er tief gerührt hinzu. — „Wer aber bist denn Du?" fragte ich den Geist, dessen Aug' in Tränen schwamm. — „Ich bin der Marchese Pietro d'Agdolo," sprach das Gespenst und — verschwand."

Die Gräfin fuhr tief erschreckt zusammen.

„Mein Gott, Gräfin, warum erschrecken Sie?" fragte Horace.

„O, ängstigen Sie sich meinetwegen nicht! Die große Schwüle hat mich betäubt; der Schwindel, der mich überfiel, wird schnell vorübergehen!" rief die Gräfin und ließ, wie ohnmächtig, ihr Haupt auf die Schulter ihres Freundes niedersinken.

So lag sie mit halbgeschlossenen Augen. Der Baronet aber bewegte sich nicht. Mit rührender Teilnahme betrachtete er ihr bleiches Angesicht, das sich allmählich wieder zu färben begann.

„Mein fingierter Traum hat sie angegriffen," gestand er sich. „Ich will ihr einige Ruhe gönnen."

Endlich schlug sie die Augen auf.

„Wo bin ich?" fragte die Erwachende.

„An der Seite Ihres treuen Anbeters," sagte Horace.

„Was muß mit mir vorgegangen sein?" fragte Frau von Kielmannsegge, die Flechten ihrer Haare bei Seite schiebend.

„Sie scheinen schwer geträumt zu haben?" erklärte, aus Rücksicht für sie, der schlaue Mann.

„Ja, ja, Sie mögen recht haben," erwiderte die Gräfin. „Die Geschichte war nur ein Traum!"

Horace ließ sie bei diesem Glauben. — — — — — — — — — — — —

Nachdem die Träumerin sich allmählich erholt hatte, fragte sie ihren Freund ganz lustig und unbefangen:

„Und womit haben Sie sich während Ihrer elftägigen Gefangenschaft auf Königstein die Langweile vertrieben?"

„Ich erinnere mich nicht, in welchem Buche ich erst unlängst gelesen, daß Graf Lauzue in der Pariser Bastille eine Fliege oder Spinne abgerichtet habe, was einem andern Franzosen (ich glaube er hieß Guillaume Pigault-Lebrun und war noch vor ganz kurzer Zeit Bibliothekar und lustiger Rat des Königs Jerome von Westphalen gewesen und auf Befehl des Kaisers in Kassel urplötzlich und so widerrechtlich wie ich, — Gott weiß, aus welcher Laune! — auf der Wilhelmshöhe bei Wasser und Brot eingesperrt worden) auf den spaßhaften Einfall gebracht haben soll, drei junge, äußerst hoffnungsvolle Flöhe dergestalt zu dressieren, daß einer derselben

einen Sonnenschirm aufzuspannen, der andere eine kleine Nußschalkanone abzufeuern und der Dritte die Stiefel seines Herrn auszuziehen gelernt hatte."

„Das ist allerdings komisch, aber unwahr . . ."

„Beschwören könnte ich es freilich nicht; aber diese Idee gab mir eine andere ein: dem Pudel meines Kerkermeisters, den ich bald für mich gewonnen, wußte ich in den ersten acht Tagen unserer Bell-Lancaster'schen Methode so viel Erziehung und feine Lebensart beizubringen, daß er — der Pudel nämlich! — wie eine Schildwache vor mir mit einem Knittel an der Seite höchst ehrerbietig ins Gewehr trat und mit mehr soldatischem Anstand als mancher unserer englischen Rekruten seinen Knittel präsentierte."

„Sie haben bisweilen urkomische Einfälle," gestand die Gräfin, welche darüber herzlich lachen zu müssen sich gezwungen sah. „Mir fällt dabei unser verstorbenes „Fragezeichen" ein. Eines Abends gestand mir die alte Gräfin Platen, sie habe Sie, obgleich sie Sie durchaus nicht leiden könne, mitunter doch so launig und unterhaltend gefunden, daß Sie der einzige gewesen, der sie zum ersten Male in ihrem achtundsiebzigjährigen Leben zum Lachen gebracht, damals, als Sie in ihrer Gegenwart zu äußern geruht hätten, daß Sie während eines der Londoner Hof-Konzerte in Saint-James aus Langeweile wie eine hundertjährige Kartoffel ausgewachsen seien und so dicke Fasern wie Schiffstaue angesetzt hätten."

„Ich erinnere mich dessen nicht mehr," erklärte Horace und lenkte das Gespräch vom umgestürzten Fragezeichen etwas allzubrüsk auf den kategorischen Imperativ, auf Kaiser Napoleon, hinüber.

„Bestätigt sich dessen Abreise nach Mainz?" fragte der Baronet.

„So viel ich weiß," entgegnete die darin genau unterrichtete Gräfin, „wird sich Seine Majestät erst in den letzten Tagen des Juli hinbegeben, um dort mit der Kaiserin zusammenzutreffen."

„Und werden Sie den Kaiser begleiten?" fragte Cunningham mit aufflammender Neugier.

„Ei, was Ihnen nicht alles einfällt!" erwiderte die Gräfin etwas pikiert. „Am Tage seiner Abreise ziehe ich mich auf eines meiner Rittergüter zurück, vergrabe mich dort in Einsamkeit, bebaue meine Ländereien und fange für mein Alter zu sparen an."

„Sie wollen sich von Ihrem Gemahle nicht scheiden lassen?" forschte der Gentleman.

„Vorläufig denke ich noch nicht daran..."

„Und später?" forschte er emsig weiter.

„Werde ich mich auch nicht mehr verheiraten," gestand die Gräfin, „denn jede Frau, die solch' eine unverantwortliche Torheit sich zu schulden kommen ließe, verdiente, um umgekehrt wie Beaumarchais sagt, nicht das Glück, daß der liebe Gott sie von einer zweifachen Kreuztragung gnädiglich erlöst hat."

Horace kniff die Lippen und schwieg. Am Abende desselben Tages langten beide in Dresden an. Einige Straßen der Altstadt schwammen im schwarzen Meere so empörender, staatsgefährlicher Finsternis, daß Horace einen Augenblick in Versuchung geriet, anzunehmen, daß der hochweise Rat zur Feier der Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers eine neue, sorgfältig durchgesehene und vielfach verbesserte Auflage der an jenem Abende so glänzend verunglückten Illumination „par ordre du Moufti" anzubefehlen huldreichst geruht habe.

Als der Wagen der Gräfin zurück nach der Neustadt fuhr, gröhlte in der Rähnitzgasse ein angetrunkener Schuster das bekannte Volkslied: „Wann's im Wald finster ist."

Leider haben wir nicht erfahren können, ob er dafür bestraft worden oder frei durchgeschlüpft sein mag.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Zwei Tage später kehrte die Gräfin in Begleitung Cunningham's und Grassi's nach ihrem bei Bautzen gelegenen Gute zurück.

Am 17. Juli hielt der Kaiser, der sich noch immer in Dresden befand, eine große Heerschau über die neu ausgerüsteten Truppen, die der König von Sachsen, durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen, seinem hohen Verbündeten zur Verfügung gestellt hatte. Unter dem Oberbefehle des früheren Kommandanten von Dresden, des Grafen Ebenezer Reynier, brachen die sächsischen Hilfstruppen schon tags darauf nach der Lausitz auf, um sich bei Görlitz dem französischen Hauptheere anzuschließen.

Am 19. Juli arbeitete Napoleon vom frühen Morgen bis um Mitternacht mit dem Minister-Staats-Sekretär, Herzog von Bassano, mit dem Vize-Connetable, Fürsten von Wagram, und mit einigen seiner Marschälle, um sie in die geheimen Pläne des von ihm ausgearbeiteten Feldzugs einzuweihen.

Am folgenden Morgen ging der Kaiser nach Bautzen ab, wo das Hauptquartier des Marschalls Herzogs von Reggio lag. In Dresden mußte an jenem Tage auf Befehl des Kaisers der Wiederaufbau des von den Franzosen zerstörten Brückenpfeilers in Angriff genommen werden. Napoleon mochte jetzt mehr als früher das Bedürfnis gefühlt haben, sich mit den schmollenden und grollenden Bewohnern Dresdens allmählich wieder auszusöhnen. — Auf dem Rückwege von Bautzen nach Dresden geruhte er sich auf das Gut der Gräfin zu begeben. Leider fand er sie nicht zu Hause. In Gesell-

schaft ihrer beiden Freunde hatte sie gerade an diesem Tage einen größern Ausflug gemacht, von welchem sie zur Zeit des kaiserlichen Besuchs leider noch nicht zurückgekehrt war. Seine Majestät schien darüber ganz untröstlich; nicht minder war es die Gräfin, als sie bei ihrer Rückkehr erfuhr, daß der Kaiser sie verfehlt habe.

Am 21. Juli reiste Napoleon nach Mainz.

Am Morgen des 25. Juli langte Ihre Majestät die Kaiserin Marie Louise bei fürchterlichem Regenwetter dort an und stieg im Regierungspalais ab, in welchem sie von dem Präfekten der drei Rhein-Departements, Herrn André Jeanbon, genannt Saint-André, eben so ehrfurchts- als salbungsvoll empfangen ward.

Abends hielt der Kaiser seinen Einzug in Mainz.

Der nahe bevorstehende Ablauf des Waffenstillstandes und die Notwendigkeit, so rasch als möglich zur Armee zurückzukehren, gönnte ihm aber wenig Ruhe, und schon am 1. August verabschiedete er sich, auffallend frostig, von seiner Gemahlin und eilte über Würzburg nach Dresden zurück.

Am folgenden Morgen begab sich Marie Louise auf einer Jacht, welche der Fürst von Nassau ihr zur Verfügung gestellt hatte, auf dem Rheine über St. Goar, Coblenz und Köln nach Aachen.

Die lachenden Ufer dieses majestätischen Stromes entzückten sie, und in Köln verließ sie die Jacht und bestieg ihren Reisewagen.

In der alten Kaiserstadt Aachen besuchte Marie Louise Dom und Hospitäler und kehrte dann über Lüttich, Namur, Soissons und Compiègne nach ihrem Sommeraufenthalte Saint-Cloud zurück, wo sie am 12. August in erwünschtem Wohlsein eintraf.

Unterdessen war Kaiser Napoleon am Morgen des 4. August aus Mainz wieder nach Dresden zurückgekehrt. Noch an demselben Tage hatte der Herzog von Bassano dem Rate der Stadt die Weisung zugehen lassen, des Kaisers Namenstag, der auf den 15. August fiel, diesmal schon am 10. zu feiern, weil gerade am 15. der Waffenstillstand ablief.

Am 9. August fand die Vorfeier von Napoleons Geburts-

tag statt und am Abende fand die letzte Aufführung der französischen Schauspieler im Hoftheater vorzugsweise für die französische Garde statt.

Den folgenden Tag schildert der Bürger Taggesell als Augenzeuge wie folgt:

„Am 10. August früh zogen aus allen Lagern der Umgegend die französischen Regimenter nach der Ostrawiese, wo eine große Heerschau stattfand. Napoleon erschien, begleitet vom Könige von Sachsen und den Prinzen des königlichen Hauses, schon gegen acht Uhr morgens und musterte die langen unabsehbaren Reihen der alten und jungen Garde, die Dragoner, die reitenden Jäger, die Lanciers, die sächsische und die westfälische Artillerie, die belgische und die Neufchâteler Kavallerie, über 200 Kanonen und Artillerie. Es waren im ganzen 40 000 Mann: ein prachtvolles, wohlausgerüstetes Heer, das bei dem wunderbar schönen Wetter einen wahrhaft herrlichen Anblick gewährte. Es dauerte über drei Stunden, ehe die Truppen, jede Waffengattung besonders, an dem Kaiser vorüberdefilierten. Nach beendigter Revue zogen sämtliche Generale und Stabsoffiziere, den Fürsten von Wagram an ihrer Spitze, aus der Wohnung des letztern, dem Brühl'schen Palais, durch eine Doppelreihe Militär, in die katholische Hofkirche, wo abermals ein feierliches, vom Kapellmeister Morlacchi geleitetes Te deum abgesungen ward.

Am Mittage zog die alte französische und die sächsische Garde mit klingendem Spiele nach der Neustadt hinüber. Zwischen den Lindenbäumen der Hauptstraße waren Tische und Sitze und in der Mitte der langen Tafelreihe bequeme Plätze unter ausgespannten Segeltüchern für das Offiziers-Korps angebracht. Auf dem Tische der Stabsoffiziere und Generale war Napoleons Büste, mit Lorbeerzweigen bekränzt, zwischen blühenden Orangeriebäumen aufgestellt. Zwei Chöre Janitscharen-Musik belebten die Tischgesellschaft. Sämtliche Offiziere und Soldaten der Kaisergarde hatten an diesem Tage doppelten Sold, jeder Soldat außerdem noch einen doppelten Fleischanteil erhalten, und König Friedrich August der „Gerechte" war so gütig gewesen, aus eigenem Antriebe ihnen

hundert Eimer Weines (wir wissen nicht von welcher Sorte) allerhuldreichst verabreichen zu lassen.

Unter dem Donner der Geschütze wurden Trinksprüche und Lebehochs (die letztern größtenteils auf den Kaiser) ausgebracht. Nebenbei ließ man auch den König von Sachsen leben. — Zu beiden Seiten der langen Tafelreihe wanderten Tausende von Zuschauern (darunter auch Gräfin Kielmannsegge am Arme Grassi's, begleitet von Cunningham) auf und ab und sahen dem ungewohnten heitern Schauspiele zu. Auch an andern Orten der Neustadt wren ähnliche Gastereien; in einem der öffentlichen Gärten (im Link'schen Bade) wurde die französische und sächsische Artillerie bewirtet und bei der Kaiserschanze tafelten französische und sächsische Sappeurs. Die Lager der Umgegend boten gleiche Szenen dar.

„Abends acht Uhr fuhr Napoleon ins königliche Schloß zur Tafel. Eine Stunde später donnerten die Kanonen, bald darauf ward ein großes, von der französischen Artillerie veranstaltetes Feuerwerk auf der Elbe, dem Schlosse gegenüber, abgebrannt. Bei Uebigau standen einige Garde-Regimenter, welche ein lebhaftes Heckfeuer unterhielten, während zu beiden Seiten der Brücke in der Neustadt tausend Mann ununterbrochen buntfarbige Leuchtkugeln abschossen. Fischerkähne, wie Brander ausgerüstet, schwammen der Brücke zu und warfen Schwärmer aus; auf der Brücke selbst krachten Erdpatronen. Nach einer Pause begann die Beleuchtung der Stadt: der französische Gesandte, Graf Serra, hatte an seinem Hotel in der Kreuzgasse die Inschrift „Großes geschah, noch Größeres wird geschehen" anbringen lassen, deren zweite Hälfte freilich in ganz anderem Sinne gar bald erfüllt werden sollte.

Am 11. August besuchte Napoleon die Gräfin. Er blieb kaum zehn Minuten bei ihr und schien diesmal etwas kälter und einsilbiger, als in der ersten Zeit. Wahrscheinlich mochte auch ihm — und allem Anscheine nach durch Liesenberg — das abscheuliche Gerücht von ihrem Rendezvous mit Talma zu Ohren gekommen sein. Der Kaiser erlaubte sich einige unhöfliche Anspielungen, welche das Zartgefühl derselben nicht wenig in Verlegenheit brachten. Aber da sie es unter ihrer Würde halten mochte, sich solchen Anklagen gegenüber zu

verteidigen, zog sie es vor, zu tun, als ob sie jene boshaften Sticheleien nicht verstanden habe, — und — schwieg dazu.

Wer schweigt, scheint zuzugeben, dachte Napoleon, nachdem er sie verlassen hatte, und wurde seit jenem Augenblicke immer kühler und kälter gegen sie.

Am 13. August kehrte der König von Neapel, Joachim Murat, nach Dresden zurück und stieg wiederum bei seinem Schwager, im Palais Marcolini, ab. An Eugen's Stelle übernahm er auf Befehl des Kaisers den Oberbefehl über die französische Kavallerie. An demselben Tage rückten die Garden aus. Am 14. August wurden sämtliche Wälle der Stadt und die übrigen Verschanzungen in der Nähe derselben mit Geschütz besetzt, das man zum größten Teil von der Festung Königstein hergebracht hatte. Am 15. August, an dem Tage, an welchem der Waffenstillstand ablief, verließ der Kaiser, in Begleitung des Königs von Neapel, nachmittags 3 Uhr seine gute Stadt Dresden und begab sich über Pirna und Stolpen zur großen Armee, die sich um Bautzen konzentriert hatte. Ihm folgte gleich darauf der Fürst von Wagram mit dem ganzen Generalstabe und den bis dahin in Dresden zurückgebliebenen Abteilungen der kaiserlichen Garden.

Dresden glich jetzt einem verschanzten Lager.

Am 17., 18. und 19. August zog das gegen 20 000 Mann starke Armeekorps des Generals Joseph Dominique Vandamme, Grafen von Hüneberg, das Elbtal hinauf. Es führte 60 Kanonen mit sich.

Einige Tage später liefen in Dresden günstige Nachrichten von dem Hauptheere aus Schlesien ein, wo Napoleon, am 21. August, die preußisch-russische Armee, geführt von Blücher, Kleist und dem russischen Generale Langeron, siegreich bei Löwenberg in die Flucht geschlagen hatte.

Niemand frohlockte mehr, als Gräfin Kielmannsegge, die, obgleich der Kaiser sie eigentlich sans adieu verlassen hatte, in ihrer glühenden Bewunderung für ihn nicht zu erkalten schien.

Am Abende des 22. August — es war an einem Sonntage — hatten die Geschütze der Stadt den Bewohnern Dres-

dens eben erst den Sieg der französischen Waffen verkündigt, als ein blutbespritzter Dragoner durch den Pirna'schen Schlag ins Schloß hineinsprengte, um dem Könige von Sachsen die Hiobspost zu melden, daß das Korps des Grafen Gouvion-Saint-Cyr bei Gießhübel von den Russen und Oesterreichern, unter dem Oberbefehle des Grafen von Wittgenstein, zurückgeschlagen worden sei.

Die Gewißheit, daß auch Oesterreich sich nunmehr den Feinden des Kaisers angeschlossen, hatte in ganz Dresden Schrecken und Angst verbreitet. Alle Welt schien zu ahnen, das liebe, gute, urgemütliche Dresden werde allem Anschein nach der Schauplatz einer der nächsten und blutigsten Schlachten werden. Sämtliche Schläge der Stadt wurden gesperrt.

Am 23. August fanden die ersten Vorpostengefechte in der Gegend von Räcknitz und Zschertnitz statt. Der König von Neapel, den der König vorausgeschickt hatte, um Dresden dem verderbenbringenden Feinde gegenüber zu verteidigen, rückte an der Spitze seiner italienischen Reiter-Regimenter in Dresden ein.

Am 24. dehnten die verbündeten Russen, Oesterreicher und Preußen ihre Vorpostenlinien von Blasewitz bis auf die Anhöhen bei Plauen aus.

Am folgenden Morgen rückten sie näher. Das russische Hauptquartier lag in Lockwitz. Die russischen Kanonen donnerten aus Räcknitz und Zschertnitz nach der Stadt hinüber. Die feindlichen Kugeln schlugen in den Vorstädten ein. Das Heer der Verbündeten, 200 000 Mann stark, umzingelte in einem Halbkreise ganz Dresden von Blasewitz bis an's Schusterhaus. Die Stadt war bereits so gut wie verloren.

Am 26. kehrte Napoleon nach Dresden zurück. Das Hauptquartier des Kaisers Alexander befand sich an diesem Tage in Nöthnitz, das des Königs von Preußen in Lockwitz. König Moachim Murat, der, von der Höhe des Kreuzturms herab, die Stellung des feindlichen Heeres beobachtet hatte, eilte zu seinem kaiserlichen Schwager, der vor der Front seines Garde-Bataillons zu Pferde, nicht weit vom königlichen Schlosse hielt. Auf dem Balkone erschien die Königin. Der Kaiser der Franzosen grüßte sie. Die Königin aber dankte

sehr lau. Gleich darauf ritt Napoleon mit dem Könige von Neapel in den Schloßhof hinein, um dem Könige von Sachsen einen flüchtigen Besuch abzustatten.

Hier wollen wir einen Augenblick Halt machen, um zu der Titelheldin unseres Romans zurückzueilen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Gräfin Kielmannsegge hatte wirklich Wort gehalten.

Am 16. August, einem Tag nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes, hatte sie, von ihrer ganzen Dienerschaft begleitet, Dresden verlassen und sich nach einem ihrer andern Güter in der Nähe von Kamenz begeben, um sich dort, wie sie zu Horace schon früher gesagt, in Einsamkeit zu vergraben.

Hier führte sie ein einfach stilles und dennoch bewegtes Leben: sie selbst verwaltete ihr Gut, pflanzte eigenhändig ihren Kohl, brachte mehr Ordnung in die Verwaltung, beschäftigte sich eifrig mit Oekonomie und Naturwissenschaften, schwelgte in teils süßen, teils bittern Erinnerungen, besuchte jeden Morgen ihre Kuhställe, spielte abwechselnd Beethoven'sche Sonaten und Gelinke'sche Variationen, trieb nebenbei auch etwas Malerei, sammelte Käfer, Wappen, Vogeleier und Handschriften berühmter Persönlichkeiten, trank wenig, aber aß desto mehr, sorgte täglich für Füllung ihrer „geistigen Chiffonnière", spielte abends bald mit diesem, bald mit jenem ihrer Beamten eine Partie langen Puffs, las allnächtlich, wie der heilige Augustin, vor dem Einschlafen ein Paar Szenen aus den Lustspielen des Aristophanes, pflegte, wie Kaiser Napoleon, nie mehr als fünf bis sechs Stunden zu schlafen, nur ausnahmsweise zu träumen, mit dem ersten Krähen des Hahnes — Morgenstund' hat Gold im Mund! — Geld für ihr Alter zu sparen.

Horace, in Dresden zurückgeblieben, besuchte die Gräfin fast wöchentlich; in der Regel pflegte er dann im Schlosse zu

übernachten und erst mit Anbruch des andern Morgens wieder abzureisen.

Ein weit seltenerer Gast war Graffi: er kam oft Monate lang nicht aus der Schwüle seines Ateliers heraus und entwickelte jetzt eine weit größere Tätigkeit als in früherer Zeit. — Zuletzt arbeitete er an dem lebensgroßen Bildnisse des Herzogs August von Sachsen-Gotha, welcher von der feinen Ausführung dieses Meisterwerks so sehr entzückt war, daß er unserm genialen Künstler eine ziemlich bedeutende Pension gewährte und ihm gleichzeitig den Titel eines Geheimen Legationsrates verlieh. — Alle Welt bewunderte die frische Zartheit und die zarte Frische seines Kolorits. — Bald darauf malte er auch die Gräfin Kielmannsegge, in deren Schloß er sich seit einigen Tagen aufhielt.

„Liebe Freundin," fragte der neugebackene Geheimrat, „warum sitzen Sie heute weit unruhiger wie gestern?"

„Ich habe eine traurige Nachricht erhalten," antwortete die Gräfin.

„Vom Kaiser?" fragte Graffi voller Teilnahme.

„Nicht von ihm direkt, wohl aber von seinem Leibarzte Corvisart. Gestern am 27. August ist General Moreau bei Räcknitz tödlich verwundet worden. Er war aus Nordamerika zurückgekehrt, um teilzunehmen an dem erbitterten Kampfe gegen Kaiser Napoleon, den er persönlich gehaßt hatte, weil er auf dessen Ruhm jederzeit eifersüchtig gewesen war. Seit dem Wiederbeginne der Feindseligkeiten hatte sich Moreau im Hauptquartiere der Russen aufgehalten. Eine feindliche Kanonenkugel zerschmetterte ihm, dicht an der Seite des Kaisers von Rußland, beide Füße. Er ward nach Nöthnitz gebracht und mußte dort amputiert werden. Mit Heldenmut ertrug er die Schmerzen der Operation. Gleich darauf ward er von vier russischen Jägern über das Gebirge nach Laun in Böhmen gebracht. Dort wird er sterben."

„Und warum beunruhigt Sie diese Nachricht?"

„Sie wissen, daß ich Handschriften sammle. Erst wenige Tage vorher hatte ich mich direkt an General Morau mit der Bitte gewendet, mich durch ein Autograph seiner Hand erfreuen zu wollen."

„Und welche Antwort erhielten Sie darauf?"

„Bis heute leider noch gar keine, und falls der tapfere Held nun wirklich sterben sollte, dann würde mir nichts anderes übrig bleiben, als mich an dessen Gattin, Mademoiselle Hulot, zu wenden, die der Held von Hohenlinden fabelhaft geliebt haben soll."

„Besitzen Sie auch eine Handschrift Napoleons?" fragte Grassi ruhig weitermalend.

„O, wohl mehr als ein Dutzend von Billets, die eben so kurz als zärtlich sind. Sein letzter Brief an mich enthielt nicht mehr als sechs Worte."

„Und ist es erlaubt, zu fragen, wie diese gelautet haben?"

„Napoleon I. grüßt Frau von Stael II." — Das war alles, was er schrieb. Aber gleichzeitig," fuhr Gräfin Kielmannsegge fort, „habe ich auch eine sehr freudige Nachricht erhalten. Der König von Neapel hat bei Gorbitz — zwischen Tharandt und Freiberg — die österreichische Division Meczko, den Vortrab des Armee-Korps des Feldmarschalls-Leutnants von Klenau geschlagen, und gestern nachmittag 5 Uhr hat der Kaiser seinen Einzug in Dresden gehalten. Neben ihm ritt der gefangene Feldmarschall Meczko. Hinter ihm folgte eine Abteilung der alten Garde mit klingendem Spiele. Fünf eroberte Fahnen wurden triumphierend vorausgetragen. In der Wilsdruffer-Gasse rief Napoleon einem der französischen Regimenter, das ihn mit lautem Vivatrufe empfing, die Nachricht zu: „Messieurs les Autrichiens sont totalement battus" und ritt dann eilig ins Schloß. — In verflossener Nacht (schreibt mir unser gemeinschaftlicher Freund Horace) haben sich die Verbündeten nach Böhmen zurückgezogen, auf der einen Seite von Vandamme, auf der andern von Murat verfolgt. Nun, lieber Freund, wissen Sie alles..."

„Bis auf das allerwichtigste, was ich leider nicht weiß, und was ich gar zu gerne durch Sie zu erfahren wünschte.."

„Sie wollen wissen?" fragte die Gräfin.

„Ob Ihre Bewunderung für den Kaiser der Franzosen noch immer so glühend als vor dessen Ankunft in Dresden ist?"

Diese Frage brachte sie in Verlegenheit.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen sagen soll, weil ich bei Beantwortung einer solchen Frage, aufrichtig gestanden, mit mir selbst durchaus noch nicht im Klaren bin. Napoleon steht, seitdem ich ihn persönlich kennen gelernt, vor mir nicht mehr so unerreichbar groß und erhaben da, wie in früherer Zeit, wo ich ihn nur vom Hörensagen gekannt hatte. Noch immer bewundere ich ihn zwar, aber ich schwärme nicht mehr für ihn..."

„Und warum nicht mehr?" fragte Grassi.

„Weil er mir, in der Nähe betrachtet, weit weniger poetisch als in weiter nebelhafter Ferne erscheint. Er ist Mensch wie jeder andere: er iß und trinkt wie unsereins, gerät gar zu leicht in Zorn, ist fast noch eitler wie Talma, liebt, genau betrachtet, keinen andern, als sich selbst und — — schnarcht nachts wie ein Nachtwächter."

„Und woher wissen Sie das letztere?" fragte der Maler, seinen Pinsel anfeuchtend.

„Aus dem Munde seines Leibmameluken Rustan," entgegnete die Gräfin errötend, „welcher, wie auch Sie gehört haben werden, allnächtlich vor der Tür des Kaisers schlafen und..."

„Ganz natürlich alles genau hören muß," setzte Grassi hinzu, etwas Licht in die dunklen Wimpern ihrer Augen anbringend.

„Horace (fuhr Frau von Kielmannsegge fort), der seine Aufmerksamkeit für meine Wenigkeit dadurch zu betätigen sucht, daß er in Dresden für mich seltene Handschriften sammelt, hatte mich, als er in voriger Woche hier gewesen war, mit einem Autograph seines berühmten Landsmanns James Gillray überrascht.

„Gillray? Den Mann kenne ich leider nicht," gestand Grassi.

„Er malt Karrikaturen und ist, unter uns gesagt, einer der boshaftesten Feinde des Kaisers, der ihm manches seiner beißenden Zerrbilder niemals vergeben wird." — (James Gillray, der ein sehr ausschweifendes Leben geführt haben soll, wurde später wahnsinnig, kam ins Londoner Irren-

haus Bedlam und starb daselbst, indem er, seinen Kopf durch das Fenstergitter steckend, darin erstickte im Winter des Jahres 1815.)

„Also auch die Feinde des Kaisers haben Interesse für Sie?"

„Und warum nicht?" fragte die Gräfin. „Napoleon hat, seitdem ich — durch Rustan — in Erfahrung gebracht, daß er zu schnarchen geruht, allerdings etwas von dem Aureole seines Ruhmes eingebüßt, und seit jenem Augenblicke sammle ich u. a. auch alle Karrikaturen, Spottlieder und Epigramme, die auf ihn Bezug haben, mit ganz besonderer Vorliebe."

„Sie wollen unparteiisch sein," meinte Grassi.

„Allerdings!" erklärte die Anhängerin des Helden. „Wo Licht ist, gibt's auch Schatten," fügte sie gleichsam zur Entschuldigung jenes Widerspruches hinzu. „Jetzt, wo ich aufgehört habe, blind für dessen Fehler zu sein, sehe ich besser als viele andere auch manche kleine Schwäche dieses großen Mannes ein."

„Ah, man ist nüchtern geworden!" dachte Grassi, ohne diesen Gedanken auszusprechen. „Für heute genug," sagte er, die Staffelei bei Seite schiebend.

Beide begaben sich in den Park. Wir aber folgen dem Heere nach Böhmen.

Am 29. August wurde General Vandamme bei Kulm geschlagen, mit 8000 Mann und sämtlichem Geschütz gefangen genommen.

Am folgenden Tage zogen sich die französischen Garden von der Grenze zurück und schlugen ihren Weg nach Berlin ein, weil sieben Tage zuvor (23. August) Marschall Oudinot, bei Großbeeren geschlagen vom Grafen Bülow von Dennewitz, sich genötigt sah, eine retrograde Bewegung einzuschlagen und den Oberbefehl seines Korps dem Marschall Ney zu übergeben, der zu dessen Rettung herangeeilt war.

Am 3. September brach Napoleon mit Joachim Murat von Dresden nach der Lausitz auf, um dort dem Marschall Vorwärts bei Hochkirch eine Schlacht zu liefern, in welcher

die Franzosen unter Marmont und Macdonald den Sieg über Blücher davontrugen, der sich schleunigst zurückziehen mußte.

Tags darauf zeigten sich in Dresdens Umgegend die ersten Kosaken bei Räcknitz, wo sieben Tage zuvor General Moreau gefallen war.

Am 6. September kehrte Napoleon (abends 7 Uhr) aus der Lausitz nach Dresden zurück; am 8. brach er nach Dohna auf; am 12. traf er wieder in Dresden ein und folgte am 15. seiner Garde nach, die, gezwungen durch ihre Niederlage bei Nollendorf, am 17. ihren Rückzug antrat. Am 21. September langte er abermals in Dresden an.

Napoleon, der sich genötigt sah, das rechte Elbeufer aufgeben zu müssen, konzentrierte nun das dritte, fünfte und sechste Armeekorps auf dem linken Ufer der Elbe.

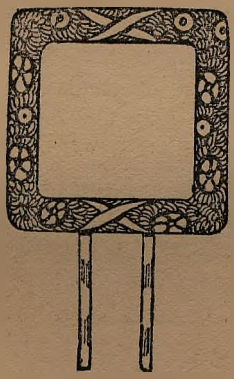
Unterdessen hatte sich auch Schweden den Gegnern des Kaisers angeschlossen. Laut einem mit England abgeschlossenen Vertrage vom 12. Juli 1813 war der schwedische Kronprinz Karl Mohann (der frühere französische General Bernadotte, welchen Napoleon zum Prinzen von Pontecorvo erhoben) bald nach der Schlacht bei Lützen mit 80 000 Schweden in Deutschland eingerückt, um dem großen Kampfe gegen seinen ehemaligen Souverän und Beschützer Napoleon beizutreten. 90 000 Russen und Preußen wurden unter Bernadottes Oberbefehl gestellt und mit diesem Heere von nahezu 120 000 Mann nahm er seitdem wesentlichen Anteil an dem allgemeinen Befreiungskriege.

Am 7. Oktober früh 8 Uhr verließ der Kaiser seine gute und getreue Stadt Dresden, um sie niemals wiederzusehen. Er ließ dreißigtausend Mann unter dem Marschall Gouvion-Saint-Cyr und General Lobau mit dem Befehle zurück, von hier aus an beiden Ufern der Elbe nach Böhmen vorzudringen. Die Verbündeten rückten nach Leipzig hin. Dem Kaiser, der eine Stunde zuvor abgereist war, folgte der König von Sachsen und dessen ganze Familie. Das Volk hatte sich massenhaft zusammengedrängt. Die Königin, die niemals eine aufrichtige Freundin des französischen Zwingherrn gewesen war, und deren Tochter, Prinzessin Auguste, die ihn

gründlich — man ahnt warum? — zu hassen schien, trennten sich von ihrem lieben Dresden unter tausend Tränen.

Marschall Ney, Fürst von der Moskwa, rückte unterdessen gegen Dessau und General Reynier an der Spitze der Sachsen nach Wittenberg vor.

Am 8. zogen die Russen auf beiden Ufern der Elbe heran. Am 14. Oktober traf der Kaiser in Begleitung des Königs von Sachsen in Leipzig ein. Ersterer bezog das „Hôtel de Prusse", letzterer das sogenannte „Königshaus" am Rathausmarkte.



Achtundvierzigstes Kapitel.

Zwei Tage nach Napoleons Ankunft in Leipzig ward dort die große dreitägige Völkerschlacht geschlagen, die am 16., 18. und 19. Oktober die große Macht des kleinen Corsen brach. Der Mann, welcher den für die Waffen der Verbündeten so überaus glücklichen Ausgang dieser furchtbaren Schlacht herbeigeführt hatte, war Napoleons früherer Waffengefährte Bernadotte. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen umarmten den schwedischen Kronprinzen auf Leipzigs blutgedüngtem Schlachtfelde und begrüßten ihn einstimmig als ihren Befreier.

Napoleon, geschlagen auf allen Punkten, ritt am 18. Oktober nach dem Königshause, verabschiedete sich kurz und kalt von dem „Gerechten", erklärte ihm die Unmöglichkeit, ihn und sein Volk noch länger beschützen zu können, und jagte dann ventre à terre durch's Grimmaische Tor nach Reudnitz hinaus.

Seine Macht war gänzlich zertrümmert. Nichts hatte vermocht, die dichte Masse der Verbündeten (dreihunderttausend Mann) zum Weichen zu bringen. Der Stern seines Glückes war untergegangen. In Malmaison lag Frankreichs Andromache und — weinte blutige Tränen um ihren treulosen Hector. Als die Exkaiserin Josephine die erste Nachricht von der bei Leipzig verlorenen Schlacht erhielt, brach sie ohnmächtig zusammen mit dem Ausrufe: „Gott schütze den Kaiser und Frankreich!"

Marie Louise dagegen saß ruhig und kalt am Klaviere und sang eben die Arie der Prinzessin von Navarra aus

Boieldieu's klassischer Oper „Johann von Paris": „Ha, welche Lust gewährt das Reisen", als der „Siegesbote" diesmal mit der Nachricht von der Niederlage des Kaisers und mit der Meldung ins Zimmer stürzte: „Die Schlacht bei Leipzig ist verloren!"

„Dieu protège la France et l'empereur!" rief die Kaiserin, das Klavier schließend. — — — — — — — — — — — —

Als die erste Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht und von der bald darauf erfolgten Gefangennahme des Königs nach Dresden gelangt war, schien niemand anfangs daran glauben zu wollen, bis der erste offizielle Bericht in der „Leipziger Zeitung" und gleichzeitig eine nähere Beschreibung der Schlacht aus der Feder des dortigen Arztes Doktor Gottfried Wilhelm Becker einlief.

Als Gräfin Kielmannsegge die erste Kunde darüber durch einen von Horace Cunningham abgesendeten Eilboten erhielt, befand sie sich gerade bei ihrer Käfersammlung und spießte eben einen Pochkäfer, einen sogenannten Trotzkopf, mit den Worten an: „Auch du kannst nicht ewig trotzen; denn jeder Trotz bestraft sich selbst!"

Dann aber wurde sie trüb und trüber; endlich traten Tränen in ihre Augen, und schluchzend gestand sie sich: „Und trotzdem liebe ich den Trotz!" — — — — — — — — — — — —

Dann steckte sie den Käfer zu den andern ihrer Sammlung und versank in Nachdenken.

„Nichts ist vergänglicher als der Ruhm," schrieb sie wenige Minuten später in ihr Tagebuch. „Nur Toren jagen dieser Seifenblase nach. Dem Weisen genügt Zufriedenheit und Ruhe!" — — — — — —

Kurz vorher war nachfolgende Bekanntmachung erschienen:

„Die hohen verbündeten Mächte haben dem unterzeichneten Fürsten Nikolai Repnin, russisch-kaiserlichen General-Major und General-Adjutanten Seiner russisch-kaiserlichen Majestät, die obere Verwaltung aller Militär- und Zivilangelegenheiten im Königreiche Sachsen, im Herzog-

tume Altenburg und in den Reußischen Landen als General-Gouverneur anzuvertrauen geruht.

Indem der Unterzeichnete sämtlichen Einwohnern und Behörden dieser Länder solches bekannt macht, fordert er sie gleichzeitig auf, keine andere oberste Gewalt anzuerkennen als das von den hohen Verbündeten eingesetzte und in deren Namen verwaltende General-Gouvernement.

Der Unterzeichnete wiederholt die Versicherung, daß die Absicht der erhabenen Regenten dabei keine andere ist, als die Kräfte der Länder, welche die Vorsehung durch die Gewalt ihrer siegreichen Waffen in ihre Hände gelegt hat, zur Erreichung des gemeinschaftlichen großen Zweckes, zur Befreiung Deutschlands und zur Herstellung eines dauerhaften Friedens in Europa zu verwenden.

Leipzig 11./23. Oktober 1813.

Der General-Gouverneur: Fürst Repnin."

Auf Befehl des kommandierenden Marschalls Grafen Gouvion-Saint-Cyr mußte diese Bekanntmachungdes russischen General-Gouverneurs vom Rate der Stadt Dresden konfisziert und öffentlich verbrannt werden.

Am 30. Oktober wurde Dresden in Belagerungszustand erklärt. Horace und Grassi eilten nach Kamenz, um von dort auf das Gut der Gräfin zu eilen, welche beiden ein gastfreies Asyl gewährte, obgleich sie sich schon seit einigen Wochen bedeutend unwohl fühlte und auffallend niedergeschlagen war.

Von Leipzig aus erließ Fürst Repnin am 31. Oktober einen neuen Aufruf, infolge dessen ein Banner der freiwilligen Sachsen zum Schutze Sachsens und zum Trutze gegen Frankreich ins Leben trat.

Der Erste, der sich angemeldet hatte, war der Tischler Liesenberg. Aber sein Anerbieten wurde einstimmig zurückgewiesen, worüber Napoleons Spion sich durchaus nicht zu grämen schien, weil er durch des Kaisers Großmut vorläufig Geld genug besaß, um der Zukunft einige Zeit ruhig entgegensehen zu können. Er kaufte sich ein kleines Haus (in der Schäferstraße), lebte dort still und zurückgezogen wie ein

Patriarch, und stand täglich zur Abbüßung seiner Sünden, wie Simon Stylita auf der Spitze einer Säule, ein paar Stunden auf dem schiefgelaufenen Absatze seiner etwas defekten Stiefel, spielte außerhalb seines Hauses den armseligen Bettler und lebte im Innern seiner vier Pfähle so vergnügt wie „Gott in Frankreich"; er haßte und verabscheute alle Menschen, gleichviel, ob sie Franzosen, Russen, Preußen, Oesterreicher oder Sachsen waren, am meisten aber die Gräfin Kielmannsegge, die er, wie er häufig zu gestehen pflegte, nicht riechen konnte, ohne Katzenjammer zu empfinden, Sodbrennen zu fühlen und Kopfschmerzen zu bekommen. Auch er schalt sie eine Heuchlerin.

Ob sie dies wirklich gewesen war? Wir wagen es nicht zu entscheiden. In den Augen der einen stand sie als hellleuchtendes Musterbild aller weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten, vor dem Richterstuhle der andern aber als scheinheilige und verkappte Sünderin da, von welcher man das Allertollste und Allerschlimmste zu glauben sich gewöhnt hatte, weil sie als stolz, hochmütig und mitleidlos ziemlich allgemein, aber sicher wohl mit Unrecht, verrufen war.

Vergessen wir darüber den König nicht.

Als Friedrich Wilhelm III. nach Berlin zurückkehrte, mußte Friedrich August der „Gerechte" das Schloß verlassen und „gegen einen von letzterm zu bezahlenden Mietzins" das zwei Stunden von Berlin entfernte Schloß Friedrichsfelde, das damals einem russischen Fürsten Baratinski gehörte, beziehen. — Friedrichsfelde war weder Paradies noch Hölle, sondern eine Art von Fegefeuer, das in einer öden, trostloseinförmigen Sandwüste lag; der Eigentümer des Schlosses war klug genug, sich niemals darin aufzuhalten, im Sommer den Aufenthalt in Potsdam, im Winter das Klima von Venedig oder Nizza vorzuziehen.

Der Dresdner Taggesell sagt bei diesem Anlaß: „Mit wahrhaft christlicher Ergebung und männlich-unerschütterlichem Sinn ertrug Sachsens König sein widriges Geschick; väterlich und liebreich gegen seine Familie, mild und gütig gegen seine Umgebung, ohne dabei jemals seine gerechte Würde zu verleugnen. Mehrmals erhielt er Besuch von den

königlichen Prinzen aus Berlin und wußte sich mit bewundernswürdiger Herablassung ihrem jugendlichen Alter anzupassen." —

Eines Tages erhielt er weiblichen Besuch. Die audienzbegehrende Dame war Gräfin Kielmannsegge. Er kannte sie seit frühester Jugend und geruhte schon aus diesem Grunde die Tochter seines frühern Hofmarschalls nicht abweisen, sondern augenblicklich eintreten zu lassen. Die Gräfin sank ihm zu Füßen.

„Haben Ew. Majestät Mitleid mit mir!" flehte die unglückliche, in Tränen aufgelöste Frau.

„Mein Gott, was ist Ihnen geschehen?" fragte der König, der trotz seines Alters und seiner Körperschwäche sich beeilte, sie möglichst schnell zu sich emporzuheben, was ihm aber nicht so leicht gelingen wollte, weil sie absichtlich fest und unverrückt auf ihren Knieen liegen blieb.

„Mir ist ein himmelschreiendes Unrecht widerfahren!" rief sie unter Schluchzen und Tränen aus. „Leute, die mich Unglückselige — Gott weiß warum — zu beneiden scheinen, hatten bald nach dem plötzlich erfolgten Tode meines ersten Gemahls, des Grafen Rochus zu Lynar — Gott hab' ihn selig — das abenteuerliche Gerücht ausgesprengt, daß er von mir vergiftet worden sei."

„Ich erinnere mich, davon gehört zu haben," gestand Friedrich August, „doch . . . fügte er hinzu.

„Haben Ew. Majestät nie daran geglaubt," unterbrach ihn die Gräfin.

Der „Gerechte" geruhte darauf zu — schweigen.

„Sire," fuhr die Gräfin fort, „die Nichtswürdigkeit meiner Feinde hat sich so weit vergessen, mir eine der empörendsten Strafen anzudichten, zu welcher die Gerechtigkeit Ew. Majestät mich schon vor dreizehn Jahren verurteilt haben soll."

„Ich erinnere mich nicht mehr," sprach der Monarch, „worin die Strafe bestanden haben soll."

„Die Schändlichkeit meiner Feinde hat neuerdings das alte Märchen aufgefrischt, Ew. Majestät hätten aus allergnädigster Rücksicht für meinen seligen Vater die Untersuchung gegen mich zwar huldreich niedergeschlagen, mir aber dessen-

ungeachtet die furchtbarste aller Strafen auferlegt durch den mehr als grausamen Befehl, zur Abbüßung der mir fälschlich zur Last gelegten Schuld der Vergiftung meines in Gott ruhenden ersten Gemahls zeitlebens bis zu meiner Todesstunde einen Henkersstrick Tag und Nacht um meinen Hals tragen zu müssen und ihn nur einmal in jedem Jahre, und zwar an dem Todestage des Marchese d'Agdolo, welcher, nach der Aussage vieler Leute, mein Vater gewesen sein soll, ablegen zu dürfen."

„Das alles ist eine abscheuliche Lüge!" rief der „Gerechte" tief empört.

„Ach, Sire, das sage auch ich! Mir allein aber glaubt man's nicht, und deshalb bin ich jetzt, gerade jetzt, wo dies abscheuliche Gerücht von neuem aufzutauchen sich erkühnt, zu den Füßen meines Königs hingeeilt, der nicht umsonst der „Gerechte" heißt, um von ihm die Rettung meiner schamlos gebrandmarkten Ehre zu erflehen . . ."

„Was könnte ich für Sie tun?" fragte Seine Majestät.

„Sie allein könnten meine Feinde dadurch zu Boden schmettern, daß Sie allerhuldreichst sich geneigt finden ließen, die angebliche Bestrafung meiner angeblichen Schuld für eine nichtswürdige Lüge und Verleumdung erklären zu wollen!"

„Nein, Gräfin, dies kann ich nicht!"

„Und warum nicht?" fragte sie tief bestürzt.

„Weil . . . weil sich dies nicht schickt," erklärte der Monarch.

„Sire, ist es nicht Pflicht und Schuldigkeit eines jeden Mannes von Ehre — und wer wäre wohl mehr Ehrenmann als der König von Sachsen? — die schuldlos gebrandmarkte Ehre einer aller Waffen beraubten, schutz- und hilflos dastehenden Frau und Untertanin zu verteidigen und sie um jeden Preis in ihrem alten ungetrübten Glanze wieder herzustellen? Mit Recht nennt Ihr Volk Sie den „Gerechten". Sire, zeigen Sie, daß Sie es auch mir gegenüber bleiben wollen."

„Ihre Lage rührt mich von Herzen," gestand der alte, ehrliche, aber leider etwas eigensinnige, bisweilen sogar äußerst hartnäckige Fürst. „Was kann, was soll ich tun?" fragte

er eigentlich mehr sich selbst, als die Gräfin, die unbeweglich zu seinen Füßen lag.

„Mich rehabilitieren in den Augen dieser kalten, schlechten und verworfenen Welt..."

„Dies, Gräfin, ist nicht meine Pflicht! Verschaffen Sie sich selbst notwendige Genugtuung. Verfolgen, verklagen Sie Ihre ehrlosen Verleumder. Unsere Gesetze werden sie gebührend bestrafen, falls sie das, was sie als böswilliges Gerücht ausgesprengt haben, nicht zu beweisen im Stande sind."

„Sire, ich ahne, ich vermute, ja ich bin sogar fest über-

„Mir selbst, Vater, hat er's erzählt!" erklärte die Prinzessin.

„Diesen Engel hat mir Gott gesandt!" rief die Gräfin, in wildem Ungestüm ihrer Freude beide Hände der Retterin ihrer Ehre erfassend und sie mit Küssen und Tränen tiefempfundenen Danks bedeckend.

„Stehen Sie auf!" befahl der König. „Ihre Ehre, Gräfin, ist glänzend gerechtfertigt. Die Unschuld braucht nicht im Staube zu knieen. Erheben Sie sich, meine arme Dulderin! Ihr Verleumder lieh Ihnen einen Strick... Dafür verleiht Ihnen der König dieses Band," sprach Friedrich August der Gerechte, nahm das grüne Ordensband, womit der blendend weiße Hals seiner Tochter geschmückt war, und schlang es eigenhändig um den Nacken der vor ihm knieenden Gräfin.

— — — — — — — —

Noch im Laufe desselben Tages kehrte Frau von Kielmannsegge, entzückt von der Huld des Königs, wie von der Liebenswürdigkeit der Prinzessin Auguste, nach ihrem Gute zurück.

— — — — — — — —

Das, was sie hauptsächlich zu dieser Reise nach Friedrichsfelde bewogen hatte, war eine Aeußerung Horaces gewesen, welcher ihr jenes, von neuem aufgetauchte Gerücht wohl nur darum mitgeteilt hatte, um ihren Stolz aufs neue zu demütigen, weil sie trotz aller Liebe, die sie für ihn zu empfinden vorgab, sich immer noch stark und standhaft genug fühlte, dem glühendsten seiner Wünsche ununterbrochnen Widerstand zu leisten.

Jetzt, wo ihre an den Pranger gestellte Ehre durch den Gnadenakt des Königs vollständig rehabilitiert war, erwachte mit erneuter Kraft ihr alter Stolz in so hohem Grade, daß sie, mit Verachtung auf das Urteil der Welt herabblickend, von Tag zu Tag hochmütiger, abstoßender und menschenfeindlicher zu werden schien.

Friedrich August, der ihr versprochen hatte, die Sache genauer untersuchen und die Urheber und Verbreiter jener schamlosen Gerüchte gebührend bestrafen zu lassen, hatte in Folge dessen auch wirklich nähere Erkundigungen über Lie-

senberg eingezogen und frühzeitig genug in Erfahrung gebracht, daß dieser Mensch als Spion Napoleons seine Frechheit sogar so weit getrieben hatte, selbst ihn (den König) und seinen ganzen Hof in den weiten Kreis seiner Beobachtungen und Verdächtigungen hineinzuziehen, wofür er vom Kaiser fürstlich belohnt worden war. Liesenberg aber, der von allen über ihn heimlich angestellten Untersuchungen nicht das geringste erfahren hatte, lebte unterdessen „frisch, frei, fromm und fröhlich", wie Vater Jahn's Devise lautet, in den Tag hinein, pflegte seinen ziemlich strapezierten Leichnam, lief von einem Wirtshaus ins andere, wußte das Gespräch überall auf Gräfin Kielmannsegge hinzulenken und ihr bei jeder passenden Gelegenheit eine nagelneue Verleumdung „an's Zeug zu flicken" (wie er frohlockend sich selbst gestand). Bei Tage spielte er den Rentier, der sich von seinen Geschäften zurückgezogen, und jeden Abend spielte er... „Schafkopf".

Fast jede Nation hat ihr „Krähwinkel". Die alten Griechen hatten ihr Abdera; die Engländer haben ihr Sotham, die Franzosen ihr Limoges, die Italiener ihr Bergamo; die Russen verlegen ihr Abdera nach Kokurkow, die Schweden nach Trosta, die Schweizer nach Lalenburg, die Deutschen nach Schilda und Schöppenstädt; die Oesterreicher haben ihr Eipeldau, die Böhmen ihr Przelautsch, die Schlesier ihr Polkwitz, die Mecklenburger ihr Teterow, die Sachsen ihr Pirna, ihr Meißen, oder — wie ein preußischer Tourist ernstlich zu behaupten gewagt, — ihr Dresden, das nach der Ansicht jenes Berliner Bösewichts noch weit kleinstädtischer, spießbürgerlicher und klatschsüchtiger als das von Kotzebue für seine „Deutschen Kleinstädter" erfundene „Krähwinkel" sein soll.

Eines Abends, als Meister Liesenberg, wie gewöhnlich, in seiner Antonstädter Kneipe saß und mit Sehnsucht und in Ueberschuhen den vierten Mann seiner Schafkopf-Partie erwartete, sagte er zu den beiden andern, welche gemütlich ihre lange Pfeife rauchten:

„Ich muß Euch eine Neuigkeit erzählen..."

„Was ist denn los?" fragte einer der beiden Philister.

„Ihr kennt doch die Gräfin Kielmannsegge?" fragte Liesenberg.

„Herrje, wer wird die nich kennen?" entgegnete der andere Spießbürger.

„Du meenst doch die, die ihren ersten Mann bei Seite gebracht," fragte der erste, welcher, beiläufig erwähnt, Schuhflicker und nebenbei Leichenbitter war.

„Ganz recht," antwortete Liesenberg. „Ihr wißt, daß sie seit kurzem auf einem ihrer Güter in der Lausitz lebt..."

„Ne, des wissen mer nicht," erklärte der andere, der bei Tage Horndrechsler und abends Nachtwächter-Substitut zu sein die Ehre hatte.

„Na, dann wißt Ihr's jetzt," meinte der ehemalige Tischler und dermalige Rentier. „Besagte Gräfin — merkt wohl auf! — soll in der letzten Zeit verdächtig korpulent geworden sein..."

„Was heeßt das?" fragte der Schuhflicker.

„Korpulent heißt so viel wie dick," erklärte Liesenberg.

„Des dacht' ich mir," meinte der Horndrechsler.

„Die böse Welt," fuhr der Extischler fort, „will uns glauben machen, daß die gute Frau, obgleich sie seit Jahren getrennt von ihrem zweiten Manne lebt, seit kurzer Zeit schwanger sein soll."

„Herrje, wie is denn das möglich?" rief hochverwundert der Leichenbitter.

„Nu eben," wiederholte der urgemütliche Vize-Nachtwächter.

„Nichts in der Welt ist jetzt unmöglich!" erklärte der in Ruhestand gesetzte Spion.

„Aber jedes Kind muß doch eenen Vater haben," meinte der Schuster.

„Sehr wahr!" bemerkte Liesenberg. „Nach der Aussage der bösen Welt soll der Vater des noch ungeborenen Kindes kein anderer als Kaiser Napoleon sein..."

„Ei, der Tausend," rief der Drechsler.

„Das wär' eene schene Geschichte," meinte der Dritte im Schafkopfsbunde.

„Andere dagegen wollen wissen, nicht Kaiser Napoleon, sondern Talma sei der Urheber dieses ungeheuren Skandals."

„Un wer ist denn dieser Dalma?" fragten beide zugleich.

„Ihr wißt nicht, wer Talma ist?" fragte Liesenberg, entrüstet über deren bodenlose naive Unwissenheit.

„Ne!" gestanden beide einstimmig.

„Talma, Ihr Schafköpfe, ist ein Mime!"

„Und was ist denn een Mime?" fragte der Mann aus Pirna.

„Weiß der nicht, was ein Mime ist!" rief der Tischler. „Mimen nennt man solche Leute, die heute einen Bösewicht und morgen einen Kaiser spielen. Mimen sind weiter nichts als Komödianten."

„Und was sind denn Komödianten?" fragte der Mann aus Meißen.

„Komödianten sind Geschöpfe, welche Komödie spielen und deshalb auch Mimen genannt werden."

„Ach so!" riefen beide wie aus einem Munde.

„Außerdem," fuhr Liesenberg fort, „gibt es wieder andere, welche geradezu behaupten wollen, die Ursache jener gräflichen und sträflichen Korpulenz sei weder Napoleon noch Talma, sondern ein junger, steinreicher Engländer, welcher Cunningham heißen und ein Nebenbuhler des Kaisers gewesen sein soll, was ich aber keineswegs verbürgen kann. Ich, für meinen Teil, glaube weder das eine noch das andere, und erzähle Euch nur, was ich von sonst gut unterrichteten Leuten gehört habe. Doch bitte ich Euch, darüber zu schweigen, denn wie leicht könnte man der guten Frau Unrecht tun!" meinte der grundehrliche Mann mit dem Spitzbubengesicht.

„Nu eben!" sagten die beiden Schafköpfler.

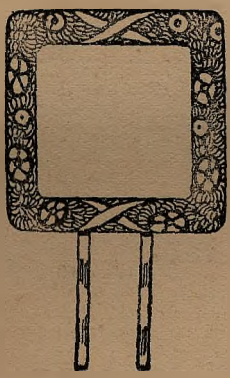
Da endlich trat der Vierte ein. Es war ein Schneider aus Pulsnitz. Auch er wurde in das Geheimnis jener Schwangerschaft eingeweiht, und auch ihn beschwor Liesenberg, es ja nicht weiter zu erzählen.

Aber wer weiß nicht, daß das, was erst Gevatter Schuster und Schneider erfahren haben, sehr bald in allen Mäulern ist. Die drei Schafköpfe, welche gemeinschaftlich gelobt hatten, darüber schweigen zu wollen, erzählten es schon am andern

Morgen jedem ihrer Kunden; die Kunden plauderten es weiter aus und so geschah es, daß acht Tage später alle Gimpel auf den Dächern Dresdens und seines dreimaligen Umkreises sich das Geheimnis von der Schwangerschaft der Gräfin erzählten, und daß schon alle Welt daran ernstlich zu glauben anfing, denn es gibt keine Pest, die ansteckender wäre, als die — Verleumdungssucht, und weil die Gräfin durch ihren Stolz und Hochmut ziemlich allgemein verhaßt gewesen war, glaubte man Schlechtes und Böses, das man ihr in die Schuhe schob, um so leichter und so lieber.

Der Tischler aber frohlockte im Stillen. Er rieb sich seine angeschwollenen Knien und sprach seelenvergnügt zu sich selbst:

„Du hast Deine Sache gut gemacht!“



Neunundvierzigstes Kapitel.

Wir folgen dem Laufe der Kriegsereignisse.

Die Lage der Franzosen, die sich in Dresden nicht länger zu halten vermochten, begann nun täglich trostloser zu werden. Daher beschloß General Graf Lobau, wenigstens den letzten Rest der Garnison (etwa 6000 bis 7000 Mann) zu retten, sich am rechten Elbufer durchzuschlagen, die Besatzungen von Torgau, Wittenberg und Magdeburg an sich zu ziehen und sich alsdann dem Armeekorps des Marschalls Davout in Hamburg anzuschließen.

Am Morgen des 6. Novembers zog sich Graf Lobau mit seinem Korps auf der Großenhainer Straße nach Borsdorf zurück, rückte bis nach Reichenbach vor, welches der Prinz von Wied-Runkel mit 1500 Oesterreichern besetzt hielt, und kehrte von hier aus wieder nach Dresden zurück.

Zwei Tage später erschien der französische Genie-Obrist von Marion und Obrist Perin, Adjutant des Generals Lobau, im Lager des österreichischen General Grafen von Klenau, um Waffenstillstands-Vorschläge zu machen, die aber nicht angenommen wurden.

In Dresden herrschte Not und Elend. In dieser äußerst traurigen Lage wandte sich die Stadt an Klenau mit dem Gesuche, sich ihrer Not anzunehmen und dem allgemeinen Elende durch Annahme einer Kapitulation mit dem Befehlshaber der französischen Garnison ein Ziel zu setzen.

Infolge dieser Intervention kam am 11. November eine aus vierzehn Artikeln zusammengesetzte Kapitulation zustande, die zu Herzogswalde russischerseits vom General-Leut-

nant Grafen Tolstoi, von Seiten Oesterreichs vom General der Kavallerie, Grafen von Klenau, und französischerseits vom Reichsmarschall Grafen Gouvion-Saint-Cyr unterzeichnet ward.

Am 12. November — es war gerade ein Bußtag — wurde infolge jener Konvention die Belagerung Dresdens aufgehoben. Am 13. verließ Graf Lobau, am 15. Marschall Gouvion-Saint-Cyr die Stadt, die nun von neuem aufzuatmen begann.

Die kriegsgefangene Besatzung bestand aus einem Marschall, 11 Divisions-Generalen, 20 Brigade-Generalen, 1759 Offizieren, 27 714 Gemeinen und 6051 Kranken, welche in Dresdens Hospitälern zurückblieben. Den Verbündeten fielen 25 Haubitzen und 69 Kanonen, welche den Franzosen, 8 Mörser, 26 Haubitzen und 117 Kanonen, die den Sachsen gehörten, in die Hände. Der Gesamtwert der ihnen anheimgefallenen Kriegsbedürfnisse ward auf beinahe fünf Millionen Taler geschätzt.

An demselben Tage (15. November) hielten die Russen und Oesterreicher unter feierlichem Glockengeläute ihren Einzug in Dresden. Zwei Regimenter Donischer Kosaken eröffneten den Zug; dann folgte russische Artillerie und das österreichische Regiment Zach, welches General Klenau vor dem königlichen Schlosse vorüberführte, auf dessen Balkon die Brüder des in Friedrichsfelde gefangenen Königs von Sachsen, die beiden Prinzen Anton und Maximilian mit ihren Frauen und Kindern standen und den österreichischen General als den Erretter Dresdens begrüßten.

Der russische General Gourieff übernahm das Kommando der Stadt; die Hauptwache in der Neustadt wurde von den Russen besetzt.

„Mehrere angesehene Männer Dresdens," berichtet der Bürger Taggesell, „wurden als heimliche Anhänger Frankreichs erkannt und als Gefangene nach Prag abgeführt." Zu letztern gehörte auch Horace Cunningham und Graf Marcolini, der gleich nach der Schlacht bei Leipzig von Prag nach Dresden zurückgekehrt war. Man hätte allem An-

scheine nach auch Gräfin Kielmannsegge arretiert, wäre sie damals noch in Dresden gewesen.

Am 19. November begab sich Prinz Anton mit seiner (zweiten) Gemahlin, der Erzherzogin Marie Theresia von Oesterreich, und Prinz Maximilian mit seinen sieben Kindern (worunter sich auch die beiden spätern Könige von Sachsen, Friedrich August und Johann Nepomuk befanden) nach Prag.

Im Monat November hatte die Sterblichkeit in Dresden eine solche Höhe erreicht, daß wöchentlich 200 bis 234 Personen gestorben waren und die Menge der Leichen oft nicht gleich beerdigt werden konnte.

Am 9. Dezember langte der vom Kaiser von Rußland eingesetzte General-Gouverneur Fürst Nikolai Repnin in Dresden an. Gleichzeitig mit ihm traf auch der zum General-Polizei-Direktor Sachsens ernannte kaiserlich-russische Obrist Baron von Rosen ein. Ersterer stieg in dem noch kurz zuvor vom französischen Reichsmarschall Grafen Gouvion-Saint-Cyr bewohnten Brühl'schen Palais, letzterer im Hause des Grafen Vitzthum, in der Moritzstraße, ab.

Der Dresdner Bürgermeister, Dr. Johann August Beck, überreichte dem General-Gouverneur auf einem Samtkissen die Schlüssel der Stadt und begrüßte ihn im Namen der Bevölkerung.

Am 12. Dezember wurde die von den Franzosen zu einem profanen Magazine gebrauchte Frauenkirche durch ein Dankfest für die Befreiung Deutschlands feierlich eingeweiht und dem Gottesdienste zurückgegeben.

Am 18. und 19. Dezember ward in Dresden, wie in allen großen Städten Sachsens, die glorreiche Schlacht bei Leipzig, am ersten Tage durch ein in der katholischen Hofkirche abgehaltenes Dankesfest, am zweiten durch ein Siegesfest gefeiert. In sämtlichen Kirchen Dresdens ward ein Te Deum abgesungen.

Am 23. August, berichtet Taggesell, traf der Herzog Georg Karl August von Sachsen-Weimar ein, welcher als Generalissimus der sächsischen Truppen allmonatlich 2000 Taler Tafelgeld bezog. Abends ward das Kruzifix auf der

Elbbrücke wieder aufgestellt und eine neue Tafel mit Inschrift angebracht.

Am folgenden Tage feierte das dankbare Dresden den Geburtstag des Kaisers Alexander von Rußland durch Beleuchtung des königlichen Schlosses und der ganzen Stadt.

Im Laufe des Jahres 1813 hatten die Einwohner von Dresden vom 26. Februar bis 31. Dezember nach offiziellem Ausweise nicht weniger als 7 376 947 Mann Einquartierung ernähren müssen. Nach den Kirchennachrichten waren im verhängnisvollen Jahre 1813 nicht mehr als 317 Trauungen und 1660 Taufen erfolgt, aber 5194 Protestanten und 358 Katholiken, sämtlich bürgerlichen Standes, und außerdem nicht weniger als 21 090 Militärpersonen beerdigt worden.

Dies alles hatte das kleine, damals halb ausgehungerte Dresden seinem ci-devant großen Beschützer Napoleon Bonaparte zu verdanken.

Das neue Jahr 1814 begann damit, daß der Rat der Stadt eine außergewöhnliche Steuer von zwei Millionen Taler zu notwendiger Deckung der städtischen Bedürfnisse auszuschreiben sich gezwungen sah. Ganz Dresden verwünschte den kaiserlichen Corsen, den ein Dresdner steuerpflichtiger Hausbesitzer in einen Corsaren zu verwandeln sich erkühnte.

Während dieser Zeit war Napoleon, der sich mit den Trümmern seines Heeres von Leipzig nach Erfurt zurückgezogen hatte, in fast allen Schlachten geschlagen worden; nur bei Hanau, wo 60 000 Bayern und Oesterreicher, unter dem Oberbefehle des Generals Karl Philipp von Wrede, Napoleons Rückzug vergebens aufzuhalten versuchten, hatte dem Kaiser am 30. und 31. Oktober noch einmal das wetterwendische Kriegsglück gelächelt. Dort hatte Napoleon noch einmal glänzend gesiegt; Wrede aber war tödlich verwundet worden. Dieser Sieg bei Hanau hatte dem französischen Rückzuge den Weg nach Frankreich geöffnet.

Am 9. November traf der Kaiser frisch und gesund in Saint-Cloud ein und eilte in die Arme seiner Frau, die ihm den König von Rom, damals zwei Jahre Jahre und acht Monate alt, entgegentrug.

Es wurden nun (berichtet Baron Méneval) außerordent-

liche Anstrengungen gemacht, um schleunigst die mehr als decimierte Armee zu ergänzen. Napoleon verwendete den seit zehn Jahren in den Kellern der Tuilerien aufgehäuften Schatz zu diesen Ausgaben. Dieser Schatz war der Ertrag von 14 Millionen Francs jährlicher Ersparnisse seiner Zivilliste (im ganzen also 140 Millionen Francs), obgleich der kaiserliche Hof damals der glänzendste in ganz Europa gewesen war. Aber der Krieg mit Spanien war ein Krebs, der an Frankreich fraß. Der Kaiser schloß demnach mit König Ferdinand VII., welcher seit dem Jahre 1808 als Gefangener Frankreichs in Valençay saß, einen neuen Vertrag ab, der ihn als König von Spanien anerkannte und die französischen Truppen unter dem Oberkommando des Marschalls Soult, Herzogs von Dalmatien, aus Spanien nach Frankreich zurückrief. — Ebenso wurde Papst Pius VII., welcher am 10. Juni 1809 eine, von dem späteren Kardinal und Barnabitenmönche Fontana abgefaßte Bannbulle gegen Napoleon erlassen hatte, deshalb in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli aus dem Quirinal durch General Radet entführt und in Begleitung des franzosenfeindlichen Kardinal-Staatssekretärs Bartolommeo Pacca zuerst nach Grenoble, von dort nach der bei Genua gelegenen Veste Savona und am 20. Juni 1812 nach Fontainebleau gebracht worden war, am 22. Januar 1814 auf Befehl des Kaisers nach Rom zurückgeschickt.

Am 19. Dezember hatte der Kaiser die Session des gesetzgebenden Körpers mit einer Rede eröffnet, in der er von der Großmut der französischen Nation neue Geld- und Menschenopfer zur Fortführung des Krieges gegen die Verbündeten verlangte und beides bereitwillig erhielt.

Am 23. Januar 1814 empfing er die Offiziere sämtlicher Legionen der Pariser Nationalgarde im Palais der Tuilerien und bestätigte durch ein neues Patent die Regentschaft Marie Louisens, worauf er am andern Morgen (24. Januar), nachdem er seine Gemahlin und seinen Sohn mit aufrichtiger Zärtlichkeit umarmt hatte, das Schloß von Saint-Cloud verließ.

An diesem Tage schien er freilich noch keine Ahnung

davon zu haben, beide ebensowenig, als das Schloß, in welchem er von ihnen Abschied genommen hatte, jemals wiederzusehen.

Am 3. Februar trat in der für neutral erklärten Stadt Chatillon ein Kongreß zwischen Napoleon und den gegen ihn verbündeten Mächten zusammen, welche unterdessen die Grenzen Frankreichs überschritten hatten.

Am 16. Februar wurde in Dresden auf Befehl des General-Gouverneurs ein neuer Sieg gefeiert, den die verbündeten Mächte am 1. und 2. Februar unweit Paris über Franzosen davongetragen hatten.

Elf Tage später überschickte der Kriegsminister der Kaiserin-Regentin sechs russische, österreichische und preußische Fahnen, die Napoleon in den Schlachten von Champeaubert und Montmirail (am 9. und 14. Februar) erobert hatte.

Trotzdem war Paris ängstlich und bestürzt, und wohl mit Recht, denn schon am 31. März hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Garden, begleitet vom Fürsten von Schwarzenberg, vom Feldmarschall von Blücher und den Generalstäben ihren Einzug in die feindliche Hauptstadt Paris.

Vierundzwanzig Stunden zuvor hatte die Kaiserin-Regentin Paris verlassen und sich mit dem Könige von Rom nach Rambouillet geflüchtet.

Am Tage des Einzugs der Verbündeten in das Herz Frankreichs hatten die Schweizer-Garden in Dresden zum letztenmale die Wachtposten im königlichen Schlosse bezogen. Am 1. April wurden sie aufgelöst. Ganz Dresden war hocherfreut, die ebenso unnützen als kostspieligen Kotröcke endlich losgeworden zu sein.

Am Abende des 10. April feierten die ehernen Zungen aller Kirchtürme Dresdens und der hundertstimmige Donner der Geschütze die hocherfreuliche Nachricht vom Einzuge der Verbündeten in Paris, infolge deren ganz Dresden, wiederum freiwillig, im herrlichsten Illuminationsglanze erschien.

Am 17. April ward auf Befehl des Fürsten Repnin in ganz Sachsen ein großes Dank- und Freudenfest gefeiert. Der Allerweltsfeind Napoleon, der in Fontainebleau die Hiobspost erhalten hatte, daß die Hauptstadt seines Reiches kapi-

tuliert habe, sah sich genötigt, am 11. April im Schloß zu Fontainebleau seine Thronentsagung zu unterzeichnen.

Ludwig XVIII., gleich nach der Abdankung des Kaisers zum Könige von Frankreich ausgerufen, hatte bald nach Empfang dieser Botschaft sein bisheriges Asyl Hartwell in der Grafschaft Buckingham verlassen, war nach London und Dower geeilt, am 23. April in Calais gelandet und unter dem Schutze fremder Bajonette am 3. Mai in Paris angekommen, wo man zur Feier seiner nur teilweise erwünschten Ankunft auf dem Palais der Tuilerien, auf den Zwillingstürmen der alt-ehrwürdigen Notre-Dame-Kathedrale und auf den Zinnen des nicht minder ehrwürdigen Rathauses der jederzeit getreuen Stadt Paris an Stelle der dreifarbigen Siegesfahne das reine Lilienbanner der alten Dynastie Bourbon aufgepflanzt hatte.

Nicht Paris allein, ganz Frankreich war's, das sich urplötzlich vom gestürzten Heros treulos abgewendet hatte. Unter dreißig Millionen Seelen gab es dort nur eine, die, ihm treu geblieben, seinen Sturz aufrichtig bedauerte: es war die verstoßene Witwe von Malmaison. Nachdem Josephine von Beauharnais die erste Kunde von der erzwungenen Abdankung des Kaisers empfangen hatte, verschloß sie sich in ihre Gemächer und weinte darin Tage und Nächte hindurch so lange, bis der Gram sie aufs Krankenlager warf.

Auch in Deutschland betrauerte ihn nur ein Herz: das der Gräfin Charlotte von Kielmannsegge, die sich in tiefe Trauer warf, welche sie seit jenem Tage nie mehr abgelegt haben soll. Auch sie grämte und härmte sich über die traurige Wandlung seines Schicksals so lange, bis auch sie in den ersten Tagen des Monats Mai erkrankte und seit dem Augenblick ihrer Erkrankung für niemanden mehr als für einen ihrer Aerzte aus der nahegelegenen Stadt Kamenz sichtbar war.

Am neunten Tage seiner Abdankung mittags am 20. April verabschiedete sich Napoleon im Schlosse Fontainebleau in seiner grünen Jäger-Uniform von seiner alten Garde und am 4. Mai, vierundzwanzig Stunden nach dem Einzuge Ludwigs XVIII. langte Napoleon in seiner neuen Residenz zu Porto-Ferrajo auf der Insel Elba an.

Fünfzigstes Kapitel.

Schon am 15. März hatte Napoleon von Haus Rheims seinem Bruder, dem Exkönige Joseph von Spanien, der aus Madrid nach Paris zurückgekehrt war, in banger Vorahnung der Ereignisse, welche bald darauf wirklich eingetreten waren, dringend ans Herz gelegt, die Kaiserin und den König von Rom nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, da er beide lieber in der Seine, als in den Händen der Feinde Frankreichs sehen würde, und König Joseph, der die Gefahr von Tag zu Tage näher heranrücken sah, bewog daher die Kaiserin, am Morgen des 29. März, früh acht Uhr, Paris zu verlassen und sich vorläufig nach Rambouillet zu begeben; und noch an demselben Tage erreichte sie diesen Ort, wo sie übernachtete, um am andern Morgen nach Chartres aufzubrechen, wo sie ihr zweites Nachtquartier aufschlug.

Von Chartres begab sie sich mit ihrem Gefolge nach Vendome. Hier empfing sie ein Schreiben des Kaisers, der ihr seine Ankunft am 30. März in Cour de France anzeigte, wo er die Kapitulation der Hauptstadt erfuhr. Napoleons Brief enthielt die Weisung, sich von hier nach Blois zu begeben.

Am Abende des 2. Aprils langte Marie Louise in Blois an, wo sie der Präfekt, Baron von Christiany, empfing, in dessen Hause sie abstieg. Hier blieb sie bis zum 8. April und hier erfuhr sie die Kunde von der Einsetzung einer provisorischen Regierung in Paris, die sich auf Antrieb Talleyrandts gebildet hatte und die, aus ihm selbst, dem Herzoge Emmerich Joseph von Dalberg, dem Marquis Francois de Jaucourt, dem General Pierre de Ruel, Marquis von Bournonville und

dem Abbé Francois Xavier de Montesquiou-Fezensac zusammengesetzt, im Namen Frankreichs mit dem vor den Toren vor Paris erschienenen Feinde in Unterhandlung trat.

Schon am 5. April erschien in Paris eine Bekanntmachung, die Ludwig XVIII. auf den Thron Frankreichs berief. Napoleon, der damals in Fontainebleau war und sich von den meisten seiner Waffengefährten, die er mit Ehre und Reichtümern überhäuft hatte, treulos verlassen sah, mußte am 11. April, wie schon früher erzählt worden war, seine unbedingte Abdication unterzeichnen.

Joseph, Jerome und Cambacérès bestürmten die Kaiserin, Blois so rasch als möglich zu verlassen, weil weder sie selbst, noch der König von Rom hier sicher war. Marie Louise beschloß trotzdem zu bleiben.

Am 8. April langte in Blois Graf Paul Schuwaloff, Generaladjutant des Kaisers von Rußland und Kommissär der Verbündeten, mit der Weisung derselben an, die Kaiserin zu bewegen, sich von ihrem Gemahle loszusagen und mit ihrem Sohne vorläufig nach Orleans abzureisen. Seit jenem Augenblick war die Trennung beider Gatten so gut wie entschieden. Schon am 9. April, früh zehn Uhr, reiste Marie Louise mit ihrem Sohne, den Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie von Blois ab und traf nach sechs Uhr abends in Orleans ein, wo sie im bischöflichen Palais abstieg. Am folgenden Morgen — es war der erste Osterfeiertag — empfing sie nach der Messe die Nachricht, daß ihr das Herzogtum Parma zugefallen sei. An demselben Tage empfing sie aus Fontainebleau einen Brief ihres kaiserlichen Gemahls, worin dieser sie aufforderte, ihm durch den Ueberbringer dieses Schreibens, seinen Schatzmeister Peyrusse, Geld aus seinem Privatschatze, den sie mit sich mitgenommen, nach Fontainebleau zu schicken. Schon von Rambouillet aus hatte sie dem Kaiser 900 000 Franks gesandt. Peyrusse nahm dreieinhalb Millionen Franks mit.

Am 13. April, mittags 1 Uhr, langte die Kaiserin mit ihrem Sohne und Gefolge, in Begleitung des Grafen Schuwaloff und einer Eskorte von fünfundzwanzig Kosaken, höchst erschöpft im Schlosse zu Rambouillet an. Mit fieberhafter

Ungeduld und unbeschreiblicher Angst erwartete sie die Ankunft ihres kaiserlichen Vaters, der zu ihrem Leidwesen erst achtundvierzig Stunden später, am Nachmittage des 16. April, gleichzeitig mit dem Fürsten Metternich eintraf. Sie empfing, den König von Rom an der Hand, ihren Vater am Tore des Schlosses und warf sich weinend in seine Arme. Der Großvater küßte seinen jungen Enkel. Dieser aber schien davon wenig oder gar nicht erbaut zu sein; denn er sah das lange, ernste Gesicht des Kaisers mit weit mehr banger Verwunderung als aufrichtiger Freude an.

„Ich nehme Ihren Sohn unter meinen Schutz," erklärte der Kaiser von Oesterreich, „und werde bei ihm Vaterstelle vertreten. Leider, fügte er mit aufrichtigem Bedauern hinzu, war ich, in Chanceau, bei Dijon, durch die Bewegungen des französischen Heeres allzulange aufgehalten, viel zu spät in Paris angelangt, wo alles bereits ohne meine Mitwirkung fast so gut wie abgemacht war. Napoleon ist nicht mehr zu retten. Die Erbitterung der Verbündeten ist zu groß, nicht minder jene der Hauptstadt, wie ganz Frankreichs. Wir müssen ihn seinem Schicksale überlassen. Für Sie aber ist vollständig gesorgt. Sie gehen einstweilen nach Wien und von dort, wann es Ihnen gefällig sein wird, nach der Hauptstadt Ihres neuen Reiches ab. Das kleine Parma wird Ihnen gefallen..."

„Lange nicht so gut, wie Paris!" seufzte Marie Louise.

„Das glaube ich Ihnen herzlich gern. Die Sache selbst aber ist leider nicht mehr zu ändern, weil ich, wie gesagt, zu spät gekommen bin."

„Aber Seine Durchlaucht der Fürst von Metternich?" fragte die tief bestürzte Kaiserin.

„Auch er konnte nichts mehr tun, da alles zwischen England, Rußland und Preußen durch Lord Castlereagh und Herrn von Talleyrand bereits geordnet war."

Napoleon erhielt die Insel Elba und die Erlaubnis, 600 Mann seiner alten Garde mitzunehmen (wogegen Talleyrand sich lange gesträubt hatte). Marie Louise wurde mit den drei dürren Herzogtümer-Knochen abgefunden und der Zufall fügte es, daß Marie Louise am 4. Mai, gerade an demselben Tage,

an welchem ihr unglücklicher Gemahl, von 600 Mann seiner alten Garde, von drei Violinen und zwei Baßgeigen begleitet, seinen feierlichen Einzug in seine Nußschal-Residenz Porto-Ferrajo hielt, dort eintraf.

„Du sublime au ridicule," sagte Napoleon, „il n'y a qu'un pas."

Er hatte recht, dies zu sagen. — — — — — — — — — — — — — —

Einundfünfzigstes Kapitel.

Um dieselbe Zeit verbreitete sich in Dresden mit der Schnelligkeit eines Heckfeuers die Nachricht, daß Gräfin Kielmannsegge, die während der letzten vier Monate auf ihrem bei Kamenz gelegenen Rittergute für jedermann unsichtbar gewesen war, in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai heimlich entbunden worden sei.

Am Abende des 7. Mai finden wir in der Antonstädter Stammkneipe drei der unserm Leser bereits bekannten Schafkopfspieler, welche die Ankunft des vierten erwarteten, der diesmal kein anderer als unser Biedermann Liesenberg war.

„Wo er heut nur stecken mag?" fragte der sehr ehrenwerte Schuhflicker und Leichenbitter Simpel aus Pirna.

„Nu eben!" setzte der nicht minder ehrwürdige Hornbrechsler und Nachtwächter-Vikar Pimpel aus Meißen hinzu.

„Er kummt am Ende gar nich," erklärte der Schneider Trimpel aus Pulsnitz, der, beiläufig bemerkt, die üble Gewohnheit angenommen hatte, unter je zehn Worten, die er sprach, mindestens ein Mal, aber meistenteils am unrechten Orte, vor sich auszuspucken. „Vor zwei Stunden sah ich Liesenberg (fuhr er ausspeiend fort), wie er mit eenen fuchsroten Gesicht, Gott weeß warum? in der Neistadt aus eener Tabagie in die andere lief."

„Gewiß weeß er wieder was Neies," meinte der Parnassche Schafkopf.

„Ja, ja, so wird es sein!" sagte der Meißner Kollege.

„Er kann nie sein Maul halten," erklärte Bruder Pulsnitzer. Nich eher hat er Ruhe, bis alles, was er weeß, och

die halbe Stadt weeß," sagte Trimpel, der sich gezwungen sah, wieder etwas Speichel fahren zu lassen.

„Er weeß aber och alles! "rühmte ihm der Schuhflicker nach.

„Nu eben!" meinte der Horndrechsler, die Neige seines Bierglases leerend.

„Ich möchte, weeß Gott, nur wissen, woher Liesenberg (ausspuckend) alles viel früher wie unsereener erfahren duhn duht. Unsereener weeß eegentlich gar nischt!"

„Nu eben!" bestätigte gutmütig der Nachtwächter. — „Als vorgestern abend in der Schäfergasse, die ich beloofen soll, een Feuerrüpel dem Andern aus Brotneid die Fenster neinschmiß, bin ich, weeß Gott, der letzte gewesen, welcher den Krakehl erfuhr; denn ich war gerade justement eingenickt."

„Ja, das soll Dir häufig passieren," glossierte der speichelverschwendende Schneider.

„Nachtruhe muß jeder haben," meinte Simpel, seinem Nachbar die Papiermaché-Dose hinreichend.

„Nu eben!" sagte Pimpel, der daraus eine tüchtige Prieše Doppelmops nahm.

Jetzt trat der längsterwartete Tischler ein.

„Da ist er!" rief das Kleeblatt.

„Ja, ehrenwerte Schafköpfe, da bin ich!" rief Liesenberg, den Schweiß seiner breiten Stirn mit dem Rücken seiner Hand abtrocknend. „Sperrt nun Eure Ohren und Mäuler auf, denn heute bringe ich viel Neues!"

„Was ist denn los?" fragten alle.

„Viel, sehr viel ist heute los!" erklärte der sich wichtig machende Ex-Tischler. „Ihr kennt doch die Gräfin Kielmannsegge?"

„Das fragt er uns jedesmal," bemerkte der Leichenbitter.

„Nu eben!" bestätigte gähnend der Nachtwächter.

„Schweigt, Schafköpfe, und unterbrecht mich nicht!" befahl ihnen Liesenberg. „Sothaner Gräfin," fuhr er freudestrahlend fort, „ist in voriger Nacht ein kleines Unglück passiert! . . ."

„Was ist geschehen?" fragten die andern.

„Sie hat einen kleinen Jungen bekommen," meldete der gewesene Spion.

„Ich gratuliere!" sagte der ausspeiende Nadelheld.

„Hört nur das Nähere dieser Geschichte! Mitten in der Nacht, zwei Stunden vor ihrer Entbindung, ließ die Gräfin den Kamenzer Stadt-Physikus, Dr. Johann Gottfried Bönisch, zu sich rufen, weihte den alten guten Mann, der im Galopp angeritten kam, in das Geheimnis ihrer Schwangerschaft ein und beschwor ihn, sich ihrer und des Kindes anzunehmen und bei letzterm Vaterstelle zu vertreten, ohne irgend einen Dritten jemals in das Dunkel der Abstammung desselben einzuweihen. Der schwache Mann versprach es ihr. Nachdem ihr Kind — es ist ein hübscher dicker Junge — glücklich zur Welt gebracht war, soll Dr. Bönisch aus Rücksicht für die Gräfin, die ihm dafür ewig dankbar zu bleiben versprach, den neugeborenen Weltbürger eigenhändig gebadet, dann vorsichtig in einen der kostbarsten Schals der Gräfin eingewickelt und sich mit dem Kinde eiligst aufs Pferd gesetzt haben, um mit dem ihm anvertrauten Unterpfande ihrer geheimnisvollen Schuld nach Kamenz zurückzueilen und den unschuldigen Wurm, den seine herzlose Mutter nicht als ihr rechtmäßiges Kind anerkennen mag, einstweilen der Pflege seiner Frau — sie heißt Johanne Sophie und soll äußerst gutmütig sein — zu übergeben, was denn auch geschehen sein soll, nachdem er ihr das Wort abgenommen hatte, darüber ein ewiges Stillschweigen zu beobachten und keine andere Seele als deren beiderseitiges Töchterlein Rosamunde in das Geheimnis dieser dunkeln Geschichte einzuweihen, weil das Ausplaudern derselben nicht nur die hochgestellte Mutter des Knaben, sondern auch ihn selbst (den Accoucher) der Gefahr aussetzen könnte, vor Gericht gestellt und in Untersuchung gezogen zu werden. — Frau und Tochter gelobten zu schweigen. Seit vorgestern nacht befindet sich nun das rechtmäßige Kind der Gräfin im Hause der Frau Dr. Bönisch, die den armen Wurm um so lieber aufnahm, weil sie sich schon seit langen Jahren vergeblich einen Knaben gewünscht haben soll."

„Von wem aber," fragte der Schuster-Leichenbitter, „hast gerade Du das alles erfahren?"

„Naseweis, dies geht Dich nichts an! Das ist und bleibt mein Geheimnis!" erklärte Liesenberg, sich eines seiner gichtgeschwollenen Kniee reibend.

„Liesenberg hat recht!" erklärte der Horndrechsler, „das geht uns gar nischt an!"

„Hast Du das kleene Tierchen gesehen?" fragte der Schneider, der wieder einmal ausspie.

„Ich nicht," erklärte der Tischler, „aber andere haben das liebe Kind gesehen und sind erschreckt über die ungeheure Aehnlichkeit, die zwischen Kind und Vater herrschen soll . . ."

„Aber wer ist denn der Vater?" fragte der ausspeiende Trimpel.

„Etwas Gewisses darüber weiß noch niemand," erklärte der vorsichtige Tischler. „Die Meinungen darüber sind sehr verschieden. Dr. Bönisch meint, sein angenommenes Pflegekind sehe dem Kaiser Napoleon so ähnlich, wie ein Pflaumenkern dem andern; seine Frau dagegen, die im Juli vorigen Jahres in Dresden gewesen war und dort im Hoftheater zweimal den großen Mimen Talma gesehen hat, will sich durchaus nicht nehmen lassen, daß das Knäblein weit mehr Aehnlichkeit mit dem Schauspieler, als mit dem Kaiser haben soll. Ich, für meinen Teil (fuhr Liesenberg fort), glaube das eine eben so wenig, wie das andere, und bin, unter uns gesagt, fest überzeugt, daß der Vater dieses armen Geschöpfes wahrscheinlich kein anderer, als Baronet Cunningham sein kann."

„Cunningham?" wiederholte der ausspuckende Schneider, „wer heißt denn so?"

„So heißt der junge, steinreiche Engländer, welcher der Gräfin schon vor länger als Jahr und Tag aus Hannover nachgereist war und den sie kurz vor ihrer sogenannten Erkrankung durch den Einfluß ihrer vornehmen Bekanntschaften aus seiner Prager Gefangenschaft befreit haben soll."

„Er war also dort eingesperrt gewesen?" fragte Simpel.

„Weil der Kaiser von Rußland ihn für einen Spion des Kaisers der Franzosen hielt, während dieser, umgekehrt, ihn wenige Monate zuvor als einen Spion des Kaisers von Rußland aus Königstein einsperren ließ."

„J, des sind ja wahre Räuber-Geschichten!" rief der speichelvergeudende Schneider.

„Nu eben!" meinte der gutmütige Pimpel.

„Wir leben in einer bösen Zeit," erklärte der Spion. „Seitdem die vermaledeiten Preußen unsern guten König nach Berlin geschleppt haben, gibt's hier keine Gerechtigkeit mehr. Kein Mensch ist seines Lebens sicher!" sagte Liesenberg, der, beiläufig bemerkt, aus Mangel anderer Beschäftigung sich einstweilen als Agent provocateur des russischen General-Gouverneur gebrauchen ließ. „Fürst Repnin ist, unter uns gesagt . . ."

„Een Baschkire!" erklärte, ausspuckend, Meister Trimpel.

„Sprich nicht so laut, Gevatter Schneider!" riet der grundehrliche Tischler. Auch hier zu Lande gibt's Spione..."

„Nu eben!" erklärte der ängstliche Nachtwächter, „und darum wollen wer das Maul halten und lieber Schafkopp spielen, denn es is schon sehr späte und ich habe nich mehr ville Zeit, weil ich heute nacht die jour habe und tuten muß, derweil Ihr gemütlich schnarchen könnt."

Und nun erst begann die Schafkopf-Partie. — —

— — — — — — — —

Bald darauf, am 16. Mai, bezogen Fürst Repnin und seine Gemahlin das königliche Lustschloß in Pillnitz.

Hier war es, wo der Generalgouverneur — ungefähr acht Wochen später — den ehemaligen Spion des ehemaligen Kaisers der Franzosen in geheimer Audienz huldreichst zu empfangen geruhte.

„Was bringst Du Neues?" fragte Repnin.

„Unser König langweilt sich in Friedrichsfelde," berichtete Liesenberg. „Der „Gerechte" ist außer sich, daß man ihn und die Seinen so lange widerrechtlich gefangen hält. Er will durchaus nach Dresden zurück..."

„Daran ist vorläufig nicht zu denken," erklärte der Repräsentant des Kaisers von Rußland. „Hast Du unterdessen

nähere Erkundigungen über die Freundin Napoleons, über die bewußte, seit kurzem von ihrem Gute nach Dresden zurückgekehrte Gräfin Kielmannsegge, eingezogen?"

„Ja, fürstliche Durchlaucht," erklärte der Spion. „Die Gräfin, welche sich von den Folgen ihrer äußerst schmerzhaften Entbindung, über die ich Ew. Durchlaucht alles Nähere bereits mitgeteilt, vollständig erholt hat, soll jetzt, wie ich aus ganz guter Quelle in Erfahrung gebracht habe, ernstlich entschlossen sein, sich noch in dieser Woche nach der Insel Elba zu begeben, um dort dem Exkaiser der Franzosen von neuem einen Tribut ihrer leider nur allzu aufrichtigen Huldigung darzubringen."

„Daran muß sie durchaus verhindert werden!" erklärte der General-Gouverneur. „Das Wie? aber, bleibe Dir überlassen. Du wirst sie von heute an streng beobachten und dafür Sorge tragen, daß sie Dresden wenigstens nicht ohne meine Erlaubnis verlasse . . ."

„Die Gräfin soll uns nicht entkommen!" versprach Liesenberg.

„Welche Stimmung herrscht jetzt in Dresden?" fragte Repnin.

„Man ist zufrieden mit Ew. Durchlaucht!" entgegnete der Spion mit auffallend großer Vertraulichkeit. „Ein einziger, der erst unlängst in einer der unzählig vielen Kneipen der Antonstadt den Mut gehabt hatte, Ew. Durchlaucht in meiner Gegenwart einen Baschkiren zu nennen, ist für dieses Mal noch mit einem blauen Auge und einer tüchtigen Ohrfeige davongekommen. Das nächste Mal wird er eingesperrt."

„Tu dies nicht, mein lieber Sohn! Lasse jeden reden, was er will! Ich liebe einmal derlei Beschränkungen nicht. Wenn das gute Volk, sobald es nicht mehr reden darf, zu schweigen beginnt, dann wird dieses Schweigen oft weit gefährlicher, als wenn es ungescheut räsonnieren darf. Man lasse jedem seine schuldige Freude und störe niemanden in seinem harmlosen Privatvergnügen. Dies ist und bleibt die Hauptsache. Nun geh' und komme erst dann wieder, wenn Du mir etwas Wichtigeres mitzuteilen hast."

Der Spion trat seinen Rückzug an.

Am andern Tage (17. Juli) langte, abends 6 Uhr, der kaiserlich russische General Fürst Michael Barclay de Tolly, der vierundsechzigjährige Sieger in der Schlacht an der Moskwa, die den Kaiser der Franzosen zum Rückzuge genötigt, aus Paris in Dresden an. Am Tage des Einzuges der Alliierten (31. März 1814) hatte ihn Kaiser Alexander zum Generalfeldmarschall ernannt. Hundert Kanonenschüsse hatten dessen Ankunft gemeldet. Ihm zu Ehren illumierte sich Dresden. Am folgenden Mittage dinierte er im Schlosse zu Pillnitz. Abends ließ Fürst Repnin seinem hohen Gaste zu Ehren ein prachtvolles Feuerwerk auf der Elbe abbrennen.

Am 19. Juli kehrte Fürst Barclay de Tolly nach Petersburg zurück.

Am 20. Juli begann auf Befehl des Fürsten Repnin der Bau der großen Freitreppe, die zu dem Brühlschen Garten hinaufführt. Die Zeichnung dazu hatte der königlich sächsische Hofbaumeister Thormayer geliefert. Auf der Terrasse selbst wurde vom Hofbaumeister Schuricht der Grundstein zum damaligen Belvedere gelegt. —

An demselben Tage (20. Juli) starb zu Prag der intimste Freund Friedrichs Augusts des Gerechten, der königlich sächsische Oberstallmeister und Kabinettsminister, Graf Camillo Marcolini, im Alter von siebenundsiebzig Jahren. Sein sehr bedeutendes Vermögen erbte dessen einziger, leider etwas blödsinnige Sohn. Als der König von Sachsen, der noch immer zu Friedrichsfelde gefangen saß, die Nachricht vom Ableben seines treuen Jugendfreundes empfing, soll er zum ersten Male während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung in Tränen ausgebrochen sein und geäußert haben: „Solch ein Schmeichler kommt niemals wieder!“

Am andern Morgen wurde Liesenberg gemeldet. Er war äußerst bestürzt und leichenblaß.

„Was gibt's?“ rief ihm Repnin entgegen.

„Durchlaucht, ich bringe sehr unangenehme Botschaft . . .“

„Sprich, vollende, Unglücksrabe!“ herrschte der Gouverneur.

„Heute nacht ist Gräfin Kielmannsegge entwischt . . ."

„Und Du weißt noch nicht wohin?" fragte Seine Durchlaucht.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach der Insel Elba."

„Ja, ja, das dachte ich mir! Ihr Spione nützt doch alle nicht! Geh, alter Sünder, lasse Dich begraben! Denn Du scheinst alt und schwach geworden zu sein. Geh und lasse Dich niemals wieder sehen!" rief Repnin, der ihm den Laufpaß gab.

War die Abreise der Gräfin eine wirkliche Tatsache oder auch nur eine der unzählig vielen von ihrem Erzfeinde Liesenberg in Kurs gesetzten Lügen und Verleumdungen? Leider wissen wir auch darüber durchaus nichts Bestimmtes, ebensowenig wie über deren vorgebliche Entbindung, wie über die Zeit und den Ort, wann und wo letztere vor sich gegangen sein soll, anzugeben. Nur so viel ist gewiß, daß Gräfin Kielmannsegge acht Monate hindurch, mit Ausnahme ihres Arztes, für niemanden zu sehen und zu sprechen gewesen, neun Wochen nach ihrer angeblichen Entbindung urplötzlich aus Dresden verschwunden war und daß weder Cunningham und Grassi, noch irgend ein anderer je zu erfahren vermochte, wo sie hingekommen sei.

War sie wirklich in Elba gewesen? Leute, wie Liesenberg, wollten daran glauben. Er selbst behauptete steif und fest, die Gräfin habe kurz nach ihrer Entbindung eines ihrer schönsten Güter verkauft, um sich in den Besitz einer ziemlich bedeutenden Summe Geldes zu setzen, mit dessen Hilfe sie den Versuch wagen wollte, den Kaiser aus seiner unehrenvollen Gefangenschaft auf der Insel Elba zu entführen und ihn zur Rückkehr nach Frankreich zu bestimmen. Wie viel oder wenig Wahres daran sein mag, ist uns leider nicht bekannt geworden; wir wissen eben nur so viel, daß die Gräfin, nachdem sie über drei Monate spurlos verschwunden war, erst zu Anfange des Monats September in Dresden aufs neue zum Vorschein kam.

Hier scheint es uns am richtigen Orte zu sein, einige Worte über die pekuniären Verhältnisse der Hauptfigur unsers Romans einzuschalten.

Frau von Kielmannsegge war viele Jahre hindurch schuldenfreie und unumschränkte Besitzerin der von ihrem Vater geerbten Rittergüter Spremberg, verbunden mit Neusalza und Dürrhennersdorf, bei Löbau in der Lausitz, sowie des Rittergutes Schmochtitz bei Bautzen gewesen. Wir wissen nicht genau zu sagen, ob sie im Schlosse zu Spremberg, welches Hofmarschall Peter August von Schönberg im Jahre 1768 erkauft hatte, in Schmochtitz oder anderswo entbunden worden sein mag.

Während die Gräfin abwechselnd in Spremberg und in Schmochtitz residiert und in beiden Schlössern (wie die Fama erzählt) großen Luxus getrieben, hatten unter anderem auch mehrere Neusalzaer als Kammerjungfern, Kutscher, Stubenmädchen, Köche, Waschfrauen und so weiter in ihren Diensten gestanden, und durch diese boshaften Klatschzungen war manches Unglaubliche oder wenigstens manches Unwahrscheinliche über die abenteuerliche Lebensweise der steinreichen Frau auch in dieser Gegend ziemlich allgemein bekannt und ruchbar geworden. So erzählte man unter anderem, daß sie auf beiden Schlössern viel heimliche Abenteuer gehabt und ein eben so galantes als verschwenderisches Leben geführt habe.

Eine Lehrersfrau aus Neusalza, welche — wiederum nach der Aussage Liesenbergs — als Kammerfrau mit der Gräfin Kielmannsegge in den Monaten Juni, Juli und August bei Napoleon auf Elba gewesen sein will, erzählte, die Gräfin solle für einen Staatsanzug und einen dazu passenden Schmuck zu der ersten Audienz, welche ihr der ehemalige Kaiser der Franzosen in seinem Miniaturschloß, in seiner neuen Vogelkäfigresidenz, zu Porto-Ferrajo zu erteilen geruht hatte, eine Summe von mehr als 25 000 Francs verausgabt und dem Gegenstande ihrer Bewunderung die nötigen Geldmittel zu dessen bald darauf erfolgter Rückkehr nach Paris zugeführt haben, was wir unsererseits ernstlich zu bezweifeln wagen, weil Napoleon auch ohne Beihilfe seiner großmütigen Freundin noch im Besitze einiger Millionen Francs gewesen war, die er heimlich aus Paris mitgenommen, und jener Summen, welche ihm Marie Louise aus Rambouillet nach Fontainebleau zugeschickt hatte.

Die traurige Lage ihrer durch großartige Verschwendungen dieser und ähnlicher Art aufgeriebenen Vermögensverhältnisse nötigte unsere Gräfin, acht Jahre nach ihrem angeblichen Besuche auf der Insel Elba (1822) zuerst Spremberg und dann auch Neusalza an den königlich sächsischen Geheimen Finanzrat von Reibold zu verkaufen. Nach dem Tode des Letztgenannten gelangten die eben erwähnten Rittergüter an dessen Tochter, die verehelichte Regierungsrätin von Mangold in Dresden.

Wir wenden uns nach Dresden zurück.

Am 15. September langte hier König Friedrich VI. von Dänemark an. Schon Tags darauf begab er sich in Begleitung des Prinzen von Holstein-Beck, des Generals von Buelow, des Oberhofmarschalls von Hauch, des Kammerherrn und Admirals von Lindholm und einiger andern Kavaliere seines Hofes zum Fürsten-Kongresse nach Wien, wo die verbündeten Mächte zusammengekommen waren, um über die neue Gestaltung Europas zu verhandeln. Dem Könige vorausgeeilt war der dänische Minister Niels von Rosenkrantz.

Am 19. September wurde die auf Befehl Davout's gesprengte und von Repnin wiederhergestellte Elbbrücke feierlich eingeweiht.

Am 18. und 19. Oktober mußte in Dresden und in allen übrigen Städten Sachsens die Völkerschlacht bei Leipzig gefeiert werden.

Am 5. November erließ Fürst Repnin die Verordnung, daß vom 6. November angefangen, der König und dessen Familie aus dem Kirchengebete ein für alle Mal auszulassen und von nun an nur „für die Obrigkeit" zu beten sei.

Schon zwei Tage früher, nachdem die Teilung Sachsens von den verbündeten Mächten auf dem Kongreß zu Wien bereits beschlossen war, hatte Friedrich August der Gerechte, empört über diesen Akt der Willkür, am 14. November von Friedrichsfelde aus eine sogenannte „Rechtsverwahrung des Königs von Sachsen gegen die königlich-preußische provisorische Besitznahme seiner Staaten und gegen jede Verfügung über dieselbe" erlassen, die Graf Friedrich Albrecht von der Schulen-

burg-Klosterrode im Namen des gefangenen Königs den zu Wien versammelten Mächten zu überreichen beauftragt ward. Aber sie verhallte wirkungslos, und am 10. November erschien nachfolgende Bekanntmachung:

„Vermöge einer zwischen den verbündeten Mächten getroffenen Uebereinkunft ist die Besetzung und Verwaltung des Königreichs Sachsen, welche bisher von kaiserlich russischer Seite geschehen war, auf des Königs von Preußen Majestät übergegangen. Von Allerhöchstdemselben hierzu beauftragt, haben wir Unterzeichnete die Geschäftsführung des Gouvernements von Sachsen aus den Händen des bisherigen Generalgouverneurs, des kaiserlich russischen General-Leutnants und General-Adjutanten, Herrn Fürsten Repnin, Durchlaucht, übernommen und heute angetreten.

Freiherr von der Recke,
königlich preußischer Staatsminister.

Freiherr von Gaudy,
k. preuß. Generalmajor und kommandierender
General in Sachsen."

Das seit Jahr und Tag russifizierte Dresden war nun über Nacht eine preußische Provinzstadt geworden. Am 13. November verließ Fürst Repnin das ihm dankbar gesinnte Dresden und eilte zu den Kongreßverhandlungen nach Wien. Sechs Tage später (19. November) hielt eine preußische Garnison von 2500 Mann (3 Bataillone Infanterie und eine Schwadron Husaren) ihren Einzug in Dresden. Am 20. zogen die Russen ab.

Und damit schloß das Jahr 1814. Die Zahl der in diesem Jahre zu Dresden einquartiert gewesenen Soldaten betrug, mit Einschluß der 2497 Generale, nur noch 2 712 345 Mann. Dreimal glückliches Dresden!!!

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Wir eilen zum Kongreß nach Wien. Am 23. September nachmittags 6 Uhr war dort König Friedrich VI. von Dänemark angelangt. Kaiser Franz hatte sich herabgelassen, seinem nordischen Gaste bis an den Spitz, außerhalb der Taborbrücke, entgegenzufahren. Wenige Stunden zuvor war auch König Friedrich Wilhelm von Württemberg eingetroffen. Man kann sich keinen auffallenderen Kontrast als diese beiden Souveräne denken. Der letztere (Sohn der harmlos glücklichen Prinzessin Friederike Dorothea von Brandenburg-Schwedt) war gerade eben so unförmlich dick und fett, als ersterer (Sohn der unglücklichen Karoline Mathilde von England) mager und dürr erschien. Der dänische Friedrich verhielt sich zu seinem württembergischen Namensvetter wie ein gebrechliches Schwefelhölzchen zu einem äußerst massiven Fockmast.

Am 25. September, zwischen 12 und 1 Uhr, hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. ihren gemeinschaftlichen Einzug in Wien.

Am 28. erfolgte die Ankunft des Königs Maximilian Joseph I. von Bayern und der Königin Karoline.

Nach einem anfangs Oktober 1814 in Wien erschienenen Bericht wohnten in der Hofburg zwei Kaiser (Franz und Alexander), zwei Kaiserinnen (die Kaiserin von Oesterreich und die Kaiserin von Rußland), vier Könige (von Preußen, Bayern, Württemberg und Dänemark), eine Königin (Karoline von Bayern), ein kaiserlicher und ein königlicher Kronprinz (Ferdinand von Oesterreich und Wilhelm von Württem-

berg), zwei Großfürstinnen (Louise von Sachsen-Weimar und Katharine Pawlowna von Oldenburg), zwei königliche Prinzen (Wilhelm von Preußen und Prinz Karl von Bayern).

Jedem der anwesenden Monarchen war aus den Reihen der österreichischen Generalität ein Ehren-Kavalier als Oberhofmarschall zugeteilt. Der Kaiser von Rußland hatte den Feldmarschall-Leutnant Grafen Ignaz von Hardegg, der König von Preußen den Fürsten Moritz von Liechtenstein, der König von Bayern den Grafen Andreas Haddik, der König von Württemberg den Grafen Karl Civalart von Happancourt und der König von Dänemark den (auch als Lustspieldichter rühmlich bekannten) General August Ernst Freiherrn von Steigentesch.

Der Wiener Kongreß glich hinsichtlich der dabei vertretenen Nationen und Sprachstämme dem neuen Turmbau zu Babel, und zu keiner andern Zeit hatte Wien einen größern Zusammenfluß weiblicher Schönheiten aufzuweisen gehabt, als zur Zeit dieser großen Fürsten-Versammlung. General Karl von Nostitz, Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, hat in seinem „Leben und Briefwechsel" (Leipzig 1848) all' jene Damen aufgezählt, welche durch den Glanz ihrer Schönheit den Kongreß verherrlichten. Kaiser Alexander von Rußland bezeichnete sechs Damen als Schönheiten ersten Ranges: Gräfin Karoline Szechenyi, Gräfin Sophie Zichy, Fürstin Rosine Eßterhazy, Gräfin Julie Zichy, Gräfin Saurma und Fürstin Gabriele Auersperg. Letztere, glauben wir, durfte auf dies Urteil um so stolzer sein, als der galante Zar in diesem Punkte wirklich ein sehr kompetenter Richter war.

Den komischsten Eindruck im Kreise der hier verweilenden Monarchen gewährte der König von Württemberg, dessen unförmlich dicker Bauch, den er nur äußerst mühsam mit sich fortzuschleppen vermochte, ihn veranlaßt hatte, jeden Tisch, an welchem er Platz nahm, wie jener französische Kanzler Antoine Duprat, welcher unter König Franz I gelebt, ausschneiden zu lassen, um Raum für das monströse Vorgebirge seines äußerst gefräßigen Magens zu gewinnen.

Die traurigste Rolle dagegen spielte der König von Däne-

mark, der den Verlust der Hälfte seiner Krone (Norwegen, das an Schweden gefallen war) nicht verschmerzen konnte. Obgleich Friedrich VI. damals erst sechsundvierzig Jahre zählte, zeigte sein totenernstes Antlitz doch schon greisenhafte Züge.

Einen Glanzpunkt im Festtaumel des Wiener Kongresses bildete die vom kaiserlichen Hofe Sonntags am 22. Januar 1815 veranstaltete große Schlittenfahrt nach Schönbrunn. Der ganze Zug bestand aus 34 Barutsch-Schlitten. Die Abfahrt erfolgte vom Josephsplatze um 2 Uhr nachmittags durch die Kärnthner Straße, Stock-im-Eisenplatz und Graben, Bogener Gasse, Freiung und Herrengasse in die feenhaft erleuchtete Hofburg zurück.

Einige Wochen später war auch Gräfin Kielmannsegge unter dem Namen einer Frau von Schmochtitz, ohne jegliche andere Begleitung, als die zweier Kammerfrauen und eines ihrer vielen Kammerdiener, in Wien angelangt und daselbst in Hauptmanns schon damals in Mode gekommenen Gasthofe zum „goldenen Lamm" in der Leopoldstadt abgestiegen. Hier verweilte sie fast zwei Monate. Der Hauptzweck ihres längern Aufenthaltes in der Kaiserstadt war kein anderer, als die Hauptmatadore des Kongresses und vor allem einen der erbittersten Feinde Napoleons, Herrn Hofrat von Gentz, persönlich kennen zu lernen.

Nach achtwöchentlichem Aufenthalte in Wien kehrte die Gräfin nach Dresden zurück.

Aus letztgenannter Stadt hatte sich bereits am 8. März eine Deputation nach Brünn begeben, wohin Friedrich August der „Gerechte" mit Einwilligung des Königs von Preußen am 22. Februar von Friedrichsfelde abgereist war, um dem bis dahin gefangen gewesenen Souveräne die Glückwünsche seiner treuen Untertanen zu seiner Befreiung abzustatten.

Neun Tage später (12. März) langte in Dresden die Nachricht an, daß Napoleon von der Insel Elba entflohen und am 1. März im Golf Juan, zwischen Cannes und Antibes, gelandet sei.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Am 26. Februar, abends 8 Uhr, hatte Napoleon Bonaparte während der geräuschvollen Zerstreuungen eines von der Kaiserin-Mutter und der Lieblingsschwester des Kaisers, Prinzessin Pauline Borghese, absichtlich veranstalteten Ballfestes heimlich seine lustige Duodez-Residenz Porto-Ferrajo verlassen und sich, eingehüllt in das geheimnisvolle Schweigen der Nacht, auf der Korvette „Inconstant", begleitet von seiner Sedez-Garde von 600 Mann auf vier Feluken, geraden Weges nach Frankreich eingeschifft.

Am 1. März lief, gegen 3 Uhr nachmittags, die kaiserliche Escadrille in den zwischen Cannes und Antibes gelegenen Golf Juan ein. Die Küste war still und ausgestorben. Niemand hinderte die Landung.

Am 5. März in Gap angelangt, ließ Napoleon daselbst vielversprechende Proklamationen drucken, die er schon fünf Tage zuvor an Bord des „Inconstant" dem General Bertrand in die Feder diktiert hatte. In Gap hatte sich der erste Enthusiasmus gezeigt, den er nicht unbenutzt vorübergehen ließ.

Am 7. März stieß er vor Vizille in der Dauphiné auf ein Bataillon des fünften Linien-Regiments und auf zwei Kompagnien vom Genie-Korps, im ganzen auf sieben- bis achthundert Mann, die man ihm von Grenoble aus in aller Eile entgegengeschickt hatte, um seine Weiterreise aufzuhalten. Zuerst parlamentierte Cambronne und dann Napoleon selbst.

„Ist einer unter euch," sagte er, „der seinen General und Kaiser töten will, dann kann er's tun. Hier bin ich!" rief der Kaiser.

Bei diesen Worten hatte er seinen grauen Oberrock aufgerissen und den Soldaten seine Brust gezeigt.

Die konsternierten Soldaten schrieen: Vive l'empereur!

Worauf der Zug triumphierend weiter zog.

In Vizille angelangt, hatte der Maire zu ihm gesagt: „Hier ist die Revolution zur Welt gekommen; hier ist sie wieder auferstanden."

Am 8. März rückte er in Grenoble ein und nahm wieder seine beiden Kaisertitel an.

An demselben Tage, an welchem Napoleon von Grenoble nach Lyon aufbrach, erschien im „Moniteur" eine Verordnung Ludwigs XVIII., worin Bonaparte, weil er mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen, als Verräter und Rebell erklärt ward.

Der ehrgeizige Abenteurer, dessen unterwegs aufgerafft er Anhang lawinenartig angeschwollen war, rückte am 10. März, um 4 Uhr nachmittags, in die Lyoner Vorstadt la Guillotiere ein. Wie in Grenoble und in andern Städten das fünfte, siebente und elfte Infanterie-Regiment, das vierte Husaren- und das vierte Artillerie-Regiment (in welchem er als Unterleutnant gedient) den Schwur der Treue brechend, zur verlockenden Fahne des „Verräters und Rebellen" übergelaufen waren, so schlossen in Lyon das zwanzigste und vierundzwanzigste Infanterie-Regiment, sowie das dreizehnte Dragoner-Regiment, sich seinem Triumphzuge an.

Am 13. März verließ der große Rattenfänger von Ajaccio die gute Stadt Lyon, um seinen Truppen zu folgen, die, bereits auf 20 000 Mann angewachsen, sich seit dem 11. auf dem Wege nach Dijon befanden.

„Apropos," sagte Fürst Talleyrand auf dem Minoritenplatze in Wien zu seinem Kollegen und Busenfreunde, Herzog von Dalberg, „Buonaparte finira bientot avec une farce!"

Am 15. März ließ der zu Wien versammelte Kongreß gleichzeitig in französischer und in deutscher Sprache nachfolgende (vom Hofrat Friedrich von Gentz redigierte) Deklaration erscheinen:

„Die Mächte, welche den Pariser Friedens-Traktat unterzeichnet haben und gegenwärtig im Kongreß zu Wien ver-

sammelt sind, haben die Entweichung Napoleon Bonapartes und dessen Eintritt mit bewaffneter Hand in Frankreich vernommen und sind es nun ihrer eigenen Würde und dem Interesse der gesellschaftlichen Ordnung Europas schuldig, die Empfindung, welche diese Begebenheit in ihnen hervorgerufen hat, in einer feierlichen Erklärung an den Tag zu legen. — Bonaparte hat, indem er den Vertrag gebrochen, der ihm die Insel Elba zum Wohnsitze angewiesen, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an den seine Existenz bisher geknüpft gewesen war. Indem er den französischen Boden mit dem Vorsatze, Unruhen und Zerrüttungen herbeizuführen, betreten, hat er selbst sich allen gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesichte der ganzen Welt ausgespochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen kann. Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Bonaparte sich von allen bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben hat. Gleichzeitig erklären sie, daß sie fest entschlossen, den Pariser Traktat vom 30. Mai 1814 und den durch diesen Traktat angeordneten, sowie die zur Vervollständigung und Befestigung desselben von ihnen beschlossenen und noch ferner zu beschließenden Verfügungen unwandelbar aufrecht zu halten, alle ihre Mittel und Kräfte aufbieten und ihre vereinten Anstrengungen dahin richten werden, daß der allgemeine Friede, das Ziel der Wünsche des gesamten Europas und der beständige Zweck ihrer gemeinschaftlichen Bestrebungen, nicht wieder gestört, vielmehr gegen jeden neuen frevelhaften Versuch, die Völker noch einmal in alle Unordnungen und Leiden der Revolution hineinzustürzen, geschützt werde. Und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um seinen rechtmäßigen Herrscher versammelt, dieses letzte Wagestück eines strafbaren und ohnmächtigen Wahnsinns in kurzer Zeit in sein Nichts zurückwerfen wird, erklären dem ungeachtet sämtliche Souveräne von Europa, daß, wenn wider alles Erwarten aus dieser Begebenheit

irgend eine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, sie bereit sein würden, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, sowie jeder andern von ihm bedrohten Regierung auf das erste Begehren derselben alle nötige Hilfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten und gegen diejenigen, welche sie zu stören versuchen möchten, gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen. — Vorstehende Deklaration soll, so wie solche in das Protokoll der Sitzung vom 13. März 1815 des zu Wien versammelten Kongresses eingetragen worden ist, öffentlich bekannt gemacht werden. Geschehen und als gleichlautend bekräftigt durch die Bevollmächtigten der acht Mächte, welche den Pariser Traktat unterzeichnet haben."

Tags darauf (16. März) wurde an allen Straßenecken der guten Stadt Paris eine Bekanntmachung angeschlagen, daß die Stadt Marseille für dasjenige Regiment, welches den europäischen Friedensstörer Napoleon Bonaparte lebendig oder tot einfängt, eine National-Belohnung von zwei Millionen Franks ausgeschrieben habe.

Aber keines von allen Regimentern schien geneigt zu sein, sich diesen Preis verdienen zu wollen. Geblendet von dem blutbefleckten Schimmer der Napoleonischen Adler beeilte sich das ganze Heer, an Stelle der unbefleckten Lilienfahne die Trikolore aufzupflanzen und „Vive l'empereur" zu brüllen, eben so laut wie es, noch vierzehn Tage zuvor, „Vive le roi!" gerufen hatte.

Ludwig XVIII., anfangs entschlossen, in Paris zu bleiben, um hier ruhig den Einzug des übermütigen Siegers zu erwarten, wurde von der Furcht seiner Höflinge bald so sehr angesteckt, daß der alte ritterliche König es endlich doch für ratsam fand, am 20. März mit Anbruch des Morgens das Schloß der Tuilerien zu verlassen und sich vorsichtig aus dem Staube zu machen.

Am Abende desselben Tages hielt Napoleon Bonaparte seinen Einzug in das ewig treulose Paris und in das Schloß der Tuilerien, das, erst fünfzehn Stunden früher, von seinem Vorgänger geräumt worden war.

Die von Talleyrand sogenannte „traurige Farce", welche der eidbrüchige Korse nach dem 20. März 1815 von neuem zu spielen begann, währte glücklicherweise nicht länger als hundert flüchtige Tage, in welchen er aber wiederum Tausende von Menschenleben seinem gewissenlosen Ehrgeize, seinem verdammenswürdigen Egoismus, seiner unersättlichen Herrschsucht zum Opfer brachte. — Um das schwergetäuschte Volk der Franzosen noch einmal in sein verderbenbringendes Garn zu locken, spielte Napoleon nun seine letzte Karte aus und gab eine — Constitution!

— — — — — — — —

„De Paris a Dresde", sagte eines Tages der in den Bann erklärte Kaiser zu einem seiner Marschälle, „il n'y a qu'un pas."

Ein Schritt führt uns nach Dresden.

Zwanzig Tage nach dem Einzuge Napoleons in Paris erschien hier nachfolgende Verordnung:

„Die biedern Sachsen haben durch ehrenvolle Tat bewiesen, wie sehr sie die frühere Unterdrückung und Gewaltherrschaft Napoleons verabscheuten, und der Charakter der Nation verbürgt die Unveränderlichkeit ihrer Gesinnung unter jedem Verhältnisse.

Nur einzelne Uebelgesinnte des In- und Auslandes können es versuchen wollen, unter allerlei Deckmäntel (!) ein freventliches Werk zu treiben, um das Wohl und die Sicherheit des Staates zu gefährden.

Allein in dieser Rücksicht halten wir es erforderlich, bekannt zu machen, daß gegenwärtig jede in Worten oder Werken bezeigte Anhänglichkeit an die Person oder die Sache von Napoleon Bonaparte ein Verbrechen wider die Sicherheit des Staates ausmacht, und demnach zu verordnen, daß jeder, der erweislich in Worten oder Werken seine Anhänglichkeit für Napoleon Bonaparte und dessen Interesse betätigt, ohne Ansehen der Person durch die nächste obrigkeitliche Behörde unverzüglich verhaftet und zur Veranlassung der Untersuchung und demnächstigen gesetzmäßigen Bestrafung an das hiesige

Bureau der höhern Sicherheits-Polizei abgeliefert werden soll.

Sämtliche Polizei- und Gerichtsbehörden des Königreichs Sachsen werden hiermit zu der strengen Befolgung dieser unserer Verordnung angewiesen und dafür verantwortlich gemacht.

Dresden, 10. April 1815.

Freiherr von der Recke,
Freiherr von Gaudy."

Preußen hatte auf dem Kongresse in Wien die Annexion des Königreichs Sachsen beansprucht. Der König von Bayern und der Herzog von Sachsen-Gotha waren die einzigen gewesen, die dagegen ernsthaft protestiert hatten. Infolge jener Protestation traten dann auch Oesterreich, Frankreich und England bei und schlossen ein Bündnis gegen Rußland und Preußen. Endlich kam ein Vergleich zustande. Infolgedessen wurde, ohne den König von Sachsen befragt zu haben, unter den Mächten festgestellt, daß von den 631 Quadratmeilen und den 2 038 173 Menschen, welche damals ganz Sachsen gezählt, die größere Hälfte mit 360 Quadratmeilen und 855 605 Einwohnern in den Besitz Preußens übergehen, so daß Sachsen nur noch die bedeutend kleinere Hälfte von 271 Quadratmeilen mit 1 182 568 Einwohnern behalten solle. Preußen, das diesem Arrangement schon am 8. Februar seine Zustimmung erteilt und den zu Friedrichsfelde bis dahin als Geißel zurückbehaltenen König Friedrich August endlich freigegeben hatte, beeilte sich nun, dem sächsischen General-Gouverneur, Geheimen Staatsminister Freiherrn von der Recke, die Weisung zugehen zu lassen, die Teilung der Schulden, der Armee-Kassen, der Vorräte und Rückstände vorzunehmen.

Friedrich August, der gegen diese neue Verordnung aus Brünn feierliche Verwahrung eingelegt hatte, erhielt endlich die Gegen-Erklärung:

„Wenn er innerhalb fünf Tagen nicht unterzeichne, würden die ihm gemachten Anträge gänzlich zurückgenommen und über die ihm an-

noch verbleibenden Landesteile anderweit verfügt werden."

Infolge dieser kategorischen Drohung hatte sich der König von Sachsen genötigt gesehen, dem am 18. Mai 1815 zu Wien abgeschlossenen, aus nicht weniger als 25 Artikeln zusammengeleimten Friedens-Traktate schließlich seine Sanktion zu erteilen. Die Unterzeichner dieses Vertrages, welcher drei Tage später (21. Mai) zu Wien ratifiziert ward, sind sächsischerseits der Graf Friedrich Albrecht von der Schulenburg-Klosterode und der Geheimrat und Staatsminister Hans Ernst von Globig; preußischerseits der Fürst von Hardenberg und der Freiherr von Humboldt gewesen.

Einen Tag nach der Auswechslung dieses unrühmlichen Friedens erließ Friedrich August aus dem kaiserlichen Lustschloß Laxenburg bei Wien einen Aufruf an die Bewohner der an Preußen abgetretenen Landesgebiete, aus welchem wir hier nachfolgenden Auszug wiedergeben:

„Der Erfolg aller menschlichen Unternehmungen ruht in Gottes Hand. Meine Bemühungen (heißt es weiter), so schmerzliche Opfer abzuwenden, sind unglaublich gewesen. Ich soll nun von Euch scheiden: das Band muß getrennt werden, das durch Eure treue Anhänglichkeit Mir und Meinem Hause so teuer gewesen war, und auf welches seit Jahrhunderten das Glück meines Hauses und Eurer Voräitern sich gegründet hatte. Zu Folge aber der den verbündeten Mächten erteilten Zusage entlasse ich Euch, Ihr Untertanen und Soldaten der von Mir abgetretenen Provinzen, Eures Eides und Eurer Pflichten gegen Mich und Mein Haus und Ich empfehle Euch, treu und gehorsam zu sein Eurem neuen Landesherrn u. s. w.

Laxenberg, 22. Mai 1815.

Friedrich August."

Am 27. Mai schloß der die Hälfte seiner Ländergebiete einbüßende König von Sachsen sich der „heiligen Allianz" gegen Frankreich mit der Verpflichtung an, 8000 Mann Landwehr zur Verfügung zu stellen gegen seinen ehemaligen

Bundesgenossen Napoleon, der ihn, wie ganz Sachsen, in's Unglück gestürzt hatte.

Halb Sachsen war nun preußisch geworden.

Am 31. Mai gab Freiherr von der Recke ein glänzendes, leider nur wenig besuchtes Abschieds-Mahl, zu welchem alle Minister und Hof-Chargen Einladung erhalten hatten, die aber nur teilweise dabei erschienen waren.

Tags darauf verkündeten riesengroße Mauer-Anschläge:

„Unser geliebter König Friedrich August der Gerechte kehrt nach langer Trennung in seine Hauptstadt zurück.

Er, unser Vater, wird wieder mit uns sein! Mit ihm unsere verehrteste Königin Marie Amalie, die Prinzessin Auguste und das ganze hohe Königliche Haus u. s. w.

Dresden, 1. Juni 1815. Der Rat zu Dresden."

Sechs Tage später erfolgte Friedrich Augusts Einzug unter den vom Rate Punkt für Punkt vorgeschriebenen Festlichkeiten.

Gräfin Kielmannsegge, die am 11. April 1815 (also gerade am Tage der Abdankung Napoleons) wegen ihrer Anhänglichkeit an Napoleon — aller Wahrscheinlichkeit nach von keinem andern als Liesenberg — denunziert worden war, hatte bald darauf eine Vorladung erhalten, der sie augenblicklich Folge zu leisten sich gezwungen sah. Sie erschien beim Gouverneur in Trauerkleidern.

„Um wen trauern Sie, Frau Gräfin?" fragte der Freiherr von der Recke.

„Ich traure um die Leipziger Schlacht," erklärte sie gefaßt.

„Und warum?" fragte der erstaunte General-Gouverneur.

„Weil dreißigtausend Deutsche dabei gefallen sind."

„Gehen Sie mit Gott, Frau Gräfin!" erklärte der kluge Mann, der weiter nichts davon hören wollte.

Die Untersuchung war nun zu Ende. Liesenberg hatte seinen edlen Zweck verfehlt.

Die Gräfin kehrte nach ihrem Gute zurück. Gleich darauf wurde der Spion eingesperrt. Das Sprichwort von der Grube erfüllte sich. Liesenberg saß drei Monate im Gefängnis.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Die Episode der hundert Tage begann damit, daß Napoleon am 4. April den verbündeten Mächten, die ihn für immer abgesetzt und gleichsam für vogelfrei erklärt hatten, seine Thronbesteigung anzuzeigen sich erlaubte und sie durch diesen Akt der Willkür von neuem in die Schranken des kaum beendeten Krieges zurückrief.

Am 14. Juni standen an der Sambre urplötzlich 120 000 Mann Franzosen und 360 Feuerschlünde den vereinigten Heeren Wellingtons und Blüchers gegenüber. Am 15. und 16. wurde die Schlacht bei Ligny geschlagen, die aber leider unentschieden blieb. Das Blut der Tausende, das Napoleons unersättlich Herrschsucht von neuem vergoß, schrie gegen ihn zum Himmel auf, welcher, müde der endlosen Freveltaten und Blutgemetzel dieses Ehrgeizigen, am 18. Juni die Macht des Feindes der Menschheit auf dem blutgetränkten Schlachtfelde zu Waterloo zerbrach.

Vom strategischen Standpunkte aus betrachtet, hat diese ewig denkwürdige Schlacht niemand besser und richtiger, als Thrist Charras, vom politischen Standpunkte aus hat sie keiner schöner und prachtvoller geschildert, als Victor Hugo in seinem Romane „Die Elenden". Der Sieger des alles entscheidenden Waterloo-Kampfes blieb der „iron duke", Arthur Wellesley, Herzog von Wellington. Sonderbar genug ist auch Wellington im Napoleons-Jahre 1769 geboren. Für diesen Sieg votierte ihm das englische Parlament eine Dankadresse und eine Nationalbelohnung von 200 000 Pfund Sterling (über 12 Millionen Taler).

Am 20. Juni bildete sich in Paris eine von den beiden Kammern unter dem Vorsitze des Herzogs von Otranto gewählte neue provisorische Regierung, zusammengesetzt aus Fouché, General Lazare Nicolas Marguerite Carnot, General Paul Grafen Grénier, dem Baron Nicolas Marie Quinette de Rochemont, dem Napoleon erst kurz vorher die Pairswürde verliehen hatte, und dem General Caulaincourt, Herzoge von Vicenza, wie bekannt, bis dahin Napoleons Generaladjutant und für einen der glühendsten Anhänger des Kaisers gehalten.

Diese fünf Männer waren es, welche nun mit den verbündeten Mächten den zweiten Pariser Frieden unterhandelten.

Am 22. Juni sah sich der auf allen Punkten geschlagene Napoleon so sehr in die Enge getrieben, daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als zum zweiten Male seiner blutbefleckten Krone zu entsagen.

Schon am folgenden Morgen proklamierten beide Kammern Napoleon II., den König von Rom, als Kaiser der Franzosen, ohne jedoch zu unterlassen, gewisse Maßregeln zu ergreifen, wodurch die Anerkennung des neuen Kaisers annulliert werden mußte.

Am 24. Juni nahm die Pariser Bevölkerung, nachdem sie die Nachricht von der Abdankung Napoleons I. erfahren hatte, eine drohende Miene und herausfordernde Haltung an. Sie verlangte den Kaiser zu sehen; man schrie: „Nieder mit den Verrätern!"

Die provisorische Regierung, dadurch beunruhigt, verlangte nun, daß Napoleon augenblicklich Paris verlassen müsse. Sie griff zu tausend Vorwänden und Entschuldigungen, um dessen Abreise möglichst rasch zu beschleunigen.

Sein Reisewagen näherte sich dem Haupteingange des „Elysée Bourbon" in der Rue du faubourg Saint-Honoré. Hierher drängte sich die murrende Volksmenge. Sie erwartete mit Ungeduld den Kaiser. Man beschloß, ihn gewaltsam zu entführen. Während dieser Zeit hatte ein anderer Wagen, gänzlich unbemerkt, an der Avenue Marbeuf gehalten. Diesem Wagen entstieg der flüchtende Kaiser.

Am 25. Juni befand er sich in Malmaison bei der Königin Hortense und ihren beiden Söhnen. Noch an dem-

selben Tage nahm er in einer schriftlichen Proklamation feierlichen Abschied von seinem Heere; die provisorische Regierung aber, die das Volk, mehr aber noch die Armee zu fürchten schien, gestattete den Druck und die Verbreitung derselben nicht.

Unterdessen hatte Wellington Cambrai und Peronne besetzt und den Weg nach Paris eingeschlagen, während Blücher, der ihm vorausgeeilt war, sich am 18. Juni schon in Senlis und Tags darauf in der Umgegend von Saint-Germain befand. Beide rückten nun auf Paris los.

Napoleon wandte sich von Malmaison aus an die provisorische Regierung, um von ihr seinen Generalsdegen und die Vollmacht zu erhalten, die Feinde Frankreichs zurückschlagen und sich dann freiwillig ins Exil begeben zu dürfen.

Vergebens hatte Carnot den Vorschlag gemacht, Napoleons ehrliches Anerbieten anzunehmen und ihn als einfachen General an die Spitze der französischen Armee zu stellen. Fouchs aber, als Chef der provisorischen Regierung, wußte es durchzusetzen, daß Napoleon statt dessen den Befehl erhielt, ohne Aufschub nach Rochefort abzureisen, wo zwei französische Fregatten seiner warteten, um ihn von dort nach Nordamerika zu bringen.

Am 29. Juni, abends 6 Uhr, verließ Napoleon, der seit dem 25. unter der Bewachung eines Mitgliedes der Deputiertenkammer, unter dem ritterlichen Schutze des tapferen Generals Leonard Nicolas Becker, Grafen von Mons stand, in Begleitung dieses Generals die Königin Hortense und Schloß Malmaison, um sich von hier ohne Aufenthalt nach Rochefort zu begeben.

In Niort versuchte das enthusiasmierte Volk ihn zu entführen und an die Spitze der in der Nachbarschaft kantonierenden Truppen zu setzen. Aber General Becker ließ es nicht zu.

Am 4. Juli in Rochefort angelangt, fand er daselbst jene zwei, von der provisorischen Regierung ihm zur Verfügung gestellte Fregatten „la Saale" und „la Méduse". — Statt nun augenblicklich abzureisen, beging er die unver-

zeihliche Unvorsichtigkeit, in Rochefort sorglos zu übernachten. Erst jetzt verließ ihn General Becker.

Es war nicht mehr als natürlich, daß am andern Morgen diese beiden Fregatten die ganze Aufmerksamkeit und den vollsten Verdacht der hier unter dem Oberbefehle des Lord Henry Hotham kreuzenden Kriegsschiffe Englands erregen mußten. Um den Feind zu täuschen, hatte sich der französische Marine-Leutnant Bussion anheischig gemacht, den Kaiser an Bord der dänischen Handelsbrigg „Magdalena", mitten durch die Schiffe der englischen Kreuzer, ins atlantische Meer zu entführen. Damit aber schien Napoleon nicht einverstanden.

Es war jedenfalls ein höchst unglückseliger Gedanke von ihm, in Rochefort, um nicht in die Hände der Engländer zu fallen und von diesen an die verbündeten Mächte ausgeliefert zu werden, einen neuen Theatercoup auszuführen dadurch, daß er sich und sein Gefolge am 13. Juli freiwillig in den Schutz des vom Kapitän Sir Frederik Lewis Maitland befehligten Linienschiffs „Bellerophon" begab, der sogleich, die Anker lichtend, nach England absegelte.

In Plymouth, wo der „Bellerophon" am 26. Juli Anker warf, sah sich Napoleon von einer Menge bewaffneter Kanonenboote umringt, die dessen Ankunft erwarteten.

Der geheime Staatsrat schwankte unentschlossen zwischen drei Maßregeln: Napoleon entweder im Schloß zu Dunbarton oder im Tower zu London einzusperren, ihn an Ludwig XVIII. auszuliefern oder nach der Insel St. Helena zu schicken. Die beiden ersten in Vorschlag gebrachten Maßregeln wurden einzig und allein durch den eben so energischen als edelmütigen Widerstand des Herzogs von Sussex beseitigt, worauf, fast einstimmig, Napoleons Deportation nach St. Helena beschlossen war.

Die Heere der Verbündeten waren unterdessen am 8. Juli zum zweiten Male in das Herz Frankreichs eingedrungen und gleichzeitig war auch Ludwig XVIII. zum zweiten Male in die Hauptstadt seines Reiches eingerückt. Die Abdankung Napoleons zu Gunsten seines Sohnes hatten die Verbündeten nicht anerkannt.

Am 31. Juli erschien an Bord des „Bellerophon" der britische Unterstaatssekretär Sir Henry Bunbury, um Napoleon den in bezug auf ihn gefaßten Beschluß des englischen Kabinetts mitzuteilen, und ihm eine einfache Abschrift jenes Beschlusses einzuhändigen.

Napoleon protestierte gegen diesen „barbarischen Beschluß". Seine Verwahrung dagegen lautete wie folgt:

„An Bord des Bellerophon, 4. August 1815.

Ich protestiere hiermit feierlich im Angesichte des Himmels und der Menschen gegen die Gewalttat, die mir angetan wird, gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte, indem man sich widerrechtlich meiner Person und meiner Freiheit bemächtigt. Ich bin aus freiem Antriebe an Borde des „Bellerophon" gekommen; ich bin daher kein Gefangener, wohl aber ein Gast Englands. Wenn die englische Regierung, indem sie dem Kapitän dieses Schiffes die Weisung erteilt hatte, mich und mein Gefolge in seinen Schutz zu nehmen, mir nur eine Falle, eine hinterlistige Schlinge legen gewollt, so hat sie an ihrer eigenen Ehre gefrevelt und ihre Flagge gebranntmarkt. Ich appelliere an die Geschichte. Sie wird sagen, daß ein Feind, der zwanzig Jahre lang Krieg mit dem englischen Volke geführt, in seinem Unglücke freiwillig gekommen ist, um unter dessen Gesetzen ein Asyl zu suchen, seinem Feinde keinen größern Beweis seiner Achtung und seines Vertrauens geben kann. Wie aber hat England solch' eine Großherzigkeit erwidert? Es nahm die Miene an, diesem Feinde seine gastfreie Hand zu reichen, um ihn, wenn er sich guten Glaubens ihm ausgeliefert hat, aufzuopfern.

Napoleon."

Dieser Protest blieb ohne Antwort, und am 8. August wurde „General Bonaparte" als „Kriegsgefangener der verbündeten Mächte" vom „Bellerophon" auf das Kriegsschiff „Northumberland" gebracht, das, befehligt vom Kapitän Roß, begleitet von zwei Fregatten und sieben Briggs, an deren Bord sich das 53. Linien-Infanterie-Regiment befand, mit der Bestimmung, die den Gefangenen bewachende Besatzung

von St. Helena zu bilden, unter dem Oberkommando des Admirals Sir Georges Cockburn auf der Reede von Start-Bayee die Segel lichtete und ungesäumt seine Fahrt nach St. Helena antrat.

Erst am siebzigsten Tage seiner Abfahrt von Plymouth lief der „Northumberland" nach Mühseligkeiten aller Art und nach mehr als einem heftigen Seesturme in den Hafen von Jamestown ein.

Die Insel St. Helena, 2000 Meilen von Europa getrennt, erhebt sich aus dem Weltmeere zwischen Afrika und Südamerika, 400 Meilen vom Kap der guten Hoffnung und 500 Meilen von Südamerika entfernt, als dunkle Inselmasse bis zu einer Höhe von 2700 Pariser Fuß über den Meeresspiegel. Der ganze Umfang dieses Felsen-Labyrinths beträgt nicht mehr als zehn Stunden. Die Insel wurde am 22. Mai 1588 von den Portugiesen entdeckt.

Steigen und fallen ist das Los aller Sterblichen. Auch Napoleon sollte keine Ausnahme machen.

Sein Gefolge bestand aus dem Grafen und der Gräfin Bertrand und deren drei Kindern, dem Grafen und der Gräfin von Montholon und deren einzigem Sohne, aus den beiden Grafen Las Cases (Vater und Sohn) und dem Artillerie-General Baron Gaspard Gourgand. Unter den übrigen befanden sich vier kaiserliche Kammerdiener, Marchand, Saint-Denis, Noverraz und Santini, die beiden Vorreiter, Brüder Archambault, der Haushofmeister Cipriani, der Koch Lepage, der Kellermeister Pierron und der Intendant Rousseau. Der Mameluk Rustan hatte es vorgezogen, seinen Herrn und Gebieter treulos zu verlassen, lieber bei seinen ägyptischen Fleischtöpfen in Paris zu bleiben und sich später für Geld in London sehen zu lassen. Ende 1831 verlieh ihm König Louis Philipp die Postmeisterstelle in Dourdan. Dort starb Rustan, 63 Jahre alt, am 7. Dezember 1845.

Zu den Nichtfranzosen von Napoleons Gefolge gehörte unter anderem der polnische Obrist Friedrich Graf von Piontkowsky, der ihn schon nach Elba begleitet hatte und die Erlaubnis erhielt, Anfang des Jahres 1816 ihm nach Sankt Helena nachfolgen zu dürfen. Napoleons Arzt daselbst war

der Chirurg des „Bellerophon", Sir Barry Edward O'Meara.

An dem Tage, an welchem der Gefangene zu James-Town angelangt war, mußte er, weil noch keine Wohnung für ihn hergestellt war, die erste Nacht bei einem der Bewohner namens Porteus und die folgenden Tage auf dem Landgute eines englischen Kaufmanns namens Balcome wohnen.

Lord Cockburn ließ die Wohnung des „Generals" Bonaparte zu Longwood sofort in Angriff nehmen. Am 8. Dezember war sie vollendet. Zwei Tage später bezog er sie. Auch sein Gefolge wohnte in Longwood mit Ausnahme der Familie Bertrand, die in Huts-Gate ein Obdach gefunden hatte. —

Gleich darauf begann Napoleon seine „Memoiren". Die wichtigsten Ereignisse seines tatenreichen Lebens diktierte er dem Grafen Emmanuel Las Cases, welcher sie, sieben Jahre später, in acht Bänden ans Licht treten ließ.

Von Langeweile gepeinigt, war der Held so vieler Schlachten genötigt, sich jetzt mehr als jemals mit Literatur zu beschäftigen. Er las die Bibel, dann Homer, Ossian und Goethe, welch' letzteren er freilich nur teilweise verstand. Fast täglich spielte er mit einem seiner Exilgefährten eine Partie Schach und fast allabendlich ein Paar Robbers Whist.

Das jährliche Gehalt, das die englische Regierung dem Gefangenen von Longwood ausgesetzt hatte, belief sich ursprünglich auf 8000, später sogar auf 12 000 Pfund Sterling (300 000 Francs).

„General" Bonaparte konnte damit nicht auskommen.

— — — — — — —

Am 15. April 1816 lief in den Hafen von Jamestown die englische Fregatte „Phaëton" ein, an deren Bord sich der Generalmajor Sir Hudson Lowe befand, den der großbritannische Premierminister, Lord Henry Bathurst, zum Nachfolger des bisherigen Gouverneurs, Lord George Cockburn, auserwählt hatte. Im Gefolge Sir Hudsons befand sich der Admiral Pulteney Malcolm und Lowes Adjutant, Kapitän Thomas Readham.

Am Abende desselben Tages ließ der neue Gouverneur

den „General Bonaparte" benachrichtigen, daß er ihn am andern Morgen zu sehen wünsche.

Am 16. April erschien er um neun Uhr, begleitet von seinem Generalstabe, mit großem Geräusch in Longwood. Napoleon weigerte sich, ihn zu empfangen; er bestellte ihn auf den folgenden Tag um zwei Uhr nachmittags. Da erst empfing er seinen Kerkermeister. Gleich nach der ersten Unterredung war zwischen beiden stillschweigend der Krieg erklärt.

Gleich nach seiner Ankunft hatte Hudson Lowe eine Verminderung des Personals in Longwood verlangt. Infolgedessen war Napoleon genötigt, einen seiner vier Kammerdiener — den Corsen Santini — zu entlassen, welcher sich in den Augen Hudson Lowes verdächtig gemacht, ihn (den Gouverneur) ermorden zu wollen. Santinis Ausweisung erfolgte am 18. Oktober 1816. Gleichzeitig mit ihm wurde auch Graf Piontkowsky, der Intendant Rousseau und der jüngere Archambault weggeschickt.

Gegen Ende desselben Jahres mußten, auf Befehl des Gouverneurs, auch Graf Las Cases und Sohn den Gefangenen, dem sie ebenso nützliche als angenehme Dienste durch Lektüre geleistet hatten, die Insel verlassen. Beide wurden am 30. Dezember 1816, ohne sich von ihrem Gebieter verabschieden zu dürfen, nach dem Kap der guten Hoffnung transportiert.

Am 17. Juni 1817 langten auf St. Helena drei schon viele Monate vorher pomphaft angekündigte Personen als Kommissäre der heiligen Allianz an, um sich nach den Bestimmungen des mit England abgeschlossenen Vertrages vom 2. August 1815 (freilich erst nach Verlauf von fast zwei Jahren) zu überzeugen, wie letzteres ihren gemeinschaftlichen Feind und Gefangenen behandele. Der russische Kommissär war Graf Balmain, der österreichische Baron Bartholomäus von Stürmer (welcher, zwei Jahre vorher, den Kaiser nach Elba begleitet hatte), der französische Kommissär war ein Marquis von Montchenu, einer der ausgesprochensten Legitimisten des restaurierten Frankreichs.

Von der Anwesenheit dieser drei Kommissäre, von denen Baron Stürmer fast zwei volle Jahre auf der Insel blieb, hatte Napoleon anfangs eine Erleichterung seiner harten Ge-

fangenschaft gehofft, leider aber früh genug die Ueberzeugung gewonnen, daß auch diese Hoffnung, wie manche andere, ihn bitter getäuscht habe, denn fast alles blieb beim alten.

Doktor O'Meara, ein Mann von Geist und Herz, der mehr als bloß Arzt des „gefesselten Prometheus" gewesen war und für den gefallenen Helden allzu große Begeisterung offenbart hatte, erregte durch seine Anhänglichkeit den Zorn Hudson Lowes, der sich beeilte, ihn ebenfalls auszuweisen. Solches geschah am 18. Juli 1818.

Seit diesem Tage mußte Napoleon, dessen Krankheitszustand sich von Monat zu Monat auffallend verschlimmerte, sich ohne Arzt behelfen.

Sir Hudson Lowe, welcher bei all diesen Ausweisungen die Hoffnung genährt hatte, der Aufsicht unbequemer Mitschuldigen überhoben zu sein, hatte in ihnen Leute verbannt, die, nach Europa zurückgekehrt, vereint ihre Stimmen gegen ihn zu erheben und ihn der krassesten Barbarei gegen Napoleon anzuklagen wagten.

Die ersten Enthüllungen, welche Santini in London gemacht, hatte man anfangs bezweifeln wollen. Bald aber wurden sie durch die Briefe des Grafen Las Cases bestätigt, der vom Kap der guten Hoffnung entwischt und nun gleichfalls nach London gekommen war. Die durch O'Meara veröffentlichte Denkschrift über die Krankheit Napoleons mußte endlich auch die letzten Zweifel darüber zerstreuen. Und so erfuhr jetzt ganz Europa, daß Napoleon unter dem mörderischen Klima St. Helenas und unter den Augen seines Kerkermeisters Hudson Lowe, der ihm tagtäglich neue Kränkungen zuzufügen sich erlaubte, gleichsam gliedweise hinsiechen und langsam absterben mußte.

Napoleon, welcher von England zuerst einen Arzt und dann einen Priester verlangt hatte, erhielt endlich den Doktor Francesco Antommarchi, bisherigen Professor der medizinischen Schule zu Pisa, und auf Intervention des Papstes den alten Abbé Buonavita, Kaplan der Kaiserin-Mutter, und den jungen Priester Vignali, welche beide nach ewig langen Hindernissen am 18. September 1819 gleichzeitig in Longwood eintrafen.

Antommarchi fand Napoleons Zustand höchst bedenklich. Die beiden Priester flößten dem Kranken Trost und Beruhigung ein. Die Krankheit aber machte riesige Fortschritte.

Am 17. März 1821 sagte Napoleon zu Antommarchi:

„Es ist nicht die Schwäche, sondern die Stärke, die mich zu ersticken droht. Vor sechs Jahren," fuhr er fort, den klaren, durchsichtigen Himmel betrachtend, „an einem so heitern Tage wie der heutige, war ich auf dem Rückwege von Elba in Auxerra angelangt. Ich würde geheilt sein, könnte ich den Himmel Frankreichs noch einmal wiedersehen! Hier tötet man mich mit Nadelstichen."

Dann legte er Antommarchis Hand auf seinen Magen und sagte:

„Das ist ein Fleischermesser, das man mir hineingebohrt, und die Klinge haben sie mitten in der Wunde abgebrochen."

Auf die Nacht des 2. Aprils war die Erscheinung eines Kometen angekündigt.

„Une comète fut le signe de la mort de César!" rief der prophetische Geist des neuen Cäsars.

Am 15. April 1821 (am fünften Jahrestage der Ankunft Sir Hudson Lowes) schloß sich das Schlafgemach des hohen Kranken für seine ganze Umgebung. Die einzigen, welche freien Zutritt behielten, waren General Montholon und der Kammerdiener Marchand.

An diesem Tage diktierte Napoleon seinen letzten Willen und setzte beide als Testamentsvollstrecker ein.

Als Antommarchi den Versuch machte, ihn zu trösten, unterbrach er ihn mit den Worten:

„Machen wir uns keine Täuschungen! Ich weiß, wie's mit mir steht . . . ich bin auf's Schlimmste längst gefaßt . . ."

Am 19. April trat ein wenig Erleichterung ein. Seine ganze Umgebung beglückwünschte den Kranken.

„O täuschen Sie sich nicht," sagte Napoleon. „Ich befinde mich wohler, weil der Augenblick meines Endes herannaht. Bald werde ich alles überstanden haben. Wenn ich tot sein werde, wird jeder von Euch die süße Genugtuung haben, nach Europa zurückkehren zu können. Ihr werdet

Eure Verwandten, Eure Freunde und unser schönes Frankreich wiedersehen. Ich aber werde in den leyseischen Feldern des Jenseits meine tapfern Waffengenossen wiederfinden — Kleber, Desair, Bessières, Duroc, Ney, Murat, Massena, Bertier; alle diese Braven werden mir entgegeneilen. Wir werden von unsern Kriegen mit den Scipionen, Hannibals, Cäsaren und Friedrichs unsers Jahrhunderts reden, vorausgesetzt" — fügte er lächelnd hinzu —, „daß man da oben keine Furcht hat, wenn man eine solche Versammlung von Kriegern beisammen sieht."

In diesem Augenblick trat Arnott ein. Archibald Arnott war ein schottischer Militärarzt, welcher Napoleons ganzes Vertrauen besaß.

„Treten Sie näher," sagte der Kranke mit bewegter Stimme zu General Bertrand, der mit seiner Gemahlin und ihrem Sohne Napoleon in der Nähe seines Krankenlagers stand. „Uebersetzen Sie dem Doktor Arnott alles, was ich Ihnen sagen werde, ins Englische; geben Sie alles ganz genau wieder und vergessen Sie nicht ein einziges Wort. — Ich war nach England gekommen," fuhr er in feierlichem Tone fort, „um mich niederzulassen am Herde der britischen Nation. Dort hatte ich loyale Gastfreundschaft erwartet. Ihr aber habt mir Fesseln angelegt. Euer Ministerium ist es gewesen, das für mich diesen abscheulichen Felsen ausgesucht hat, wo sich in weniger als fünf Jahren das Leben jedes Europäers aufzehren muß, um das meinige hier durch Meuchelmord zu endigen. Es gibt keine Unwürdigkeit, aus denen Ihr Euch nicht die Freude gemacht, mein Leben auf jede Weise abzukürzen. Ihr habt weder Briefe noch Nachrichten, weder Zeitungen noch Bücher aus Europa an mich gelangen lassen . . . Mein Weib und Kind haben für mich aufgehört zu leben. In dieser ungastlichen Insel habt Ihr mir als Wohnsitz den höchstgelegenen und am wenigsten geeigneten Ort eingeräumt, wo das meuchelmörderische Klima der tropischen Zone sich am peinlichsten fühlbar macht. Ich habe mich sechs lange Jahre in die ungesunde Luft meiner vier Pfähle einsperren müssen, ich, der ich früher zu Pferde fast ganz Europa durchritten hatte."

Dann schloß er mit den Worten:

„Sterbend in dieser abscheulichen Felsenschlucht, der Meinigen und aller Bedürfnisse beraubt, hinterlasse ich die Schmach und den Schrecken meines Todes der regierenden Familie Englands."

Dies waren die letzten Worte seines unversöhnlichen Hasses. Gleich darauf sank er in Ohnmacht.

Zwei Tage später wurde Vignali gerufen. Abbé Buonavita, der das Klima der Insel nicht länger vertragen konnte, war mit einer frommen Mission an die Kaiserin-Mutter am 21. Januar 1821 von St. Helena abgereist und nach Rom zurückgekehrt. —

Arnott, welcher bei der Ankunft Vignalis zugegen war, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er vernahm, wie außerordentlich gut und genau der Kaiser in alle Zeremonien der Kirche eingeweiht zu sein schien.

Napoleon, dem dieses Lächeln nicht entgangen war, fühlte sich dadurch gekränkt.

„Ich bin weder Philosoph noch Arzt," sagte er zu Arnott, „ich bin ein römisch-katholischer Christ. Ja," sagte er, sich zum Priester wendend, „ich bin in der katholischen Religion erzogen und will alle Pflichten erfüllen, die sie uns vorschreibt. Ich verlange ausdrücklich das heilige Abendmahl; täglich sollt Ihr dort in jenem anstoßenden Zimmer eine Messe für mich lesen. Wenn ich tot bin, sollt Ihr den Altar mit dem Allerheiligsten zu Häupten meines Bettes stellen und fortfahren, Messen für die Ruhe meiner Seele zu lesen."

Dann zog Napoleon den Doktor Arnott näher, um ihm Vorwürfe über seine protestantische Ungläubigkeit zu machen.

In der Nacht vom 21. zum 22. April legte der Sterbende die letzte Beichte ab.

Am 28. April nahm Napoleon seinem Arzte Antommarchi das Versprechen ab, sich durch Autopsie seines Leichnams von der wahren Ursache seines Todes zu überzeugen, sein Herz herauszunehmen und es nach Italien zu bringen, „à sa chère Marie Louise".

Tags darauf gab Antommarchi dem Kaiser frisches Wasser zu trinken aus einer Quelle, die eine Stunde von Longwood silberklar hervorrieselt. Erquickt durch die Frische dieses Labetrunks, sagte Napoleon zu der Gräfin Bertrand, die weinend an seinem Bette saß:

„Dies ist die erste Labung, die ich seit langer Zeit hier genossen habe. Falls ich mich noch einmal erholen sollte, will ich jener wohltuenden Quelle ein Denkmal meines Dankes setzen; aber sterbe ich hier, dann soll meine irdische Hülle — falls man sie weder in Corsica, in der Kathedrale von Ajaccio, oder in Frankreich an den Ufern der Seine beizusetzen erlaubt — dort ausruhen, wo jene Quelle dieses Wasser ausprudelt, das so rein, so frisch und so süß wie ein Gruß aus der fernen Heimat ist."

Nachts vorher hatte Napoleon dem Grafen Montholon den Brief diktiert, durch welchen er seinen Tod dem Gouverneur Hudson Lowe, seinem unerbittlichen Todfeinde, angezeigt zu sehen wünschte.

Am 3. Mai erhielt Napoleon das heilige Abendmahl.

Am 4. Mai erhob sich ein wütender Orkan. Dunkelschwarze, finster grollende Wolken, welche sich auf den zackigen Felsenkuppen drohend zusammengeballt hatten, stiegen wie unheimliche Rachegeister in die Tiefen des schwül aufseufzenden Tales der Insel hernieder. Der Regen fiel in Strömen herab. Von den Abhängen der Berge rauschten wildbrausende Bäche hinab. Eine Trauerweide des von Napoleon eigenhändig gepflegten Gartens, unter deren Zweigen er auszuruhen gepflegt, wurde vom Sturme geknickt. Ihr folgten bald auch andere Bäume. Nur ein Gummistrauch leistete tapferen Widerstand; alle übrigen aber waren rasch entwurzelt.

Die Heftigkeit des Ungewitters entriß den Sterbenden nicht dem Todesschlummer, der ihn bereits umfangen hielt. Napoleon schien süße Visionen zu haben: er lächelte wie ein schlafendes Kind.

So rückte der 5. Mai heran. Der Verfasser des „Ring

des Nostrodamus" schildert die letzten Stunden des „gefesselten Prometheus" wie folgt:

Es war nachmittags gegen fünf Uhr. Der Kaiser war kurz vorher eingeschlafen. Neben seinem Bette saß Gräfin Bertrand. Mit ängstlicher Sorge schien sie seine Atemzüge zu zählen und jede seiner Mienen zu belauschen. Nicht fern von ihr stand Marchand. Sein tränenfeuchtes Auge weilte auf dem bleichen Antlitze seines Herrn. Im Nebenzimmer sprachen Bertrand und Montholon mit dem Doktor Antommarchi. (General Gourgaud hatte acht Wochen vor Napoleons Tode St. Helena verlassen und war, mit einem Passe des Kanzlers Pasquier versehen, am 20. März 1821 nach Frankreich zurückgekehrt.)

„Sie glauben also wirklich, daß es Magenkrebs ist?" fragte Graf Montholon.

„Ich glaube es nicht bloß, General; ich bin sogar fest überzeugt davon," erklärte der Arzt mit großer Bestimmtheit.

„Und wodurch entsteht diese böse Krankheit?" fragte Bertrand.

„Sie ist die nicht ungewöhnliche Folge eines Lebens, das vielen Kummer und Aerger zu ertragen gehabt hat."

„Der Schurke Hudson Lowe ist der giftgeschwollene Krebs, der an dem Leben des Kaisers nagt," erklärte Monthalon zähneknirschend. „Sechs lange Jahre schmachtet der Kaiser in diesem ungesunden, glühendheißen Felsenkerker. Jeder Tag bringt ihm neue Kränkung, neue Schmach, neue Demütigung. Gestern begehrte der Kaiser ein Bad. — „Sie haben schon morgens eins genommen," entgegnete Sir Hudson Lowe, „das Wasser ist rar auf dieser Insel." — Zornröte übergoß das Antlitz des Kaisers; seine Augen schleuderten tiefverwundende Pfeile; bitterer Spott durchzuckte jede seiner Mienen. — Schreiben Sie, Montholon, rief Napoleon, dessen Stimme wie grollender Donner klang, schreiben Sie: „Die Schmach der englischen Regierung (diktierte er) besteht nicht allein darin, daß sie mich nach Sankt Helena verbannt, sondern noch weit mehr darin daß sie einen so elenden Menschen, wie diesen Sir

Hudson Lowe, hier zu meinem Kerkermeister auserkoren hat. Seinen Namen übergebe ich der Verwünschung aller Völker."

Napoleon sank erschöpft auf's Bett zurück. Dann begannen die Delirien des Todes. Weißer Schaum trat auf seine Lippen. Er röchelte nur einzelne unzusammenhängende Worte: Tête . . . Armée . . . Marie Louise . . . ah, mon Dieu . . . dann hauchte er den letzten Seufzer aus. Sein Leichnam, in einen vierfachen Sarg eingeschlossen, ward am 8. Mai zu Huts-Gate beigesetzt.

Als im Jahre 1821, bald nach dem Tode des Kaisers, das erste Bild Sir Hudson Lowe's in die Hände der Gräfin Kielmannsegge geriet, versuchte sie alle Schmach, die der „irische Gefängniswärter" dem „korsischen Märtyrer von Sankt-Helena" zugefügt hatte, dadurch zu rächen, daß sie Lowe's Porträt in ihrem „Cabinet secret" aufhing. Dort prangte es neben den Bildnissen Wellington's und Castlereagh's, die die Urheber seines Untergangs gewesen sind. Nach dem Tode Napoleon's verließ die Gräfin ihr Gut Schmochtitz, kehrte nach Dresden zurück und kaufte sich bald darauf in Reisewitz bei Plauen an. Hier lebte sie getrennt von ihrem Gemahle, der kurz darauf, nachdem das Gerücht von ihrer heimlichen Entbindung von einem Sohne — dessen Vater Kaiser Napoleon I. war — und der unter dem Namen Ernst Graf, nach einer Jugend, die an die des Findlings Caspar Hauser erinnert, in Dresden als Lohndiener lebte, von der Gräfin aber verleugnet und, aber, durch den in dieser Erzählung vielgenannten Liesenberg über seine Mutter unterrichtet, sie in ihrem Reisewitzer Schlößchen aufsuchte, mit Hunden vom Hofe gehetzt wurde, dann — nach einem vergeblichen Versuche, in Frankreich anerkannt zu werden — eine kleine Unterstützung von der sächsischen Regierung erhielt, zuletzt aber arm und in Elend in Dresden starb. Seine Mutter, die Gräfin Kielmannsegge, hatte von ihrem einst sehr bedeutenden Reichtum nur Trümmer in ihr hohes Alter — sie starb vierzig Jahre später als der von ihr „ewig geliebte" Kaiser — hinübergerettet, auch zu ihm gedrungen war, sich gerichtlich von ihr scheiden ließ, zurückgezogen von der Welt, in fast klösterlicher Einsamkeit, und ihr Umgang beschränkte

sich auf zwei Freunde, die nicht müde wurden, sie zu trösten. — Als fünf Jahre nach dem Ableben Napoleon's auch Baronet Horace Cunningham am 18. August 1826 auf einem Spazierritte von Dresden nach Plauen, zehn Minuten von Reisewitz, infolge eines heftigen Sturzes vom scheu gewordenen Pferde seinen frühzeitigen Tod fand, war der großherzoglich-sachsen-coburgische Legationsrat Joseph Grassi der letzte, mit welchem sie Umgang pflog. Grassi besuchte sie beinahe täglich. Beide lebten wie Baucis und Philemon: der ewig jugendliche Geist der Gräfin verklärte mit seinem Strahlenglanze die trüben Herbsttage des Künstlers, der an ihr bis zum letzten Hauche seines Lebens mit wahrhaft väterlicher Treue hing. In Reisewitz war's, wo Grassi im Frühling des Jahres 1827 seine Freundin zum zweiten Male durch die Macht seiner Farben verjüngte. Er malte sie im mythologischen Costume einer Egeria, deren begeistertes Auge auf dem Bilde des altrömischen Königs und Gesetzgebers Numa Pompilius ruht, in welchem Jeder sofort die Züge ihres auf Sankt-Helena „gekreuzigten Heilands" erkennen muß. Bald darauf (am 5. Mai 1827), gerade am Todestage Napoleon's, starb der treueste Anhänger des verstorbenen Kaisers, König Friedrich August der Gerechte, im Alter von fast siebenundsiebzig Jahren und im neunundfünfzigsten Jahre seiner Regierung.

Biblioteka Śląska
Biblioteka Sejmu Śląskiego